Göttingische gelehrte Anzeigen.

Unter der Aufsicht

der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Der erste Band

auf das Jahr 1824.



Göttingen,

gedruckt bey J. C. Baier.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

1. Stück.

Den 1. Januar 1821.

Paris.

De l'Eglise Gallicane dans son Rapport avec le souverain Pontife, pour servir de suite à l'Ouvrage intitulé: Du Pape: par l'auteur des Considérations sur la France. 1821. S. 350 in 8.

Réclamations pour l'Eglise de France et pour la verité contre l'Ouvrage de Mr. le Comte de Maistre intitulé: du Pape, et contre la suite ayant pour titre: De l'Eglise Gallicane dans son rapport avec le souverain Pontife — par Mr. l'Abbé Baston, Docteur de Sorbonne. T. I. S. XXIII. 347 in 8.

So ermüdend und noch etwas mehr als nur ermüdend es nach gerade für die auswärtigen Beobachter wird, dem leidenschaftlichen Streite der Parteyen in dem immer noch gährenden und bewegten Frankreich zuzusehen, bey welchem jedoch glücklicher Weise kein Blut mehr, sondern nur Tinte vergossen wird, so stößt man dennoch zuweilen auf den Anblick eines Kämpfer-Paares, bey dem man mit

eben so viel Vergnügen als Theilnahme verweilt, weil schon die Wahrnehmung des gleichen oder ungleichen Maaßes von Kraft und Stärke, der Kunst und Gewandtheit, welche in dem Kampfe aufgewandt wird, die Aufmerksamkeit fest hält. Einen solchen Anblick hoffen wir aber unsern Leser verschaffen zu können, wen wir sie mit dem Inhalt der vorliegenden zwey Streitschriften etwas näher bekannt machen, deren Gegenstand auch schon an sich, wenigstens für die katholische Kirche von hoher Wichtigkeit und durch den zwey Jahrhunderte hindurch darüber geführten Kampf noch wichtiger geworden ist. Freylich müssen wir voraussagen, daß er auch durch diese Schriften seiner Entscheidung nicht näher gebracht worden ist, allein der Punkt worüber eigentlich dabey gestritten wird, ist darin mit einer viel ehrlicheren und furchtloseren Offenheit von der einen Partey — von der Andern aber mit einer genauern Bestimmtheit festgestellt, als es sonst in ähnlichen Schriften geschehen ist, und schon dieß muß sie für jeden mit der frühern Geschichte des Streits etwas bekannten Leser in einem hohen Grade interessant machen.

Der Verf. der ersten Schrift, Hr. Graf de Maistre, ehmahliger sardinischer Minister, durch seine Soirées de Petersbourg, schon als geistvoller und scharfsinniger Schriftsteller, aber auch als der eifrigste und entschiedenste Vertheidiger des starresten politischen und kirchlichen Ultraismus bekannt, gab im Jahre 1819 eine auch in unsern Blättern angezeigte Schrift: von dem Pabste: heraus, worin er im besondern das Grund-Princip des kirchlichen Ultraismus, das Grund-Princip des Papal-Systems mit einer furchtbar-furchtlosen, vor keiner seiner Folgen erschreckenden Kühnheit als das einzig haltbare, und den Forderungen der Vernunft, wie den Forderungen und dem Geiste des Christenthums

einzig entsprechende aufstellte. Er unternahm es zu demonstriren, daß in der christlichen Kirche nach ihrer Natur und nach der Anordnung ihres Stifters keine andere als eine monarchische Regierungs-Form statt finden könne, und wenn er auch noch zugab, daß ihr etwas von dem aristokratischen Element beygemischt seyn möchte, so bestand er doch darauf, daß dem Pabste die volle Souverainetè oder die absolute Suprematie darüber zukomme, daß ihm daher auch nothwendig der Vorzug der Infallibilität und Unfehlbarkeit beygelegt, und daß er eben so nothwendig nicht nur über alle andre Bischöfe, sondern auch über die Gesammtheit aller andern Bischöfe, mithin auch über ein allgemeines Concilium, gestellt werden müsse. Schon in dieser Schrift verbarg es dabey der Hr. Graf gar nicht, daß es ihm vorzüglich darum zu thun sey, diese Behauptungen den Ansichten der gallicanischen Kirche und ihrem Episcopal-System gegenüber zu stellen: seinem ersten Plane nach sollte daher auch die vorliegende Schrift, worin dieß kunstmäßig und ausschließend von ihm gethan wurde, nur einen integrirenden Theil, oder wie er in der Vorrede angibt, nur einen besondern Abschnitt von jener ausmachen; nach reiferer Ueberlegung fand er es aber für besser, diesen Abschnitt als eine eigene Schrift erscheinen zu lassen, wahrscheinlich weil er hoffte, daß sie in dieser Form einen stärkern Effect machen würde. Wenigstens aus einigen Proben, die wir hier von der Polemik des Hrn. Grafen geben können, wird es sehr sichtbar werden, daß er sich auf die Berechnungs-Kunst des Effects trefflich versteht.

Das erste Kapitel des ersten Buches — denn das Werk ist in zwey Bücher getheilt — eröffnet sich mit der Frage: Warum man von einer gallicanischen Kirche in einer Beziehung spreche, in welcher doch kein Mensch daran denke, von einer spanischen, von

einer italiänischen oder von einer polnischen Kirche sprechen zu wollen. Schon dabey wird bemerklich gemacht, daß in der Opposition, welche der Name in dieser Beziehung gewöhnlich bezeichnen sollte, eine sehr große Inconsequenz liege, doch wird auch erinnert, daß der unselige Geist dieser Opposition nicht der ganzen französischen Kirche zur Last gelegt werden dürfte, da es sich in der Geschichte nur zu offen darlege, durch wen er zuerst in Frankreich aufgeregt, und hernach fortdauernd genährt und unterhalten worden sey. Das erste erzeugende Princip davon findet er nun Cap. II. in den von Calvinischem Gift angesteckten Parlamenten, welche die unbeschränkte Acceptation der Tridentinische Synode in Frankreich verhindert hätten, so stark auch von den gesammten französischen Bischöfen darauf gedrungen worden sey. Die Standrede, welche bey dieser Gelegenheit dem Pariser Parlament im besondern gehalten wird, schließt sich S. 15 mit nichts geringerem als mit der Versicherung, daß es durch die Coalition, in die es sich nach einander mit dem "Calvinismus, mit dem Jansenismus, und mit der neuern Philosophie gegen „Rom eingelassen habe, ein durchaus antikatholischer „Körper in seiner Totalität geworden sey, durch „welchen Frankreich unfehlbar in ein völliges Schisma hineingestüzt worden seyn würde, wenn es nicht „der Instinct des Hauses Bourbon und der aristokratische Einfluß des höhern Clerus verhindert „hätte." Noch schlimmer kommen aber doch die Jansenisten weg, die Cap. III. als die Haupt-Urheber jenes Oppositions-Geistes ausgezeichnet werden, denn im Eingange des Cap. S. 18 wird versichert, und am Schlusse S. 27 wird wiederhohlt, daß der Teufel seit dem die Kirche gestiftet sey, keine außerordentlichere aber, auch keine gottlosere und verderblich-gefährlichere Ketzerey als die jansenistische ausgebrütet habe. Was hier als der Grund-Irr-

thum des Jansenismus ausgehoben ist, mag richtig genug aufgefaßt seyn. Etwas wahres mag auch an der S. 28-30 ausgeführten Bemerkung seyn, daß Thom. Hobbes sein schreckliches System auf das nemliche Princip baute: nur ist die unverholene Absicht der Bemerkung, den Jansenismus dadurch verhaßter zu machen, des geistvollen Gegners unwürdig, und der S. 31 so boshaft hingeworfene Wink von der Möglichkeit, daß einer von dem andern seinen Irrthum entlehnt haben könnte, war sehr unbedachtsam: denn mußte er nicht auch die Quelle verdächtig machen, aus welcher, wie die ganze Welt wußte, Jansenius ihn geschöpft haben wollte und auch Hobbes geschöpft haben könnte. Dafür war es ganz in der Ordnung daß er jetzt das Institut von Portroyal als das Haupt-Instrument, durch welches der Jansenismus würkte, ganz besondres heraushob, und von S. 34-109 dabey verweilte. Als Probe seiner Manier mag hier die ganze Stelle gegeben werden, worin er die Entstehung des Instituts beschreibt, und die Möglichkeit des ungeheuern Einflusses, zu dem es gelangte, erklärt. "Quelques sectaires mélancholiques — heißt es „S. 34 — aigris par les poursuites de l'autorité, „imaginèrent de s'enfermer dans une solitude, „pour y bouder et travailler à l'aise. Semblables aux lames d'un aimant artificiel, dont la „puissance resulte de l'assemblage, ces hommes, „unis et serrés par un fanatisme commun, pro„duisent une force totale capable de soulever „les montagnes. L'orgueil, le ressentiment, la „rancune religieuse, toutes les passions aigres et „haineuses se déchaînent à la fois. L'ésprit de „parti concentré se transforme en rage incura„ble. Des ministres, des magistrats, des sça„vans, des femmelettes du premier rang, des reli„gieuses, tous les ennemis du S. Siége, tous „ceux de l'unité, tous ceux d'un ordre célèbre,

„leur antagoniste naturel, tous les parens, tous „les cliens des premiers personnages de l'asso„ciation s'allient au foyer commun de la revol„te. Ils crient, ils s'insinuent, ils calomnient, „ils intriguent, ils ont des imprimeurs, des „correspondances, des facteurs, une caisse pu„blique invisible. Bientôt Port-royal pourra „desoler l'Eglise Gallicane, braver le Souve„rain Pontife, impatienter Louis XIV. influer „dans ses Conseils, interdire les imprimeries à „ses adversaires, et imposer enfin à la supré„matie". Von den Schriftstellern Portroyals, besonders von Arnault und Pascal, wird mit einer Bitterkeit gesprochen, die auch dem gerechten Tadel, der sie hin und wieder trifft, etwas gehässiges beymischt. Der Verf. kann es der Welt gar nicht verzeihen, daß sie jetzt noch nach anderthalb Jahrhunderten, so viel Vortreffliches in ihren Schriften finden will. Er kann es nach S. 59 selbst dem bekehrten La Harpe nicht verzeihen, daß er nur die Elementar-Bücher, welche von einigen jener Schriftsteller zum Gebrauch der Schulen verfaßt wurden, den jesuitischen vorzog, und beruhigt sich am Ende bloß damit, daß es doch unbestreitbar sey — que toute l'érudition, toute la Theologie, toute la morale, et toute l'éloquence de Portroyal palissent devant le Pline de Hardouin, les Dogmes théologiques de Petau, et les Sermons de Bourdaloue. Leichter läßt sich ihm der kalte lächlende Spott verzeihen, womit er von dem Verfahren der Regierung gegen die Nonnen von Portroyal spricht. Bey der tragischen Schilderung, die Racine in seiner Geschichte von Portroyal machte, siehet man sich allerdings zu dem Glauben verleitet, daß von irgend einem gräßlichen Auftritte der alten Geschichte, von einer mit Sturm eroberten Stadt in den Jahrhunderten der Barbarey oder von einem rö-

mischen Proconsul aus den Zeiten der Diocletiani-schen Verfolgung die Rede sey, der eine Schaar heiliger Jungfrauen aus den Armen ihrer Mütter auf das Schaffot oder in das Gefängniß reissen ließ, und doch — heißt es S. 97 — "ist es nur „Ludwig XIV, der auf den Antrag seines Staats- „und seines Gewissen-Raths ein Paar junge Mäd- „chen aus dem Kloster zu Portroyal, wo ihnen „unfehlbar die Köpfe verrückt worden seyn würden, „gewaltsam hinwegnehmen ließ, um sie — um sie „ihren Eltern zurückzuschicken"! Quis talia fando temperet à lacrimis . . .? Dafür zeigt sich der consequente Katholik in Lebens-Größe in den Beobachtungen sur la vertu hors de l'Eglise, die der Verf. in einem eigenen Kapitel S. 98-102. einzuschieben für gut fand: die Quellen des unversöhnlichen Hasses, mit welchem Ludwig XIV. bis in seinen Tod hinein die Secte verfolgte, fand er aber S. 103 gewiß sehr richtig in demjenigen, was er hier seinen bon sens royal und seinen tact souverain nennt: die Schluß-Apostrophe hingegen, womit er S. 109. 110. von den Jansenisten Abschied nimmt, müssen wir unsern Lesern auch noch im Original geben. Nachdem er nehmlich noch daran erinnert hat, daß auch "le fameux usurpateur, qui „a fait de nos jours tant de mal au monde, gui- „dé par ce seul instinct, qui meut les hommes „extraordinaires, ne pouvait pas souffrir le Jan- „senisme, et que parmi les termes insultans, „qu'il distribuoit autour de lui assez liberale- „ment, le titre de Janseniste tenoit à son sens „la premiere place" und nachdem er noch bitterer daran erinnert hat, daß es der Jansenismus war, der auf dem ersten National-Convent die Constitution civile du Clergé entwarf, und dem unglücklichen Ludwig XVI. ihre Bestätigung abdrang, so gießt er noch seine ganze Zorn-Schaale über ihn

in dem folgenden Strome aus: "Que les Souve„rains de la France veillent attentivement „sur le Jansenisme! Tant que la serpe royale „n' aura pas atteint la racine de cette plante „vénéneuse, elle ne cessera de tracer dans le „sein d'une terre, qu'elle aime, pour jeter en„suite plus loin ses dangereux rejetons. Le pro„teger, l'épargner même seroit une faute énor„me. Cette faction dangereuse n'a rien oublié „depuis sa naissance, pour diminuer l'autorité „de toutes les puissances ecclésiastiques et sé„culaires, qui ne lui étoient pas favorables. „Tout Français, ami des jansénistes est un sot, „ou un janséniste. Quand je pourrois pardon„ner à la secte ses dogmes atroces, son caracté„re odieux, sa filiation et sa paternité égale„ment deshonorantes, ses menées, ces intrigues, „ses projets et son insolente obstination, jamais „je ne lui pardonnerois son dernier crime, ce„lui d'avoir fait connoitre le remords au coeur „céleste du Roi martyr. Qu'elle soit à jamais „maudite, l'indigne faction qui vint profitant „sans pudeur, sans delicatesse, sans respect, „des malheurs de la Royauté esclave et profa„née, saisir brutalement une main sacrée, et „la forcer de signer ce qu'elle abhorroit. Si „cette main, préte à s'enfermer dans la tombe, „a crû devoir tracer le temoignage solemnel „d'un profond repentir, que cette confession subli„me consignée dans l'immortel testament, retombe „comme un poids accablant, comme un anathème „éternel sur ce coupable parti, qui la ren„dit nécessaire aux yeux de l'innocence augu„ste". Jetzt kommt aber im B. II. zuerst Ludwig XIV selbst mit seinen Händeln mit den Päbsten an die Reihe, welche die berufene Versammlung des französischen Clerus vom J. 1682 mit seiner

unglücklichen Declaration und seinen vier Artikeln herbey führten, durch die nun, die Opposition der französischen Kirche gegen den römischen Stuhl gewissermaßen legalisirt, und zur National Sache gemacht wurde. Zum Eingang seiner Anklage-Akte wählte der Hr. Gr. S. 3 die Worte womit Massillon seine Trauer-Rede auf Ludwig XIV eröffnete, Dieu seul est grand, mes freres! wovon er mit der mildesten Wendung zu dem Beweis übergehen konnte, daß es Louis le grand nicht immer war. Bey diesem Beweise hat er jedoch der schonenden Ehrfurcht für den Monarchen nichts von der Wahrheit aufgeopfert, und wenn es auch nur sein tieferer Respekt vor dem Pabste war, der ihn bey dem Aufdecken der Schwächen und Fehler eines Königs so freymüthig machte, so muß ihm doch jeder unbefangene Beurtheiler darin beystimmen, daß das Verfahren Ludwigs sowohl in dem Streit über die Quartier-Freyheit als über das Recht der Regalie, worein er mit dem Pabste verwickelt wurde, eben so schreiend ungerecht, als beleidigend übermüthig war. Man kann ihm auch darin noch beystimmen, daß das Bettagen der französischen Bischöfe dabey ihres Charakters höchst unwürdig, und besonders ihr erstes von Bossuet aufgesetztes Schreiben an den Pabst worin sie ihn ersuchten de céder aux volontés du plus catholique des rois — eine äußerst klägliche Auskunft war, noch gerner wird man ihm jedoch in der Entschuldigung beystimmen, die er in der sehr viel wahres enthaltenden Note S. 123. für sie beybringt, und unbedenklich mag man ihm endlich auch noch zugeben, daß die von dem Könige veranstaltete Versammlung des Clerus, und der dieser Versammlung ertheilte Auftrag, die Meinung der französischen Kirche von der Autorität des Pabstes zu fixiren und auszusprechen, die unüberlegteste und inconsequenteste Maaßregel war, von der sich keine andere als die nachthei-

lichsten Folgen voraussehen ließen. Mag man es daher auf Boßuets Angabe glauben oder nicht glauben, daß es vorzüglich der Rath Colberts war, der den König dahin bestimmt hatte, und mag man auch dazu nehmen, daß der König voraus darauf rechnen konnte, seine Bischöfe würden nur nach seiner Eingebung stimmen und sprechen, denn dadurch wird die Sache nicht verändert: aber deßwegen könnten sich doch die Schlüsse, welche sie wirklich faßten, und die Declaration, welche sie aufstellten, an sich und nach ihrem inneren Gehalt betrachtet, immer noch vertheidigen lassen; und davon allein hängt der Streit des Hrn. Grafen mit seinen Gegnern ab.

Der Verfasser hat es seinerseits übernommen den Beweis zu führen, daß jeder der berüchtigten vier Artikel, welche die Declaration vom J. 1682 in sich hielt, entweder gar keinen oder nur einen falschen und irrigen Sinn habe, der auf der einen Seite zu den absurdesten Folgen führte, und auf der andern zu den gefährlichsten mißbraucht werden könne. Freylich geht dabey der feinere Weltmann nicht mit der pedantischen Genauigkeit des schulgerechten Logikers zu Werke, sondern wirft nur im Vorübereilen Winke von Zweifeln und Einwürfen oder Sarcasmen gegen die von der Gegenparthey vorgebrachten Gründe hin, aus denen sich der Leser selbst dasjenige, was er von ihm gefolgert haben will, herausziehen mag. So begnügt er sich bey dem ersten Artikel, worin dem Pabste, als solchem jede weltliche Gewalt abgesprochen wird, bloß der elenden Gemeinplätze zu spotten, welche man aus einigen Schriftstellen, wie: Mein Reich ist nicht von dieser Welt — Gebt dem Kayser was des Kaysers ist — Jede Seele sey unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat — Jede Gewalt ist von Gott — dafür vorgebracht habe, wo-

bey er bloß in einer Note S. 158=141 mit einem Wort angibt, wie viel leichter und natürlicher gerade das Gegentheil darin gefunden werden könnte. So wird zu dem Ausspruch Pauli: Jeder Mensch sey unterthan einer höhern Gewalt! bloß von ihm hinzugesetzt: "Und vor allen der Gewalt des Pabstes, welche eine der erhabensten ist!" Bey dem Ausspruch: jede Gewalt ist von Gott! bemerkt er denn eben so kurz: und namentlich die Gewalt seines Vikars "Bey der Stelle: Mein Reich ist nicht von dieser Welt! gibt er gelegenheitlich der Exegese überhaupt eine nützliche Lehre. Im Grund=Texte, sagt er, sey das in einigen Uebersetzungen ausgelassene Wörtchen nunc – *νυν* eingerückt, und damit könnte Christus in dieser Stelle auch nur haben sagen wollen, daß seyn Reich für jetzt nicht von dieser Welt sey. Zwar sey ihm wohl bekannt, daß das Wörtchen *νυν* auch eine andere Beziehung zulasse, aber es könne doch hier auch in dieser genommen werden, denn wer möge denn wissen, ob nicht Christus absichtlich damit auf ein Geheimniß habe hindeuten wollen, das erst in der Folge enthüllt werden sollte, mithin sollte die Exegese über den Sinn einer solchen Schriftstelle wenigstens niemahls so weit entscheiden, daß sie sich Folgen daraus zu ziehen erlaubte. Hier aber — sagt er endlich noch dazu, beweise ohnehin dieser Text gar nichts, denn so gut man dem Pabste seine weltliche Macht dadurch absprechen könne, so gut lasse sich auch jedem Dorf=Pfarrer der rechtmäßige Besitz seines Gartens dadurch streitig machen, weil ja auch jeder Garten in der Welt von dieser Welt sey. Am Schlusse beklagt er es jedoch noch besonders als eine unentschuldbare Unklugheit der französischen Bischöfe, daß sie sans motif et sans mission — ohne Veranlassung und ohne Beruf — diese Frage von der weltlichen Gewalt des Pabsts zu berühren und zu entscheiden ge-

wagt hätten, und dabey begreift man nicht gut was er mit dem sans motif et sans mission haben will. Sie waren ja von ihren Monarchen dazu aufgefordert, und dieser konnte ihnen ein sehr starkes Motif vorhalten, da man ihn schon von Rom aus nicht undeutlich mit dem Banne bedroht hatte

Bey dem Art II. worin die Superiorität der allgemeinen Concilien über die Päbste behauptet ist, beruft sich der Vr. S. 142 nur auf dasjenige, was er schon in seiner Schrift von dem Pabste über die ungeheure Absurdität dieser Behauptung und des Streites darüber ausgeführt habe. Er will dort erwiesen haben, daß es um die ganze Existenz der Kirche gethan sey, sobald man annehmen wollte, daß es ein allgemeines Concilium ohne den Pabst geben könne, also die Gegenwart und die Zustimmung des Pabstes wesentliches und nothwendiges Erforderniß bey jedem allgemeinen Concilio sey, und nun fragt er bloß: ist es nicht Unsinn, nur davon zu sprechen, ob der Pabst über dem Concilio oder das Concilium über dem Pabst sey? und die in dem dritten Artikel aufgestellte kindische Theorie von einer durch die Canonen beschränkten Gewalt des Pabstes behauptet er S. 143 ebenfalls schon in ihrer ganzen jämmerlichen Blöße ausgestellt zu haben: bey dem vierten Artikel zeigt er aber ausfürlicher, daß er nicht nur seinem Inhalte nach der verwerflichste, sondern auch der Form nach am schlechtesten gefaßt sey. Wenn nehmlich in diesem versichert wird, daß der Pabst in Glaubens-Sachen (in quaestionibus fidei) die vornehmste Autorität habe — summi pontificis praecipuas esse partes — daß seine Decrete darüber alle Kirchen zusammen und jede einzelne angehen, ad omnes et singulas ecclesias pertinere — daß sie aber doch nicht irreformabel seyn, — nisi ecclesiae consensus accesserit, so ließ sich das unbestimmte und unbestimm-

bare dieser Ausdrücke, so wie das physisch=unmögliche der Bedingung, von welcher alles dabey abhängig gemacht wird, allzuleicht in ein eben so wahres als starkes Licht setzen, als daß er der Versuchung dazu hätte widerstehen können. Noch leichter fand er es jedoch das Verfahren der französischen Bischöfe bey ihrer Declaration von einer andern Seite her als unentschuldbar darzustellen, indem er sie nur an die Veranlassung dazu erinnern durfte. Sie wollten dadurch der Gewalt des Pabsts Gränzen setzen, welche ihrem Vorgeben nach durch die Canonen geregelt und gemäßigt werden sollte. "Aber — fragt er — was hatte „der Pabst gethan um diesen gewaltsamen Aufstand „der französischen Kirche zu verdienen. — Er hatte „nur für die Aufrechterhaltung dieser Canonen ge„eifert, welche ihre Bischöfe zu vertheidigen zu feig „waren. Es waren die eigenen Canonen der gal„licanischen Kirche, es wären ihre ältesten Gesetze, „Grundsätze und Gewohnheiten, welche sie unter „ihren Augen durch ihren König auf eine Art ver„letzen ließen, an der selbst erleuchtete und unter„richtete Protestanten sich ärgerten. Es war der „Pabst, der an ihrer Stelle der Gewalt trotzte, vor „der sie verstummten, und in dem Augenblicke, da „er sich für ihre Canonen aufopferte, beschlossen sie, „daß er selbst kein Recht habe, dagegen zu handeln, „und daß sie von niemand als von ihrem Könige „verletzt werden dürfen". S. 150. 151. Was hingegen von Folgen und Wirkungen aus der Declaration ausgeflossen sey, und nothwendig habe ausfließen müssen, dieß meint der Hr. Graf, sey doch in der Revolution der ganzen Welt wahrnehmbar geworden; wenigstens werde gewiß — wird S. 166. versichert — "noch der Tag kommen, wo es die „ganze Welt einsehen werde, daß alle die revolutionäre Theorieen, welche in den letzten dreyßig Jah„ren, so verderblich für die Menschheit geworden

„seyen, sich bloß aus den vier Artikeln der galli„canischen Kirche, und zwar mit einer streng=lo„gischen Consequenz entwickelt hätten". Fast rüh„rend ist es aber, wenn er hier bey der Erwähnung der schonenden Mäßigung, welche der Pabst bey die„ser Gelegenheit, gegen die französischen Bischöfe ge„zeigt habe, in einer eigenen Note alle dissidiren„de Parteyen, und also auch uns Protestanten er„mahnt, sie sollten es sich doch zu Herzen gehen „lassen, mit welcher Sanftmuth und Milde, und „welcher liebevollen Zurückhaltung aller harten Maaß„regeln — suspensions, qu'on pourroit nommer „amoureuses — die Päbste, von denen sie so viel „Böses gehört hätten, immer zuerst nach einem ih„nen eigenen indeleblen Charakter mit allen Ketzern „wie z. B. Leo X. selbst mit Luthern verfahren sey, „ehe er den Bannstrahl auf sein schuldiges Haupt „habe fallen lassen".

Nach diesem glaubt indessen der Verf. doch auch beweisen zu können, daß die Declaration niemahls eine wirkliche Rechtskraft für die französische Kirche gehabt und erlangt habe. Sie wurde ja von dem Könige schon im J. 1683 förmlich genug in seinem bekannten Schreiben an den Pabst zurückgenommen, das freylich erst etwas spät bekannt gemacht wurde S. 161=163. Sie wurde noch förmlicher von den französischen Bischöfen zurückgenommen, denn dieß geschah selbst durch die Unterschrift einer Retractations=Formel, die man ihnen von Rom aus zugeschickt hatte. S. 175=182. Sie war aber auch in Frankreich selbst niemahls gehörig autorisirt worden, denn der König gestattete nicht, daß sie gedruckt werden durfte, S. 183. und von dem J. 1710 wurde nicht einmahl das Protokoll von den Verhandlungen, oder der procès verbal in dem Archive deponirt. Die Autorität von Bossuet kann auch nicht dafür angeführt werden, denn es ist historisch=

erweißlich, daß Bossuet die unseligen vier Artikel nicht vorgeschlagen hatte, sondern nur bey ihrer Redaktion die Feder führte, um sie weniger empörend zu machen, S. 193 flg. und die unglückliche Vertheidigung der Declaration, die sein unwürdiger Neffe so lange nach seinem Tode in das Publicum brachte, kann in einem gewissen Sinne gar *nicht* für sein Werk gehalten werden. S. 196-213. Nach diesem kommt der Hr. Graf aus Veranlassung einer Stelle Bossuets gegen die Jansenisten und gegen die Jesuiten noch einmahl zu den letztern, und besonders zu den Streitigkeiten, über ihre Moral zurück, wo man sich endlich nicht ohne Vergnügen bey demjenigen verweilen wird, was er S. 258 250. nicht zur Vertheidigung, sondern nur zur Entschuldiguug des Ordens anbringt — wenn auch nur wegen der Kunst, womit zugleich die höchste Lobpreisung des Ordens hinein geflochten ist, "Il est impossible, qu'une Societé aussi nombreuse, aussi active — brûlant de foi, de zèle et de prosélitisme, n'existant, que pour faire des conquêtes à l'eglise — et qui avoit transporté dans ses bannières la devise apostolique: Tout à tous! il est impossible, qu'un tel ordre n'ait pas produit de loin en loin quelques hommes — trop enclins à soumettre la morale rigide et inflexible de sa nature, au souffle brûlant d'une charité ambritieuse pour forcer la regle, de seplier jusqu'a un certain point, aux temps, aux lieux, aux caractères, et gagner ainsi des hommes a tout prix, ce qui — setzt er doch hier hinzu — n'est pas permis. Eben so stark als treffend wahr ist manches von demjenigen, was noch über Fenelon und Bossuet S. 271-279. über die Privilegien der gallicanischen Kirche S. 293-317. und über ihre sogenannten Maximen S. 320-328. ausgeführt ist; doch dieß kann man sich schon selbst denken, wie

ihm Bossuet neben Fenelon erscheinen, wie er von seinem Standpunkt aus in jenen Maximen nur schismatischen Unsinn erblicken, und wie er in jedem dieser Privilegien nur den Verlust eines Rechtes sehen mußte, durch das die Unabhängigkeit der Kirche von der weltlichen Macht und ihrer Autonomie allein gesichert werden kann; hingegen S. 299 kommt noch eine Stelle über das Institut der Inquisition vor, die zu characteristisch ist, als daß wir sie nicht unsern Lesern noch zum Schlusse mittheilen sollten. Nachdem er hier erwähnt hatte, wie auch dieß zuweilen unter den Freyheiten der gallicanischen Kirche aufgezählt worden sey, daß sie sich der Einführung der Inquisitions-Gerichte immer widersetzt, und das Cognitions-Recht über Ketzereyen ihren Ordinarien erhalten habe, so ruft er spottend aus: "Oui, il faut avouer, que les Français ont fait „de belles choses avec leurs ordinaires, et que „surtout ils ont bien scû reprimer les entrepri„ses de l'hérésie! — On a vu en France tou„tes les horreurs de la guerre civile, enflam„mées par l'assassinat de deux rois et par la „saint Barthélemi. Quand on a donné de tels „spectacles au monde, il ne faut pas se moquer „des nations, qui ont scû, en versant légale„ment quelques gouttes d'un sang vil et coupa„ble se preserver de ces malheurs, et traver„ser dans une paix profonde, des epoques, aux„quelles on ne sauroit songer sans frémir".

So weit der kühne und gewandte Vertheidiger der päbstlich-kirchlichen Souveränetät, und des Gregorianisch-römischen Supremats. Seinen Gegner, den Herrn Abbé Baston, wollen wir im 8ten Stück dieser Anzeigen hören.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

2. Stück.

Den 3. Januar 1824.

Berlin.

Bey dem Verf. und in Commission bey F. Dümmler: Astronomisches Jahrbuch für das Jahr 1826, nebst einer Sammlung der neuesten in die astronomischen Wissenschaften einschlagenden Abhandlungen, Beobachtungen und Nachrichten. Berechnet und herausgegeben von Dr. J. E. Bode, k. Astronom u. s. w. 1823. 256 S. in Octav, nebst einer Kupfertafel.

Mit diesem Jahrgange fängt das zweyte halbe Hundert in einer Reihe an, wodurch zur Verbreitung astronomischer Kenntnisse in Deutschland viel beygetragen ist, und der wir noch langen Fortgang unter der Leitung des würdigen Herausgebers wünschen. Unter den Ereignissen am Himmel im Jahre 1826, die ein allgemeineres Interesse haben, zeichnen wir eine totale Mondfinsterniß (am 14 November), eine partiale Sonnenfinsterniß (am 29. Nov.) und eine Bedeckung des Saturn vom Monde (am 16. Febr.) aus.

Die Abhandlungen und Nachrichten im Anhange nehmen 168 Seiten ein. Zuerst einige Resultate aus der Triangulirung im Königreiche Hannover von H. Hofr. Gauß. Es wird hier zuerst die geographische Lage von 22 ausgewählten Punkten mitgetheilt, wie sie, aus dem vorläufigen Anschlusse an

die von Zach'sche Basis, im Herbst 1822 abgeleitet ist. Wir können hier die Bemerkung hinzufügen, daß der seitdem ausgeführte Anschluß an die von Hrn. Schumacher in Holstein gemessene Grundlinie, diese Resultate gar nicht bemerkbar abändert; nur die nördlichern Breiten werden ein Zehntheil einer Secunde vermindert. Die drey Thürme in Hildesheim, welche in diesem Verzeichniß ohne Namen vorkommen, können jetzt namhaft gemacht werden: der erste ist der Andreas-, der zweite der Michaelis-, der dritte der Jacobi-Thurm. Dann die Uebersicht der aus den gegenseitigen Zenithdistanzen auf 28 Linien in dem Dreyeckssystem gefolgerten terrestrischen Refractionen. Das Mittelverhältniß der Krümmung des terrestrischen Bogens zu der beobachteten ganzen Refraction ist wie 1 zu 0, 1306. Durch die im Jahr 1823 neuhinzugekommenen Messungen wird das Resultat noch ein wenig kleiner, nemlich wie 1 zu 0, 1278. Dieses Resultat ist bedeutend kleiner, als das Verhältniß, welches man bisher anzunehmen pflegte, wo man die halbe Refraction (gewöhnlich, obgleich nicht ganz richtig, schlechtweg Refraction genannt) zu 0,08 der Krümmung des irdischen Bogens ansetzte. Inzwischen scheint jene Bestimmung, wo bey den Beobachtungen fast durchgängig Heliotroplicht den Zielpunkt abgegeben hat, und wo so viele große Distanzen vorkommen (die größte ist 11 Meile) mehr Zutrauen zu verdienen, als andere, bey denen das Visiren auf terrestrische Zielpunkte schon an sich keine so große Genauigkeit in den beobachteten Zenithdistanzen verstattete, und wo überdies die Entfernungen gewöhnlich viel kleiner waren. Bey kleinen Entfernungen sind, auch nach diesen Erfahrungen, die Anomalien immer am größten, und besonders in den Vormittagsstunden, um Mittag und in den frühern Nachmittagsstunden, wo, jenen zufolge, an sonnigen Sommertagen in flachen Gegenden und bey kleinern Entfernungen, das nahe über den Erdboden wegstreichende Licht gewöhnlich eine negative Refraction erleidet. — Beyträge zu geographischen

Längenbestimmungen aus beobachteten Sonnenfinsternissen und Sternbedeckungen von H. Prof. Wurm. — Beobachtungen von Planeten-Oppositionen, Verfinsterungen der Jupiterstrabanten und Sternbedeckungen, angestellt auf der Sternwarte in Wilna von Hrn. Sniadecky. — Verschiedene Beobachtungen des Hrn. Rümker in Paramatta: die wichtigsten derselben, nemlich die des Enkeschen Kometen im Junius 1822, sind bereits im 26. Stück dieser Blätter Jahrg. 1823 mitgetheilt. — Der hierauf folgende interessante Aufsatz des Hrn. Dr. Olbers berührt die erhabenste Seite der Astronomie, die Frage nemlich, ob das Weltall Grenzen habe, oder nicht. Bey dem Bewußtseyn unsers Unvermögens, den Schleyer aufzuheben, welcher dieses Geheimniß deckt, beschäftigen wir uns doch gern mit der Aufklärung solcher Zweifel, welche die Annahme, das Weltall sey unendlich, mit unsern sonstigen Einsichten in Widerspruch zu stellen scheinen könnten. Auf einen solchen Zweifel, wenigstens an der unendlichen Anzahl von Sonnen, führt die Erwägung, daß, bey Annahme derselben, jede vom Auge ausgehende Richtung irgendwo in kleinerer oder größerer Ferne auf einen Sonnenkörper treffen, und daher das ganze Himmelsgewölbe in nirgends unterbrochenem Sonnenglanz erscheinen würde. Dieser Schluß ist an sich vollkommen richtig: allein ein gleichförmiger Glanz würde nur dann Statt finden können, wenn der Weltraum absolut durchsichtig wäre, und also das Licht, indem es ihn durchdringt, gar nichts an Intensität verlöre. Diese Voraussetzung ist aber durchaus unerwiesen und in der That schon an sich höchst unwahrscheinlich. Hr. Dr. Olbers zeigt nun, daß eine verhältnißmäßig nur sehr geringe Undurchsichtigkeit angenommen zu werden braucht, um den scheinbaren Widerspruch der Erfahrung mit einer unendlichen Zahl von Sonnen aufzuheben. Ist die Schwächung des Lichts auf seinem Wege vom Sirius zu uns nur $\frac{1}{800}$, so würde eine hohle

Kugel mit einem Halbmesser von 30000 Siriusweiten, in deren Mitte wir uns befänden und deren ganze innere Fläche Sonnenglanz ausströmte, uns nur $\frac{1}{700000}$ so hell erscheinen als der Himmelsgrund in einer heitern Vollmondsnacht, also gewiß gar keinen merklichen Eindruck auf unser Augen hervorbringen. — Fixsternverzeichniß von Hrn. Pond, mitgetheilt von Hr. Prof. Tralles. Der Sinn dieses Verzeichnisses, und der daraus gezogenen Folgerung ist uns nicht ganz verständlich. — Fortgesetzte Nachrichten über den Ponsschen (Enkeschen) Kometen von Hrn. Prof. Enke. Die neuern Beobachtungen dieses Weltkörpers im Jahre 1822 bestätigen das schon aus den frühern folgende merkwürdige Phänomen, daß neben den durch die Planetenstörungen erklärbaren Veränderungen der Umlaufszeit noch eine successive Abnahme derselben, die von einem Umlauf zum andern jetzt etwas über drey Stunden beträgt, Statt findet. Wahrscheinlich haben wir hierin die erste sichere Erfahrung von dem wirklichen Daseyn eines Widerstandes, welchen die Kometen bey ihrer Bewegung im Weltraume erleiden. Hoffentlich wird dieser Weltkörper schon bey seiner nächsten Annäherung zur Sonne im August 1825 wieder in Europa beobachtet werden können; wenigstens wird über den Platz, wo er zu suchen seyn wird, nach der Bearbeitung des eben so geschickten als unermüdeten Rechners, gar keine Ungewißheit Statt finden. — Astronomische Beobachtungen auf der Prager Sternwarte von den Hrn. David und Bittner; ähnliche Beobachtungen in Cremsmünster von Hrn. Derflinger und in Prag von Hrn. Hallaschka. — Original-Beobachtungen des dritten Kometen von 1822, von Hrn. Dr. Olbers. — Einige mechanische Untersuchungen über die Entstehungen der Kometenschweife von Hrn. Dr. Lehmann. Daß alle Versuche, diesen räthselhaften Gegenstand befriedigend zu erklären, bisher ohne erheblichen Erfolg gewesen sind, darf uns

nicht wundern. Erfahrungen von einer solchen Bestimmtheit, daß daraus scharfe Resultate zur Grundlage strenger Rechnungen gewonnen werden könnten, fehlen uns gänzlich; über die Beschaffenheit der dabey thätigen Kräfte wissen wir wenig gewisses, und die strenge mathematische Behandlungen des Erfolgs von hypothetisch angenommenen Kräften hat sehr große Schwierigkeiten. Dieser Versuch des Hrn. L., die Kometenschweife bloß aus den bekannten Kräften, ohne Zuziehung von Repulsivkräften zu erklären, bleibt zwar (wie alle andern versuchten Erklärungen) auch noch viel zu sehr an der Oberfläche des Problems, und hält sich noch viel zu sehr an inadäquate Vorstellungen im Allgemeinen, als daß sich so auch nur über die Möglichkeit einer Erklärung auf diesem Wege absprechen ließe; indessen ist er nicht ohne sinnreiche Ansichten, und man kann nicht läugnen, daß jenes auch von den bisherigen Versuchen mit Repulsivkräften gilt, deren Nothwendigkeit noch nicht als entschieden betrachtet werden darf. — Astronomische Beobachtungen auf der königl. Sternwarte in Berlin im Jahre 1822. — Ein stärker vergrößernder Ocular-Ansatz für achromatische Fernröhre, erfunden von Hrn. W. Kitchiner in London. So viel man aus der sehr unvollständigen und unklaren Angabe schließen kann, besteht die Erfindung nur darin, die Ocularsläser gegen einander beweglich zu stellen, um damit veränderliche Vergrößerungen zu erhalten. — Beobachtungen und Elemente des Kometen vom September 1822, von Hrn. Rümker in Paramatta. Diese Beobachtungen gehen bis gegen die Mitte des November, also beträchtlich weiter, als die Europäischen, und verdienen daher, mit diesen verbunden zu werden. Ferner Beobachtung des Merkur-Durchganges am 5. November 1822 von demselben. — Geographische Ortsbestimmungen in der Altmark und anderen Grenzen von Hrn. Musik-Director Stöpel in Tangermünde. Dieses schätzbare Verzeichniß enthält 134 Ortsbestimmungen nach trigonometrischen Messun-

gen, die sich an die Dreyecksseite in der grossen von Müfflingschen Triangulirung von Magdeburg zum Hagelsberg anschließen. Wir hätten gewünscht, daß Hr. St. zugleich einiges über seine Hülfsmittel und seine Beobachtungsart mitgetheilt, und sich nicht bloß deswegen auf ein auswärts unbekanntes Provinzial-blatt bezogen hätte. — Beobachtung einer Sternbedeckung von Mars, von Hrn. Pr. Tralles, um so merkwürdiger, je seltener solche Erscheinungen sind. Der Stern wurde nach seinem Austritt erst in einer Entfernung von mehr als einem Planetendurchmesser wieder sichtbar, anfangs sehr schwach, dann aber schnell an Licht zunehmend; das Fernrohr hatte 3½ Zoll Oeffnung. Hr. Tralles schließt daraus auf das Daseyn einer bedeutenden Marsatmosphäre. — Ueber die von Hr. G. R. Pastorf entdeckte Photosphäre der Planeten von Hrn. Ritz. Hr. R. erklärt diese Erscheinung aus einer doppelten Reflexion zwischen den Objectivlinsen. Rec. hat immer dieselbe Ansicht gehabt und sich durch Rechnung nach den wirklichen Dimensionen von Fraunhoferschen Fernröhren überzeugt, daß diese durch die gedachte Reflexion ein solches Phänomen, wie das beobachtete ist, erzeugen müssen. Eine wesentliche Bedingung der Entstehung ist, daß die Krümmungen der beiden einander zugekehrten Flächen b e y n a h e gleich seyn müssen, wie es bey der Construction der Fraunhoferschen Objective wirklich der Fall ist. — Bemerkungen über den vorigen Gegenstand von Hrn. Justiz-Commissionsrath Kunovsky. Hr. K. gibt der Erklärungsart des Hr. Ritz, dessen Aufsatz vor dem Abdruck ihm zur Einsicht mitgetheilt zu seyn scheint, seinen Beyfall; Rec. gesteht indeß, daß ihm vorgekommen ist, als habe Hr. K. den Geist der Erklärung nicht richtig aufgefaßt, da beynahe alles was er als eine Bestätigung anführt, wenn man es als factisch bewiesen ansehen dürfte, in Widerspruch damit stehen, oder wenigstens einer ganz anderen besondern Erklärung bedürfen würde. Hr. K. behauptet, die Erscheinung mit a l l e n Fernröhren, die er auf die Probe gestellt hat, bemerkt zu

haben, obgleich bekannt ist, daß die englischen Objective ganz anders construirt sind, als die Fraunhoferschen; er findet die Lichtsphäre bey verschiedenen Fernröhren nahe der Oeffnung des Objectivs proportional, was im Geist der obigen Erklärung nur von Einem und demselben Fernrohre gilt, insofern dem Objectiv bald eine größere, bald eine geringere Oeffnung gelassen wird; bey verschiedenen Fernröhren, deren Dimensionen ungleich, aber in allen Stücken einander proportional wären, müßte die Lichtsphäre durchaus gleich groß erscheinen; endlich hat Hr. K. bey Anwendung von viel stärkern Vergrößerungen die Lichtsphäre des Jupiter, wie es seyn muß, viel blässer werden sehen, während die Lichtsphäre von α in der Leyer durch stärkere Vergrößerung fast gar nichts von ihrer Helligkeit verloren haben soll, welches auch wiederum mit obiger Erklärung unverträglich seyn würde. Sehr brauchbar ist übrigens die von Hrn. K. angedeutete Prüfung der Reinheit des Glases der Objective. — Aus einem Schreiben des Hrn. Prof. Bürg werden einige Resultate seiner neuern Untersuchungen über die Mondstheorie mitgetheilt. — Fragmente zur Erklärung des Aratus, von Hrn. Prof. Schaubach. — Beobachtung der totalen Mondfinsterniß am 26. Januar 1823 und einer Sternbedeckung von Hrn. Rümker im Paramatta. — Einige Beobachtungen auf der Dorpater Sternwarte. — Aehnliche auf der Sternwarte in Krakau von Hrn. Prof. [illegible]leski. — Ueber die Astronomische Strahlenbrechung von Hrn. Prof. Bessel. — Astronomische Nachrichten von Hrn. Prediger Luthmer in Hannover; Herschels Grabschrift. — Neue Elemente der Junobahn von Hrn. Prof. Nicolai. Dieß sind die sehr schätzbaren Resultate einer mühsamen auf Quadraturen gegründeten Berechnung der Störungen, welche Jupiter seit 1804 auf die Bewegung der Juno ausgeübt hat, und der Discussion von 15 seit der Entdeckung beobachteten Oppositionen. Diese

werden durch die Rechnung mit vieler Genauigkeit dargestellt. Die noch übrig bleibenden kleinen Unterschiede ist Hr Nicolai geneigt, einer von ihm vermutheten Unzulänglichkeit des Newtonischen Gravitationsgesetzes zuzuschreiben, indem er es nemlich für möglich hält, daß bey gleicher Entfernung Jupiter eine andere Attraction auf die Sonne als auf die Juno ausübt. Für absolut unmöglich kann man freylich eine solche auch schon von andern aufgestellte Hypothese nicht erklären, allein sehr unwahrscheinlich ist sie doch schon deswegen, weil es factisch bewiesen ist, daß die Attraction der Sonne auf alle Haupt- und Nebenplaneten gleich groß ist, eben so wie die Gravitation der verschiedensten Körper auf der Erd-Oberfläche gegen die Erde: nach Rec. Ansicht, darf man daher zu einer der Analogie so sehr widersprechenden Voraussetzung nur dann erst seine Zuflucht nehmen, wenn dafür entscheidende Beweise vorhanden sind, was bis jetzt keinesweges der Fall ist. — Beobachtete Sternbedeckungen auf der Wiener Sternwarte von Hrn. Prof. Littrow — Verzeichniß von 795 Doppelsternen aus Hrn. Struves Astr. Beobachtungen, Band 3. — Unter den kürzeren astronomischen Nachrichten und Bemerkungen findet sich auch noch manches interessante, obwohl sich über verschiedene Artikel noch Erinnerungen machen ließen. So sieht z. B. Rec. nicht recht ein, inwiefern der Umstand, daß bey dem Halleyschen Kometen die Unterschiede der beobachteten Umlaufszeiten untereinander viel größer sind, als bey dem Enkeschen Kometen einen Beweis von den großen Fortschritten der Beobachtungskunst und des Calculs geben soll, so unläugbar letztere an sich sind. Selbst daß der Unterschied zwischen der berechneten Umlaufszeit und der beobachteten bey dem Halleyschen Kometen viel größer war, als bey dem Enkeschen, beweiset an sich noch wenig für die Fortschritte des Calculs, da die Umstände bey beiden Kometen so sehr verschieden waren.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften

3. 4. Stück.
Den 3. Januar 1824.

Bonn.

Bey Eduard Weber 1823: Denkmähler alter Sprache und Kunst. Herausgegeben von Dr. Dorow (vormaligem Director der vereinigten Verwaltung für Alterthumskunde in den Rheinischwestfälischen Provinzen). Erster Band. Erstes Heft. Mit drey Steindrucktafeln. XVI. und 113 Seiten in Octav.

Der Herausgeber, welcher in andern Schriften (Opferstätten und Grabhügel, sodann: Morgenländische Alterthümer) mehr guten Willen, als eigene, wachsende Sachkenntniß bewiesen hat, macht nun auch Denkmähler altdeutscher Sprache oder darauf bezügliche Abhandlungen bekannt. Seine Bemühung ist löblich, verdient ihm aber nur halben Dank, weil critischer Fleiß und vorsichtige Genauigkeit sich gar nicht spüren lassen. Gegenwärtiges Heft liefert Dreyerley: S. 1-30 eine wichtige, S. 31-86 eine brauchbare Urkunde, S. 87-113 einen unbrauchbaren Aufsatz. Umständlichkeit unserer Anzeige rechtfertige der unstreitige Werth und das hohe Alter des zuerst gedruckten Denkmahls; wir möchten es für Freunde der Sprache und Geschichte genießbarer machen.

I. Erhebungsrolle des adelichen Damenstiftes Freckenhorst. Freckenhorst bey Warendorf (richtiger Varendorf, Farendorf s. nachher) unweit Münster wurde 851 gestiftet, nicht viel über ein Halbjahrhundert später ist das vorliegende Verzeichniß seiner Einkünfte niedergeschrieben worden (zwischen 920 und 935). War sich dabey an etwas zu erinnern, so ist es die alliterierende altsächsische Evangelien-Harmonie weniger ihres innern, weit höhern Werthes, als der angrenzenden Mundart halber. An die sechshundert Jahr ältere gothische Bibel wird außer Herrn D. niemand bey dieser westphälischen Urkunde des zehnten Sec. denken. Auch eine im Abdrucke funfzehn Blätter füllende Rolle, die außer Orts- und Eigennamen wenige (immer wiederkehrende) Wörter und Redensarten enthält, zwey großen althochdeutschen Denkmählern des neunten Jahrhunderts: der Uebersetzung Tatians und Otfrieds Gedichte, an die Seite setzen, wird schwerlich ein Kundiger. Doch Sprachforschung hält das Geringe hoch, überdem weiß man von Altwestphälischem Dialect so wenig; das Dargebotene sey uns willkommen und aller Aufmerksamkeit würdig. Der Abdruck ist nicht nach dem (gegenwärtig zu Münster aufbewahrten) Originale geschehen, aber eine diplomatisch genaue Abschrift zu Grunde gelegt worden. Was bedeutet in solchen Fällen diplomatische Genauigkeit? Oft weiter nichts, als: ein des alten Idioms unerfahrener hat sich, über ihren Sinn hinaus, die Worte richtig zu lesen getraut und allen unter dieser Voraussetzung möglichen Fleiß beobachtet. Ja, so ist es auch hier ergangen. Der äußere Schein trägt genug förmliche Genauheit an sich; die innere, treue Sicherheit wurde verwahrloset. Zwar die Zeilenreihe (was gerade für Nachvergleichungen so förderlich ist) hat man nicht beybehalten, wohl aber alle unrichtigen Wort- und Silbentrennungen, alle i für j, alle v und uu (für v und w), alle groß oder klein aussehenden Buch-

staben, alle abkürzenden (dazu meist in lateinischen Wörtern stehenden) Striche der Urschrift. Kaum hätten wir eine Seite prüfend betrachtet, so wurde uns das Gelesene und Gedruckte verdächtig. Der Verdacht stieg, so bald wir G. Fischers typographische Seltenheiten, fünfte Lieferung, Nürnberg 1804. S. 155-166 zur Hand nahmen, und das darin schon vor zwanzig Jahren abgedruckte Stück (Hr. D. scheint es gar nicht zu wissen) verglichen. Kindlingers Abschrift zeigt andere Lesarten, als die Herrn Dorows, theils bessere theils schlechtere. Es mögen auch in dem Original Fehler haften, da in Urkunden, wo es hauptsächlich auf den Inhalt ankam, die Sprache selten so rein geschrieben wird, wie in Gedichten oder Verdeutschungen. Wir müssen also, ohne nähere Einsicht des Pergaments selbst, in unsern nachfolgenden Berichtigungen dreyfachen Unrath zusammen werfen: Druckfehler (es stehen hinten nur sieben verzeichnet), Lesefehler des Abschreibers, und Fehler des Textes. Letztere sind unglaublich, wo der Sinn durch den Mißverstand alter Buchstaben und Wörter in Unsinn verkehrt worden ist. Unzähligemahl stehet e für c, beständig speesuin statt specsuin (porcus saginarius); seilling statt scilling; häufig tuentie, thritie, fierthie statt uuentic, thritic, fiertic; 13, 10. gi seethanas smeras (adipis eliquati) statt giscethanas, obgleich 19, 20. 22, 14 die richtige Lesart darboten; 14, 19. uuin seatte statt win-scatte; 20, 14. 24, 16. seulon statt sculon; 17, 7 uiseh Kapa st. visch-, besser visc-kapa; folglich auch in den Eigennamen 7, 8. Rienuin st. Ricwin; 14, 2. unedisseara st. Wediscara; 21, 8. hlae bergon st. Hlac-bergon (wie zu finden war 22, 2. 28, 15); 5, 13 seiphurst st. Sciphurst; 5, 6. boeholta st. Boc-holta (Vgl. 10, 3.); 19, 15 lee mari st. Lecmari (vergl. 20, 13. 22, 17.); 25, 14. asseon st. Ascon. Seltner wird der umgedrehte Fehler begangen und c für e gesetzt, 28, 19 uchus statt vehus (vgl. 3, 1. 25, 19). Für u findet sich a; 3, 10. uerscange, 13, 13 fers-

canga statt verscunga (oblationes, victimae, ahd. vriscunga) da hier das u durch den angezeigten Druckfehler 8, 19 offenbar wird; 14, 10. 17, 7. 23, 12, 15 thero samnanga statt samnunga (congregationi); über hanig, das wir gern in hunig geändert hätten, hernach unten. Falsches ui, lu, uni, imi, ni, uu für iu, uu, inu, iu, eui und ähnliches zeigen folgende Stellen: 14, 21. uingeron st. jungeron; 22, 18 lungeron st. jungeron; 26, 25. unikon st. wikon (hebdomadi); 27, 21. nictamon st. juc-tamon (von der Bedeutung nachher); 19, 9 azelimian hlae bergon st. Azelin van Hlacbergon; 7, 12, 13. uunina malt st. avenina oder evenina malt (vgl. 29, 1.); 22, 11, 12 zweymahl thru st. thiu; 6, 15 seloun st. selvon; 3, 6, 11. thruu st. thriu. e für a gimelana 24, 20 st. gimalena; o für a: 28, 12 hored st. hared; utt für uit: 22, 15. hutte st. huite, besser hvite. vgl. 19, 20, das weiße, rohe Schmeer steht dem ausgelassenen entgegen; f für s: 4, 12 radif tharpa st. Radis-tharpa, wie an dieser Stelle Kindlinger und hier selbst 25, 12; häufig th für t, z. B. thein st. tein (decem); tuenthig st. tuentig (viginti); 3, 8 thue statt tue; Verwechselung des th mit ht oder umgekehrt, als: uuerht st. werth; narht st. narth; lieth st. lieht; atho st. ahto (dergleichen könnte am ersten dem Original zur Last fallen); r für s: 4, 13 uuertar st. westar; 4, 15 mussa statt musna (vgl. 4, 20), 3; 20, erno statt erito (pisorum) zu ersehen aus 8, 13, 27. 12, 5; 5, 24. feiftein statt fiftein; 6, 18. elfefta statt ellefta; 6,20 fifse statt fifte; 7, 12 uat st. van; 21, 10 uam st. van; 15, 13 gertson st. gerston; 12, 4. ghronhurs st. Gronhurst (vgl. 11,8. 19, 11.); 13, 26 enden st ende; 7, 10 iro gat huue thar statt iro gahwethar; 3, 16 asteron husuif vermuthlich afteron hus vif; 7, 5. deddesscon? etwa deodescon? welches doch aber mit th anlauten müßte; 11, 22 huertes statt hvetes (tritici); 27, 24 sundon st. sindon; 20, 12

hgumoro falsch, vgl. 24, 14; zuweilen Silben ausgelassen, als 6, 22; 10, 1. rock st. rockon; 28, 4. pikas st. penikas; 4, 1. fehlt hinter vif das Subst. malt; 9, 1. fehlt hinter dem ersten Worte en das Subst.; 23, 26 bedeutet fuint wohl faciunt? Sonderbaren Misgriff vermuthen wir 29, 4 in den Worten: De imperatore N. H. O. Heinriko. Finden sich die Puncte hinter großen Buchstaben gerade so im Original? Fehlen sie, so liest Rec. nro, d. h. nostro. Es werden die vom Kaiser dem Stift zugewandten Dienstleute aufgezählt; der Kaiser ist Heinrich der erste und damit ergibt sich das Zeitalter der Rolle, denn wider den zweyten Heinrich streitet die fürs eilfte Jahrh. zu alterthümliche Sprache. Den letzten Satz für später angehängt zu halten stützt sich auf keinen einzigen Grund.

Die mitgetheilten Berichtigungen konnten und durften nur in einigen ganz offenbaren Fällen auf die Eigennamen der Leute und Oerter erstreckt werden, welche beynahe den Haupttheil der Urkunde ausmachen. Zur Beurtheilung und Reinigung der letzteren müßte sich rüsten, wer der alten und neuen Geographie des Münsterlandes mächtig ist. Eine gewiß anziehende, vom Herausgeber nicht gepflogene Untersuchung.

Ueber altwestphälische Grammatik heben wir einiges aus: die Vocale fast wie im Altsächsischen (der Evangelienharmonie), kein langer durch Gemination oder Circumflex bezeichnet. Doch zwey Abweichungen vom Altsächsischen; ô entspricht nur dem altsächsischen ô, das dem alth. uo gleichsteht (z. B. kô vacca, hônero pullorum) nicht dem altſ. ô = alth. ô, ou, sondern dafür gilt â: bâna (faba) brâd (panis) kâp (emtio) vrâno -(sancte -) tâm (ordo) hârad (pertinent). Noch merkwürdiger scheint ein kurzes a, welches sich statt o nicht nur vor rp, rth entwickelt, z. B. tharp (vicus) narth- (alth. nord-) sondern auch vor einfachen Consonanten, namentlich in der Präp. van (wo auch altſ. ja ahd. a stehet) und in

hanig (mel) hanigas (mellis), das zu häufig (auch bey Kindlinger) vorkommt, um ein verlesenes u zu muthmaßen; vgl. was wir gleich über das u in der Flexion sagen werden. Durch jenes â schließt sich die Altwestphälische an die Altfriesische Mundart und nähert sich der Angelsächsischen mehr als die Altsächsische. Consonantverhältnisse wie im Altsächsischen. Im Anlaut schwanken f und v, man liest vif oder fif (quinque) Vare-tharp 19, 7. 22, 9. 24, 6. oder Fare-tharp 22, 17. 28, 7 (neuhochd. Warendorf); inlautend nur v (kein f) für das hochdeutsche f: ellevan (undecim) 22, 1 (allevan 21, 18 fehlerhaft?) das Hochd. eilf, zwölf steht für ein etymologisches eilb, zwölb; Alveric 20, 21; Lievìko 23; sivon (septem) givan (dare) etc. Auslautend nur f: half, halves. Auch i (= j) und g schwanken, bald gahuethar, bald jahuethar (quisque), bald jeldan, bald geldan und gêra (anno). hu, hw sind noch im Gange, ein Zeichen des Alterthums: huête (triticum) huethar, huîla, huîte. Auslautend Schwanken zwischen c, g und ch in tuentic, tuentig, tuentich. Auffallend das z in vielen Eigennamen: Lanzo (18, 15 fehlerhaft lauzo) Lanziko, Azelin, Thiezo, Thieziko, Raziko, Iziko, Rîziko, Wirinzo, Witzou. u. a. nicht in eigentlich lebendigen Wörtern, wo stets die der Mundart gemäße tenuis (z. B. tîn, kietel, huête, malt, tuê) außer 23, 22 te mezaskâpe (ad victum comparandum?) wobey nicht das alth. maz, vielmehr das angels. metsung (engl. messing) anzuschlagen wäre? Und in jenen Eigennamen hätte man etwa eingewanderte Hochdeutsche oder Einfluß des Hochdeutschen zu sehen. — Die Declination anlangend, so herrscht im Gen. Dat. Sing. Masc und Neutr. -as, -a, als: gêras (anni) melas (farris) smeras (adipis) avandas (vesperi) penikas (panici) desgl. in Adjectiven: gerstinas (hordeacei) gimalenas (moliti); tharpa (vico) velda (campo) holta (silvâ) dîca (aggere) doch nie lesen wir hvêtas, nur huêtes (tritici) vom

Nom. huete. Der Plur. Masc. kiesôs (casei, caseos) ist (neben dem uns unverständlichen ruslôs? 26, 6.) der allein vorkommende. Feminina zeigen im Dat. Sing. immer -a, niemahls -u, oder jenes müste verlesen seyn, vgl. 12, 1 hôva (Hube Landes) 18, 8 hêtha (Heide) 4, 15, 20. 7, 20 musna (ein uns dunkles Wort, vielleicht eine Gegend? vgl. musnahurst 7, 9). Nom. Pl. solcher Fem. geht aus auf -â (vgl. hernach osligesô). Schwache Masc. bilden den Gen. Dat. Sing. auf -on (nicht auf -in, -en) haveron (avenae) rockon (siliginis) stimmen also zu den schwachen Fem. abdiscon (abbatissae) gerston (hordei) oder gerstôn? Feminina haben im Gen. Pl. -ano, z. B. bânano (fabarum) garvano (manipulorum). Neutra auf -i wie muddi (modius) beki (rivus) stucki (frustum) scheinen im Gen. Dat Sing. -ies. -ie zu bekommen, wie aus dem häufigen -biki und aus hringie 22, 19 zu schließen Das i in biki für beki e (wie nur 5, 6. 12. 18 steht) scheint seltsam, findet sich aber in vielen andern niederdeutschen Urkunden. Beym Adjectiv fällt es auf, daß die Neutra den Nom. Plur. auf -a endigen, wo nicht wieder in allen solchen Fällen die Handschrift wirklich -u zeigt? doch stehet auch bey Kindlinger gerstina malt, gôda suîn etc. im Dat. Masc. 17, 12. 19, 15. 21, 16. 23, 24. selvamo, 3, 2. selvomo. Der Dat. Masc. des Artikels lautet meistens themo, S. 25 einigemahl themmo? der Dat. Fem. stets thero (nie thera) vgl. ênoro 12, 1. welches nicht zu jenem -a der Subst. paßt. — Für die Conjugation ist, da sehr wenig Verba auftreten, kaum etwas zu lernen; neben sint 3, 1. 24, 18. (besser sind) sindon 25, 25. 27, 24. (sunt), überall is (est) sî (sit), regelmäßig scheint die dritte Person im Sing. -ed, im Pl. -ad zu lauten, vgl. gived (dat) geldad 7, 16 (solvunt).

Der lose Zusammenhang der Rede in einem Register verstattete nur einzelne Flexionen zu haschen, nicht einmahl mit voller Sicherheit. Dagegen bieten sich

einige unbekannte, seltene und dunkele Wörter: das 22, 11. thit is thiu asna (officium, servitium) thiu tô themo batha hâred (quod pertinet ad balneum) vgl. goth asneis (servus) althochd. asni (mercenarius). Neben havoro (avena) muß man, vielleicht mit ausgestorbenem Unterschied, gebraucht haben evena (wie die Holländer noch heute even und hafer sagen) nach dem Adj. avenîn, evenin (avenaceus) zu schließen, analog gebildet dem gerstîn, rukkîn. Ein anderes Getreide wird genannt: penik, Gen. penikas, es ist das panicum ital. oder germ. milium agreste, holländ. panikkorn, in niederdeutschen Mundarten panikgras, panikorn, in hochdeutschen pfenich, pfench, fennich. Der Gen. Pl. erito führt auf einen Nom. erit (cicer) alth. arawîz, später arbeiss, erbeiss, erbess, erwes, endlich Erbse. Kindlinger übersetzt das in diesem Denkmahl häufige Neutr. malt (polenta) Gen. maltas (4. 10. 12.) irrthümlich durch Malter, welches maldar (13, 21. 22, 13.) lautet; es wird zweyerley Malz unterschieden, gemalenes (gimalan) und gemelztes (gimelt), es kommt Malz von Gerste, Waitzen, Hafer und Rocken vor. Thiere werden nur Kühe (kôgu? 3, 7. die Schreibung kogii ist bedenklich; vielleicht kôgî, oder kôjî 13, 8. 8, 14?) Schweine, Schafe, Hüner, Salmen geliefert, nie Pferde, Ochsen, Kälber, Hähne. bier-suîn 17, 11 bedeutet männliche Schweine; was bedeutet jedoch eô-suin 3, 7 kô-suîn 8, 14. 13, 8. 19, 16. 22, 11? weibliche, Mutterschweine? Zwey Arten der zu liefernden (Leinen-) Tücher: sculd-lakan und ambaht-lakan. Ein Ausdruck, der in keiner bekannten altdeutschen Mundart seines Gleichen findet, ist ofligesô (praestationes) 24, 18 und 25, das was man ablegen (entrichten) muß; der Sing. dieses Fem. würde lauten ofligesa und seine Bildung setzt ein Verbum ofligesôn voraus. Bey Aufzählung der Abgaben zu den verschiedenen Jahrszeiten, und Festen wird ein dunkeles Wort gebraucht, nämlich neppi-

na vgl. 26, 15. tô thên neppenon und 26, 24. 27, 1. tô thên neppinon, wo es jedesmahl Dat. Plur. ist. 26, 11. stehet, aber vermuthlich falsch gelesen: tô thên kuppenon; etwa hneppenon? Ganz sicher die Benennung eines Feyertages der damahligen Kirche, aber welches? An Verunstaltung aus epiphânia (Anfang Januars) ist nicht zu denken, da dieses 26, 14 selbst erscheint. Gab es ein Fest der Näpfe und Schüsseln? Haltaus, Scheffer, Du Cange und Carpentier unter festum, dies führen zu nichts, höchstens zu einem f. S. Petri epularum. Oder wäre das angelf. hnäppian (dormire engl take a nap, neuhochd. nippen) zu erwägen, das Fest der Entschlafenen, Gestorbenen, dominica pro defunctis Allerseligentag, fête des trespassez gemeint? Oder könnten unter neppinon die dies neophytorum (qui inter magnum pascha et pascha clausum intersunt) gemeint seyn? Lauter unbefriedigende Vermuthungen, die einstweilen auf sich beruhen mögen. Seite 27 rechnet her, was die Handwerker des Stifts zu beziehen haben, es gebührt z. B. thên maleren (Müllern) sechs Mütten Haber zu den quernon (Mühlen), eben so viel dem maltere (Malzer); themo widere (faber lignarius) ên muddi gerston te juc-tâmon (zu Jochhölzern; tâm heißt nicht bloß Zaum, sondern auch gleich dem angelf. teám: sequela, ordo, ein Paar); 27, 26 tô themo melthêtha bessern wir in hêta und verstehen unter melt-hêt die Heizung zum Malzen. Oder wäre hêth ein Gefäß, Kasten, da gleich darauf sein Werth zu 16 Pfennigen angesetzt wird?

Schließlich bemerken wir, daß Kindlinger bey Fischer a. a. O. S. 153-155 ein ähnliches im Stifte Essen gefundenes mithin ebenfalls westphälisches Zinsregister mitgetheilt hat, dessen Sprache doch von der Freckenhorster Rolle darin abweichend ist, daß sie honig und brôd sagt, nicht hanig und brâd. In Hochdeutschland bediente man sich damahls zu solchen Verzeichnissen des Lateins, in Westphalen

und Sachsen war die mütterliche Sprache der gelehrten noch weniger gewichen. —

II. Füglich schließt sich an den vorausgehenden Aufsatz die: Legende der Stiftung von Frekkenhorst und das Leben des heil. Bonifacius. Der Beysatz: "aus dem dreyzehnten Jahrhundert" ist nur ganz verfehlet, denn obgleich aus einer Pergamenthandschrift abgedruckt, kann diese unmöglich über das funfzehnte hinaufsteigen. Hätte der Herausgeber eine Schriftprobe beygefügt, so würden, was wir sagen, die Züge der Buchstaben bestätigen; Lesefehler wie 51, 15 graae st. gracie 51, 21 penitenaen st. penitencien verrathen die dem ci ähnliche Gestalt des späteren a. Und welche Sprachcritik setzt Wörter wie soldaten S. 47, 48. bussen (Feuergewehre) S. 81 prins S. 70, recreyren (so l. 68. 1) sammt ähnlichen ins dreyzehnte Jahrhundert? Immerhin verdiente diese Prosa der westphälischen Mundart und mancher einzelnen Wörter und Redensarten wegen gedruckt zu werden. Daß es auch hierbey ohne Lese- und Druckfehler nicht abgegangen sey, läßt der vorige Artikel erwarten, wir brauchen es aber nicht umständlich zu beweisen, sondern beschränken uns auf die Berichtigung einiger Versehen. 32, 3 l. deynende 32, 14 wolde. 33, 5 sleep oder sclep scleip vgl. 35, 27. 33, 31 lege. 35, 6 et was. 35 12 vunden (und so sind v und w unzähligemahl verwechselt). 35, 14 wahrscheinlich blyxem. 35, 3 liga. 36, 31 eyrsten 38, 2 wolde sik 38, 16 vunden. 39, 13 hadde 43 11 vull etc. 46, 18 blenkeden 51, 19 vaken. 54, 13 dat eyn. 56, 24 en verhoff. 61, 2 unvrede. 67 16 screff 82 2 yleden für ydelen u. s. w. Die vielen Striche, welche bekannte Abkürzungen ausdrücken, hätten dafür aufgelöst werden sollen. Ob der Herausgeber wohl das häufige vors verstand? es kommt in Urkunden und Chroniken des 14. 15. Jahrh. genug vor und ist Abbreviatur für vorgenant, vorgesagt,

die nur zufällig dem ß ähnlich wurde. Wer mag aber drucken lassen, wie 36, 9 steht: so vorsais statt: so vorgesagt is! und 56, 24 van dem Apostels Vors! 70, 25 steht sogar vrofs und 68, 25 vargefs: vermuthlich geht an den r der Handschrift ein feiner Strich aufwärts, der gar nichts bedeutet, daraus ist im Abdruck mitunter ein unrichtiger Apostroph gemacht worden: 70, 13 Gesmer' 53, 10 me'reler's. — Wir zeichnen einige merkwürdige Wörter aus: 32 3 rîkedage (divitiae) 45, 31 vanden (visitare, besuchen) das altsächs fandôn; das bremer Worterb. 1, 344 schränkt diesen Ausdruck auf den Besuch bey Wöchnerinnen ein, vielleicht bedeutet Otfrieds fandôn gar nicht: einwindeln. 46 28 dede offenbar: gab und 47, 11 gedaen: gegeben 59, 4, 7 versaken versôk: ableugnen, scheint verschieden von versaken versakede: aufgeben 56, 9.

III. Völkerschaften Nordischen Stamms nach ihrer Heimath, Benennung und Verbreitung. Diese Abhandlung rührt von dem "wandernden Alterthumsforscher", M. F. Arendt her und hätte ohne allen Nachtheil der Alterthumsforschung im eigentlichsten Sinn unter Wegen bleiben mögen. Mit bodenloser, abenteuerlicher Bestimmtheit werden hier 72 (!) deutschen und celtischen Volksstämmen Ursitze in Scandinavien anberaumt und Namen ausgelegt. Bey den Gothen heißt es z. B. in Deutschland erinnere Gotha an sie. Schwachen Gedächtnissen, denen der Name des berühmten Volks entfallen ist, könnte zur Noth die thüringische Stadt darauf helfen. Spur der Gothini in Deutschland zeige Göttingen! daraus lerne man nun die Bildungsilbe -ing in so vielen Ortsnamen deuten. Thuringi sollen altnordisch Tyringar heißen, damit sie auf den Tyr gezogen werden können, der aber in hochdeutscher Mundart nicht anders genannt wurde, als Ziu. Daß das alte r des Nom. Sing. Masc. nicht in Ableitun-

gen mit übergehen kann, daß die hochdeutschen Duringa auf gut altnordisch Thyringar heißen müssten, kümmert den Reisenden nicht. Er weist S. 92 Brandenburger in den Brondingas eines angelsächsischen Gedichts (Beovulf S. 41 steht die Stelle) nach, welches Gedicht ihm eine Reihe von 42 historischen Gedichten ist. Hat man je Capitel eines Gedichts Gedichte genannt? und dazu zählt Beovulf 43 Capitel. Hermunduri sollen Altnordisch Hermundir geheißen werden; also daß dem Hochdeutschen erman, irmin ein altnord. iörmun entspricht und von einem hermundr (starker Krieger) hierbey keine Rede seyn kann, hat der erfahrungsreiche (s. Vorrede S. XVI.) nicht erfahren? S. 106 werden die abgedroschenen falschen Erklärungen von Cherusci durch Harzische, von Arminius durch Hermann immer noch aufgetischt. Suevi sind unstäte Schweifer, Catti, Gehässige Hatir! schlimmer vermögen nicht Leute zu rathen, denen Sprachstudien wildfremd geblieben sind; aber dieser Sprachforscher verfährt so unbesonnen, daß er unerhörte Misformen wie S. 96 anglas, S. 97 seaxas S. 100 frysas für angelsächsisch ausgibt. Wie darf er, dem die Verhältnisse der Laute und Flexionen größtentheils unbekannt scheinen, alte Volksnamen zu vergleichen und zu ergründen wagen! —

Noch ist der dem Hefte beyliegenden Steindrücke Meldung zu thun. Zu der dritten Tafel wollen wir nach dem, was eben von dem dritten Aufsatz gesagt worden ist, hier nichts weiter anmerken. Auf den beiden ersten stehen Freckenhorster Denkmahle abgebildet, ein Taufstein, Grabstein und angeblich des Bonifacius Stab, welches sich mit der Legende S. 41. 42 gar nicht reimt, wonach derselbe in die Erde Wurzel geschlagen haben und ein Apfelbaum geworden seyn sollte. Ueber diesen ganz einfachen gewöhnlichen Stab, ob er Form des Creuzes oder des Nilschlüssels trage, gnostisch, oder templerisch oder titurelisch sey? ruft die Vorrede den Herausgeber der Fund-

gruben des Orients zur Entscheidung auf. Ze manigen dingen ist im gâch, daz in geriuwet danâch denken wir von Herrn Dorow, dessen gesammeltes Material, will er es mit Bedacht und Vorbereitung bekannt machen, die Deutsche Alterthums-Wissenschaft fördern wird.

Paris.

Osphrésiologie, ou Traité des odeurs, du sens et des organes de l'Olfaction; avec l'Histoire détailliée des maladies du Nez et des fosses nasales, et des opérations qui leur conviennent; par Hippol. Cloquet, D. M. Professeur de Physiologie à Athénée royal de Paris etc. etc. Et relinquamus aliquid quo nos vixisse testemur. Seconde edition, entièrement refondue et considérablement augmentée. 1821. 758 S. in Octav.

Ein mit ungemeiner Gelehrsamkeit und Erfahrung den Sinn des Geruchs in allen Hinsichten abhandelndes Werk. Ueberall werden die Gewährsmänner seit Hippokrates Zeiten genau citirt, nur selten sind die Nahmen der Schriftsteller, oder besonders deutsche Bücher-Titel nicht ganz richtig angegeben. Selbst kleinere Schriften und Dissertationen sind dem Verf. nicht unbekannt geblieben. Auch die vergleichende Anatomie, so wie die Mißbildungen, und selbst die medicina legalis werden berücksichtigt, mit unverkennbarem redlichem Streben nach Vollständigkeit. Nachdem der Verf. den Nutzen des Geruchs für Menschen und Thiere unterhaltend vorgetragen hat, schildert er die Natur, die Classification und die Wirkungen der Gerüche, die Verbindungen des Geruchsinnes mit anderen Functionen der lebenden Oekonomie, die individuellen Verschiedenheiten des Geruches, und Bestimmung des wahrscheinlichen Sitzes desselben. Dann folgt die Beschreibung der Nasenhölen, der Nase, insbesondere die eigene Beschaffenheit ihrer Bedeckung von der Haut, ihrer Muskeln, Knorpel, und Ner-

ven, der Riechhaut mit ihren Drüschen, Nerven, Blutgefäßen, Saugadern und des Nasenschleimes. Beschaffenheit des Geruchsorganes bey Kindern. Sympathische Erscheinungen, welche ihre Ursache in den Organen des Geruchs haben, Bestimmung des wahren Sitzes des Geruches, und des Nutzens der einzelnen Theile aus welchen die Vorrichtungen zum Sinne des Geruches bestehen, Bedingungen, welche zum Riechen nothwendig erfordert werden. Einen zweyten Theil dieses Werkes gleichsam macht der Vortrag der Krankheiten des Geruchsorganes aus, die in trefflicher Ordnung abgehandelt werden. Wir zeichnen nur Einiges dem Verfasser Eigenes aus. Unter andern bemerkte er einen auffallend feinern Geruch bey der meningitis, glaubt nicht, daß die Antennen oder Palpen der Insecten zum Geruch dienen, führt S. 246 an, daß Tabacksraucher, den Rauch des Tabacks aus dem Munde durch die Thränengänge zwängen könnten, wenn sie die Nasenlöcher genau verschlössen, vertheidigt Meckels ganglion sphenopalatinum gegen Bichat, fand fünf nervos sphenopalatinos deren Meckel nur 3 bis 4 beschrieb, entdeckte ein ihm eigenes Ganglion nasopalatinum, sah im Delphinus globiceps ein Rudiment eines Riechnervens, urtheilt von Gall ne's est-il pas laissé, pour plusieurs explications entrainer par son imagination bien au dela de ce qui est certain et vrai? Er sah ein auf die Nase gefallenes Tröpfchen Flußspathsäure, eine sehr ausgebreitete Desorganisation mit heftigem Schmerze und großer Entzündung verursachen. Treffend äußert der Verf. S. 413 l'habitude et la connaissance exacte de la structure de la partie peuvent beaucoup mieux diriger le praticien instruit que tous les préceptes rassemblés dans les livres. Der sogenannten Rhinoplastik ist er nicht günstig, aussi nous n'avons pas encore à Paris, à ma connaissance du moins, de chirurgien qui se soit montré le successeur de Tagliacozzo, ou l'emule de M. M. Carpue

et Graefe, weil man eine gut verfertigte künstliche Nase nett angepaßt, und zum Theil durch eine Brille gedeckt, vorzöge einer mit großen Schmerzen und unsäglicher Geduld aus der Haut der Stirne, oder des Armes verfertigten. S. 481 erzählt der Verf. einen glücklich von ihm behandelten merkwürdigen Fall von der Phlegmone der Nase. Bey krustenartigen Flechten der Nase, leiste das Auflegen einer mit warmer Milch gefüllten Blase, offenbaren Nutzen (un succès manifeste). Besondere Aufmerksamkeit scheint auch die Bemerkung zu verdienen, on n'a point encore constaté, par l'autopsie des cadavres, le siége véritable de l'ozène, ni les altérations organiques qu'il détermine. Denn sey es nicht wahrscheinlich, daß, in manchen Fällen, der üble Geruch aus der Nase, mehr von dem verlängerten Aufenthalte des Schleimes in den Krümmungen (anfractuosités) übel gebildeter Hölen der Nase herrühre, als von einem Geschwüre dessen Daseyn kein krankhaftes Erzeugniß verriethe? C'est une sorte d'état idiosyncrasique de la membrane sans lésion sensible.

Bremen.

Gedruckt bey C. Schüneman: Außerordentliche Wärme und Kälte, in Sommern und Wintern, seit fünfhundert Jahren, nach Bremischen, Hamburgischen und Oldenburgischen Chroniken und mehrern anderweitigen Thermometer-Beobachtungen seit 100 Jahren. Nebst einigen Resultaten über ihre Perioden und Einwirkungen auf die Menschheit. Drey Vorlesungen im Museum zu Bremen, gehalten von Dr. W. Chr. Müller. 1823. 184 S. 6 Steindrucktafeln. 8.

Der ausführliche Titel gibt hinlänglich an, was diese Vorlesungen bieten. Sie sind, von dem seit 45 Jahren die wissenschaftlichen Unterhaltungen im Bremer Museum durch Vorlesungen thätig fördernden Verfasser den sämmtlichen Mitgliedern dieser Anstalt gewidmet, und haben ohne Zweifel die verdiente Aufnahme gefunden. In der ersten bahnt sich

der Verfasser zunächst den Weg zu seinen geschichtlichen Zusammenstellungen durch die Geschichte der Witterungsbeobachtungen und namentlich der des Thermometers und seiner verschiedenen Einrichtungen und Scalen. Indeß ist er hier nicht auf seinem Felde. Seine Derstellungen sind hier weder klar, noch genügend. Weit anziehender sind die aus Chroniken gezogenen Nachrichten über die merkwürdigsten Winter und Sommer und die sie begleitenden Erscheinungen seit dem Jahre 1300. Da aber der Verf. nicht überall die Gegenden näher bezeichnet hat, wo jene Erscheinungen Statt fanden, die Wärme- und Kälte-Grade aber in den verschiedenen Landschaften oft gar sehr von einander abweichen, so lassen sich freylich hieraus keine genügenden Resultate ziehen. In der zweyten Vorlesung, welche den Titel führt: "allgemeine Ansicht der Natur nach alten Erfahrungen und den neuesten Beobachtungen" — sucht der Verfasser zu beweisen, daß sich in der Natur ein beständiger Kampf streitender Elemente, der aber immer zu vollkommenen Ausgleichungen hinführe, Statt finde, und sucht zuletzt zu zeigen, daß sich mit ziemlicher Sicherheit ein gewisser Cyklus von 9 - 18 19 Jahren vorzüglich in Hinsicht auf Kälte und Wärme nachweisen lasse. — In der dritten Vorlesung stellt er "die besondern Resultate aus diesen Erfahrungen und Ansichten" — zusammen. So gut sich indeß das alles hier lesen läßt, so ist doch nicht zu leugnen, daß die meisten aufgestellten Behauptungen noch gar sehr des Beweises ermangeln und also nur als mögliche Sätze höchstens gelten können. Die angehängten Steintafeln enthalten theils vergleichende Darstellungen der verschiedenen Arten von Thermometern; theils Silhuetten der Temperatur von Rom, Manheim, Bremen und dem St. Gotthard; theils vergleichende Witterungstafeln. — Ref. hat diese Abhandlungen mit Theilnahme gelesen und wünscht dem verdienten Verf. zu der jugendlichen Frische Glück, mit welcher sie geschrieben sind.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften

5. Stück.

Den 5. Januar 1824.

Heidelberg.

Aristotelis Ethicorum Nicomacheorum Libri Decem, ad codicum et veterum editionum fidem recognovit, commentariis illustravit, latinamque Lambini interpretationem castigatam adjecit Carolus Zell, Lycei Rastadiensis Professor. Heidelbergae, sumtibus Mohr et Winter bibliopolarum. 1820. Vol I. Einleitung, Text, Uebersetzung, XVI und 480, Vol. II. Commentar, 456 Seiten in Octav.

Kaum sollte man glauben, daß der Text dieses Hauptwerkes des Aristoteles seit hundert Jahren in Europa nicht einmahl abgedruckt worden ist, geschweige denn daß man sich bemüht hätte, ihn zu läutern und auf seine ursprüngliche Reinheit zurückzuführen. Was unser ehemaliger gelehrter Mitbürger Buhle für den Aristoteles in mannigfaltigen Schriften geleistet, ist dem Kenner eben so wenig unbekannt, als daß die von ihm besorgte kritische Ausgabe des Philosophen durch seine eigenen Schicksale unterbrochen wurde, und daß nach seiner Rückkehr aus Rußland vor der Vollendung des Werkes

der Tod ihn in seiner Vaterstadt Braunschweig ereilte, als er noch kurz zuvor die Resultate, seiner Forschungen über Aristoteles und dessen Schriften in dem fünften Theile der Hallischen Encyklopädie niedergelegt hatte. Seine Biographie in den Zeitgenossen von dem Herrn von Bosse hat zuletzt noch darüber Auskunft ertheilt. Solches Beyspiel konnte nicht wohl ohne Wirkung bleiben in einer Zeit, wo das Muster des göttlichen Platon so allgemein gepriesen und in vielfältigen Bearbeitungen dem Studium empfohlen wird, obgleich man von der Anschauung des Platonischen Ideals zur Durchforschung von Aristoteles kahler Wirklichkeit nur ungern und gewaltsam geleitet wird. Doch wo die wissenschaftliche Pflicht ruft, unterwirft sich auch die angewöhnte Neigung und so hat der Herr Geheime Hofrath Creuzer zu Heidelberg es nöthig erachtet, den Aristoteles, als den Fürsten der Philosophen, in seine und seiner Schüler Bemühungen zu verflechten, und dadurch ist nun eine der Erwartungen in Erfüllung gegangen, die man für den Aristoteles hegen durfte, und Creuzers Name ziert, im vorliegenden Werke, das Blatt, in dem das Werk dem die Entstehung veranlassenden Lehrer gewidmet ist. Kaum aber hätte das Werk in eifrigere Hände und in die Ausrichtung eines scharfsinnigern Geistes gerathen mögen, als den des Herausgebers. Denn man mag die Behandlung des Textes durch Vergleichung von Handschriften und alten Editionen, nebst Wiederherstellung der Interpunction, oder die Erklärung der grammatischen Eigenheiten und des Aristotelischen Sprachgebrauchs, oder die Aufhellung der dem Aristoteles eigenthümlichen Dunkelheiten des Sinnes und Verständnisses, oder die Erläuterung der vorgetragenen Ideen und Untersuchungen betrachten, so zeigt sich allerwärts, daß der Herausgeber der Idee der Vollkommenheit so nahe gekommen ist, als es die Zerstückelung und Verderbniß der Ari-

stotelischen Schriften, die gehäuften Schwierigkeiten und Rauhheiten einer lange nicht betretenen Bahn, endlich seine eignen Verhältnisse und Absichten, so wie der statt-findende Mangel an äußeren Hülfs-quellen mancher Art nur gestatten mochten

Was nun zunächst die höhere Kritik dieses Aristotelischen Werkes betrifft, so haben sich in unserm hyperkritischen Zeitalter allerdings einige Zweifel an der Echtheit desselben geregt, und wohl könnten diese Nahrung finden an dem Titel Ethica Nicomachea, der schon im Alterthum den Wahn veranlaßte, als sey Nikomachus des Philosophen Sohn, der Verfasser; wirklich hat auch Cicero diesen Wahn bekräftigt, indem er mit einem aller positiven Beweiskraft ermangelnden Gemeinspruch (non video, cur non potuerit patri similis esse filius, Cic. de fin. V, 3) den Gordischen Knoten zu lösen meinte und Diogenes von Laerte hat dem Titel nicht mit aufgeführt. Aber mit Recht hat Herr Prof. Zell solche in sich nichtige Scheingründe in der Vorrede kurz abgefertigt mit dem eignen Zeugniß des Aristoteles und der auf guter Auctorität ruhenden Tradition des Alterthums und der Handschriften. Nur hätte dabey die Entstehung des vorhandenen Titels nach Möglichkeit erforscht werden sollen, um über dessen eigentliche Bedeutung Auskunft zu geben. Hat Aristoteles das Werk geschrieben zum Gebrauch für seinen Sohn Nikomachus, wie Cicero seine Bücher von den Pflichten dem Sohne Marcus widmet und ihm deren Lesung empfiehlt? oder hat Nikomachus auf die Bekanntmachung und Herausgabe des Werkes irgend einen besondern Einfluß geübt? endlich wie verhalten sich Nikomachus und Eudemus zu einander, und wie die nach ihnen benannten ethischen Schriften des Aristoteles? wie geht es zu, daß das 5te bis 7te Buch bis auf den Unterschied variirender Lesarten und die Verschiedenheit weniger

Stellen wörtlich sich in dem 4ten bis 6ten Buche der ethica ad Eudemum wiederfindet? Ueber diese und ähnliche mit der höheren Kritik zusammenhängende Fragen, welche frühere Forscher nur schwankend und ungewiß beantwortet haben, sucht man auch hier vergeblich eine befriedigende Untersuchung.

Desto vortrefflicher ist die niedere Kritik gehandhabt. Zwar hat sich der Verf. aller kühnen Aenderungen, gewaltsamen Verbesserungen, ja selbst meist aller Conjecturen enthalten, und möchte also schwerlich den Beyfall derer davon tragen, die da gewohnt sind, bey jeder aufstoßenden wirklichen oder eingebildeten Schwierigkeit, die Fundgruben der Combinationskraft auszuleeren; aber dafür hat er auch mit Emsigkeit Handschriften und alte Ausgaben verglichen und aus denselben theils in den Text, theils in die Anmerkungen alles aufgenommen, was zur Verbesserung des Textes und zur Vervollständigung des kritischen Apparats in den Ausgaben von Victorius (Florenz apud Juntas, 1517) und Sylburg (Frankfurt apud heredes Wecheli 1584) sich darbot. Die von Sylburg revidirte Textes-Recension des Victorius liegt nämlich zum Grunde, jedoch an vielen Stellen verbessert, besonders in Bezug auf die Interpunction, deren Aenderung allein über manche Stellen ein neues Licht verbreitet hat. Mit welchen Hülfsmitteln dabey verfahren, darüber gibt uns Kunde die vorangeschickte notitia codicum, editionum, versionum et commentariorum, eorum potissimum, qui in hac editione adornanda sunt adhibiti. Die bekanntgewordenen Handschriften des Aristoteles werden hier nicht, wie von Buhle geschehen ist, sämmtlich aufgezählt, sondern nur die von sieben frühern Bearbeitern Victorius, Turnebus, Lambinus, Camerarius, Zwinger, Giphanius und Wilkinson) verglichenen. Neu hinzugekommen für diese Ausgabe ist die von Schweighäuser gemachte Col-

lation einer Pariser Handschrift, und die von Passow besorgte einer Breslauer Handschrift (codex Rhedigerianus), welche, jedoch nicht über das 15. Jahrhundert hinausreicht und voller Schreibfehler ist. Von einigen von Hase verglichenen Pariser Handschriften hatte der Verf. nur im Allgemeinen Nachricht erhalten; auch hat er es nicht gewagt, aus der Abweichung und Uebereinstimmung aller dieser Codices Schlüsse über deren Abstammung und Verwandtschaft unter sich zu machen. Dagegen sind von den 25 vorhandenen Ausgaben die meisten für die Kritik von ihm benutzt worden. Da nun auch der Druck durch Schärfe und Deutlichkeit der Lettern und durch Weisse des Papieres sich rühmlich auszeichnet, so ist es um so mehr zu bedauern, daß nicht selten Druckfehler stehen geblieben sind, deren manche, wie Hof für Stoff in den Anmerkungen zu I. 11, 4. den Sinn gänzlich entstellen. Die Formen οὐϑείς, οὐϑέν, οὐϑέτερος für οὐδείς u. s. w. dürfen freylich dazu nicht gerechnet werden, aber auch in dieser Schreibart ist sich der Text nicht gleich geblieben, da VI. 5, 10, und an vielen andern Stellen auch οὐδείς gefunden wird, ohne daß man erfährt, ob Absicht oder fehlende Correctur die Schuld dieser Abwechselung tragen. Lateinische Uebersetzungen hat der Verf. 11 an der Zahl aufgeführt, und die von Lambinus, verbessert und dem neuen Text angepaßt, unter demselben abdrucken lassen; sie würde musterhaft zu nennen seyn, wenn nicht die Lateinische Sprache selbst für den Ausdruck einer philosophischen Terminologie sich äußerst mangelhaft zeigte und dadurch der gewünschten Deutlichkeit unübersteigliche Hindernisse in den Weg legte, so daß, um nur ein einziges Beyspiel anzuführen, jede Bemühung scheitert, die Wörter ἐνέργεια, ποίησις und πρᾶξις wieder zu geben. Die Englischen Uebersetzungen von Gillies und Taylor sind weder genannt, noch die Anmerkungen der ersteren benutzt worden.

Sämmtliche Commentarien der Vorzeit sind mit Fleiß und Umsicht genutzt worden, besonders die älteren Griechischen, unter denen der des Andronicus Rhodius, eines vermeintlichen Zeitgenossen des Lucullus, und der des Eustratius die wichtigsten sind. Meist sind die Worte derselben abgedruckt; da aber ihre Schriften nur wenigen zugänglich sind, so möchte es vielleicht rathsam gewesen seyn, einen vollständigen Abdruck der sämmtlichen Griechischen Scholiasten statt einzelner Fragmente zu liefern. Ein bloßer Auszug des Wissenswürdigen ist zweckmäßiger bey den Lateinischen Commentatoren des Mittelalters bis in das 17te Jahrhundert; da sie neben manchen scharfsinnigen Entdeckungen und Bemerkungen zugleich eine rudis indigestaque moles von Dingen enthalten, die bey unsrer jetzigen Erklärungs-Methode nicht mehr vermißt werden. Sie werden bey schwierigen Stellen alle, besonders Giphanius, der Reihe nach abgehört; aber nicht immer hat es der Verf. gewagt, den Widerstreit ihrer Meinungen durch eigne Entscheidung auszugleichen. Mit glücklicherm Erfolg hat er sich bemüht die Eigenschaften der Aristotelischen Diction und Philosophie aus dem Aristoteles selbst zu erläutern, und die treffenden Stellen der Ethik und der übrigen Schriften des Philosophen sind zu diesem Endzweck mit großer Sorgfalt und Belesenheit zusammengestellt. Ob ein Hauptverdienst unsers Herausgebers wirklich darin besteht, daß die schwierigen Stellen, wie er sagt, promtum intellectum nunc habeant, darüber möchte wohl das Urtheil nach der Individualität, den Vorkenntnissen und Studien der einzelnen Leser verschieden ausfallen. Rec. gesteht, daß ihm gar manche Zweifel nicht gelöset worden sind, zuweilen bey Stellen, über die der Commentar gar keine Bemerkung enthält, z. B. V, 4, wo die Gerechtigkeit nach arithmetischen und geometrischen Proportionen ausgemessen und darauf die etymologische Ableitung des Wortes

δίκαιον von δίχα gebaut wird. Doch hier stehn wir an einem Punkte, über welchen uns Aufklärung zu ertheilen, der Verf. überhaupt schuldig geblieben ist. Denn über das Wesen der Aristotelischen Ethik, über die Quellen, aus denen sie geflossen, über ihre Principien und die daraus abgeleiteten Pflichten, kurz für die Erklärung des philosophischen Inhaltes finden sich in dem Commentar nur selten die nöthigsten Fingerzeige; sondern der Verf. hat dafür versprochen, ein eigenes Werk darüber zur Vervollständigung dieser Ausgabe nachzuliefern. Zuletzt könnte es noch die Pflicht des Rec. scheinen, eine Menge einzelner Stellen nach der Behandlung des Herausgebers kritisch und erklärend durchzugehen. Allein die Kritik würde ohne kritische Mittel mangelhaft oder willkührlich ausfallen, die Erklärung, über die es keinem nachdenkenden Leser an eignen Ansichten fehlen kann, sich in Excursen verlieren, die den Inhalt einer bloßen Anzeige überschreiten. Darum begnügt sich Rec., für mannichfaltige aus dem Buche geschöpfte Belehrung, dem Herausgeber öffentlich seinen Dank abzustatten, und andern dasselbe zu gleichem Endzweck für das Studium zu empfehlen, und versichert, daß Cicero's Ausspruch: Magna animi contentio adhibenda est in explicando Aristotele hier mehr seine Anwendung zur Hervorhebung des Trefflichen als zur Entschuldigung von schwachen Seiten gefunden hat.

K. D.

Breslau.

Bey Max: Quatuor folia antiquissimi alicujus digestorum codicis rescripta Neapoli nuper reperta, nunc primum edita ab Ernesto Theodoro Gaupp, J. U. D. et P. P. E. in univ. Vratislav. 1823. 47 Seiten in Quart, mit einem lithographirten Specim. scripturae.

Hr. Prof. Gaupp entdeckte auf seiner wissenschaftlichen Reise durch Italien, in der Königl. Bibliothek zu Neapel, in einer Handschrift des Grammatikers Charisius, welche dem neunten Jahrhunderte angehört, vier rescribirte Blätter, deren nähere Untersuchung ergab, daß sie aus dem zehnten Buche der Pandecten entnommen seyen, und Bruchstücke aus den Titeln: Familiae herciscundae, Communi dividundo, und ad exhibendum enthielten. Diese Bruchstücke werden uns hier diplomatisch genau mitgetheilt, und dieses ist um so dankenswerther, als durch dieselben manche Gegenstände der Pandektencritik ein helleres Licht erhalten. Namentlich sind z. B. in jenen Bruchstücken die einzelnen Stellen bereits beziffert, wodurch sich also die schon aus andern Gründen von dem Hn. G. J. R. Savigny bestrittene Annahme wiederlegt, als seyen früherhin die Stellen in den Handschriften nicht beziffert gewesen, und daher von den Glossatoren die Citirmethode nach den Anfangsworten eingeführt. Dann aber ergibt sich aus jenen Bruchstücken, daß der Text derselben selbst, wenige unbedeutende Kleinigkeiten ausgenommen, gerade derselbe ist, wie in der Florentinischen Pandektenhandschrift, also zum sichern Beweise, daß es auch außer derselben noch Handschriften in Italien gab, und die Florentinische daher keinesweges die einzige Quelle der spätern Handschriften gewesen seyn kann. Eben so wenig endlich können jene Neapolitanischen Bruchstücke — deren Alter den Schriftzügen nach spätestens in die Mitte des siebenten Jahrhunderts fällt —, gerade wegen der kleinen Abweichungen, aus der Florentinischen Handschrift abgeschrieben seyn. Alles dieses wird von dem Hrn. Verf. genau und überzeugend erörtert, und durch angestellte Vergleichung mit der Florentinischen Handschrift, der Haloanderschen Recension, und mit mehreren älteren, die sogenannte litera Bononiensis enthaltenden Ausgaben, nachgewiesen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

6. Stück.
Den 10. Januar 1824.

Paris.

Bey den Gebrüdern Baudouin: Collection des mémoires relatifs à la révolution Française avec des notes sur les auteurs et des éclaircissemens historiques, par M. M. Berville et Berrière. Premiere livraison. Mémoires de Mme. Roland, 2me édition. 1821. 8. Diesen folgen noch elf andere Lieferungen, jede gewöhnlich von zwey, auch mehreren Bänden, folgenden Inhalts: Mém. du marquis de Ferrieres T. 1-3. mit einer partie inédite. 1821. 22. — Mém. de Linguet sur la Bastille et de Dusaulx sur le 14. Janv. 2me éd. 1822. — Mém. du marquis de Bouillé, 2me éd. 1822. — Mém. du baron de Besenval. T. 1. 2. 1821. — Mém. de Bailly T. 1-3. 1821. — Mém. de Weber, concernant Marie-Antoinette, archiduchesse d'Autriche et reine de France et de Navarre. T. 1. 2. 1822. — Mém. inédits de Charles Barbaroux, député à la convention nationale. 1822. — La vie et les mémoires du général Dumouriez. T. 1-3. 1822-23 nebst einigen morceaux in-

édits. — Mém. inédits de Mr. le duc de Choiseul, pair de France. 1822. — Mémoires (inédits) sur la vie privée de Marie-Antoinette etc. par Mme. Campan, lectrice de Mesdames et premiere femme de la chambre de la reine. 2me éd. T. 1-3. 1823. — Mém. inédits de l'abbé Morellet. T. 1. 2. 1823. — Mém. de Mme. la marquise de Bonchamps (inédits) redigés par Mme. la Comtesse de Genlis et mém. de Mme. la marquise de la Roche-laquelein. 1823. — Mém. sur les journées de Septembre 1792, par Mr. Jourgniac de St. Méard, Mme. la marquise de Fausse-Lendry, l'abbé Sicard et Mr. Gabriel-Aimé Jourdan, président du district des Petits-Augustins; suivis des délibérations prises par la commune de Paris et des procès-verbaux de la mairie de Versailles. 1823. — Mém. sur l'affaire de Varennes, comprenant le mémoire inédit de Mr. le marquis de Bouillé (comte Louis); deux relations également inédites de MM. les comtes de Raigecourt et de Damas; celle de Mr. le capitaine Deslon, et le précis historique de Mr. le Comte de Valory. 1823. — Mémoires sur les prisons T. 1. contenant les mémoires d'un détenu par Riouffe; l'humanité meconnue, par J. Paris de l'Epinard; l'incarcération de Beaumarchais; le tableau historique de la prison de St. Lazare, avec une notice sur la vie de Riouffe des notes et éclaircissemens historiques. 1823.

Es rühmen die Herausgeber den Beyfall, den ihr Unternehmen gefunden habe; zwey tausend Unterzeichner und die wiederhohlten Auflagen einiger Theile sprechen dafür. Gleichwohl lassen sich gegründete Ausstellungen machen; dem Ganzen scheint ein durchdachter Entwurf zu fehlen. Geschichtforscher und Geschichtschreiber müssen wünschen, daß

Alle, welches Glaubens sie auch seyn mögen, über die Begebenheiten sich aussprechen, an welchen sie Theil genommen haben, damit man ein möglichst der Wahrheit sich näherndes Bild daraus entwerfen könne: allein wozu soll die Erzählung bekannten Begebenheiten von Solchen nützen, die keinen mittelbaren oder unmittelbaren Antheil daran hatten, welche Sachen und Personen nicht aus eigener Anschauung kannten? Dieß aber ist bey einigen hier mitgetheilten Mémoires der Fall, auch wird diesem Worte eine sonst nicht übliche und nicht zu rechtfertigende Ausdehnung gegeben. Dagegen kommt in dem Vorberichte zu Weber (I. VII.) folgendes vor: La lecture de ces mémoires (sie sind zuerst und früher zu London erschienen) tels qu'ils ont été donnés d'abord, n'eût pas paru supportable. — Il a suffi de faire des retranchemens nombreux, mais on n'a dû se permettre aucune addition (das wäre doch auch für Herausgeber etwas zu stark). Nous devons remarquer que Weber, souvent trop dur et trop absolu dans ses jugemens contre les Français, doit trouver une excuse dans sa douleur et dans sa qualité d'étranger. On a besoin de se rappeler alors que la France n'est pas sa patrie. — Dieß ist kein gültiger Grund; möchten diese Berichte noch so unangenehm für Französische Ohren klingen, sie müßten dennoch mitgetheilt werden, wenn deren Herausgabe sich sonst rechtfertigen ließe, damit man unter Anderm auch erkenne, daß, welche Gräuel sich andere Völker gleichfalls in ähnlichen Stürmen erlaubt haben, dennoch ein so satanischer Witz in der Grausamkeit nur bey diesem Volke zur Zeit der Bartholomäus-Nacht sowohl, als zu unserer Zeit vorkomme, und daß von allen Pöbelherrschaften die Französische die empörendste für alles menschliche Gefühl ist. Wir unsers Theils hätten im Uebrigen Weber nicht auf-

genommen; als Milchbruder der Königinn, von ihr begünstigt, war er ihr ergeben, allein er bekleidete eine ganz untergeordnete Stelle, er blieb dem Antheil an den großen Begebenheiten ganz fremd und er ist obenein breit und langweilig. Indeß hat jene Aeußerung der Herausgeber bey dem Rec. doch den Wunsch rege gemacht, sie möchten die von ihnen zuerst abgedruckten Handschriften an einem öffentlichen, Jedem zugänglichen Orte niedergelegt haben, damit man von ihrer Treue beym Abdrucke sich überzeugen könnte.

Den Denkwürdigkeiten sind gewöhnlich kurze Lebensbeschreibungen der Verfasser, die offenbar von verschiedenen Händen herrühren, vorgesetzt, man wird sie im Ganzen belehrend finden; dagegen in den hinzugefügten Anmerkungen oft Stellen aus ganz bekannten Büchern abgedruckt werden, die gar nicht als Quellen gelten können, wie aus der hist. de la révol. Fr. par deux amis de la liberté, ja sogar aus andern Theilen dieser Sammlung selbst. Das vermehrt die Bogenzahl freylich, schmeckt aber auch nach Geld erwerbender Buchmacherey und ist den Herausgebern wohl angenehmer als den zweytausend Unterzeichnern. Was diese Wiederhohlungen betrifft, so war leicht durch einige Zahlen auf ähnliche Stellen zu verweisen, und diesem Bedürfnisse, so wie der mangelhaften Folge, da zuweilen getrennt ist, was zusammen gehört, stand durch ein gutes Sachverzeichniß am Ende der Sammlung abzuhelfen, da man nun einmahl die herauszugebenden Denkschriften nicht zusammen vor Augen haben und sie ordnen konnte. Noch ungefähr eben so viele, als bereits abgedruckt sind, werden auf dem Umschlage für die Folge angekündigt, und einzeln erscheinen jeden Tag jetzt neue zu Paris, z. B. die über Enghien's Ermordung.

Bey der nähern Anzeige glaubt der Rec. auf die Aufsätze sich beschränken zu müssen, die mit neuen

spätern Zusätzen durch die Verf. bereichert worden sind, und auf die, welche bisher ganz unbekannt waren. Die früher im Druck erschienenen sind theils zu seiner Zeit in diesen Blättern angezeigt worden, theils, was die bedeutendern betrifft, den Freunden dieser Geschichte längst bekannt.

Zu den mémoires de Ferrières ist ein dritter Band hinzugekommen, der die Erzählung von der assemblée legislative an bis zum Tode des Königs fortführt, während welcher Zeit er auf seinem Landsitze, entfernt von dem Schauplatze lebte. Auch die beiden ersten Bände, welche die Zeit der assemblée constituante betreffen, sind von keinem sehr großen Belange, aber sie sind doch aus eigener Anschauung hervorgegangen. Er war als Mitglied des Adels zu den allgemeinen Ständen im J. 1789 gewählt worden, er stimmte mit der rechten Seite, ließ sich durch Reden nicht weiter vernehmen, beobachtete aber recht gut, und billigte keines Wegs immer das Verfahren Derer, mit welchen er stimmte. Es ist der Verf. ein rechtlich gesinnter wohlwollender Mann, obwohl durch Vorurtheile in etwas beschränkt, er ist dem guten Schlage der country gentlemen im Brittischen Parlamente zu vergleichen, die stillschweigend stimmen, und wie ein verehrter Schriftsteller sagt, den Ballast im Staats-Schiff ausmachen, die aber Verstand genug haben nicht durch Reden über Dinge, wovon sie wenig oder nicht mehr als Andere verstehen, zu schweigen, auf daß die Zuhörer nicht aus lieber langer Weile sterben. Dagegen konnte der letzte hier abgedruckte Theil ganz ungedruckt bleiben; Jeder von denselben Ansichten ausgehend, konnte dasselbe leisten, er ist weder aus eigener Theilnahme noch Anschauung hervorgegangen.

Die morceaux inédits, welche den Schriften Dumourieux's beygefügt worden, sind völlig unbedeutend.

Dagegen aber werden die hier zuerst abgedruck-

ten Mém. de Charles Barbaroux, eines nicht unbekannten Abgeordneten der Stadt Marseille zum National-Convente, nicht zu übersehen seyn, später ward er mit andern Girondisten, zu deren Partey er sich hielt, geächtet, wiewohl er weder zu den geistreichern noch den weniger blutdürstigen derselben gehörte. Wer noch zweifeln sollte, daß der 10. August das Werk Petions war, und daß eigentlich die Marseiller den Ausschlag gaben, der kann hier sich eines Bessern belehren; unverhohlen und stolz sagt es der Verfasser, er rühmt sich seines Antheils. Aus einer Anmerkung, die aus dem réveil d'alarme d'un deputé de Marseille (Blanc-Gilli) entlehnt ist, ergibt sich, daß das Marseiller Bataillon nur etwa aus 1500 Mann bestand. Bedenklich schien ihm dessen Marsch auf Paris, denn Marseille diene auch den Verbrechern, welche von den Italiänischen Küsten, aus Spanien, dem Archipel und der Barbarey ausgestoßen oder entsprungen wären, als Freyhafen. So oft nun die National-Garde aus der Stadt gezogen sey, hätten diese heimathlosen Bösewichter sich angeschlossen und aller Orten, wohin sie gekommen, Verderben verbereitet. Dieß sind die Helden, welche Barbaroux anführt, womit er am 10. Aug. seine Freyheit, an die er wirklich begeistert zu glauben scheint, durchsetzt.

Aber es gibt doch Stufen in der Verrücktheit: B. besucht seinen Collegen Marat und vernimmt von diesem Würdigen (S. 59): Es sey ein Irrthum mit Flinten und Säbel Krieg zu führen, der Dolch sey die eigentliche Waffe freyer Männer, durch diesen mache man seinen Feind im Gefechte wie auf der Straße fallen, Frankreich sey noch durch ein Gesetz zu retten, vermöge welches allen Aristocraten geboten werde, ein weißes Band um den Arm zu tragen, und da, wo drey derselben vereint gefunden würden, sie aufzuknüpfen. In allen en-

gen Gassen müsse man ihnen auflauern und sie erdolchen, das sey selbst eine menschenfreundliche Handlung, denn es wäre nur zu gewiß, daß sie damit umgingen die Freunde der Freyheit zu ermorden. Auf Barbarour's Einwendung, daß bey solchem Verfahren doch auch viele Patrioten unschuldig ermordet werden könnten, sagte der Vortreffliche: Was thut's; sollten auch zehn Unschuldige auf neunzig Schuldige fallen, und kann man eben irren, wenn man über die welche in Kutschen fahren, über ihre Bedienten, über die, welche seidene Kleider tragen, und die, so aus den Schauspielhäusern kommen, herfällt? Gewiß sind diese sämmtlich Aristocraten. — In den Anmerkungen findet sich (S. 125) eine Lob- und Leichenrede auf Marat, die zu Strasburg im Tempel der Vernunft gehalten ward, darin unter Anderm: ein Mann seines Gleichen an Größe kann das Alterthum nicht aufweisen. Un orateur patriote a comparé Marat au fils de Marie. Cette comparaison est juste sous plus d'un rapport. Comme Jésus, Marat aima ardemment le peuple et n'aima que lui. Comme Jésus Marat détesta les rois, les nobles, les prêtres, les riches, les fripons. Comme Jésus il ne cessa de combattre ces pestes de la societé, et comme Jésus, il mena une vie pauvre et frugale. — Wer ist nun der Verrückteste, jener politische Arzt oder dieser Gotteslästernde Prediger im Tempel der Vernunft? Ist es nicht merckwürdig, daß solche Stellen ungeahndet gedruckt werden in einem Lande, wo, sagt man, der Verfinsterung gehuldigt und der Jesuitismus verbereitet werden soll, während des Ref. protestantische Hand den Dienst versagt, solche Lästerungen in seine Sprache zu übertragen, und ein Mehreres abzuschreiben.

Die mémoires du duc de Choiseul und die sur l'affaire de Varennes gehören zusammen,

obwohl sie hier getrennt erscheinen, sie geben über die verunglückte Flucht des Königs befriedigende Auskunft. Der erste vertheidigt sich über das Verlassen der Brücke bey Sommevelle, weil er vergebens mehrere Stunden auf die Ankunft des Königs gewartet habe, den er mit seinen Reitern von da aus begleiten sollte, auch damit, daß das Volk aus Mißtrauen über das lange Verweilen der Mannschaft gegen ihn und seine Leute habe aufstehen wollen. Aber, was berechtigte ihn denn, den folgenden Posten den Befehl zu geben, ebenfalls sie zu verlassen? Bouillé vertheidigt seinen Vater, mit guten Gründen, kräftig und mit Ernst, Choiseul ist süßlich und geziert; aber freylich sind seine Gegner auch nicht ganz zu rechtfertigen; ungeschickt ist das Unternehmen von Anfang bis zu Ende geführt worden. Schon die verspätete Abreise des Königs, das dadurch veranlaßte längere Verweilen der Reiterhaufen auf der Heerstraße, die eigenthümliche Gestalt des Wagens, zu diesem Zweck eigen gebaut um so viele Personen und Sachen darin aufzunehmen, einer wahren Arche ähnlich, die sich nur langsam fortbewegen konnte, veranlaßten Verdacht, und störten die schnellere Reise, endlich kamen die betrogenen Befehlshaber der bewaffneten Macht noch hinzu, die stets auf ihre Soldaten glaubten rechnen zu können und sich stets von ihnen verlassen sahen, wenn es zum Treffen kam; zuletzt wollte auch der König kein Blut vergossen wissen: wozu aber waren unter solchen Umständen militairische Bedeckungen? In mehrere leichte nicht auffallende Wägen vertheilt, würde die Flucht gelungen seyn, wie sie dem Brüder des Königs und seiner Gemahlin gelang.

Die Fortsetzung folgt im nächsten Stück.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

7. Stück.

Den 10. Januar 1824.

Paris.

Fortsetzung der Anzeige der Collection des mémoires relatifs à la révolution Française.

Die bisher ungedruckten Mém. de Mme. de Bonchamps sind hier mit den bereits bekannten ihrer Leidensschwester, der Marq. de la Rochejaquelein, zusammen gedruckt worden. Niemand wird der Erstern Unglück ohne tiefe Theilnahme lesen, und ihr die Achtung versagen, die ihr als Frau, Mutter und Französinn gebührt. Aber für die Geschichte wird Nichts daraus gewonnen. Alles, was darauf Bezug hat, findet sich besser in den unübertrefflichen Denkwürdigkeiten der Fr. v. Rochejaquelein, und diese sind auch mehr zum Herzen dringend geschrieben, denn sie sind nicht durch die sentimentalen Hände der Frau von Genlis gegangen.

Die gleichfalls ungedruckten Mém. de l'abbé Morellet nebst seinem Briefwechsel gehören nur zum allergeringsten Theile, nur ein Paar Bogen etwa, in diese Sammlung; alles Andere bezieht sich auf die Geschichte der neuern Französischen Litteratur. Antheil, unmittelbaren Einfluß auf die Französische

Umwälzung der Dinge hat er nicht gehabt, aber einige Anschauungen die er mittheilt sind doch nicht zu übersehen. M. gehörte zu Denen, die man nun einmahl in Frankreich Philosophen nannte; er war Physiocrat, Encyclopädist, hatte in England und Italien gereiset und stand mit mehreren Staatsmännern und Gelehrten in Verbindung, ohne jedoch selbst ein bedeutendes Werk gefördert zu haben! Er schreibt seine Sprache gut, ist in der Römischen Literatur wohl bewandert, und verbindet mit dem freundlichen und heitern Character seines Volks große Rechtlichkeit. Einiges mag aus dem Wenigen, was auf die Umwälzung der Dinge sich bezieht, hier stehen, während Anderes dem Leser zum eigenen Nachsehen verbleiben muß.

M. hatte sich in einer Flugschrift für die doppelte Zahl der Abgeordneten des dritten Standes erklärt, und zerfiel deshalb mit einer alten Freundinn vom Adel. Das war der erste Verlust; bald kam es weiter über ihn. Im Feb. 1789 wollte er sich von den Wählern zu Chateauneuf in den dritten Stand wählen lassen, das gelang aber nicht. En y assistant j'appris ce que j'ignorais encore, c'est que des assemblées, formées de l'espèce du peuple que je voyais là, étoient inaccessibles à l'ordre, au bon sens, incapables de discussion, ingouvernables enfin. Je pris alors des hommes assemblés une très mauvaise idée, que les evénemens n'ont fait, ensuite, qu'affermir et fortifier. Zurück von da — avec sa petite honte — versuchte er es von der Geistlichkeit in Paris gewählt zu werden, aber auch das schlug fehl. Fauchet und andere Priester, denen er bey weitem überlegen zu seyn glaubte, wurden gewählt, Fauchet, der sofort den Jacobiner spielte, und, als er auf der schönen Laufbahn stille stehen wollte, das Blutgerüst besteigen mußte. Gleich drauf verliert M. auch seine schöne Pfründe Thimer, die er einer von

seinem Freunde Turgot erhaltenen Anwartschaft verdankte, und die ihm 16000 Franken jährlich einbrachte. Nicht der Verlust des Einkommens, der Verlust der Stelle war es, was ihn schmerzte, er hatte sich das Gut mit nicht geringen Kosten zum Ruhesitz im hohem Alter eben eingerichtet, als es im Jahr 1790 an den Meistbietenden verkauft wurde. Er scheidet wehmüthig, schreibt über das unkluge Verfahren, kommt aber doch wegen seiner physiocratischen Grundsätze in Bezug auf die mainmorte dabey in Etwas ins Gedränge. Diese Grundsätze trösten ihn aber auch wieder bey der ausbrechenden Anarchie; denn hätte man nur Grundeigenthümer gewählt, die nach der Schule doch allein nur wahre Eigenthümer sind, so wär das Alles nicht erfolgt, und hätte nur der Adel nicht von seinen Standes-Rechten, sondern von seinen Ansprüchen als Grundeigenthümer gesprochen, so hätte er Nichts zu besorgen gehabt. (Wirklich?) — Desèze zeigte ihm seine Vertheidigungsschrift des Königs, darin waren alle zum Gefühl redende Stellen durchgestrichen, und D. sagte ihm auf seine Frage weßhalb, es rührten die Aenderungen von Ludwig her, der von seinen Richtern nur Gerechtigkeit verlange, nicht ihre Gefühle habe bestechen wollen (1. 406) — Eine Beschreibung des Zustandes auf dem hôtel de ville, wo Morellet ein Zeugniß seines civisme suchen muß, ist ganz aus dem Leben aufgegriffen. Das dem werthen Vorstande Beyfall rufende Publicum bestand vornehmlich aus Weibern der untern Ordnungen, welche daselbst strickten und alte Westen und Hosen flickten, (in andern ähnlichen Vereinen hat man in der großen Stadt diese citoyennes Gemüse rein machen sehen, denn es war daselbst eingeheitzt). Unter Andern ward ein Vorschlag gemacht, daß junge und schöne Frauen nicht mehr mit ihren Bittschriften in den Schreibstuben erscheinen sollten, weil sie einen allzugroßen

Einfluß auf die Herren der bureaux hätten; der Antrag ward von allen häßlichen und alten anwesenden Frauen mit großem Beyfall-Geklatsch aufgenommen. Dann wurden patriotische Lieder von dem Gemeinde-Vorstande und dem verehrten Publicum gesungen, das dauerte unserm Verf. etwas zu lange, obwohl er selbst ein großer Freund des Singens ist; — ein gemeines Weib, so auch auf eine Entscheidung wartete, sagte ihm: es ist doch seltsam, sind die Leute denn dazu da, daß sie singen sollen? Endlich gelang es M. einem zurückgekommenen Haarkräusler, der ein großer und mächtiger Mann in dieser Stadt-Behörde geworden war, aus seinen Büchern zu beweisen, die er sorgfältig vor ihm auskramt, daß er stets solche Umwälzuug gewünscht habe, und so entkam er dem Gefängniß und dem Tode.

Morellet hatte Viel verloren, ja den größten Verlust erlitten, den nämljch seiner alten Freunde, der Verschiedenheit des politischen Glaubens wegen; aber er erhohlt sich wieder, wirbt nach neuem Umschwunge der Dinge um eine Senator-Stelle, die freylich den Verlust der Pfründe reichlich nebst Zinsen würde ersetzt haben. Auch dieß schlägt ihm fehl, aber er erlangt und begnügt sich nun mit einem Platz in dem gesetzgebenden Corps, und da er eben auch da Nichts zu leisten vermag, so rettete er doch aus all den Schiffbrüchen eine so unverwüstliche Heiterkeit, die mit den Jahren zunimmt, daß er etlich achtzig alt, fleißig Verse macht, und was mehr als dieses ist, selbige in den Gesellschaften vorsingt, welches ihm, wenn auch nicht eben, wie es wahrscheinlich ist, seinen Zuhörern, eine reiche Quelle der Freude wurde. Unzufrieden scheint er nur zu werden, wenn, nach dem Laufe der Welt, welche die Mitte schwer zu behaupten weiß, der abbé Fressinous (hier so geschrieben, jetziger grand maitre der Universität) bey seinen Predigten etwa des Zulaufs der hohen

und schönen Welt sich erfreut, M. aber darin die Rückschritte seiner lieben Philosophie findet, die Herstellung der Klöster, der Jesuiten u. s. empfehlen hört. Th. II. S. 427 kommt ein vollständigerer Abdruck der von Malesherbes im Gefängniß Herrn de Vaines mitgetheilten Nachricht über die letzten Tage Ludwigs XVI. während seines Processes vor. Malesherbes sagt gleich vorn darin: Mr. Turgot et moi étions deux fort honnêtes gens, très instruits, passionnés pour le bien: qui n'eût pensé, qu'on ne pouvait mieux faire que de nous choisir! Cependant nous avons mal administré. Ne connoissant les hommes que par les livres, manquant d'habilité pour les affaires, nous ne pouvions former le roi au gouvernement; nous l'avons laissé dirigé par Mr. de Maurepas, qui a ajouté sa faiblesse à celle de son élève; et sans le vouloir ni le prévoir, nous avons contribué à la révolution!

Von allen in dieser Sammlung zuerst mitgetheilten Denkwürdigkeiten sind unbezweifelt die der Madame Campan die bedeutendsten; da sie jedoch bereits so sehr in der Lesewelt verbreitet sind, dem Rec. aber erst so spät zukommen, so glaubt er sich hier auf Das, was die Geschichte dadurch gewonnen hat, beschränken zu müssen.

Ueber das Innere des Hofs findet man in dem Buche Aufschlüsse, wie nirgends sonst. Die Verfasserinn ist ihrer Herrschaft, aus Liebe zu deren herrlichen Eigenschaften, treu ergeben; aber diese Liebe verblendet sie nicht, sie beobachtet Alles scharf und gut, hält sich jedoch von jeglichem Antheil an den Angelegenheiten, die ihren Dienst nicht angehen, fern, und bleibt jeder Art von Intrigue fremd. Schwerlich hat irgend Jemand, der nicht selbst am Hofe zu Versailles lebte, zuvor so das Lästige der sogenannte étiquette dieses Hofs gekannt, als er es hier kennen lernt. Dieser Zwang erstreckte sich

nicht allein auf feyerliche Gelegenheiten, wo der Hof sich mehr oder weniger öffentlich zeigte, sondern er drang auch mächtig in das Privatleben des regierenden Geschlechts ein; wir zweifeln, daß etwas Aehnliches an irgend einem andern Hofe, den Spanischen ausgenommen, Statt gefunden habe. Man bedauert die Unglückliche, welche frieren muß, weil ihr unangekleidet das erste, unentbehrlichste Kleidungsstück nur von der Vornehmsten übergeworfen werden darf, in dem Augenblicke aber als es geschehen soll, stets eine Vornehmere als die andere erscheint, weßhalb das Hemd durch ein halbes Dutzend Hände gehen muß, ehe es an sie kommt; man begreift, wie sie halblaut über den Unsinn murrt. Dem Cardinal Richelieu wird vornehmlich die Erfindung dieser honneurs du service beygemessen, zur Demüthigung der Großen und zur Erhebung des königlichen Ansehns. Man weiß aber nicht, was man sagen soll, wenn der Dame d'honneur, einer Herzoginn etwa, höchstes Vorrecht ist, das Stechbecken (bassin) aus dem Bette hinweg zu nehmen nach erfolgter Wirkung der Arzney. Man kann sich vom Erstaunen nicht erhohlen, wenn man lieset, wie, am Tage der Niederkunft der Königinn, der Geburtshelfer den Anfang der Geburt laut verkündigen muß, worauf sofort die Thüren des Zimmers geöffnet werden, damit Alle, die im Schloß sind, hereinströmen können bis auf die kleinen Savoyarden, die wie Affen an der Spanischen Wand hinaufklettern und zuverlässig auf die Kreisende gestürzt seyn würden, wenn man nicht für die Befestigung bey dem Sturm gesorgt hätte. Das einströmende wilde und wüthende Heer, Jeglicher schien ein anderes Thier, verpestete so die Luft, daß die Gebärerinn nur durch einen schnellen Aderlaß und die Kraft des Königs gerettet ward, der die verpichten Fenster mit herculischer Gewalt aufriß, um dem Rufe des Geburtshelfers: Luft, Luft! zu entsprechen. Es

ist begreiflich wie eine junge Prinzessinn, — sie war funfzehn Jahr alt, als sie nach Frankreich kam — solchen Zwang, den sie nie gesehen hatte, abschütteln wollte, und zu entschuldigen ists, daß sie auch den abwarf, der doch als Schutzwehr gegen verläumderische Gerüchte und zu Erhaltung der Königl. Majestät dienen sollte, und in ihrer Lage dienen mußte.

Wir erfahren es zuerst so umständlich durch dieses Buch, daß, als die Königinn nach Frankreich kam, die herrschende Partey sie wieder verstoßen, die Ehe aufheben, und also mit noch größerm Scandal als bey der Zurücksendung der für Ludwig XV. bestimmten Infantinn geschehen war, die wirklich Angetraute wieder zurückschicken wollte. Choiseul hatte die Heirath gestiftet, er war gestürzt ehe sie in das Land kam, sein Feind Aiguillon herrschte und nebst ihm die Jesuiten. Auch beym Dauphin hatte diese Partey den Haß gegen Oestreich so gesteigert, daß Jahre darauf hingingen bevor er seine Frau erkannte, unerachtet aller Schönheit, aller Liebenswürdigkeit, alles Zaubers ihrer Person. Mit Thränen mußte sie ihre Schwägerinn früher Kinder gebären sehen, sie war die Verlassene, sie mußte die Vorwürfe der Fischweiber still und unbemerkt tragen. Als aber einmahl erst dieser unnatürliche Haß besiegt war, da lebte das Ehepaar zufrieden, denn Beide waren für häuslichen Frieden und häusliches Glück, für den Zauber einer schönen Natur empfänglich. — Die Königinn bedurfte einer Freundinn, und sie war so glücklich eine zu finden, mit Liebe hing sie an ihr; aber die Gräfinn, nachher Herzoginn von Polignac, obwohl gut, heiter, und die Liebe der königlichen Freundinn erwiedernd, ohne allen Eigennutz, ohne Einfluß zu suchen, hatte ein intriguenvolles Geschlecht zum Anhange, und diesem ward, zum höchsten Verderben der Königinn, die Thür zugleich geöffnet.

Verpflanzt auf einen Boden, der mit so brennbarem Stoffe geschwängert war, wäre es freylich

unentbehrlich gewesen alle Vorsicht anzuwenden, um dem verläumderischen Otterngezüchte nicht neue Nahrung zu geben. Aber die Unglückliche war jung, schön, geistreich, liebenswürdig und wie begreiflich nicht geneigt, diese Gaben unter dem Scheffel zu verbergen. Ein geprüfter alter Freund hätte sie vor der Grube warnen sollen, welche ihre Feinde anlegten: aber der ward nicht gefunden. Der abbé Vermond, einiger Maaßen ihr Erzieher, der es wohl vermocht hätte, und dem es die Pflicht gebot, war mehr bemüht seinen Einfluß dauernd zu begründen, als sie aus dem Bereich der giftigen Zungen zu bringen. Alles was nun vorfällt, muß dazu dienen die Königinn in der Volks-Meinung zu Grund zu richten, es sey eine Schlittenfahrt, das Schauspiel, welches die Prinzen und Prinzessinnen und eine kleine Zahl auserlesener Hofleute am Hof aufführen, das Besuchen einer Redoute, das Zerbrechen eines Wagens und die Nothwendigkeit eines Fiacres sich zu bedienen, die Abend-Musik an heißen Sommertagen im Garten zu Versailles, das Zulassen der Putzmacherinn Bertin in ihre Zimmer, die neuen Moden, oder die frühe Ausfahrt um doch einmahl die Sonne aufgehen zu sehen: — Alles, Alles muß zu diesem Zweck dienen. Endlich kommt denn noch Haß und Rache des Verworfensten der Verworfenen, des Herzogs von Orleans, hinzu, und bald tritt die geheime Verfolgung öffentlich, frecher und immer frecher hervor. Bey der Erwähnung der Verbreitung schändlicher Flugschriften, wozu der verschuldete Prinz doch immer Geld genug hatte, kann der Rec. nicht unterdrücken, daß ihm im J. 1791 beym Durchgehen durch die Höfe des palais-royal von einem daselbst stehenden Menschen mit einem Pack Bücher unter dem Arm, ein Exemplar unentgeltlich aufgedrungen ward, ein sogenanntes Leben der Königinn, versehen mit den schändlichsten Kupfern. Gleiches werden Andere erfahren haben.

Niemand der einiger Maßen Unterrichteten, glaubte an so verbreitete Schändlichkeiten, aber auf die rohe und nicht unterrichtete Menge war Alles berechnet, und hier fand man theilweise Glauben. Wie sehr aber auch bey dem hohen und vornehmen Pöbel, ohne eigenes richtiges Urtheil diese für Wahrheit ausgegebenen Lügen gleichfalls Wurzel geschlagen, das beweiset nicht nur die Posse, die mit dem Cardinale in der Halsbandsgeschichte getrieben werden konnte, und eben Dieß ist das Entsetzliche bey der Sache, nicht das daß der Gimpel angeführt wird; sondern noch mehr wird das Verderben der öffentlichen Meinung durch die Unbesonnenheit eines alten Schweizers und eines jungen Franzosen bestätigt. Bey einem Zweykampfe, der zwischen dem Grafen Artois und dem Prinzen Bourbon im Werk war, wünscht die Königinn den alten Baron von Besenval ins Geheim zu sprechen, um durch seine angesehene und geachtete Vermittlung denselben abzuwenden; B. wird in ein abgelegenes kleines Zimmer geführt, der alte Herr mit gebleichtem schneeweißen Haar hält dieß für ein Stelldichein und fällt mit einer herzaften Liebes-Erklärung der Königinn bey ihrem Eintritt zu Füßen. Er erstaunt als er seines Irrthums inne wird, und erhält zum Trost die Zusicherung der König solle von dem Vorgefallenen Nichts erfahren, die Königinn redet seitdem ihn nicht eben mehr an, allein er bleibt doch in ihrer engern Gesellschaft denn sagt (I. 190) sie: il est doux d'avoir des amis, mais dans ma position, il est difficile que les amis de nos amis nous conviennent autant. Auch der berüchtigte roué Biron oder Lauzun, will für einen Reiherbusch, welcher der Königinn gefallen, und den er ihr verehrt, mehr als den schönen Dank, und daß sie sich damit schmückt; darauf wird er mit einem "Sortez Monsieur" entlassen.

Gegen ihre Verschwendung, an die auch besser Unterrichtete wohl am meisten geglaubt haben, selbst

in Beziehung auf Trianon und St. Cloud wird sie hier vollkommen gerechtfertigt, und ihre Neigung zu Ordnung und Sparsamkeit erwiesen. Aber der verbreitete Haß gegen Oestreich sollte immer genährt werden, und er ward es meist ohne ihre Schuld. Wenn zufolge bekannter Verträge an Oestreich Geld gezahlt werden mußte, statt der vertragsmäßigen Hülfsvölker, so geschah dieß, und die Zahlung einer Summe in den Streitigkeiten Josephs mit den Niederlanden, um einem allgemeinen Kriege vorzubauen, so auffallend als möglich, um die Erbitterung zu nähren; sie sollte nun einmahl an Allem Schuld seyn, auch nahm man gleich Partey gegen sie bey dem Rangstreite zwischen ihrem Bruder Maximilian und den Fr. Prinzen, während dessen Aufenthalts zu Paris.

Gleichwohl erhielt sie erst seitdem Vergennes und Maurepas tod waren einen wirklich entschiedenen politischen Einfluß, weil sich Niemand sonst fand, der dem Könige mit unverdächtigem und einsichtsvollem Rathe beystehen konnte. Sie selbst beklagte oft deßhalb ihr Schicksal, und offenbar war sie solchen Aufforderungen, die täglich schwerer zu befriedigen wurden, nicht gewachsen. Daß sie die Ursachen der Umwälzung der Dinge allein in der Ruchlosigkeit einiger Feinde des Throns, oder der ihrer persönlichen Feinde sucht, ist ganz falsch; aber sind nicht Männer von einem gebildetern Urtheile, von Kraft und Einsicht in ähnlichen Stürmen nicht in ähnliche Fehler gefallen? Hätte sie nun auch das richtigste Urtheil in dieser großen Angelegenheit gefällt, wäre sie, statt kleinliche Mittel zur Bekämpfung ihrer Widersacher zu wählen, der Erfüllung des Wunsches der Einsichtsvollen und dem des Königs selbst offen und mit Kraft entgegengetreten, um des Volkes Wohl und dessen wahre Freyheit, so fern es deren fähig war, zu begründen; so würde doch bey dem entschiedenen Mangel an Entschlossenheit von Seiten des Königs immer Alles gescheitert seyn. Belege, wer ihrer noch bedürftig seyn

sollte, finden sich in dem Buche, doch ist dieß Alles längst bekannt. Neue Belege aber wird man finden über des Königs Kenntnisse, seine Einsicht, sein vortreffliches Urtheil über Personen und Sachen; selbst seine seltsame Liebhaberey an mechanischen, Schlosser- und Schmiede-Arbeitern schien mit Andern und Höhern zusammenzuhängen. Allein, was hilft das richtige Urtheil über Figaro's Hochzeit und die königliche Erklärung, die wir hier lesen, daß dieß Stück nimmer gespielt werden solle, da es doch hernach gespielt wird; was hilft es daß der König, belehrt durch Carls I. Geschichte, sein beklagenswerthes Ende genau erkennt, wenn nichts Zweckmäßiges geschieht, welches die Blutschuld abwenden könnte, auch da nicht, als es noch Zeit war. Nie hat Mißtrauen in eigene Kraft solch Unglück herbeygeführt; wo öffentlich gehandelt, oder geredet, irgend eine Entscheidung gegeben werden muß, da ist auf ihn nie zu rechnen.

Das Buch ist von Vielen gelesen worden und wird noch von Mehreren gelesen werden, denn die Hofgeschichten gewähren Vielen Unterhaltung und die Langeweile wird dadurch verscheucht; auch die Freunde der dunkeln und schauerlichen Ahnungen finden sich befriedigt; denn Mar. Antoinetten's Geburt fiel mit dem Erdbeben von Lissabon zusammen, der Zufall, daß in dem Zelt, worin sie als Verlobte auf Französischem Boden empfangen ward, Tapeten mit den Schreckbildern aus Jason's, Creusa's und Medea's Geschichten sich fanden, ist bekannt; weniger daß die Königinn aus Versailles nach den Thuillerien zurück geführt, eines Abends von selbst nach und nach alle Wachslichter in ihrem Zimmer erlöschen sieht, auch das letzte, auf welches sie ahnungsvoll hinstarrte, und daß der König bey seiner Krönung zu Rheims von der Krone, die ihm aufgesetzt ward, gedrückt wurde, und ausrief: elle me gêne. — Ob aber aus diesem Buche Das werde gewonnen werden, was höheres daraus gewonnen werden

kann, ist eine andere Frage. Die Französische Regierung scheint es anzunehmen, da es unverfolgt beym Druck und der Verbreitung desselben geblieben ist, während andere unbedeutendere Druckschriften von den Gerichten verfolgt werden. Möchten denn die Völker daraus lernen und nie vergessen daß die erste Abweichung vom Rechten zuletzt zu einem Ende führen könne, das sie nicht ahnen und das sie mit Abscheu erfüllt haben würde, wenn sie es hätten voraussehen können! Mögen aber auch die Könige, durch das unglückliche Ende Ludwigs sich nicht abhalten lassen, bey gleich lebhaftem Wunsche für ihrer Völker Wohl und wahre Freyheit diese mit mehr Muth und Kraft, dem Bedürfniß angemessen, für ihr eigenes und ihrer Völker Glück zu begründen! G. S.

Leipzig.

Bey Ernst Fleischer: Joh. Andreas Naumann's Naturgeschichte der Vögel Deutschlands nach eigenen Erfahrungen entworfen. Durchaus umgearbeitet, systematisch geordnet, sehr vermehrt, vervollständigt, und mit getreu nach der Natur eigenhändig gezeichneten und gestochenen Abbildungen aller deutschen Vögel, nebst ihren Hauptverschiedenheiten, aufs Neue herausgegeben von dessen Sohne Johann Friedrich Naumann, mehrer naturhistorischen Gesellschaften Mitgliede. Zweiter Theil, mit 30 colorirten und einem schwarzen Kupfer; 508. S. 8. 1822. — Dritter Theil, mit 13 colorirten und einem schwarzen Kupfer. 996 S. 8. 1823.

Den ersten Band dieses Werkes haben wir bereits im 51. Stück des vor. Jahrganges mit verdientem Lobe angezeigt. Im zweyten Bande liefert der Verfasser die zweyte und dritte Ordnung seines Systems, das heißt die rabenartigen Vögel und die Insekten-Fresser. Zu den ersten rechnet er die Gattungen: Lanius, Corvus, Graculus, Garrulus, Bombycilla, Coracias, Oriolus, Sturnus, Merula; zu der zweyten die Gattungen: Muscicapa, Tur-

dus, Sylvia, Troglodytes, Anthus. Motacilla, Saxicola, Cinclus, Accentor, Regulus. Es wäre sehr am unrechten Orte bey einem Werke, das seine Hauptverdienste in der Treue und Originalität seiner Abbildungen, so wie in der Fülle eigener Untersuchungen und Beobachtungen hat, mit dem Verfasser über die getroffene Anordnung und Zusammenstellung rechten zu wollen, besonders da derselbe durch die sorgfältige Aufführung der Synonymen jedem möglichen Mißverstand vorgebeugt hat; sonst ließe sich allerdings gegen dieselbe Manches einwenden. Herr Prof. Nitzsch in Halle hat auch in diesen Bänden sehr viel Belehrendes über den innern Bau der vorkommenden Vögel nachgetragen. Die Beschreibungen und Mittheilungen des Verfassers gründen sich durchaus auf eigene Beobachtungen, die durch die vieljährigen frühern Beobachtungen seines Vaters um so viel mehr Zuverlässigkeit erhalten. Wir liefern nur einige zur Probe. Die Nebelkrähe, C. cornix, und die Rabenkrähe, C. corone paaren sich häufig untereinander und erzeugen fruchtbare Bastarde, die zum Theil nach dem Vater, zum Theil nach der Mutter schlagen, nie aber das glänzend schwarze Gefieder der Rabenkrähe erhalten. Ueberhaupt läßt sich im Bau beider erwähnten Rabenarten kein wesentlicher Unterschied finden; nur hält sich die Nebelkrähe mehr nördlich, die Rabenkrähe mehr im südlichen Deutschland. Ueber die Alpenkrähe theilt der Verfasser sehr interessante Beobachtungen von dem Hrn. Dr. Schinz in Zürch mit. So auch über die Steinkrähe C. graculus, die wahrscheinlich Gesners C. sylvaticus und C. eremita Lin: ist. — Ein junger Kolkrabe fütterte bey dem Verfasser mehrere jüngere Saatkrähen auf eine wahrhaft mütterliche Weise. Besonders schätzenswerth sind die Berichtigungen des Verf. hinsichtlich der Terminologie, worin man demselben wohl unbedingten Glauben schenken darf, indem wohl nicht leicht ein andrer

deutscher Ornithologe so viel und so sorgfältig beobachtet haben möchte. So weiset er unter andern nach, daß Bechsteins Muscicapa muscipeta und atricapilla mit der M. luctuosa des Verfassers durchaus ein und derselbe Vogel sind. Die künstliche Fortpflanzung der Mistel, Viscum album, hat auch dem Verf. auf keine Weise gelingen wollen. Bey der Beschreibung des Gefieders der Vögel in den verschiedenen Altern und Jahreszeiten ist es auffallend, daß dem aufmerksamen Verf. die schöne Beobachtung Voigts, welche derselbe in seinem — "System der Natur" — und früher in seiner Schrift "— über die Bedeutung der Farben in der Natur" mitgetheilt hat, entgangen ist, daß nämlich die Federn wie Pflanzen reiften und ihre Farben durch Vertheilung und Concentrirung eine ähnliche Blüthenzeit, wie jene, haben. Das Verblassen der Farben läßt sich auf keine Weise, wie es jedoch der Verf. zu thun versucht, durch ein Abreiben und Abnutzen der Federn erklären, sondern ist ein wirkliches Verblühen. Eine Bemerkung, die vielleicht manchem Beobachter entgangen ist, erlaubt sich Ref. bey dieser Gelegenheit beyzubringen, daß nemlich die Sylvia hortensis und atricapilla sich nicht bloß, wie alle übrigen Vögel, sondern auch so und vielleicht ausschließlich so begatten, daß das Weibchen dabey auf dem Rücken liegt. — Ein kleiner Druckfehler ist es, daß die Sylvia trochilus Lath. unter den Kupfertafeln den Bechsteinischen Namen Silvia fitis trägt. Wir brechen jedoch ab, um die Anzeige nicht über ihre Grenzen auszudehnen. Möge das Werk ferner so rasch seiner Vollendung entgegen reifen und überall die verdiente Anerkennung und Unterstützung finden.

Jena.

Bey August Schmid: Friedrich Sigmund Voigt's, Professor und Hofraths zu Jena ꝛc. System der Natur und ihre Geschichte. 1823. XII S. Vorrede 866 S. in 8.

Der verdiente Verfasser dieses Lehrbuchs, das sich, so viel Ref. es beurtheilen kann, wie keines seit der Erscheinung des Blumenbachischen Handbuchs, zur Grundlage akademischer Vorlesungen eignet, aber auch zugleich zum eignen wissenschaftlichen Studium der Naturkunde und zur Uebersicht ihres gegenwärtigen Standes eine treffliche Ein- und Anleitung gibt, hatte keinesweges zur Absicht durch dasselbe die Menge der beschreibenden, abbildenden oder systematischen Werke in diesem Fach zu vermehren, sondern die Naturgeschichte hier "als die Lehre vom Leben der Welt" abzuhandeln. Daher denn auch der freylich etwas auffallend klingende Titel, da die Natur kein System hat, sondern nur der Mensch nach Principien und Ideen ordnet; für den sich jedoch auch nicht wohl ein andrer passenderer auffinden lassen möchte. Daher auch die ungleiche Behandlung einzelner Artikel, indem mehrere, die hierüber mindere Aufschlüsse gewähren, kürzer berührt worden sind, als andere, die darüber mehr belehren. Eben dieser Grund bestimmte auch den Verfasser zur Weglassung der speciellen Botanik und Mineralogie, so manchen Aufschluß auch hier die einzelnen Körper geben möchten, deren vollständige Behandlung dieses Lehrbuch zweckwidrig ausgedehnt haben würden, und welche ein eigenes Studium bedürfen. Dem Werk selbst ist ein lesenswerther Auszug aus einigen öffentlichen Vorlesungen über den Zusammenhang der Naturstudien mit dem Leben vorausgeschickt, welcher die Würde und den Einfluß derselben in das Licht stellt. — In dem ersten Theil handelt der Verf. zunächst von der geistigen Natur als dem hypothetischen Grund alles Lebens; in dem zweyten von der organischen Natur, als dem Stoffe und den Formen, in denen jene sich offenbart. Die einzelnen Capitel dieses Abschnittes handeln: von den organischen Körpern überhaupt; von der Zeugung der organischen Körper; von ihrer innern Specification; von der systematischen Classification des organischen Baues; von der Reife der organischen Kör-

per. Der dritte Abschnitt gibt nun eine Uebersicht des gesammten Thierreichs in 13 Cap.; der vierte des Pflanzenreichs in einem Capitel. Es bedurfte der Versicherung des Vf. in der Vorrede nicht, daß die beygebrachten Citate u. die sehr sorgfältig gewählte Litteratur keineswegs zur leeren Schaustellung dastehe; jedes Blatt zeugt von der vertrauten Bekanntschaft des Verf. mit dem Neuesten und Besten seiner weitschichtigen Wissenschaft und der vorsichtigen und umsichtigen Benutzung aller gemachten Entdeckungen und Berichtigungen. Zugleich zeigt sich aber auch der Verf. selbst als scharfsinniger und glücklicher Beobachter. Mit wahrem Vergnügen, wie es nur die überraschende Wahrnehmung naheliegender und doch verkannter Wahrheiten gewährt, ist Ref., um nur eins zu erwähnen, dem Verf. in seinen Beobachtungen über die Bekleidung der Thiere und die Ausbildung der Farben an derselben gefolgt und gesteht dankbar, daß er noch nichts befriedigenderes darüber gelesen habe. In das Einzelne einzugehen scheint hier nicht der Ort zu seyn. — So weit der systematische Theil. Weniger befriedigt gesteht Ref. durch den zweyten Theil des Werkes, den geschichtlichen, zu seyn, wovon jedoch nicht der Verf., sondern der Gegenstand selbst die Schuld trägt. Sorgfältige Zusammenstellung der gemachten Entdeckungen und Untersuchungen, einfache Darlegung der aufgestellten Hypothesen und eigenen Beobachtungen sind auch des Verfs. unbestreitbares Verdienst. Aber wir Menschen, unsre Wissenschaft und unsre Geschichte sind, wie Johannes von Müller sagt, von gestern her; unsere genauern Beobachtungen und Untersuchungen umfassen nur erst einzelne Punkte, und zur Erklärung der mannigfaltigen Erscheinungen und Formen aus einem Princip und Uranfang fehlt es uns durchaus an sprechenden Thatsachen und dem tiefern Blick in die innere Werkstätte der Natur, in die kein Blick, als der des höchsten Wesens, des Schöpfers aller Dinge, fällt. Denn wenn sich z. B. auch die Entstehung von Rassen durch locale und climatische Verhältnisse erklären läßt, so folgt doch hieraus durchaus nichts für die Entstehung der Gattung und der Art, die ihre Individualität offenbar einem individuellen Character ihres inneren Lebens verdankt, das von der Materie völlig unabhängig ist, indem es sich dieselbe durch Assimilation unterwirft. Wo die Wissenschaft aufhört, fängt das Gebiet des Glaubens an.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

8. Stück.

Den 12. Januar 1824.

Paris.

Gegen den entschlossenen Grafen de Maistre ist der seiner gewiß nicht unwürdige Gegner, der Herr Abbé Baston, mit seinen Réclamations pour l'Eglise de France (oben S. 1.) in die Schranken getreten.

Der mehrfache Contrast zwischen ihnen fällt schon dem ersten Blicke auf. Dort der feine Hof- und Weltmann der nur zuweilen unwillkührlich merken läßt, daß er sich sonst auch in andern und höhern Kreißen bewegt habe, aber doch dabey dem geistigen und gelehrten Adel sein volles Recht zugesteht; hier der bloße, würklich zuweilen etwas trockene aber gründliche Gelehrte, der es verschmäht, bloß durch Witz und Scharfsinn zu glänzen, jedoch nur deßwegen verschmäht, weil er sich im Besitze besserer Waffen weiß; dort der geübte Diplomat, der den theologischen Streit, in den er sich eingelassen hat, vorzüglich für das Interesse der Politik führt, weil ihm Religion und Kirche auch die wichtigsten politischen Institutionen sind, der aber deßwegen auch keinen Vortheil im Streite unbenutzt läßt, den ihm eine künstliche Behandlung der Geschichte, ein glückliches

Licht oder ein glücklicher Schatten, worein ein historischer Umstand gestellt werden mag, oder die Auctorität eines geseyerten Namens, wenn es auch der Nahme eines Voltaire wäre, gewähren kann: hier der ernste in den Kampf-Sätzen der Sorbonne erzogene und erstarrte Polemiker der sich niemals von dem festen Grund und Boden einer schulgerechten Logik verrücken läßt, und auch seinen Gegner bey jeder seiner unbestimmten Behauptungen, bey jedem unbewiesnen Facto, bey jeder unrechtmäßig erschlichenen Folgerung, bey jedem auf eine lose Autorität gebauten Machtspruch mit so gewaltiger Hand festhält, daß er ihm nie entwischen kann. Indessen nimmt sich doch der Gelehrte neben dem Hofmann, und der Polemiker neben dem Diplomaten gar nicht übel aus, weil er sich eben so wenig verlegen zeigt, als er jemahls den Anstand verletzt. Bey den wenigen besondern Proben, die wir hier von seiner Streit-Art geben können, müssen wir aber voraus sagen, daß dieser erste Band seines Werkes noch allein gegen die Schrift des Hn. Grafen von dem Pabste gerichtet ist.

Den Polemiker erkennt man wohl am sichtbarsten schon in der Einleitung, in welcher Hr. Baston die Revolutionaire — freylich nicht demagogische aber um nichts bessere — Tendenz enthüllt, welche in der Schrift des Hn. Grafen so unverdeckt durchscheint, und wirklich hat er es auf eine Art gethan, wobey man ihm keine gar zu große Consequenzmacherey zur Last legen kann. Er verhehlt ja, sagt er, den Wunsch gar nicht, daß es nur bald wieder zu der wirklichen Ausübung der päbstlichen Suprematie über alle weltliche Mächte kommen möchte. Er sieht mit Sehnsucht dem Zeitpunkt entgegen, wo man den Päbsten das Recht, die Könige einzusetzen und abzusetzen, ausschließend einräumen wird, weil man alsdann auf immer gegen alle Revolutionen und bürgerliche Kriege gesichert wäre; denn ein mit seiner Regierung unzufriedenes Volk dürfte sich

ja alsdann, wie der Hr. Graf meint, nur durch seine Repräsentanten an den Pabst wenden, und ihn bitten, daß er es von dem Eide der Treue gegen seinen bisherigen Regenten entbinden, und ihm einen andern geben möchte. Er äußert selbst, daß es besser gewesen seyn würde, wenn auch Frankreich seinen jetzigen trefflichen Regenten unmittelbar auf diese Art aus den Händen des Pabstes empfangen hätte: stellt er aber nicht eben damit den revolutionären Grundsatz auf, daß jedes Volk unter gewissen Umständen das Recht habe, seine Regierung, wenn auch nicht selbst zu verändern, doch durch den Pabst verändern zu lassen. Doch hier mag man über den Polemiker und über seinen Gegner noch lächeln, aber etwas ernsthafter muß man werden, wenn Hr. B. S. XXI. einen neuen urkundlichen Beweis der Welt mittheilt, daß man auch jetzt noch zu Rom jene Grundsätze von einer Suprematie der Kirche über die weltliche Macht fest hält. Unter den Acten-Stücken des nach Paris transportirten pähstlichen Archivs fand sich auch eine an den pähstlichen Nuntius zu Wien gerichtete Instruction vom J. 1805 und in dieser wörtlich die folgende Stelle: "Siami ora pur „troppo giunti in tempi cosi calamitosi e di tan„ta umiliazione per la Sposa di Giesu Christo, „che siccome a lei non è possibile usare, cosi „neppure è spediente ricordare q u e s t e s u e s a n„t i s s i m e m a s s i m e di giusto rigore contro i „nemici e i rebelli della fede. Ma se non si „può esercitare il suo diritto di deporre da lo„ro Principati e di dichiarare decaduti da' lo„ro beni gli eretici, potrebbe ella mai — abban„donare questi diritti? — I sudditi di un prin„cipe eretico rimangono assoluti da qualunque „omaggio, fedeltà e ossequio verso il medesimo„. Dabey möchte wohl ein unsern protestantischen Fürsten zugerufenes Hear him! nicht gerade respectwidrig, aber es könnte doch überflüssig seyn, denn sie müssen es schon aus tausend Erfahrungen wis-

sey, daß die römische Curie keine ihrer heiligen Maximen jemahls würklich aufgibt, und, selbst auch wenn sie wollte, nicht aufgeben kann.

Im ersten Kapitel der Schrift wird die sophistische Grund-Idee des Hn. Grafen, daß die Untrüglichkeit welche er der Kirche vindiciere dans l'ordre spirituel, ganz das nehmliche mit der Souverainetät dans l'ordre temporel sey, in eine strenge Prüfung genommen, und in allen Beziehungen als unrichtig und unhaltbar nach einigen aber auch als höchst bedenklich und nachtheilig für die Kirche selbst aufgestellt. Jede souveraine Regierung — hatte der Hr. Graf geschlossen — muß ja in ihren Handlungen als infallibel betrachtet werden, denn in eben dem Augenblick, in welchem man sich ihr unter dem Vorwand eines Irrthums oder einer Ungerechtigkeit widersetzen darf, verliert sie ihre Existenz; aber S. 13-14 werden die entsetzlichen Folgen dieser Behauptung aufgedeckt, und S. 15-21 wird hernach mit eben so viel Scharfsinn als Klarheit gezeigt, wie viel die Kirche selbst verlieren würde, wenn ihre Untrüglichkeit nur von ihrer geistlichen Souverainetät abgeleitet, und nicht als eigener ihr von Gott und von ihrem Stifter eingeräumter Vorzug betrachtet werden müßte. Leichter wurde es dem Hrn Abbé, die Falschheit der gegnerischen Behauptung aufzudecken, "daß die Souverainetät und also auch die Infallibilität der „Kirche in dem Pabst ihren Sitz haben müsse, weil „ja ihre von Gott selbst angeordnete Regierungsform „monarchisch sey", denn der Hr. Graf hatte ja selbst voraus einräumen müssen, was schon Bellarmin eingeräumt hatte, daß die Monarchie durch eine aristokratische Mischung mehrfach temperirt sey; sehr ergötzlich ist aber die schlaue Feinheit, womit hier S. 22-34. von seinem Gegner und zwar aus sehr guten Ursachen bloß ex concessis gegen ihn argumentirt wird. Diese Ursachen decken sich in dem zweyten und dritten Kap. S. 35-68. auf, in wel-

chem die Ansicht des Hrn. Grafen von allgemeinen Concilien und seine besondere Behauptung geprüft wird, daß die Souverainetät der Kirche nicht in solchen Concilien ihren Sitz haben könne, weil ja diese nur eine periodische und intermittirende Souverainetät vorstellen könnten, die einen klaren Widerspruch in sich schließe. Jetzt verhehlt nehmlich Hr. B. nicht mehr, daß er überhaupt die Vergleichung zwischen der Gewalt der Kirche und der Gewalt der weltlichen Fürsten nicht sehr glücklich und besonders die Uebertragung des Begriffs einer souverainen Gewalt auf die Kirche sehr unpassend findet; schon vorher hatte er aber höchst überzeugend dargethan, daß durch die Behauptung der gallicanischen Kirche, nach welcher der Pabst nur in Verbindung mit einem oecumenischen Concil, oder besser, nur in Verbindung mit der Gesammtheit der Bischöfe die allgemeine Kirche repräsentire, ihre Einheit nicht im geringsten verletzt werde, so wie er jetzt mit einer für seinen Gegner fast beschämenden Klarheit darthut, daß nach einer gesunden Logik aus der vorausgesetzten Souverainetät allgemeiner Concilien über die Päbste in dem wahren Sinne der gallicanischen Kirche weder eine der Absurditäten, noch eine der Inconvenienzen folge, die der Hr. Graf darin erblickt hatte. Am schlimmsten kömmt jedoch dieser bey der in den folgenden Kapiteln angestellten Abhörung der Zeugen und der Zeugnisse, und bey der Abwägung der Autoritäten weg, welche er von allen Seiten her — selbst von Ketzern und Schismatikern, von Griechen und Russen, von Protestanten und Jansenisten zum Vortheil seiner Partey und ihrer Theorie zusammengepreßt hatte. Gerade hier hatte er seine und ihre schwächste Seite bloß gegeben, und zwar einem Gegner bloß gegeben, dem jede ihrer Schwächen schon vorher auf das genaueste bekannt war. Auf dem historischen Felde, auf welches der Streit dadurch hingezogen wurde, war er ohnehin, seinem Gegner

am wenigsten gewachsen, denn ihm war dieses ganz fremd, und für jenen war es heimathlicher Boden. Dabey bekommt man jedoch mehrfache Gelegenheit, nicht nur die ausgebreitete und gründliche historische Gelehrsamkeit, sondern auch die liberale und vorurtheilsfreye historische Ansicht des Herrn Abbé zu bewundern. Davon wünschen wir vorzüglich unsern Lesern noch einige besondere Proben geben zu dürfen, allein unser Raum gestattet uns höchstens noch, den Epilog seines Werks herzusetzen, in welchem er sich mit eben so viel Würde als Wahrheit darüber, und damit auch über sich selbst ausspricht. — "La tâche — sagt er — que je me „suis proposée dans ce volume, est à peu près „remplie: c'était de defendre contre un homme „célebre, et à plus d'un titre justement consi„déré cette doctrine touchant l'infallibilité du „Pape et des Conciles, qu'on nomme gallicane, „parce que le Clergé de France en a fait une „solenne déclaration. J'ai établi, que les preu„ves de cet écrivain n'etaient rien moins que „concluantes, que les raisonnemens etaient „faux, ses comparaisons défectueuses, ses cita„tions quelques fois infidèles, ses prétentions „exorbitantes, ses nouveautés dangereuses et ré„préhénsibles, tout son système mal construit, „mal étayé. J'ai prouvé, qu'il manquoit au „respect dû aux Conciles — à l'Eglise et aux „souverains Pontifes — et qu'il étoit injuste et „plus qu' incivil à l'egard de notre Eglise de „nos Evèques, de nos savans. — Peut-être „s'est il glissé un peu d'humeur dans quelques „unes de mes reflexions; mais qu'on m'enseig„ne le moyen de tenir sa patience, quand on „est Français, et qu'on voit un étranger, un „seul homme, qui n'apporte — il le dit lui mê„me — à une controverse de théologie que le „bon sens laique — regenter en maitre des „hommes tels, que Bossuet, Fleury, toute une „Eglise, et leur créer des torts imaginaires!

Göttingen.

Bey Dieterich: Grammatik der arabischen Schriftsprache für den ersten Unterricht, mit einigen Auszügen aus dem Koran: von Th. Chr. Tychsen. 1823 VIII. und 263 S. und 40 S. Arabisch, in gr. Octav.

Das schon seit mehreren Jahren gefühlte Bedürfniß eines bequemen Lehrbuchs für den arabischen Sprachunterricht, da die Exemplare der Michaelischen Grammatik gänzlich vergriffen waren, und ein neuer Abdruck derselben für unsre Zeit nicht mehr zweckmäßig scheinen konnte, bewog den Verfasser diese Grammatik zu schreiben. Sie sollte kurz und nicht theuer seyn, und doch zugleich so vollständig, daß der Anfänger die ihm vorkommenden Spracherscheinungen daraus erklären könne. Dies glaubt der Verf. erreicht zu haben, indem er mit Weglassung alles entbehrlichen einen Reichthum von Sprachbemerkungen und Paradigmen, so viel die vorgeschriebene Kürze zuließ, darin zusammengedrängte, so daß diese Grammtik, bey ungleich reicherem Inhalt um wenige Seiten stärker ist, als die Michaelische. Gleichwohl enthält sie 3 Bogen Syntax und einen Anhang über Prosodie und Metrik. Die Auszüge aus dem Koran sollen als Uebergang vom Lesen der Locmanschen Fabeln zu den Gedichten dienen, und zugleich einen Blick auf Geist und Manier dieses merkwürdigen Buchs, das keinem, der sich mit dem arabischen beschäftigt, unbekannt bleiben darf, gewähren. In dieser Hinsicht sind außer Sur. 1 einige der erweislich frühesten und ein Paar spätere abgedruckt worden. Eine vieljährige Erfahrung hat gezeigt, daß in einem Cursus die sämmtlichen Fabeln, diese Suren und noch einige Lieder des Hamasa, unter steter Erinnerung an die Regeln der Grammatik, füglich können beendigt werden. In den letzten Bogen sind noch einige Druckfehler unbemerkt geblieben (z. B.

S. 257. Z. 6. wo ا ausgefallen, und ...... zu lesen ist) die jeder leicht selbst verbessern wird.

Ebendaselbst

ist im nämlichen Verlage erschienen Novum Testamentum graece perpet. annotat. illustratum a Io. Beniam. Koppe — Vol VI. complectens epistolas Paulli ad Galatas, Ephesios, Thessalonicenses. Ed. III. emendata et aucta, curavit Th. Chr. Tychsen. 1823. XX. und 460 S. gr. Octav.

Die Wiederhohlung dieses Werks nach 44 Jahren (die erste Ausgabe erschien 1778) ist für den verewigten Verf. eben so ehrenvoll, als sie einen erfreulichen Beweis des noch fortdauernden Geschmacks an wahrer grammatisch-historischer Auslegung bey unserm theologischen Publicum darbietet. Der Herausgeber hat sich bemüht dieser neuern Ausgabe den Vorzug der Correctheit, besonders in den Citaten, die oft unrichtig oder nicht genau waren, zu geben; seltener hat er etwas hinzugesetzt, welches jedoch stets durch Klammern unterschieden ist. Einige ausführlichere Zusätze sind, über Gal. 3, 20 im VII Excurs, und im X Exc. zu Gal. 17. wo noch ein Paar Bemerkungen zu einzelnen Stellen dieses Briefs sich finden. Eben so sind zum Briefe an die Epheser in einem VI. Exc. einige Stellen erläutert, besonders 3, 10. und I. 10 wo die vom Verf. nur angedeutete Stelle in Chagiga aus der Gemara vollständiger mitgetheilt ist. Zu den Briefen an die Thessalonicher ist ein Zusatz S. 434-38. über das מלכות שמים ל und das Reich Gottes in Jesu Sinne. Der Verf. wünscht, daß die Leser diese Zugaben nicht überflüssig finden mögen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften

9. Stück.

Den 15. Januar 1824.

London.

Reliquiae Diluvianae; or Observations on the Organic Remains contained in Caves, Fissures, and Diluvial Gravel, and other geological Phenomena attesting the action of an Universal Deluge. By the Rev. William Buckland, B. D. F. R. S. etc. Professor of Mineralogy and Geology in the University of Oxford. 1823. 303 Seiten in gr. Quart mit Kupfern, Charten, und wohlgerathenen lithographirten Abbildungen.

In der Zueignung an Bischof Barrington, äußert der Verf. von dem wir bereits eine Inaugural-Lecture, Vindiciae Geologicae. Oxford. 1820 besitzen, die Hoffnung, daß man nach den bereits gewonnenen Schlüssen, wohl nicht länger behaupten werde, daß Geologie keine Beweise liefere eines Ereignisses, dessen Wirklichkeit die Wahrheit der Mosaischen Berichte so wesentlich betreffe. Den Anfang macht eine Tabelle über die Gegenden, in welchen man die antediluvianischen in diesem Werke erwähnten Thiere antraf. Dann folgt seine aus den Philosophical Transactions für 1822 hier wiederholte Abhandlung über die Höle zu Kirkdale in Yorkshire, welche der Verf. selbst, so wie im letz-

ten Sommer (1823) die bekanntesten Hölen
Deutschland besichtigte. Er stimmt in seinen A
sichten einer neuen (recent) und vorübergehend
Ueberschwemmung gänzlich mit Hrn. Cuvier üb
ein, und unterscheidet eine diluvial, antediluv
und postdiluvial oder alluvial Veränderung
unserm Planeten. Er vermuthet, daß der Labyrin
auf Kreta nichts mehr war als eine lange Re
zusammenhängender Hölen. Genau wird von i
die Höle zu Kirkdale beschrieben und abgebild
Er sah nie Knochen, oder Knochentrümmer, wel
das mindeste Zeichen eines Fortrollens durch Wa
verriethen. Auch sind solche Knochen nicht mineralis
sondern im Zustande der Knochen aus Gräbern. Da,
sie vor dem Zutritt der Luft, oder der Percolat
des Wassers durch einen Ueberzug von Stalag
geschützt sich befinden, haben sie fast nichts von
rem Gallert verloren. Man findet daselbst Zäh
und andere Knochen von Hyäne, Tiger, Bär, W
Fuchs, Wiesel, Elephant, Rhinoceros, Hippopo
mus, Pferd, Hirsch, Hase, Kaninchen, Wasserra
Maus, Rabe, Taube, Ente, Lerche, Schnepfe. W
nige derselben sind unzernagt und unzerbrochen. A
nicht einen einzigen Schädel fand man ganz. D
scheinen die Hirschhörner natürlich abgefallen n
durch Gewalt abgebrochen. Der Verf. vermuth
daß eine lange Reihe von Jahren hindurch d
Hölen den Hyänen zum Aufenthalt dienten, in
chen sie die andern Thiere, die man mit ihren e
nen Knochen vermischt findet, hineinschleppten,
er selbst ihre Excremente noch antraf, die auch
Wollaston chemisch untersuchte. Elephant, Rh
ceros und Hippopotamus hauseten aber nicht
gleich mit Hyänen in derselben Höle, sondern
Reste dieser natürlich gestorbenen großen Th
welche in der Nähe gelebt hatten, wurden von
Hyänen in die Hölen zum Verzehren geschleppt. D
außer den Zähnen der Hyänen gehörten die m
hier befindlichen Knochen den wiederkäuenden T

ren an, welche ihnen als Futter dienten. Unter so vielen Hunderten von Thieren fand man noch kein einziges Skelet von irgend einer Art ganz vollständig, Vögelknochen könnten wohl später erst in diese Hölen gerathen seyn, falls sie Füchsen oder Wieseln zugänglich waren. Schwerer zu erklären sey es, wie die Reste so großer Thiere als Elephant und Rhinoceros in diese für sie viel zu engen Hölen geriethen. The period at which the bones of these exstinct species were introduced into the cave of Kirkdale, was antediluvian. Hr. Buckland sucht als Thatsache festzusetzen, daß die Thiere in den nämlichen Gegenden lebten und starben, wo man ihre Reste findet, und daß sie nicht durch die Wasser einer Ueberschwemmung aus anderen Breiten hingeschwemmt würden. Fast gewiß sey es, daß wenn eine Veränderung des Klimas und Ueberschwemmung statt fand, solche überall plötzlich und gleichzeitig statt hatte. Er unterscheidet vier Perioden der Bildung der Höle zu Kirkdale, bevor man sie im Jahre 1822 öffnete. Caves at Kirby Moorside. Diese Hölen wurden auch erst um diese Zeit entdeckt, und bestätigten des Verfs. Meinung über die Bildung derselben, obgleich sich keine Hyänenreste zeigten. Die Knochen in einer Höle in Duncombe Park sind von noch lebenden, zufällig in sie hineingestürzten gemeinen Thieren und weder zerbrochen noch mit Stalagmit incrustirt. 1. Cave of Hutton, in the Mendip Hills. Man findet hier Zähne und Knochen von Elephanten, Pferden, Ochsen, Hirschen, Füchsen, Bären. 2. Cave of Derdham Down near Clifton. 3. Cave at Balleye near Wirksworth, enthält Elephantenknochen. 4. Dream Cave near Wirksworth. Diese Höle, in welcher der Verf. ein fast ganzes Rhinocerosgerippe antraf, wird genau nebst einer netten Abbildung beschrieben; auch fand man Knochen von Ochsen und Hirschen; man entdeckte sie indem man eine Bleyader verfolgte und nach Ocker grub. 5. Three

Sets of Caves near Plymouth. Enthalten Knoch
von Rhinoceros und Bär, so wie eine andere H
zu Oreston von Pferd, Ochs, Hyäne, Hirsch und W
durch ihr Zusammensintern gleichen sie der Knoch
Breccia von Gibraltar. Sie sind nicht zernagt o
durch Hyänenzähne zerbrochen. Mitunter erschei
die fossilen Knochen sehr krankhaft, z. B. aufgetr
ben durch ossific inflammation, oder gebrochen u
wieder geheilt. Da man zu Oreston Knochen v
schiedener Thiere ohne Zermalmung im Schlan
untereinander zusammengehäuft antrifft, so vern
thet Hr. B., daß die Thiere während der antedi
vianischen Periode in die offenen Spalten stürzt
umkamen und ungestört liegen blieben, bis die Sü
fluthwasser sie zusammen schwemmten. 6. Ca
of Crawley Rocks, near Swansea, lieferte R
von Elephant, Rhinoceros, Ochs, Hirsch und Hyä
7. Cave of Paviland lieferte, außer Resten von sc
genannten Thieren, auch noch Knochen von Schw
Bär, Fuchs, Wolf, Ratte, Vogel und Men
Caves of Germany. Der Verf. besuchte die Gai
reuther Höle zweymal, nämlich 1816 und 18
Es sey offenbar, daß diejenigen Knochen, welche
vollkommensten erhalten sind, und zu einer noch v
handenen Thierspecies gehören, in der post - diluv
period, das ist erst nach der Ueberschwemmung
solche Hölen geriethen, weil die untergegangenen
ren und Hyänen zu dem Zustande der Erde vor
Ueberschwemmung gehören. Evidence of Dilu
action in the Caves and Fissures of Germa
Bey Vergleichung der Hölen in Teutschland, son
mit einander als mit denen in England, fand
Verf. eine seine Erwartung übertreffende Harm
der Umstände, alle nämlich führen zu dem wichti
Schlusse, daß sie sämmtlich einmal und zwar nur
einzigesmal die Wirkung einer Ueberschwemmung
litten, und daß dieses Ereigniß seit der Zeitper
statt hatte, als jene Thiere in ihnen hauseten.
jeder von ihm untersuchten Höle, fand er, eine
che Ablagerung von Schlamm oder Kies, bisw

mit, bisweilen ohne, Beymischung gerollter Steine (pebbles) und eckiger Trümmer von Felsen. — Ihre Oberfläche ist mehr oder weniger mit einer einzelnen Kruste von Stalagmit bedeckt, unter welcher sich nun die Ueberbleibsel der wilden Thiere befinden. 1. Caves near Spa. 2. Caves in Westphalia. 3. Cave of Scharzfeld, artig vom Verf. selbst so wie die übrigen im vertical Durchschnitte abgebildet. Seinen genauesten Untersuchungen zufolge, findet man nirgends Knochen oben in der Decke einer Höle haften, wie manche Schriftsteller irrig erzählen, sondern überall liegen die Knochen zu unterst auf dem Boden derselben. 2. Baumannshöle, Biels-Höle, in welcher man noch keinen Knochen fand. Caves in Franconia, nämlich 1. Forsters Höle. Eine der schönsten, wegen ihres glänzenden Stalagmits, enthält aber keine Thierreste. 2. Rabensteinhöle enthält einige Bären und andere Thierknochen. 3. Cave of Zahnloch, enthält Knochen von Bären und andern untergegangenen Thieren. Cave of Gailenreuth, die allermerkwürdigste Höle in Franken. Cave of Kühloch. Diese ist die einzige unter den vom Vf. besuchten Hölen, in welcher, außer der zu Kirkdale, die thierischen Ueberbleibsel einer Verwirrung durch die Ueberschwemmung entgingen, und auch die einzige, wo er die schwarze thierische Erde antraf, von welcher so viele Schriftsteller sprechen, weil sie das diluvial sediment, mit welchem die Knochen bedeckt liegen, irrig dafür hielten. Die hier befindlichen Knochen sind dunkel umberfarbig, zerfallen leicht in Staub und gehörten wenigstens 2500 Bären an. General Remarks on the German Caves. Diese Bemerkungen bestimmen einige vorhergehende Sätze näher, und führen ebenfalls zu dem Schlusse: daß die Periode, in welcher die Erde von dem untergegangenen Elephant, Rhinoceros, Hippopotamus, Hyäne und Bär bewohnt wurde, unmittelbar vorherging der Bildung jener oberflächigen und fast allgemeinen Schlamm- und Kies-Ablagerungen, welche unmöglich zu erklären scheinen, ohne sie einer vorübergehenden Ueberschwemmung zuzuschreiben, welche ganz allgemein und gleichzeitig, und in einer nicht sehr entfernten Periode die

ganze Oberfläche unseres Planeten betraf. Wenn das John Hunter das Alter dieser Knochen auf viele tausend Jahre schätzt, so hätte er nach dem Vf. nur viel hunde Jahre setzen dürfen. Osseous Breccia of Gibraltar, Nic and Dalmatia. Der Vf. benutzt die Berichte von Cuvi Allan, Pentland, Major Imrie, Pargeter, Bowles u. a. f Bestätigung seiner Schlüsse. Human Remains in Cave So wie man zu Gailenreuth und Zahnloch nebst antedil vianischen Knochen auch Ueberbleibsel von Menschen u Urnen aus einer späteren Periode antraf, so fand man a in England sechs analoge Fälle, in den Kalksteingebirgs len zu Somerset, Glasmorgan, Caermarthen und Yo ebenfalls von Umständen begleitet, welche ihren postdi vianischen Ursprung verrathen. Auch Hrn. von Schl heim's zu Köstritz angetroffene Menschenknochen mach keine Ausnahme. Bis jetzt besitzen wir keine Data zur antwortung der interessanten Fragen, ob sich einige fos Reste von Elephant, Rhinoceros, Hippopotamus und H ne, in dem diluvium der Tropischen Klimate vorfind ob sie mit denen der noch lebenden Geschlechter o mit denen der untergegangenen, so reichlich über die t perirte und kalte Zone der nördlichen Halbkugel zerstr ten Geschlechter übereinkommen. Part. II. Evide of Diluvial action from the dispersion of the Bo of Elephants etc. Der Verf. citirt nächst Cuvier große Menge der Gegenden sowohl in England als dem festen Lande, wo man Knochen vom antediluvis Elephanten antraf und bekräftigt dadurch seine Sch folge, daß man unmöglich diese allgemeine Verbreit begreifen könne, ohne anzunehmen, daß diese Gesch vor der Ueberschwemmung dort lebten, wo man an ihre Reste antrifft. Evidence of Diluvial action affo ed by Deposits of Loam and Gravel. Diesen genstand habe Hr. Bald im 4ten Bande der Werner Memoirs am deutlichsten abgehandelt. Hr. Bald bem te sich zu zeigen, von welchen Gegenden her diese De sits bey der Ueberschwemmung gekommen seyn möch S. 193 A Diluvial current from the North is only adequate cause that can be proposed, and it is that seems to satisfy all the conditions of our p blem. Nun folgen Proofs of diluvial action in S land, hauptsächlich nach des Obrist Imrie und Sir Ja Hill Beobachtungen. In der Gegend von Edinb kam die Fluth von West, in der von Stirling un der Küste von Berwickshire von Nord-West. Ev. dil. Action in Wales, nach Hr. Underwood Bemer gen. Ev. of a dil. Act. in Ireland, nach Dr. Ric

son, und Hr. Weaver. Proofs of Diluvial Action on the Continent nach Cuvier und Brongniart, Saussure, Hall, Schlotheim und Weaver. Diluvial Action in North America nach Dr. Bigsby, hier habe ebenfalls eine große Fluth von Norden her, statt gefunden. Proofs of Diluvial action in Africa and Asia. Daß Gold, welches man in Africa in kleinen gerollten Körnern im Diluvial-Sande und Kiese wie ausgesäet fände, das Zinn in Malacca und Sumatra, die Edelsteine in Hindostan und Ceylon, die Diamanten sowohl in Indien als in Südamerika, seyen durch jene große, gewaltige Ueberschwemmung losgerissene und fortgeschwemmte Trümmer primitiver Berge. Proofs of Inundation at High Levels. Gegen Cuvier sucht der Verf. zu begründen, daß die Spitzen selbst der höchsten Berge von der Ueberschwemmung bedeckt gewesen wären, wovon er überall in den Alpen und Carpathen die Beweise selbst gesehen habe. In Amerika fände man die Knochen des Mastodon 7800 Fuß über der Meeresfläche. Capitän Webb sandte dem Collegio der Wund-Aerzte in London Knochen von Pferden und Hirschen, welche die Chinesische Tataren von Daba in Himlaya Gebirge auf der Nordseite der beschneyten Kylos 16,000 Fuß über dem Meere gefunden hatten. Alle Berge heißt es S. 228 auf der ganzen Oberfläche der Erde seyen bey der letzten großen Ueberschwemmung vom Wasser bedeckt gewesen. Hiemit stimmten auch Greenough, Catcott, Jones und Hutchinson überein, und bestätigten somit die in seiner Inaugural-Lecture angegebenen Resultate. In einem Postscript bezeugt der Vf. seine große Freude darüber, daß Hr. Cuvier nun in der neuen Edition seines classischen Werkes hinsichtlich der Chronologie der in Hölen, Spalten und Diluvial-Kies enthaltenen thierischen Reste mit ihm übereinstimme. Appendix: On the Excavation of Valleys by Diluvial denudation. Enthält ein Paar Abhandlungen des Vfs. aus den Geological Transactions hier wieder abgedruckt, welche die Thäler längs der Küste von Warwickshire bis London betreffen und zum Beweise dienen, daß langsame Entblößung (denudation) nicht die alleinige Ursache der Thäler seyn könne, sondern daß eine gewaltsame, heftig fluthende Ueberschwemmung sie hervorgebracht haben müsse. Erklärung der Platten. Die eilf ersten Platten sind dieselben, welche sich in den Philosophical Transactions für 1822 befinden. Pl. 1. u. 2. versinnlichen als Landkarten die Gegend um Kirkdale, Pl. 3-13. die daselbst gefundenen fossilen Knochen bestehend, meistens aus Zähnen und Bruchstücken der Kiefer von Hyänen, doch auch Zähne vom Hölen-Bär, Tiger, Fuchs, Wie-

fel, Elephant, Rhinoceros, Pferde, Hippopotamus, Ochs, Kalb, Elend, Hirsch, Wasserratte, Kaninchen, Maus, Rabe, Lerche, Taube, Ente, Schwein, Wolf, Gans und Schnepfe. Sie sind durchaus meisterhaft von Mehreren gezeichnet und unvergleichlich von J. Basire in Kupfer gestochen, besonders zeichnet sich aus Pl. XI. welche den vollständigsten Unterkiefer einer sehr alten Hyäne mit größtentheils abgenutzten Zähnen darstellt. Pl. 14. gibt nach des Vfs. eigener Handzeichnung ein sauber lithographisches Bild von dem Vertical-Durchschnitte der Höle zu Scharzfeld. Pl. 16. desgleichen von der Baumanshöle, mit beygefügtem Umrisse wie der Eingang derselben vor der großen allgemeinen Ueberschwemmung beschaffen gewesen seyn möchte. Pl. 16. Gleiche Ansicht des Vertical-Durchschnitts der Bielshöle. Pl. 17. Höle zu Gailenreuth. Pl. 18. Ansicht der Eingänge der drey Hölen in der Gebirgsschlucht des Esbachs-Flusses in Franken, nämlich der Rabensteiner, der Kühloch- und der Schneiderhöle. Pl. 19. Landkarte von der Gegend um Muggendorf nach Goldfuß. Pl. 20. Vertical-Durchschnitt der 1822 entdeckten Höle und der Dream Bleymine zu Callow unfern Wirsworth in Derbyshire, welche unter andern Knochen ein fast vollständiges Rhinoceros-Gerippe enthielt. Pl. 21. Vertical- und Horizontal-Durchschnitt der sogenannten Goatshöle zu Paviland in einem Hügel am Meeresstrande. 15 Meilen westlich von Swansea in Glamorganshire. Pl. 22. Fossile in dieser Höle gefundene Knochen, nämlich Hirschhörner, Tigerzähne, und einen in Lancashire gefundenen Schädel des Hippopotamus. Pl. 23. Vergleichende Ansicht von Knochen, welche der Vf. eigens von noch lebenden Hyänen zerbeißen ließ, mit ähnlichen Knochen, welche er in der Höle zu Kirkdale wahrscheinlich von antediluvianischen Hyänen zerbissen antraf. Pl. 24. Copie der Schröderschen zu Bielings Beschreibung gehörenden Abbildung der zu Tiede, unfern Braunschweig gefundenen Masse von Thierzähnen und Knochen, welche mit einem ähnlichen zu Canstadt gefundenen, jetzt zu Stuttgardt befindlichen Knochen-Conglomerat übereinkommt. Pl. 25. Ungemein saubere lithographische illuminirte Abbildungen der Küsten von Dorset, von Lyme Regis bis zur Insel Portland und von Devonshire von Sidmouth bis Beerhead. Pl. 26. Geologische illuminirte Karte von der Küste von Devon und Dorset von Teignmouth bis Portland. Pl. 27. Illuminirte Karte des Thales der Evenlede, Themse u. s. f. um zu zeigen, wie Sandsteintrümmer von Warwickshire hier sich über diese Thäler mittelst jener großen Ueberschwemmung verbreiteten. Ein genauer Index erhöht den Werth dieses interessanten, reichhaltigen, schön ausgestatteten Werkes.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

10. Stück.
Den 17. Januar 1824.

Paris.

Voyage en Sicile fait en 1820 et 1821 par Auguste de Sayve. Accompagné d'une carte topographique, de deux paysages litographiés et d'une planche de musique. T. I. IX, 401 S. T. II. 339 S. T. III 409 S. 8 à Paris 1822.

Wenn gleich verschiedene schätzbare Werke über Sicilien, seine Alterthümer, die physische Beschaffenheit seines Bodens, die öffentlichen und bürgerlichen Einrichtungen der Städte, von Brydone, Torremuzza, Hoare, St. Non, Spallanzani, Borch, Swinburne, Galanti, Wilkins und um auch neue Deutsche zu nennen Kephalides und Stollberg vorhanden sind: welche im Einzelnen sehr viel Aufklärung über die Insel der Lästrygonen gaben: so war es doch nicht überflüssig, daß ein neuer vielseitig gebildeter Schriftsteller, das Ganze noch einmal zu umfassen suchte, und die interessante Insel als Augenzeuge beschrieb. Ein solcher vielseitig gebildeter Gelehrter ist der Verf. der vor uns liegenden Schrift, die in drey Bänden zuerst die Reise des Verfassers (bis Bd II, S. 170) dann allgemeine Beobachtungen, über die Verfassung, Religion, Sitten, Litteratur, und Künste (bis zu Bd. III S 27), und endlich allgemeine Betrachtungen über die Vulkane, den Aetna insbe-

sondere und über die Geschichte der Insel von den frühesten bis auf die neuesten Zeiten enthält.

Ein Werk, welches so umfassend ist, konnte nicht sehr ins Einzelne eingehen, wenn es nicht zu einem sehr volumineusen anwachsen sollte, was der Verf. nicht liefern wollte, um von denen gelesen zu werden, welche die Insel nach ihm bereisen wollten. Daher erwarte man nicht detaillirte Pläne und Ansichten der alten Städte und Tempel, wie wir sie bey Wilkins und in vielen Monographien, wie von Haus, Capodicci, Carrera, Bonanni u. s. w. finden, noch auch die Recension der bekannten Inschriften, und Antiquitäten, wie wir sie D'Orville und Torremuza verdanken, noch auch specielle topographische Untersuchungen der einzelnen alten Orte, mit Anführung der alten Classiker, wie wir sie von Cluver, Cellarius und einzelnen Reisenden besitzen; sondern man betrachte das Werk nur als ein Hülfsmittel zur Critik der bisherigen Arbeiten über diese Gegenstände, welches um so wichtiger ist, je vorurtheilsfreyer der Vf. als Augenzeuge redet, ohne den Wunsch zu haben, sich über seine Vorgänger zu erheben. Nur hin und wieder mußte er um seine eigenen Aussagen zu befestigen, die Meinungen anderer widerlegen, wie bey Alicata (I. 224) was er für Gela hält, da die meisten andern, diesen alten Ort nach Terra Nuova setzten. Mehr ins Specielle geht er bey der Beschreibung Siciliens in geognostischer, mineralogischer und botanischer Hinsicht, und er erleichtert die Aufsuchung der dahin einschlagenden Bemerkungen dadurch, daß er diese gewöhnlich als Noten unter dem Texte ansetzt. Manche interessante Bemerkungen verdanken wir dem Verf. auf diesem Felde, wo er vorzüglich zu Hause ist, und oft auch seine Vorgänger strenge widerlegt. So untersucht er Brydones Hypothese, nach welcher aus den in Erde verwandelten Lavaschichten das Alter der Erde auf c. 14000 Jahre berechnet werden könne, und zeigt auf eine überzeu-

gende Weise die Schwäche dieser Annahme. Was Bivona und Boccone über die seltenen Pflanzen, Bonanni über die Testaceen, Dolomieu über die Vulkane der Insel, Gourbillon, Mirone, Gemellaro, Feloteo und Francisco Febrata über den Aetna und Alf. Febrara über die Mineralquellen Siciliens sagen, ist dem Verf. bekannt, aber selten erwähnt er diese Schriftsteller, nicht als ob er sich allein den Ruhm zueignen wollte, darüber geschrieben zu haben, sondern nur um kurz seyn zu können. Eben so macht er es bey der Geschichte Siciliens, welche den größten Theil des dritten Bandes umfaßt. Auch hier sind ihm die besten Quellen für die alte, mittlere und neuere Geschichte bekannt, doch unterläßt er seine Autoritäten anzuführen, indem er nur den Ruhm einer zweckmäßigen Zusammenstellung der Thatsachen nicht den eines eigentlichen Geschichtsforschers suchte.

Die Reise, welche der Verf. durch Sicilien machte, und welche das Werk veranlaßte, geht von Palermo aus, bey dessen Beschreibung er auch die Ruinen des nahegelegenen Solus berührt. Sie geht über die Ruinen von Segeste landeinwärts nach Salemi (Halycia), dann nach Trapani (Drepanum), und so die Küste hinunter über Marsala (Lilybaeum), Mazara, die Ruinen von Selinus und die Steinbrüche der Selenuntier bey Campobella, die Thermen bey Sciacca nach Girgenti (Agrigent.). Von hier aus machte der Verf. die erste Tour in das Innere der Insel bis Mezzojuso, die aber wenig Ausbeute liefert, und wahrscheinlich mehr hätte liefern können, wenn der Verf. länger darauf verweilt hätte. Wenn er auf diesem Wege bey Bivona "Hippone" zu finden glaubt: so irrt er wohl auf jeden Fall, da kein alter Schriftsteller hier einen solchen Ort erwähnt. Auch Caltanisetta, welches Nisa geheißen haben soll, ist gewiß ein neuer Ort, und ein Nisa ist weder hier noch überhaupt in Sicilien zu suchen. Nach dieser Digression kehr-

te der Verf. nach Girgenti zurück, und setzte seine Reise längs der Küste über Alicata (nach ihm Gela) und Terra Nuova (Heraclea?) fort, ging über den Achates (Durillo jetzt), den Lago salso vorbey nach Camarina und Santa Croce (Caucona) Hier wandte er sich abermals von der Küste ab, um Ragusa (Hybla) mit seinen Ruinen zu sehen, und die nahen Berge zu besuchen, von denen noch jetzt der schönste Honig häufig gewonnen und ausgeführt wird. Dann besuchte er Modica (Mutyca), weiter nach der Küste zu Scicli (nach ihm Casmena) und die Felsenkammern und Wohnungen bey Spaccafurno, die er mit den Grotten bey Clermont vergleicht, und ihre Entstehung vor aller Geschichte setzt, obgleich Griechische Inschriften an einer der Grotten, auch auf die Benutzung derselben durch Griechen schließen lassen. So erreicht der Verf. das Vorgebirge Pachynum, wo noch Reste des Tempels des Libystinischen Apoll sich finden. Darauf reiset er die Ostküste der Insel hinauf über Noto (Nectum), glaubte in Avola (mit Unrecht) Ruinen der alten Hybla major zu finden, und kam, ohne etwas von Bedeutung zu sehen, zwey Lieues von Syracus an. Ehe er aber diese berühmte Stadt betrat, machte er abermals einen Abweg ins Innere der Insel, der interessanter ist, als der erste von Girgenti aus war. Bey Palazzolo fand er die Ruinen von Herbessa (Erbessus) mit den tiefen Felsenkammern, die ohne Zweifel zu Magazinen der Römer dienten. Der nächste Ort von Bedeutung war Licodia, in der schon Ciura das alte Euboea, eine Chalcidensische Colonie, fand (cf. Ciura Memoria sul antica Eubea oggi Licodia). Es sind nur noch weitläufige Keller des alten Ortes übrig. Dann erreichte er Mineo das alte Meneon (soll heißen Menaenon Diod. XI, 74). Nun besuchte er den wundersamen Naphta-See, oder Pelagonia (Lacus Palicorum) an dessen Ufer auf einem Hügel noch die Reste der al-

ten Stadt Palica liegen. Auf der Rückreise besuchte er Leontini, das alte Leontium, dessen See, nach des Verf. Meinung sich erst in den letzten Jahrhunderten vom Regen und dem Flusse della Ruina gebildet hat. Jetzt eilte er nach Syracus, dessen Alterthümer er gut zusammengestellt, ohne indeß neue Ansichten darüber zu geben. — Der Verf. reisete darauf längs dem Meere weiter bey den unbedeutenden Ruinen von Hybla oder Megara vorbey, glaubte in der neuen Stadt Augusta eine alte Colonie des Augustus zu finden, ging über den Bernstein führenden Simethus (Giaretta) und kam dann nach Catanea, dessen Ruinen so wie das Museum des Fürsten Biscari beschrieben werden. Hier endigt der erste Theil der Werkes. Im folgenden wird zuerst der Aetna beschrieben und manche Aussagen der Engländer über seine Wunder werden berichtigt. — Von Catanea machte der Verf. die dritte größere Excursion in das Innere der Insel zuerst über Palermo (Inessa) gerade aus nach Castro Giovanni, dem alten Enna, von welcher Stadt aber fast gar keine Ruinen mehr übrig sind, dann um den nördlichen Fuß des Aetna herum bis zurück nach Catanea. Darauf verfolgte er wieder die Küsten, sah die unbedeutenden Ruinen von Naxos am Contara (Onobola) Fl. und hielt sich längere Zeit in Taormina (Tauromenium) auf, besuchte die metallreichen Anhöhungen der Pelorischen Gebirge und langte in Messina an, dessen Beschreibung von Reina natürlich ausführlicher ist, als die des Verf. seyn konnte. Er durchschnitt nun die nördliche Landzunge, indem er gerade zu auf Milazzo (Mylä) ging. Die Ruinen von dem westlicher liegenden Tyndaris sind nach Antonio Coppi, den der Verf. nicht kennt, nicht so undeutend als sie hier beschrieben werden. Nur ist der größte Theil der dort gefundenen Alterthümer nach Palermo gekommen. Weiter hin kam er nach Coronia der alten Calacte, wo wenig Ruinen vorhanden sind, und dann nach den Ruinen von Alesa (Alä-

[?]) drey Lieues von Tusa. (Hiemit ist zu vergleich[en]
des Fürsten Torremuza Monographie Storia [di]
Alaesa città antica di Sicilia, col rapporto [ai]
suoi antichi monumenti Palermo 1753.). [Des]
Verf. Beschreibung ist sehr ungenügend. Inter[es-]
santer ist dasjenige was Hr. Dr. S. über die [cy-]
clopischen Ruinen von Cephalädium (Cephaloed[ium]
dem heutigen Cefalu sagt. Wie zu Messina si[nd]
die Thore scharfkantig und aus wagrechten Ste[in-]
lagen gebaut, während die Mauern aus ungeheu[ern]
Polygon-Felsstücken bestehen. Weiter gegen T[er-]
mini besuchte er den Platz, wo Himera bey Bu[on]
Fornello stand. Termini selbst (Thermae Him[e-]
rensium) hat mehr Reste seiner Tempel und G[e-]
bäude aufzuweisen und die Wärme seiner Mi[ne-]
ralquelle fand er auf 4[?]° Reaum. steigend. D[ies]
ist der letzte von dem Verf. vor Palermo beschr[ie-]
bene Ort, denn Solus hatte er schon bey der B[e-]
schreibung von Palermo mitgenommen, welches [er]
bald darauf wieder erreichte, nachdem er die ga[nze]
Insel umkreiset und auch in der Mitte auf v[er-]
schiedenen Wegen durchzogen hatte.

Wir wiederhohlen hier nicht, was der Verf. [in]
der zweyten Hälfte des zweyten und im drit[ten]
Theile folgen läßt, sondern begnügen uns dam[it]
den Leser auf das hinzuweisen, was wir oben [dar-]
über gesagt haben, da dieses schon ihn in den St[and]
setzt, zu sehen was er darin zu erwarten hat.

Die Landschaften, stellen dar: erstens den gr[oßen]
Tempel zu Segeste, der ungleich schöner und [ge-]
nauer in Wilkins trefflichen Antiquities of M[ag-]
na Graecia dargestellt ist. Alles Eigenthümliche [in]
Form der Säulen und des Stylobates fehlen [hier]
an. Die zweite Tafel gibt eine ebenfalls n[icht]
sehr gerathene Ansicht des Aetna; das Musikb[latt]
ist die (unmelodische) Melodie zu einer ländli[chen]
Arie, die der Verf. bey Girgenti hatte singen hö[ren]
ohne den Text zu behalten. Die Charte ist [von]
der Größe eines Quartblattes und dient nur d[azu]
dem Verf. auf seinen Wanderungen zu folgen, w[o-]

man keine bessere Charte von Sicilien besitzen sollte. — Diese Zugaben sind also alle von geringerm Werthe als das Werk selbst, welches dem Geographen und Naturhistoriker und Geologen immer von großem Nutzen seyn wird. Kr.

Leipzig.

Bey F. A. Brockhaus: Geschichte und Beschreibung der königlichen öffentlichen Bibliothek zu Dresden. Von Friedrich Adolf Ebert. 8. XVIII. und 358 Seiten. (2 Thaler).

Die Geschichte öffentlicher Bibliotheken würde interessanter und für das eigentliche bibliothekarische Geschäftsleben belehrender gewesen seyn, wenn sie weniger gelehrt geschrieben wäre. Gewöhnlich vertiefte man sich in die Beschreibung einzelner Schätze so sehr, daß die historischen Notizen kaum etwas mehr, als einige Namen, Jahrzahlen und äußere Ereignisse enthielten; oder man erzählte in panegyrischer Befangenheit bloß, wie diese Büchermasse nach und nach zusammengehäuft worden sey. Erst Lessing gab treffliche Erinnerungen über eine gedeihlichere Bearbeitung dieses Gegenstandes, welche vielleicht nur deswegen unbeachtet blieben, weil sie in einer Vorrede (zu seinen Beyträgen aus der Wolfenbüttler Bibliothek) niedergelegt waren. Der Verf. dieses Buchs fühlte sich um so mehr verpflichtet, sie bey seiner Arbeit zu befolgen, je froher er sich gestehen durfte, daß die Anstalt über welche er zu sprechen hatte, wirklich eine Geschichte habe, daß selbst ihre erste Begründung keine Zufälligkeit war, und von dieser Zeit an bis auf die jetzige (mit Ausnahme des 17. Jahrhunderts) alle Thätigkeit für dieselbe und auf derselben eine zusammenhängende planmäßig fortschreitende war. Die Einleitung bildet eine Geschichte der sächsischen Bibliotheken vor der Reformation, welche darzuthun bestimmt ist, wie man in diesem Lande auf das Bedürfniß von Bibliotheken kam und wie sich dasselbe gestaltete. An sie schließt sich die Geschichte der königlichen Bibliothek selbst, deren erste Grund-

lagen in das Jahr 1556 stellen, und deren allm
liche Entwickelung mit steter Berücksichtigung
anderweitigen im Lande gewesenen ähnlichen P
vat- und öffentlichen Sammlungen bis auf die
riode (1763) dargelegt wird, wo die Anstalt
wohl durch den Ankauf der kostbaren Bünauisc
und Brühlschen Sammlungen als auch durch
meister- und musterhafte Thätigkeit des trefflic
Franke zum Range einer der ersten Bibliothe
erhoben wurde und keine Parallele mit den ü
gen sächsischen Anstalten derselben Art mehr ges
tete. Von da an bis auf die neueste Zeit f
der Verf. in der Darstellung der Geschäftsführ
Francke's und des ehrwürdigen Adelungs zu
chen Stoff, als daß er nicht auf Vergleichungen h
Verzicht leisten sollen, die man auswärts schwe
mit der Unbefangenheit aufgenommen haben n
de, mit welcher er sie angestellt hätte. Was
aller dieser Thätigkeit nun aber erreicht wo
sey, zeigen die beiden folgenden Abschnitte, S
stik und allgemeine Topographie, und Specialt
graphie überschrieben, von dem der letztere zun
zum Leitfaden für die Fremdenführungen bestir
ist und dem Verf. zugleich bey einem damahls
jectirten bibliographischen Cursus zur Grund
dienen sollte. Angehängt ist ein beschreibendes
zeichniß der zur classischen Literatur gehörende
wie der die schöne Literatur der ausländischen ne
Sprachen betreffenden Handschriften, und zu
ist als Beleg zur vorgesetzten Einleitung eine N
richt über die vorzüglichsten Schätze der Leip
Universitätsbibliothek an ältern Drucken beyge
Ob die vom Verf. später ausgearbeiteten vollst
gen Verzeichnisse der eben so zahlreichen des
baren orientalischen und altdeutschen Handschr
der königlichen Bibliothek, welche er diesem Buch
Mangel an Zeit nicht beyfügen konnte, nicht viel
noch als Nachtrag zu demselben erscheinen we
hängt nicht von seinem alleinigen Vorsatze ab.

Ebert.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

11. Stück.

Den 17. Januar 1824.

Königsberg.

Bey Unzer 1823 auf 136 S. gr. 8.: Encyklopädie und Methodologie der Rechts-Wissenschaft im Grundrisse, nebst einer Abhandlung über die wissenschaftliche Darstellung des Rechts von J. F. H. Abegg, d. R. D. u. Prof. . . zu Königsberg.

Es sey dem Unterzeichneten erlaubt, nicht bloß von dem gegenwärtigen Buche, sondern bey Gelegenheit desselben von dieser ganzen in Deutschland, und besonders in dem juristischen Fache, unter dem Nahmen Grundrisse jetzt so häufigen Art von Büchern zu sprechen, über welche er sich einige, wie es ihm scheint, für die gelehrte Geschichte überhaupt nicht ganz unerhebliche Angaben zusammengestellt hat. Schon sehr lange zeichnet sich das Deutsche und etwa das Holländische Bücherwesen und der damit verbundene öffentliche Unterricht in den Wissenschaften vor dem der Alten, wenigstens so viel wir davon wissen, und dem anderer neueren Völker durch die große Menge von Compendien aus, die über irgend einen Gegenstand mündlicher Vorträge ge-

schrieben, das heißt denn jetzt: gedruckt, waren, um sie durch diese zu erläutern und zu ergänzen. Das bloße Sprechen reichte nicht hin, das jedem Zuhörer selbst überlassene Nachschreiben war zu wenig genau, das in die Feder Sagen nahm zu viele Zeit, keines von allen Dreyen hatte den Vortheil, daß die Zuhörer voraus wußten, was kommen werde, oder vollends daß auch Auswärtige, die den Lehrer nicht hörten, nahmentlich bey dem damahls so wichtigen Disputieren ihn nicht beobachteten, über seinen Vortrag, nach Inhalt und Form, ein Urtheil fällen konnten. Daß die Wissenschaft durch diese Bücher merklich gefördert werde, ließ sich von ihnen so wenig wie von andern, oder so wenig wie vom Unterrichte überhaupt, immer sagen, welcher letztere denn doch ein Mahl seyn mußte, weil jeder Zuhörer, und im Grunde auch jeder Lehrer, sich auch durch ihn wieder ausbilden sollte, damit das neue Geschlecht wenigstens an die Stelle des abgehenden treten könnte. Zuweilen rückte es doch in der That noch weiter und dazu trugen die Lehrbücher, wie der Unterricht, oder wie in Frankreich die Unterhaltung mit bey. Uebrigens war es mit den Lehrbüchern in der Rechtswissenschaft ohngefähr so, wie in andern Fächern, man müßte denn sagen, daß auch hier die Acten-Arbeiten in den Spruch-Collegien Einfluß hatten, und zwar wohl eher einen hindernden, wie denn z. B. hier in Göttingen von Professoren erstaunend wenige Lehrbücher über die damahls gewöhnlichsten Vorträge, d. h. nach der Ordnung der Institutionen und Pandecten, geschrieben worden sind.

Die Veränderung, welche im letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts, also gerade in der Zeit so vieler andern weit wichtigern Veränderungen, auf den deutschen hohen Schulen vorging, nachdem sie durch eine Menge einzelner Versuche eingeleitet worden war, die nähmlich, daß fast überall (Mehr

darf man ohne Uebertreibung nicht sagen) an die Stelle der Vorlesungen nach der Titelfolge, so genannte systematische traten, eine Veränderung, die der Unterzeichnete nie gemißbilligt hat, wenn er gleich in der Geschichte des Römischen Rechts zum Institutionen=System längst zurückgekehrt ist, und sich diesem auch beym heutigen Römischen Rechte wieder mehr genähert hat, das Digesten und Codexsystem aber, jedoch wohl zu merken als System, wovon man sonst meist keine Ahnung hatte, nun auch gar sehr der Mühe werth hält, daß es die Zuhörer kennen lernen, — diese Veränderung hat auf die Grund=Risse den größten Einfluß gehabt. Ein ausführliches Lehrbuch, wie bisher bey den Institutionen das von Heineccius, bey den Pandecten die von J. H. Böhmer und von Hellfeld gewesen waren, nach einer bessern Ordnung zu schreiben, hielt man meist für ein gar großes Wagestück, fast so, wie wenn der Verfasser sich in allen Rücksichten mit diesen drey Rechtsgelehrten hätte messen wollen; so kam es denn, daß Schneidt (schon 1786) das ganze Hellfeldische Lehrbuch, Wort für Wort, aber in veränderter Ordnung, abdrucken ließ und wenn dieses Beyspiel, in der ganzen gelehrten Geschichte vielleicht das einzige, auch in unserm Fache keine Nachahmer fand, so erschienen doch eine Menge Tabellen, lateinische und deutsche, in den Buchhandel gekommene und andere, worin auf Hellfeld oder auch auf Böhmer von Paragraph zu Paragraph verwiesen war. Darauf folgten mehr oder weniger ausführliche Tabellen ohne Verweisung auf ein solches nach der Titelfolge, die man um diese Zeit ganz unrichtig die legale Ordnung nannte, abgefaßtes Lehrbuch, wie man solche Tabellen als eine Art vollständigerer Ankündigung der Vorlesungen auch in andern Fächern hatte, und im germanischen Theile unseres Privat=Rechts ward Hufe-

land's Einleitung, Was man oft den allgemeinen Theil nannte, nebst einem Entwurfe einer vollständigen Darstellung (1796) ein Muster, an welches sich auch über das Römische Recht Einleitungen und Entwürfe anschlossen, bald mit bald ohne Was in Deutschland Literatur heißt. Ganz entschieden das Muster der Bücher, von welchen hier die Rede ist, war des jetzigen Herrn OA = Präsidenten Heise in Lübeck schon auf dem Titelblatte die Ueberlegung, die im Ganzen unverkennbar ist, zeigender Grund=Riß eines Systems des gemeinen Civil=Rechts, dessen erste Auflage (1807) Unterzeichneter mit dem Lobe, aber auch Was die Aehnlichkeit der darin und der von ihm selbst ehemals befolgten Ordnung betrifft, mit den Erinnerungen anzeigte, die er noch jetzt für gegründet hält. Die zweyte und dritte Auflage, von welcher letztern ein zweyter unveränderter Abdruck sich nicht ein Mahl als vierte Auflage ankündigt, sind in unsern Blättern nicht erwähnt, weil der Verf. zu bescheiden war, es selbst zu thun, und Niemand 1816 ihm als hiesigem Lehrer und 1819 als einem Mitgliede des Justizdepartements vorgreifen mochte. So Viel mag hier noch nachgeholt seyn, so bekannt das Buch ist, oder vielleicht eben weil es in seiner neuesten Gestalt so bekannt ist, und man nicht mehr weiß, wie es diese nach und nach bekommen hat, daß statt der Verweisung auf die Digesten Titel (und zwar, Was ein Fehler des Buchs ist, ob er gleich von keinem Fehler des Verfassers herrührt, bloß nach Zahlen) und der wenigen und kurzen Anmerkungen der ersten Auflage von sieben Bogen, immer mehr Titel von Büchern auch nach ihrem genaueren Inhalte und immer mehr einzelne Erörterungen die zweyte von zwölf und die dritte von vierzehn Bogen bereicherten. Ein Lehrer mit einer so beneidenswerthen Anzahl von Zuhörern mußte schon um deswillen

Nachahmer finden, bey denen es denn oft ging, wie bey den Nachahmern überhaupt, sie hielten sich an das, was der Verfasser entschuldigt aber nicht für gut gehalten hatte, und Was bey ihm genau und richtig gewesen war, machten sie, ohne es böse zu meinen, vielleicht gar ohne sich einer Veränderung bewußt zu seyn, schielend Ersteres war der Fall, indem man nun die ausführlichsten juristischen Vorlesungen "die so genannten Pandecten-Vorlesungen", wie Heise sie sehr richtig nennt, gewöhnlich ohne ein Buch hielt worin wenigstens die Hauptsätze und die Stellen aus dem Corpus Juris, nur angeführt oder abgedruckt, gestanden hätten, Was vor dreyßig Jahren keinem Menschen eingefallen wäre. Dieß hieng mit der, bey Wenigen wahren, bey den Meisten geheuchelten, Bescheidenheit zusammen, daß sie "nicht gleich über Alles "ein Buch drucken lassen wollten", da doch Was gut genug ist, einigen Hunderten, wohl gar, wenn man mehrere halbe Jahre zusammen rechnet, Tausenden; von Zuhörern dictirt zu werden, so daß es sie einen bedeutenden Theil der auf hohen Schulen zuzubringenden theuern Zeit kostet, auch gut genug seyn muß, auf die Messe gebracht zu werden, wo dann auch Andere das und zwar oft umsonst, auf jeden Fall wohlfeiler erfahren, was die guten jungen Leute oft so sehr bewundern Wie häufig ist jetzt die Ankündigung eines Lehrers, er wolle "nach eigenem Plane" Etwas vortragen, worüber doch schon Lehrbücher die Menge da sind, unter welchen er die Auswahl hätte; aber nein, er hat über das Fach, wovon er vor einigen Jahren vielleicht das erste Wort gehört hat seine eigenen Gedanken (des idées à lui würde er im Französischen sagen, oder vielmehr nicht sagen), die bisherigen Lehrbücher sind zwar nicht, wie es eine Zeitlang eben mit denen nach der Titelfolge der Pandecten der Fall war, alle nach einem längst von Vie-

len getadelten Plane, aber der neue Lehrer mag doch keines davon auch nur im Ganzen zum Grunde legen, die Zuhörer wüßten ja sonst gleich, seine Weisheit hätten Andere schon vor ihm gehabt, er könnte, ja keine Paragraphen aus einem Buche dictiren, wenn er darüber läse, und wenn vollends der Verfasser des Buchs die Unart an sich hat, auf Manches hin zu deuten, wovon man selbst nicht genau weiß, was es ist, oder jede Auflage zu ändern, so ist leicht einzusehen, wie schwer er es andern Lehrern macht, sein Lehrbuch zu befolgen. Da ahmte man denn noch lieber die Genauigkeit von Haubold, die bey ihm von den systematischen so genannten Pandecten herkam, so gut man konnte, nach, und führte bey jedem Paragraphen bald mehr bald weniger Lehrbücher, worin "die Rubriken ausgefüllt" waren, wie man nun sagte, weil so manches blos aus Rubriken bestand, nach der Zahl ihrer Paragraphen, mit der Zeit freylich nur nach der Zahl ihrer Seiten, an. Ein solches Buch, worin kein einziger Satz stand, sondern lauter Was man sonst genannt hatte: dicatur de . . . oder: mündlich davon, hieß denn ein Grundriß und das war ein anderer Punct, worin sein Verfasser ein zweyter Heise zu seyn glaubte. Grundriß war sonst eines der vielen Wörter, womit man ein durch mündlichen Vortrag zu erläuterndes Buch bezeichnete, wie elementa, institutiones, principia, primae lineae u. s. w. im Lateinischen oder kurzer Begriff, Anfangs-Gründe, Einleitung, System, u. s. w. im Deutschen aus denen sich der Verfasser ganz willkührlich eines wählte, zuweilen um eines seiner Bücher dieser Art vom andern, zuweilen das in dem einen Verlage von dem bey einem andern Buchhändler erschienenen zu unterscheiden; welches Wort es war, wußten, wenn nicht ein solcher Umstand eintritt, die allerwenigsten Leser selbst von denen, die das Buch sonst auch noch so gut inne haben. Vor

vierzig Jahren hörte hier jeder künftige Geschäfts-Mann unsers Faches über Böhmers Pandecten; daß aber das Buch Introductio hieß, wußte man meist so wenig, als daß darauf in "jus Digestorum", etwas ungenau, folgte. Grund-Riß war die Bezeichnung, die Pütter für eines seiner Lehrbücher über die Reichsgeschichte, brauchte, Spittlers Grundriß der Geschichte der christlichen Kirche waren gewiß ausgefüllte Rubriken, da ihn der Vf. auch für "eigene Lectüre" (hier ist das französische Wort wenigstens nicht so zweydeutig, wie das deutsche) bestimmt hatte und die vielen Auflagen des Buchs nicht um deswillen nöthig geworden sind, weil man es beym mündlichen Vortrage erklärte, was Spittler, und zwar auch wieder aus einer eigenen Art von Bescheidenheit oder Abneigung gegen Pedanterey, bey seinen eigenen nicht that. Heise nannte seine Paragraphen Grundriß eines Systems, weil sie nur die Fächer waren, in welche er nicht nur gewiß schon damahls bey dem Vortrage, sondern wo möglich dereinst (und möchte dieses doch noch geschehen!) bey einem "ausführlichen Lehrbuche" die Sätze selbst nach einem gewissen, dort größern hier kleinern, Verhältnisse eintragen wollte. Beide Wörter gehörten zusammen, wie z. B. Condorcet's Esquisse d'un tableau u. s. w. sich auf ein größeres, freylich nie geschriebenes Werk bezog, Was z. B. bey Meißner's zu ihrer Zeit viel gelesenen Skizzen, ohne einen solchen Zusatz, nicht der Fall war. Grundriß schlechtweg ist nun der gangbare Nahme für Tabellen mit mehr oder weniger Verweisungen auf wirkliche Lehrbücher, und mit oder ohne eine ausführlichere Einleitung. Anderer Fächer nicht zu gedenken, so hat Unterzeichneter drey Grundrisse großen Theils über einen seiner drey oder vier ersten Bände vor sich liegen. Das in der Ueberschrift der gegenwärtigen Anzeige genannte Buch ist das neueste davon und betrifft den ersten Band,

so hat es die Veranlassung zu den bisherigen Bemerkungen gegeben, die, in so fern darin ein Tadel liegen kann, übrigens gar nicht besonders auf diesen Grundriß passen, der im Gegentheil dadurch gerechtfertigt ist, daß er so viele Vorgänger hat. Herr Prof. Abegg ist kein "ehemaliger gelehrter Mitbürger" von uns, er hat aber auf die Bücher des Unterzeichneten viele und freundliche Rücksicht genommen, indem er die Encyclopädie, neben der des Herrn Prof. Falck und der des Herrn Prof. v. Wening Ingenheim, die Rechts-Geschichte aber neben Savigny und Eichhorn fast bey jedem Abschnitte anführt.

Die 36 ersten Seiten enthalten die auf dem Titel angekündigte Abhandlung, die freylich die drey auch vom Unterzeichneten aufgestellten Theile: Rechts-Philosophie, Rechts-Geschichte und System des heutigen, hier heißt es des positiven, Rechts, in der Sprache einer philosophischen Schule rechtfertigt, vor welcher den Nichteingeweihten bange werden könnte, wenn sie hören, wie die Idee erst unmittelbar vorhanden ist, dann sich selbst setzt, und endlich das in der Reflexion Getrennte vereinigt. Der Unterzeichnete hat seine besondern Gründe, nicht zu wünschen, daß man aus der Schule des Herrn Prof. Hegel zu der Rechts-Wissenschaft übergehe: aber unser Verf. gesteht eben so ehrlich, daß er diesem Lehrer sehr Viel verdanke, wie daß er in manchen Stücken, was besonders das Römische Recht betrifft, von ihm abweiche, und so ist es nicht schwer, sich mit ihm auszusöhnen. Aus der Idee wird dann dargethan, daß das römische, canonische und germanische Recht die drey einzigen seyen, die auch ohne Rücksicht auf das bey uns geltende Recht geschichtlich dargestellt werden müssen. Wie dieß vor zweytausend Jahren möglich gewesen wäre, sieht vielleicht mancher Leser eben so wenig ein, wie daß in den nächsten zweytausend Jahren

oder aber in andern Welttheilen, in China z. B., wovon jetzt beym Juristischen so Viel die Rede ist, nothwendig gerade diese drey Rechte seyn müssen. Doch Wer die andern Werke des Herrn Prof. Hegel, nahmentlich seine Logik, nicht gelesen hat, muß sich allerdings bescheiden, daß er das System nicht aus sich selbst erklären kann, wie unser Verf. S. 20. erinnert. Die Rechts-Philosophie geht nach den Fächern des Hegelschen Lehrbuchs, das hier mit dem einen seiner zwey Titel Grundlinien heißt, vielleicht weil der Nahme Natur-Recht und Staats-Wissenschaft "im Grundrisse", den es auch führt, gegen den von dem Verfasser unsers Buchs befolgten Sprachgebrauch ist. Doch unterscheidet Herr Prof. A. nicht Moralität und Sittlichkeit, sondern für das letztere Wort seines Vorgängers braucht er Sitte, offenbar besser, denn die beiden Ausdrücke bey Herrn Prof. H. sind doch, nicht bloß der Etymologie nach, ganz dasselbe. (Den Schreibfehler in unsern Anzeigen 1821. S. 615. Z. 7. verschieden statt gleichbedeutend wird hoffentlich Niemand für vorsetzlich halten, zumahl da ihn der Zusammenhang berichtigt.) Es hat wohl überhaupt keine Noth, daß der Verf. durch die philosophische Schule, die er mitgemacht hat, von der unbefangenen Ansicht des Geschichtlichen lange abgehalten werde; auch von Cramer bemerkte man, daß er in der Folge wenig mehr Wolfianer gewesen sey, und so sind hier im §. 124. Vortheile und Nachtheile der Gesetzgebungen erwähnt, da doch bekanntlich Wer Alles "aus Begriffen ableitet" gar spöttisch auf die herabsieht, die "an Gründen hinüber und herübergehen". Auch bey dem Geschichtlichen (das Heutige mitgerechnet — denn auch dieses ist nach Raum und Zeit bestimmt) befolgt der Verf. S. 82. eine Eintheilung nach Fächern, die zwar selten in einem Buche "mit ausgefüllten Rubriken", aber in einer Uebersicht, d. h. mit unausgefüllten,

und in Dem, was man so von dem "eigenen Pl
ne" vieler Lehrer hört, gar oft vorkommt, wo ab
der Unterzeichnete auch wieder Partey dagegen i
indem er ihr das Institutionen-System schon lan
vorzog, noch ehe dieses durch die Institutionen d
Gajus ein so bedeutendes Gewicht mehr bekom
men hat. Diese sind doch so ziemlich das wichti
aller Bücher in unserm Fache, mit welchem sie si
irgend vergleichen lassen. Nun die Lernenden a
Etwas zu gewöhnen, was in diesem Buche bestimm
anders vorkommt, hat seine Bedenklichkeit, der gu
Alte ist längst todt, er kann nun ein Mahl nic
mehr sein System nach Familien-Recht, Verm
gens-Recht und was hier das dritte ist, bey A
dern ist es ein Stück der Einleitung, Klagen-Rech
ordnen, und schwerlich wird je ein Herausgeber de
Gajus den Text der Handschrift von Veron
nach diesen Fächern, wie man bey etwas Aehnl
chem gesagt hat, "reconcinniren". Gajus kann al
nicht nachgeben, so sollten es die Neuern thun, trö
steten sie sich auch mit dem bekannten: der Klügs
gibt nach. Zehn Mahl lieber läse unser Einer, wen
es hieße, bey Weitem die beste, ja wohl gar d
einzig vernünftige Eintheilung eines ganzen Pr
vatrechts und besonders des Römischen wäre di
in die erwähnten drey Rechte; weil aber, so Vi
man wisse, vor zwanzig Jahren noch kein Mensch darau
gekommen sey, und Gajus Nichts davon wisse, s
wolle man, um der Herzens Härtigkeit willen, ihn
nachgeben. Die Abweichung sey zwar nicht gering, ode
sie sey gering, nach Belieben, wie man sie am Be
sten zu rechtfertigen glaubt, drey, und wenn ma
aus der Unter-Abtheilung Sachen-Recht, Obliga
tionen-Recht und Erb-Recht mitnähme, sech
Zusammensetzungen mit dem Worte: Recht, w
man hinzu fügen müsse: als eine Lehre, nicht als ei
Rechts-Verhältniß genommen, ständen als Kuns
Wörter da, die Gajus nicht gekannt habe, un
die erst seit etwa drey hundert Jahren theils in na

turae, nähmlich als jus rerum und jus actionum nach einem Mißverständnisse von de jure personarum, das bey Gajus am Rande auch de conditione hominum heiße, theils nach vielen schon längst nicht gelobten ähnlichen Ausdrücken gemacht worden seyen, nach welchen es auch Theile des Privat-Rechts mit dem Nahmen: Eigenthums-Recht, Servituten-Recht, Pfand-Recht, Ehe-Recht, Testaments-Recht, Restitutionen-Recht und unzähligen andern gäbe. Familia als juristisches Kunstwort der Römer begreife weder die servi noch die Vormundschaft unter sich, und im ersten Theile von Gajus, wo doch dieses Familien-Recht vorgetragen seyn soll, stehe Nichts von dos und Nichts von peculium. Nicht Viel weniger ließe sich gegen fast jede Zeile der Eintheilung anführen; wenn aber auch diese Anzeige nicht schon zu lang wäre, so müßte es wegbleiben, damit kein geneigter Leser glaube, es sey dem Verf. recht zu verdenken, daß er ein Buch geschrieben habe, bey dessen Anzeige sich so manche Herzens-Erleichterung anbringen lasse.

Hugo.

Leipzig.

Bey Gerh. Fleischer: Sophoclis Tragoediae. Ad optimorum librorum fidem recensuit et brevibus notis instruxit Car. Gottlob Aug. Erfurdt. Editio secunda. Vol. I. Antigona. (Auch mit dem besonderen Titel: Sophoclis Antigona. Editio secunda, cum adnotationibus Godofredi Hermanni). 1823 XXIV. und 294 S. in Octav.

Es war ein sehr glücklicher Gedanke des seligen Erfurdt, neben der grösseren Ausgabe des herrlichen Tragikers eine kleinere zu veranstalten, welche ihm zugleich Gelegenheit gab, manche Fehler, deren er sich in den ersten Bänden schuldig gemacht, in Folge gereifterer Studien zu verbessern. Leider starb der treffliche Mann bald nach der Erscheinung der beiden ersten Bändchen, welche die

Antigone und den König Oedipus enthalten. Se
Lehrer und Freund, Herr Professor Herman
übernahm die Fortsetzung, und wie treffliches de
selbe bis jetzo für den Ajax, die Electra und d
Trachinierinnen geleistet hat, ist in diesen Blätte
jedesmal berichtet worden. Unterdessen wurde vo
ersten Bändchen eine neue Auflage nöthig. I
dieser hat Hr. H. Erfurdts Anmerkungen unverä
dert abdrucken lassen, sie aber nicht nur durch d
seinigen, sondern auch durch äußerst schätzbare Be
träge von Seidler berichtigt, ergänzt und berei
chert. Wie bedeutend diese Zusätze seyen, läßt si
aus der Zahl Seiten schließen, da die erste Au
gabe nur 158 hatte. Auch neue Hülfsmittel h
Hr. H. gebraucht, die im Classical Journal abg
druckten Varianten aus zwey Handschriften, welc
Livinejus mit der Aldinischen Ausgabe vergliche
hatte, und die aus einer Venetianischen, welche ih
Bekker mittheilte.

Ehe wir nun von demjenigen reden, was diese
erneuerten Ausgabe eigenthümlich ist, müssen wi
zuvörderst mit gebührendem Lobe des Bestreben
Erwähnung thun, mit welchem Hr. H. den o
durch unnütze Conjecturen verunstalteten Text z
seiner ursprünglichen Lauterkeit zurückzuführen b
müht gewesen ist. Es ist endlich Zeit, daß in de
Ausgaben der Alten dem keine Schranken kenner
den Conjecturiren Einhalt geschehe. Worte, di
gewiß alle Beherzigung verdienen, hat in diese
Hinsicht Döderlein gesprochen in dem Vorberich
te zu dem specimen novae editionis tragoedia
rum Sophoclearum, und erst jüngst hat demnach
re Wellauer in seiner Ausgabe des Aeschylos dur
das Ausmerzen einer unendlichen Zahl von Co
jecturen sich um den Text des freylich sehr corru
pirten Dichters kein geringes Verdienst erworbe
— Unter die wahren Verbesserungen des Texte
rechnen wir gleich V. 3. das von Seidler und He
mann trefflich erläuterte ἆρ' οἶσθ' ὅ τι, wofür E

furdt einer früheren Hermannischen Ansicht zufolge ὅτι gegeben hatte. Das von Thiersch (Gr. Gr. S. 432) vorgeschlagene ἀφ' ἐσϑ' ὅ τι ist eine verunglückte Kritik. Auch V. 4. billigen wir die Zurückrufung der alten Lesart ἄτης ἄτερ, welche sehr genügend erklärt wird. Die von Erfurdt in den Text genommene Coraysche Conjectur ἄζης ἄτερ gibt einen matten und unpassenden Sinn. V. 23 f. schreibt Hr. H. Ἐτεοκλέα μέν, ὡς λέγουσι, σὺν δίκῃ, χρησϑεὶς (so Triklinios) δίκαια; καὶ νόμῳ κατὰ χϑονὸς ἔκρυψε; "Eteoclem, rogatus justa, justa et legitima sepultura honoravit. So passend dieß auch ist, so zweifelt Ref. doch an der Nothwendigkeit, die gewöhnliche Lesart zu ändern. V. 27 ist richtig ἐκκεκηρῦχϑαι geschrieben, wie V. 203. V. 30. ist die alte Lesart εἰσορῶσι trefflich erklärt (vgl. Döderlein im specimen S. 104), und V. 39 mit Recht ταλαίφρον aufgenommen. Doch wir würden zu weitläuftig werden, wenn wir auf die angefangene Art durch das ganze Stück zeigen wollten, worin sich der Text der neuen Ausgabe von dem der ersten unterscheidet. Wir wollen daher nur noch bemerken, daß Hr. H. V. 1226, wo Erfurdt für das Brunckische ἐν Ἀΐδου δόμοις mit Heath ἐν γ' Ἅιδου δ. geschrieben hatte, mit Recht zur Lesart aller Handschriften εἰν Ἅιδου zurückgekehrt ist. Das epische εἰν, welches man früher nur in den lyrischen Stellen der Tragiker gestatten wollte, haben neuerdings in dieser dialogischen nachdrücklich in Schutz genommen Osann Anal. crit. S 102 sq. Passow im Athenäum von Günther und Wachsmuth Bd. 2. H. 2. S. 296. Meineke quaest. Menandr. S. 35. der überhaupt über die epischen Formen in den Tragikern viel Gutes gesagt hat. Vgl. auch Wüstemann ad Eurip. Alc. 448. — Wir bedauern es übrigens, daß die Sacherläuterungen so sehr zurückstehen hinter der kritischen, grammatischen und metrischen Behandlung. Wie vieles hätte Hr. H. auch hier aus der Fülle

seiner Gelehrsamkeit geben können! So vermisse wir, um nur Einiges herauszuheben, eine genau ere Erörterung bey V. 264 f., welche Stelle a die Ordalien des Mittelalters erinnert. Ueber di μηροί V. 998 wird uns eine neue Untersuchun verheißen. Auch über das Elektron V. 102 hätten wir einen genaueren Aufschluß gewünscht Es ist nun darüber Buttman zu vergleichen i den Abhandlungen der Berliner Akademie der Wis senschaften aus den Jahren 1818=1819. Schließ lich müssen wir noch der Seidlerischen Ab handlung de tempore, quo primum acta est An tigona gedenken. Nach dem Grammatiker Aristopha nes in dem Argum. Antig. ehrten die Athener den Dichter für die Aufführung der Antigone dadurch daß sie ihm, unter dem Oberbefehl des Perikles eine Befehlshaberstelle gegen die Samier übertru gen. Da diese Unternehmung in Ol. 84, 4 fällt so waren Musgrave und Böckh der Meinung die erste Aufführung des Stückes habe Ol. 84, 3 Statt gefunden. Diese Annahme bestreitet H. S und macht es aus Gründen, die wir der Kürze halber übergehen müssen, sehr wahrscheinlich, daß Sophokles nicht bey der ersten Unternehmung ge gen Samos, sondern bey der zweyten die ein un gedruckter Venetianischer Scholiast ad Aristoph Vesp. 283 in Ol. 85, 1 setzt, jene Befehlshaberstelle bekleidete, daß aber die Aufführung der Antigone nicht gerade in dem vorhergehenden Jahre, sondern vielmehr kurz vor diesem Feldzuge Statt gefunden habe. Auch für die beygefügten Register sind wir dem würdigen Herausgeber zu Danke verpflichtet.

L. Chr. Z.

Lüneburg.

Bey Herold und Wahlstab: Der evangelische Predigerstand nach seiner Wirksamkeit, seinen Bedürfnissen und Erfordernissen, dargestellt von Friedr. Ludw. Theod. Wolff, Pastor zu Burgdorf im Herzogthum Braunschweig 1823. 278 S. 8.

Man kann sich wohl nicht verhehlen, daß Reli=

gions-Indifferentismus von Innen und erneuerte Versuche einer andern christlichen Religionspartey von Außen, das Bedürfniß einer festeren Begründung der evangelischen Kirche, in unsern Tagen sehr fühlbar machen. Wohl ließe sich von einer in dem protestantischen Teutschland gemeinschaftlich angenommenen Organisation der kirchlichen Außenwerke, von einer, wenigstens die äußere Achtung gegen die Religion herstellenden Kirchenzucht, von einer verbesserten Liturgie ꝛc. Großes und Sicheres erwarten; aber diese und andere, und in solcher Ausdehnung zu wünschende Vorkehrungen lassen sich nicht so schnell treffen, und selbst wenn sie getroffen werden, immer wird doch die Hauptsache auf die, als Organe der evangelischen Kirche wirkenden Geistlichen, und auf ihren von Geschicklichkeit, Einsicht und Klugheit geleiteten, regen Willen und religiösen Patriotismus ankommen, um dem Evangelio den Sieg zu erhalten. Und daß dieser höhere, der Tendenz und Würde des evangelischen Predigtamts entsprechende Sinn so vieler Geistlichen, kräftig und mannigfach angeregt durch die oberen geistlichen Behörden, durch academische Lehrvorträge und zweckmäßige, gehaltreiche Schriften, sich doch auch in unseren Tagen von Seiten immer mehrerer Geistlichen nicht unbezeugt lasse, und durch Förderung eines echt evangelischen, und vom übertriebenen Mysticismus fern bleibenden Sinnes bewähre, wird doch kein unparteyischer Beobachter des dermaligen Standes der evangelischen Kirche in Abrede stellen. In einer so heiligen Angelegenheit aber kann es der Ermunterungen und Rathschläge nicht leicht zu viele geben. Durch Schwarz (der christliche Religionslehrer in seinem Daseyn und Wirken 1798) Hüffell (über das Wesen und den Beruf der evangelisch christlichen Geistlichen) und Andere mehr ist Vieles geleistet; aber die Arbeit des Verf. wird dadurch nicht überflüssig, da es auch ihm an eigenen Ansichten und Urtheilen nicht fehlt. Was die Leser im Allgemeinen zu erwar-

len haben, mögen sie aus folgender Inhaltsanzeige abnehmen. Das Ganze zerfällt in zwey Hauptabschnitte. Der erste handelt vom evangelischen Predigerstande überhaupt; Cap. 1. Begriff, Tendenz, Werth und Nutzen des evangelischen Predigerstandes; Cap. 2. Vom Werthe und Nutzen desselben in dieser Zeit; Cap. 3 Von den dem Werthe und Nutzen rc. entgegenstehenden Hindernissen; Cap. 4 Von der Nothwendigkeit einer sorgfältigen Vorbereitung auf das evangel. Predigtamt. Der zweyte handelt von dem, was der evangel. Prediger seyn solle in seinen besonderen Verhältnissen. Hier wird derselbe dargestellt Cap. 1. als Mensch; Cap. 2. als Bürger im Staate; Cap. 3. als Hauswirth und Familienvater; Cap. 4. als Gelehrter; Cap. 5. als öffentlicher Religionslehrer; Cap. 6. als Seelsorger.

Der Raum dieser Blätter gestattet nicht, mit unserm Urtheile ins Einzelne zu gehen; wir begnügen uns daher, nur im Allgemeinen zu bemerken: daß Verf. bey Abfassung des Ganzen von liberaler Ansicht und hoher Werthschätzung des Christenthums, von genauer Bekanntschaft mit der Geschichte desselben, von psychologischen Kenntnissen und von Amtserfahrungen zu den sinnigsten und verständigsten Ansichten, Urtheilen und Rathschlägen geleitet wird, und daß die Befolgung dieser Rathschläge nicht immer durch höhere Hülfe von Seiten des Staates, die doch wenigstens nicht sogleich eintreten kann, bedingt ist, sondern mehr gezeigt wird, was, unabhängig von dieser die Geistlichen durch ihre eigenen, zumal vereinigten, Kräfte zur Förderung der guten Sache der evangelischen Kirche leisten könnten. Besonders haben uns Absch. 1 Cap. 3. und Absch. 2. Cap. 6. angezogen. Wir wünschen der Schrift, vorzüglich unter den angehenden Predigern, aber auch unter den Theologie Studirenden, recht viele Leser, da auch die Letzteren in Absch. 1 Cap. 4. recht viel Lehrreiches antreffen werden, um ihre Studien zweckmäßig und mit Hinblick auf die vorher entwickelte hohe Tendenz des Predigtamts einzurichten.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften

12. Stück.

Den 19. Januar 1824.

Angouleme.

Bey François Tremeau et Comp. 1821: Dictionnaire celto-breton ou breton-français, par J. F. M. M. A. Le-Gonidec, membre de la société royale des antiquaires de France. XXIII und 460 Seiten in Großoctav.

Der Verfasser der schon Paris 1807 erschienenen, sehr brauchbaren grammaire celto-bretonne liefert hiermit ein reichhaltiges und gelehrtes Wörterbuch derselben Mundart. Volksmundart kann man diesen immer mehr eingeengten einzigen Ueberrest des celtischen Sprachstammes auf dem europäischen Continent nunmehr nennen. Das Französische ist daneben Geschäftssprache und die der Gebildeten, weit mehr als in Großbrittannien das Englische neben der jener Armorischen nahe verschwisterten Sprache des Landes Wales. Doch mit dem Landmann muß der Gebildete noch immer des vertraulicheren Idioms pflegen, und es sind Bücher und Handschriften, welche dem Geschichtforscher das Studium alteinheimischer Sprache rathsam, wo nicht unentbehrlich machen, vorräthig. Herr Legonidec unterscheidet vier abweichende Mundarten nach den Cantonen Leon (Saint Paul de Leon), Gwened (Vannes), Treger (Treguier) und Kerne (Cornouailles); die Eigenthümlichkeit einer jeden hat er im

Wörterbuch sorgsam angegeben. Der Dialect von Leon scheint ihm der reinste und unverdorbenste. Den einzelnen Wörtern ist die grammatische Bestimmung (Geschlecht, Flexion u. s. w.) deutlich beygefügt, Abstammung und Zusammensetzung, wo es angeht, kurz nachgewiesen, ohne einseitige Hypothesensucht, an welcher gerade die Vorgänger des Verfassers kränkeln. Dafür hat es der feine, saubere Druck verstattet, häufige Beyspiele in unverstümmelten, lebendigen Redensarten zur Erläuterung aufzunehmen. Was wir vermissen ist ein französisches Register zum Aufschlagen.

Die Grundverschiedenheit des celtischen Sprachstammes überhaupt von dem Deutschen ist groß und größer als die des deutschen von dem slavischen. Dennoch werden, wenn man vergleichen lernt, d. h. die Lautverhältnisse beider Sprachen historisch faßt, und was jede sichtbar später in sich aufgenommen hat scheidet, ohne Zweifel Berührungen und Verwandtschaften zwischen der celtischen und deutschen wahrnehmbar seyn. Vergleicht man ohne jene Regel bloß nach Wörterbüchern obenhin, so wird man zwar einzelne Wörter richtig treffen, in vielen aber irren und viele treffende übersehen. An diesem Fehler leidet das von Hrn. Legonidec selbst in den Mémoires de l'acad. celtique T. V. S. 440-444 aufgestellte tableau des mots celtobretons analogues à l'allemand, nicht weniger das kleinere Verzeichniß in Adelungs Mithridates II. 158. 159, welchem zufolge z. B. hirio mit unserm heuer einerley wäre. Aber heuer bedeutet in diesem Jahr, hiriô an diesem Tag und lautet daneben hisiô, hiziô, hidiu, so daß es (wie dénoz, hinoz, heint mit nôz) mit deiz Pl. deisiou Tag zusammengesetzt scheint. Es war also höchstens das Pronomen zu vergleichen. So viel Rec. sieht, hält die Abstufung der celtischen Consonanten ziemlich Linie mit der lateinischen, d. h. sie entfernt sich sehr von der deutschen, zumahl hochdeutschen. Hier Beyspiele aus der Lingualreihe: der Pl. tûd (Leute) ist das

alte diet; tri unser drey; da unser zu; dant unser zahn; daérou Pl. unser zähren; dek unser zehn; daou unser zwei; derf, derv, derô (quercus) das goth. triu u. s. w. Seltner scheinen Labialverwandtschaften; man vergleiche aval mit apfel; die Anlaute gw unsern w: gwîn Wein; gwîr wahr; gwiziek weise, witzig; gwîk Burg, wîc; gwenn (blanc) altn. vaenn (formosus). Einige kl. stimmen zu unsern l, die vor Alters hl waren, z. B. klevout zu unserm lauschen; klouar (tepidus) zu lau. Das schwierigste bey solchen Vergleichungen ist, auszumitteln, welche Consonanzverbindungen die gleichförmige Fortbewegung der Consonanten gehemmt und gestört haben. Wörter mit einfachem Consonanzantlaut sind deshalb am sichersten gegen einander zu halten. Das celtische dréan (spina) widerspricht anscheinend dem slav. trn, goth. thaurnus, hochd. dorn, muß aber doch dasselbe seyn; eben so verhält es sich mit breuer, Pl. breudeur, bruder, slav. brat. Es sind uns manche Wörter aufgestoßen, die mit slavischen übereintreffen, z. B. bran (corvus) fem. slav. vrana (cornix) vran (ater); derô, derv, slav. drevo; énv, ef, néf (coelum) slav. nebo; dlé (debitum) slav. dlug; môr (mare) slav. more u. a. m.

Ohne Rücksicht auf die Identität einzelner Wörter und Wurzeln in zwey verschiedenen Grundsprachen, wird es immer vortheilhaft seyn, die Natur und den Gang der Wortbildungen, der Zusammensetzungen, so wie gewisse syntactische Verhältnisse in einer fremden, angrenzenden Sprache zu vergleichen. Dieses Ueberbleibsel des Celtischen ist uns zwar jetzo fernab liegend, aber das Alt-Celtische hatte doch manigfalten Einfluß auf die Modification des Französischen, welches wiederum auf unsere deutsche Sprache und vielleicht in Wortfügungen und Redensarten noch mehr als in einzelnen Worten eingewirkt hat. Wir heben hier einiges aus vorliegendem Wörterbuche, was verschiedene Puncte der deutschen Grammatik bestätigen oder er-

läutern kann. Die celtische Sprache bildet aus vi
len Masculinis, welche den Begriff von Sache
ausdrücken (sie hat keine Neutra) Feminina a
-en zur Bezeichnung der Einzelheit. z. B. fer (Li
se) féren (eine einzige Linse) greûn (Korn) grei
nen (einzelnes Korn) bléô (Haar) bleven (ein ei
ziges Haar) u. s. w. ähnlich unterscheidet die ni
derhessische Volkssprache zwischen das Haar (cr
nis überhaupt) und die Haare (Sing. Fem., ei
zelnes Haar). Die meisten Sprachen pflegen d
Verneinung durch gewisse Substantive zu verstä
ken, welche sich allmählig verdunkeln, ja nach we
geworfner negativer Partikel scheinbar die Negatio
selbst enthalten. Bekannt ist das franzöf. pas, poin
rien, die ursprünglich das positive passus, pun
tum, res bedeuteten. Die celtische Sprache verstär
mit folgenden Substantiven 1) mit briéne
(frustum, particula, mica): n'en deûz két rôe
d'in eur vriénen anézhan, er hat mir nich
(nicht ein Krümchen) davon gegeben. 2) mit glann
n'em eûz glann, je n'ai rien, je n'ai brin.
mit banné (gutta): né wélann banné, ich sehe g
nicht; né glev banné er hört ganz und gar nich
4) mit bérad (gutta): né wél bérad, er sie
ganz und gar nicht; né glev bérad, er hört kein
Tropfen. Gerade so brauchen deutsche Volksmun
arten: Tröpfchen, Krümchen, Bißchen für nich
oder wenig, man hört, mit vergessenem Sinn die
Wörter, ein Tröpfchen Feuer, ein Bißchen Wass
fordern, wie der Breton eur banné tân (un p
de feu) fordert und gibt. Schilter, Scherz und a
dere Ausleger Otfrieds hätten sein häufiges ni
drof (gar nicht, keinen Tropfen nicht) verstand
wenn ihnen jener Gebrauch gegenwärtig gewes
wäre. Sonderbar, unsre mittelhochdeutschen D
ter haben kein tropf noch ähnliche Ausdrücke,
doch damahls wie jetzt unter dem Volk fortdau
ten; sie scheinen sie eben für gemein und nied
gehalten zu haben, wie uns heute noch das
verbreitete ein Bißchen unedler lautet als ein

nig. Dafür aber beleidigten andere Verstärkungen der Negation durch strô, bône, ei, brôt u. a. die feineren Ohren des dreyzehnten Jahrhunderts keinesweges. —

Sich selbst untereinander nennen die ihrer Muttersprache treu gebliebenen Einwohner der armorischen Bretagne breiziz oder breizaded vom Sing. breiz oder breizad, d. h. Britte, welches der Verf. mit Recht von brîz (bunt, gemahlt) ableitet; Picten scheint damit einerley. Ihre Sprache heißt brézonek. Ihre Sänger sind verstummt, fast nur in alten Handschriften währen die Wörter barz, Pl. barzed (Dichter, Barde) und barzonek (Poesie) fort. Heutzutage sagt man für Lied kanaouen oder auch gwerséen, das offenbar aus dem Lat. versus, franz. vers stammt. Das Volk weiß und singt keine alten Nationallieder in alter Form. Alte Sagen, abergläubische Gebräuche und Meinungen mögen aber nicht leicht in einer andern Ecke Frankreichs mehr im Schwange gehen; eben die eigene, heimische Sprache hält sie aufrecht. Man vergleiche dieses Wörterbuch unter korr (Zwerg) korrik (kleines, geisterhaftes Wesen) und unter vielen Artikeln mehr. Der arc'houéré ist ein Geist, der nach dem Volksglauben jeden Menschen begleitet. Gobilin irrt Nachts umher, ein Irrwisch, auch ankelc'her genannt. Kelc'hier bedeutet wörtlich einen Kreise-macher, Teufelbeschwörer. Boudik eine Fee, Zauberin. Unter allen Thieren steht zumahl der Wolf (bleiz) im Verdacht übernatürlicher Dinge, man nennt ihn gern mit mildernden Namen gwilou (vermuthl. das Französ. guillaume); den-vleiz ist ein in Wolfgestalt umgehender Mann (von den Mann und bleiz Wolf genau wie Wer-Wolf aus dem alten ver-Mann, goth. vair zu erklären) grék-vleiz eine als Wolf umgehende Frau (von grek Frau) Zauberin, die zur Zeit der Feen lebte und kleine Kinder fraß (gleich der blinden, die Augen erst, wenn sie ausgeht, sich einsetzenden Lamia der Griechen, vgl. Plu-

tarch. περὶ πολυπραγμ. Xyl, 2, 515. Offenbar eine solche grek-vleiz war der Wolf in dem verbreiteten Mährchen vom Rothkäpplein. Aus der Bretagne stammen die meisten Kindermährchen, die man noch heute in Frankreich erzählt; möge Herr Eloi Johanneau, einer der eifrigsten Kenner celtischer Sprache und Alterthümer, dem auch der Verf. dieses Wörterbuchs viel zu verdanken gesteht (Vorr. S. VIII.) und der so eben eine gelehrte Ausgabe des Rabelais besorgt hat, seine schon längst vorbereitete Sammlung armorischer Kindermährchen endlich dem Publicum mittheilen.

Um ein Beyspiel von der Wichtigkeit brittischer Sprache und Tradition für die Geschichte der Poesie zu geben: eins der Wörter, welche das Hochdeutsche mit dem Brittischen gemein hat, ist ahd. marah, Gen. marahes, marhes, (equus) mhd. march, marhes, bald aber fehlerhaft marc, markes, die Richtigkeit des h folgt u. a. aus seinem Wegfall in Zusammensetzungen, wie marscalc f. marhscalc. In der Deutschen Sprache gilt es für ein Neutrum, in der bretagnischen (keine Neutra kennenden) für ein Masc. und lautet nach Hrn. Legonidec, marc'h, bildet aber keinen Plur. marc'hed, sondern lehnt ihn von kazek (jumentum) Pl. kézek. Nun zweifelte Rec. schon lange nicht, daß der aus dem Tristan bekannte König Marke seinen Namen vom Pferde führe, wie ausdrücklich in einem altwallisischen Denkmahle gesagt ist (Edw. Davies mythology and rites of the british. Druids Lond. 1809 S. 439). Aus (Cambry's) voyage dans le Finisterre. Paris an VII. vol. 2. S. 287 wußte er ferner, daß es eine in Bretagne verbreitete Volkssage gebe (elle existe dans toutes les têtes, dans les plus anicennes chansons) welche ungefähr, was die phrygische Fabel von Midas (Suidas v. Μίδας; Hyginus fab. 274 Vgl. Schol. Aristoph. Plut. 287) von einem Könige Portzmarch erzählt. Es ist eine jener seltsamen Einstimmungen der Traditionen ferner Völker, was nur die verkehrteste Cri-

ist aus unmittelbarer Abbotgung erklären wird. König Marke hieß so, weil er Pferdeohren hatte; warum er Porzmarch hieß, wissen wir nicht zu deuten, pors, porz, ist soviel wie Thor. Der Scheerer hatte sich des lastenden Geheimnisses am Meeresufer entledigt und einsam zum Sande gesprochen, aus dem drey Rohrstengel sproßen, welche die Geschichte bliesen. Keating in der history of Ireland berichtet aber Aehnliches (Kinder und Hausmährchen III. 301) mit der Abweichung, daß sich der Haarschneider einem Baume anvertraut, aus dessen Holze eine hernach alles verrathende Harfe gefertigt wird, den Harfen und Pfeifen vergleichbar, die aus den Gebeinen Ermordeter gemacht den Thäter offenbaren. Der Pferdesohren Markes thut keine der bisher bekannt gewesenen Dichtungen Tristans Meldung. Erst jetzt hat von der Hagen ein sehr merkwürdiges, leider unvollständiges altfranzösisches Gedicht von Tristan herausgegeben, das offenbar aus bretagnischer Quelle abgeleitet die Fabel mythischer und reiner faßt, als irgend eine der übrigen Bearbeitungen (ein Dichter Berous scheint Zeile 1268; 1790 erwähnt). Wirklich findet sich nun hier die Erzählung von Markes Ohren, Seite 261. Der Zwerg Frocin ist der Mariodo des deutschen Gedichts, der Meriadoc des altenglischen, nur alterthümlicher gehalten, Zauberer (devin), der Sterne kundig (S. 247b). Er war in des Königs Geheimniß (un consel sot du roi) und versprach es drey neugierigen, neidischen Hofleuten zu offenbaren, um nicht meineidig zn erscheinen, auf folgende Weise (die an jene irische Wendung der Sage gemahnt): er will sich unter einen Weißdorn graben und es diesem beichten; sie sollen lauschen. Nach der Abrede wanderten sie in den Wald, steckten den dickköpfigen Knirps (li nains fu cort, la teste ot grosse) bis an die Schultern in ein unter dem Baum gegrabenes Loch und hörten ihn sagen: espine a vus, non a vasal, Marc a orelles de cheval (Dorn, zu dir sey es gesagt, zu keinem Menschen: Marke

hat Pferdeohren). Als die Männer dem Köni nicht verschwiegen, daß sie sein Geheimniß erfahr hätten, zog Marke das Schwert und enthaupt den Zwerg: ce mal mest avenu par cest dev (wie? ergab vielleicht der verlorene Theil des G dichts), certes, ja ert fait de lui fin. Das A weichende scheint nicht weniger wichtig, als das Ei stimmende.

Hannover und Cassel.

1. Hannover bey Hahn: Collectionis notabil rum decisionum supremi tribunalis appellat num Hasso-Cassellani, inde ab ejus constitutio emanatarum, cura et revisione Burchardi G lielmi Pfeifferi, J. U. D. ac hujus judi consiliarii jam editae Tomus XVI.

Auch unter dem Titel: Neue Sammlung merkungswerther Entscheidungen d Oberappellationsgerichts zu Cass Vierter Band. — 1820 — 184 S. in Quart.

2. Cassel auf Kosten des Herausgebers: Collectionis — cura et revisione D. Be hardi Christiani Duysing; hujus ju cii consiliarii jam editae Tomus XVII.

Neue Sammlung — Fünfter Band. — 100 und 40 Seiten Hauptregister über die erschienenen f Bände, Quart. Mit diesen beiden Bänden ist Fortsetzung der von Cannegießer herausgegebe Entscheidungen des Casselschen Oberappellation richt es geschlossen. Ueber den Plan und die Anl desselben hat Ref. bey Gelegenheit der Anzeige frühern Bände in diesen Blättern seine Ansicht äußert: hier möge die einzige Bemerkung genü daß, während der vierte Band noch Entscheid gen aus dem siebenten Jahrzehnt des vorigen Ja hunderts mittheilt, der fünfte dagegen die seit sem bis zum Jahre 1817 ergangenen Erkenntn enthält, die Masse des Stoffes also außerordent zusammengedrängt ist.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

13. Stück.
Den 22. Januar 1824.

Dresden.

In der Waltherschen Hofbuchhandlung: Ueber den Embryo des Saamenkorns und seine Entwickelung zur Pflanze. Von D. J. A. Tittmann, K. S. Bergrathe u. s. w. 1817. IV u. 100 Seiten in Octav.

Ebendaselbst in Commission: Die Keimung der Pflanzen, durch Beschreibung und Abbildung einzelner Saamen und Keimpflanzen erläutert; von Dr. J. A. Tittmann. 1821. — VIII und 200 Seiten nebst 100 ausgemalten Abbildungen auf 27 Kupferblättern, in Quart.

Wenige Werke gehören so ganz ihrem Verfasser als die vorliegenden. Angeregt durch Gärtners Werk, richtete Hr. T. seit dem Jahre 1810 seine Aufmerksamkeit vorzugsweise auf das Keimen der Pflanzen, schrieb seine Beobachtungen nieder, ohne sie mit den außer Deutschland erschienenen Vorarbeiten vergleichen zu können, zeichnete und stach sogar selbst seine Zeichnungen in Kupfer. So entstand das größere Werk, welches, als ein reicher Beytrag zu der noch so mangelhaften Kenntniß der frühesten Entwickelungsstufen der Pflanzen, höchst willkommen seyn muß, und durch Originalität und Unbefangenheit der Beobachtungen die Nachtheile reichlich ersetzt, welche hie und da aus des Verfs.

Unbekanntschaft mit seinen Vorgängern, namentlich mit Brisseau-Mirbel und Richard (dessen Analyse der Frucht doch benutzt worden) entstehen mußten. Die früher erschienene kleinere Schrift enthält in einer systematischen Anordnung des Verfs. Ansichten vom Bau und der Entwickelung des pflanzlichen Embryo, die von denen andrer Beobachter oft sehr abweichen und manchen Widerspruch finden dürften. Ref. durfte sie indessen nicht übergehen, da der Verf. selbst sie als Einleitung in das größere Werk betrachtet. Wir folgen erst dem Gange dieser, und werden am Schluß die wichtigern einzelnen Beobachtungen des größern Werks herausheben.

Bey der Untersuchung über das Gehäuse der Samen hatte Treviranus, dessen Schrift benutzt worden, wenig zu thun übrig gelassen. Bey einigen Leguminosen bemerkte H. T. noch die eigenthümliche Oeffnung in der Testa über dem Nabelloch, welcher die Function zugeschrieben wird, dem Kern des Samens beym Keimen Feuchtigkeit zuzuführen. Allein das seltne Vorkommen dieser Oeffnung und der von Treviranus später angestellte Versuch, welcher beweiset, daß die Testa auf ihrer ganzen Oberfläche Wasser einsaugt, stehen jener Behauptung entgegen. Vom Albumen sagt der Verf. S. 16, es stehe im reifen Samen niemals weder mit dem Embryo noch mit den Häuten des Samens in einer organischen Verbindung. Allein die organische Verbindung desselben mit den Häuten des Samens, welche im unreifen Zustande nicht zu leugnen ist, scheint ja im reifen Zustande, wo beide oft nur mit dem Messer getrennt werden können, oft noch weit inniger zu werden. Und was die Verbindung des Albumen mit dem Embryo betrifft, so hatte H. T. doch wohl kein Recht sie geradezu zu leugnen, da er von Richards Embryons synorrhizes nur die Coniferen, nicht die Cycadeen nachuntersucht hat, bey welchen letztern jene Verbindung am deutlichsten seyn soll. Jeder Embryo besteht nach dem Verf. nur aus der

einfachen oder mehrfachen Cotyledo, dem Würzelchen und der Knospe. Fischers Centrum vegetationis nicht nur, sondern auch Gärtners Cauliculus, werden gänzlich verworfen, und was Treviranus über diesen Theil, welchen er Corpus embryonis nennt, beygebracht, scheint dem Verf. entgangen zu seyn. Mehrmals ist die Rede von einer Mark- und Rindensubstanz des Würzelchens; unter ersterer versteht aber Hr. T. was am wenigsten mit dem Mark zu thun hat, das centrale Gefäßbündel des Würzelchens. Die monocotyledonischen Embryonen bringt Hr. T. in vier Abtheilungen: 1. Embryonen ohne Eyweiß und ohne Wurzelkuchen (vitellus), 2. ohne Eyweiß mit einem Wurzelkuchen, 3. mit Eyweiß ohne Wurzelkuchen und 4. mit Eyweiß und mit Wurzelkuchen. Der Wurzelkuchen wird als ein eigenthümliches Organ betrachtet, dessen Function es sey, dem Embryo die erste Nahrung zu geben, wenn die Cotyledo selbst dazu nicht fähig ist. Ref. ist weit entfernt dem vitellus, wo er sich findet, diese Function abzusprechen, möchte ihn aber aus diesem Grunde nicht für ein eigenthümliches Organ erklären, da dieselbe Function bald von ihm, bald von der Cotyledo, bald vom Albumen, und bey einigen Alismaceen und Fluvialen durch keines dieser Organe verrichtet zu werden scheint. So schwankend ist meistens die Deutung der Organe nach teleologischen Grundsätzen. Richard's Meinung daß der vitellus ein ungewöhnlich verdicktes Würzelchen sey, welche zu widerlegen H. T. nicht einmahl der Mühe werth achtet, ist wenigstens consequenter, und würde gewiß nicht so viel Widerspruch gefunden haben, wenn Richard sich entschlossen hätte, das Radicularende monocotyledonischer Embryonen, welches eben nach seinen eignen trefflichen Beobachtungen das wahre Würzelchen erst noch einschließt und erst beym Keimen entläßt, gar nicht radicula zu nennen, sondern für die Anlage des künftig zum bulbus, stipes oder rhizoma sich ausbildenden Mittelkörpers

zu nehmen. In der That begreift Ref. nicht, wie noch kein Botaniker auf diese einfache Deutung des vitellus kam. Hr. T. selbst war ihr sehr nahe indem er S. 33. die mehrfachen Wurzelknospen, wenn man so sagen darf bey den Gräsern, bey Canna u. m. a. äußerst sinnreich als eine vorgeeilte Entwickelung betrachtet; noch näher, indem er S. 43. sagt: "So wie der sich zur Pflanze entwickelnde Embryo bey andern Gewächsen die erste Nahrung von oben durch die Cotyledonen empfängt, und also sein Wachsthum von oben nach unten gerichtet ist, so erhält er hier (bey den monocotyledonischen Embryonen der zweyten Abtheilung) die erste Nahrung sogleich von unten". Hätte Hr. T. diese Betrachtung weiter verfolgt, hätte er das Analogon des vitellus auch bey den übrigen monocotyledonischen Embryonen aufgesucht, und sich von der teleologischen Ansicht, die er bey andern Gelegenheiten (z B. S. 47.) selbst bekämpft, auch hier nicht fesseln lassen: so würde er in der angegebnen Eigenthümlichkeit weniger Embryonen, nämlich in der Beschaffenheit, nicht in der Function ihres Mittelkörpers, die Grundverschiedenheit aller monocotyledonischen Embryonen von den dicotyledonischen leicht erkannt haben. Ja S. 77 vergleicht derselbe den vitellus sogar mit den Knollen des Solanum tuberosum. Setzen wir statt dessen die Knollen einer monocotyledonischen Pflanze, z. B. einer Orchidee, so dürfte nichts die Natur des vitellus aufzuklären geeigneter seyn. Die dicotyledonischen Embryonen werden in albuminosi und exalbuminosi, letztre wieder in solche mit cotyledonibus epigaeis und hypogaeis getheilt Zu den Polycotyledonen endlich rechnet Hr T. wie es scheint bloß die Gattung Pinus. Andere Coniferen scheint derselbe nicht untersucht zu haben; Ceratophyllum aber wird ausdrücklich ausgeschlossen. Es ist sehr zu bedauern, daß Hr. T. das Keimen dieser Pflanze weder bildlich dargestellt noch auch näher be-

schrieben hat. Der zweyte Theil der Schrift von S. 56. an handelt von der Entwickelung der Embryonen nach der im ersten Theil befolgten Ordnung. Das Wichtigste darin scheint uns die Untersuchung über des Keimen solcher Embryonen zu seyn, welche ihre Cotyledonen auf einem Stielchen über die Erde erheben. Doch scheint der Unterschied zwischen diesen und den Embryonen mit unterirdischen Cotyledonen S. 97 etwas zu scharf gefaßt zu seyn. Ref. glaubt bey erstern die Norm der Entwickelung dicotyledonischer Pflanzen überhaupt nur deutlicher als bey letztern ausgesprochen zu finden. Das Wesentlichste derselben möchte sich so ausdrücken lassen: bey den Dicotyledonen bildet sich das erste Internodium zwischen dem Knoten und den Blättern; bey den Monocotyledonen bildet es sich innerhalb des Blattkreises über dem Knoten.

In dem größern Werke ist der Samen und die Keimung folgender Pflanzen beschrieben und abgebildet. I. Monocotyledonen: 1. Triticum vulgare. 2. Avena sativa; hier widerruft der Verf. seine frühere Behauptung, daß der vitellus der Gräser niemals wachse, deren Unrichtigkeit Treviranus bereits gezeigt hat. 3. Secale cereale. 4. Hordeum distichon; auch hier bemerkte Hr. T. ein Wachsen des vitellus. 5. Panicum miliaceum. 6. Zea Mays. 7. Asparagus officinalis; die Kernhaut fehlt; doch dehnt sich der schwammige Nabel unter der Schale in eine braune Haut aus, die einen beträchtlichen Theil der Bauchgegend umkleidet, und als die Kernhaut betrachtet werden kann". Ref. findet diese merkwürdige Beobachtung noch nirgends aufgezeichnet, selbst nicht in Mirbels besonderer Abhandlung vom Keimen des Spargels. Noch merkwürdiger ist die Beobachtung, daß der Embryo bald gerade bald gekrümmt ist, ein Unterschied, auf welchen Richard bekanntlich ganz allein die Trennung der Juncagineen von den Alismaceen gegründet hat. 8. Phoenix dactylifera. 9. Nymphaea alba; jeder Samen liegt in einem häu-

tig=schleimigen, an einem Ende offnen Sack einge=schlossen, vermöge dessen das Wasser die Samen so trägt bis sie endlich aus ihrem Schiffchen herausfallen Bau und Entwickelung des Embryo werden ganz so wie von Richard dargestellt, Decandolle's Ansichten von den Nymphäaceen scheinen dem Verf unbekannt geblieben zu seyn. 10. Iris sibirica. 11 Tigridia Pavonia. 12 Nymphaea lutea; Hr. T. findet die Trennung derselben von N. alba unnatürlich. 13. Asphodelus luteus. 14. Hemerocallis flava. 15. Trapa natans; dieselbe Abbildung, welche bereits durch die Flora bekannt gemacht worden. Wenn aber Hr T. behauptet, dem hier vorgetragenen zufolge gehöre die Trapa zu den Monocotyledonen, und niemand werde ihr künftig einen andern Platz anzuweisen im Stande seyn; so glaubt Ref. dagegen in der hier gegebenen Darstellung nur eine Bestätigung der grade entgegengesetzten Meinung zu finden. Was kann denn die kleine der großen Cotyledo gegenüberstehende Schuppe anders seyn, als eine zweyte obgleich kleinere Cotyledo? Und warum sollte sie es nicht seyn? weil sie nicht ernähren kann? Das würde gegen des Verfs. eigne Grundsätze streiten Weil sie der andern Cotyledo nicht gleich gebildet ist? Dasselbe findet man, wenn auch in geringerm Grade, bey sehr vielen Cruciferen cotyledonibus incumbentibus und ähnlichen Pflanzen. 16, Tradescantia erecta. 17. Commelina vaginata. 18. Alisma Plantago; interessante Bemerkung über die erste Befestigung der jungen Pflanze am Boden. An dieser Pflanze und den Nymphäen machte Hr. T. auch dieselbe Beobachtung, welche Bonnet und Ledermüller an einigen Gräsern gemacht, daß gleich unter den ersten Blättern Würzelchen entstehen, und die Würzelchen des Embryo zu ernähren aufhören. 19. Potemogeton natans, auch in der Testa dieses Samens fand Hr. T. Vertiefungen, welche er seinen foraminibus seminalibus vergleicht. 20. Canna indica. 21. Lilium bulbiferum. 22. Allium Cepa. 23. Allium Schoenoprasum. II. Di=

cotyledonen: 24. Polygonum Fagopyrum. 25. P. dumetorum 26. P. orientale. 27. Spinacia oleracia. 28. Veronica hederaefolia; die Samen blieben, nachdem sie zwey Jahr in der Erde gelegen, noch immer steinhart und zeigten keine Spur von Keimung. Der Verf. bemerkte diese Unzerstörbarkeit der Samen und Langsamkeit im Keimen bey mehreren schwer zu vertilgenden Unkräutern. Besonders wäre wohl hierauf zu achten bey solchen Pflanzen, bey denen man eine sogenannte generatio spontanea bemerkt haben will. 29. Syringa vulgaris. 30. Borago officinalis. 31. Salvia officinalis. 32. Cynoglossum linifolium. 33. Convolvulus tricolor. 34. Lactuca sativa. 35 Cichorium Intybus. 36. Carduus Marianus. 37. Centaurea Cyanus. 38. C. Benedicta. 39 Ximenesia encelioides. 40. Aster chinensis. 41 Tajetes erecta. 42. Calendula officinalis. 43. C. pluvialis. 44. Helianthus annuus. 45. Georgina variabilis. 46. Cornus mascula. 47. Plantago major. 48. Anagallis Monelli. 49. Cornus sanguinea; hier liegt der Embryo schräg, bey C. mascula völlig gerade im Albumen, eben so bey 50. Sambucus nigra. 61. Anethum graveolens. 52. Pastinaca sativa. 53. Scandix odorata. 54. Gentiana acaulis. 35. Polemonium coeruleum. 56. Coriandrum sativum. 57. Aethusa Meum. 58. Astrantia major. 59. Aquilegia vulgaris. 60. Delphinium Consolida. 61. Raphanus sativus. 62. Sinapis alba. 63. Brassica oleracea. 64. Lunaria annua. 65. Isatis tinctoria. 66. Lepidium sativum; merkwürdig durch die Getheiltheit der Cotyledonen; daß aber oft nur eine Cotyledo dreytheilig, die andre nur zweytheilig oder gar einfach ist, hat Hr. T. nicht bemerkt. 67. Iberis umbellata. 68. Aesculus Hippocastanum; Hr. T. fand die Cotyledonen immer ganz deutlich gespalten, nicht selten von einander stehend. 69. Viola odorata. 70. Viola tricolor. 71. Reseda odorata. 72. Citrus medica. An dieser Pflanze untersuchte Hr. T. die Chalaza genauer, und

fand, daß die Gefäße der Nabelschnur, welche sich auf der Chalaza verbreiten, erst dann in die Kernhaut eindringen, wenn sie den Rand der Chalaza erreicht haben. Sollte aber hieraus folgen, daß die Chalaza immer gefäßlos ist? da andere bewährte Beobachter das Gegentheil bezeugen? Die Cotyledonen fand Hr. T. bald accumbentes, bald incumbentes. 73. Lavatera trimestris. 74. Linum perenne. 75. Dianthus Caryophyllus. 76. D barbatus 77. Rosa canina; die Früchte liegen anderthalb Jahr in der Erde, ehe die Keimung erfolgt. 78. Crataegus Oxyacantha. 79. Fagus Castanea; auch hier kleben die Cotyledonen nur zuweilen wie bey Aesculus zusammen 80 Silene nemoralis. 81. Ribes nigrum; der längern Nabelschnüre wegen haben die Samen keine so regelmäßige Lage wie bey 82. Ribes rubzum und 83 R. Uva crispa. 84. Prunus Cerasus. 85. Lupinus albus 86 Phaseolus multiflorus. 87. Ph. nanus. 88. Lathyrus odoratus. 89. L. latifolius. 90. Pisum sativum. 91. Robinia Caragana. 92. Hedysarum Orobrychis. 93 Cicer Lens 94. Galega officinalis. 95. Lotus Tetragonolobus. 96. Cicer arietinum; daß die Cotyledonen bey der Keimpflanze so dargestellt sind, als ob sie incumbentes wären, ist wohl nur verzeichnet 97. Cucurbita Pepo; merkwürdig ist bey dieser Pflanze, wie bey den beiden folgenden 98. Cucumis sativa und 99. Cucumis Melo, der zur Seite gerichtete Fortsatz an der Basis des Stielchens; ein Character, welcher der ganzen Familie eigen zu seyn scheint; wenigstens findet er sich nach Brisseau-Mirbels Abbildungen gleichfalls bey Cucurbita Turban, und zwey Arten von Momordica. 100. Pinus Abies; das Würzelchen, sagt der Verf. ausdrücklich, liegt frey im Eyweiß Diese einfache Inhaltsanzeige wird hinreichen, das vorliegende Werk allen gründlichen Naturforschern zu empfehlen. Und solche werden auch bescheidenen Widerspruch, welchen Ref. sich öfter erlaubt hat, von verkleinerungssüchtigem Tadel leicht unterscheiden.

C. M.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

14. Stück.
Den 24. Januar 1824.

Paris.

Bey Bachelier: Traité élémentaire de Construction appliquée à l'architecture civile. Par M. J. A. Borgnis, ingénieur et membre de plusieurs Academies. 1823. 646 S. 4. mit 30 Kupfern Queerfolio

Die Baukunst, sagt der Verf. in der Vorrede, ist von nachahmenden Künsten, Malerey und Bildhauerkunst, wesentlicher verschieden, als man gemeiniglich geglaubt hat; diese erfordern mehr Einbildungs-Kraft zur Begeisterung; die Baukunst hingegen mehr Kenntnisse aus der Physik und Mathematik. Ihr Zweck ist bey jedem Gebäude alle Bedingungen, welche dessen Natur und Bestimmung gemäß sind, mit Oeconomie und Schicklichkeit zu erfüllen; dem Bildhauer und Maler genügt eine getreue Nachahmung der schönsten Gegenstände in der Natur, um angenehme Empfindungen zu erregen. Man darf aber nicht fürchten, daß ein Gebäude keine Anmuth, Zierlichkeit und Aufsehen gewähren könne, wenn die Wahl der Form und Zierrathen seinem Hauptzweck untergeordnet worden. Es ist

vielmehr ein von dem Allweisen Schöpfer geordnetes in der Natur unverkennbares Gesetz, wonach diejenigen Theile organischer Wesen, welche ihre Bestimmung am besten erfüllen, auch allzeit das gefälligste Ansehen haben. — Der Verf. theilt die Architectur in Reißkunst (deslin) und practische Ausführung des Gebäudes (partie technique); von letzterer wird in den vier Büchern dieses Tractats gehandelt. I. Buch. Wahl und Zubereitung der Baumaterialien. 1. Cap. Die natürlichen Bausteine müssen fein und fest im Gewebe, von angenehmer Farbe, einförmiger Dichtigkeit, ohne Spalten, Risse und fremde Theile; hart gegen Abnutzung von Reiben; stark, jeden Druck auszuhalten; unwandelbar in Luft, Wasser, Frost, und Feuer, seyn. Erst seit 1770 hat man in Frankreich Versuche über die Stärke, oder den Widerstand der Steine gegen Pression angestellt. Verschiedene Resultate darüber. Gewöhnlich sind die feinsten, dichtesten und schwersten Steine, auch die stärksten und härtesten. Die Baumeister unterscheiden nur drey Classen von Steinen: 1. Marmor, wozu auch Basalt, Porphyr, Granit und alle Steine gerechnet werden, die wegen vorzüglicher Härte eine Politur annehmen; 2. harte Steine die ohne feine Politur doch stark und fest, in Bänken und Schichten von mächtiger Dicke aus den Brüchen kommen, wozu viele Kalksteine, Sandsteine und Schiefer gehören; 3. weiche Steine, die keinen großen Druck vortragen, sich leicht bearbeiten, mit einer gezahnten Säge schneiden lassen, anstatt die harten Steine durch Sägen mit Wasser und Sand getrennt werden. 2. Cap. Von künstlichen Steinen und Mörtel. Außer den gebrannten Ziegeln haben die Aegypter, Babylonier und Griechen, sich auch der bloß an der Luft getrockneten bedient, welche, da sie Feuchtigkeiten und Frost nicht widerstehen können, bey uns nur selten, allenfalls im Innern der Gebäude

anzuwenden sind. Der Mörtel aus Kalk und reinem Sand, wird gleichfalls zu Stein. Ueber die Beschaffenheit, das Brennen und Löschen des Kalks, werden Vorschriften und Erfahrungen angeführt; auch über die Eigenschaft einiger Kalkarten, unter Wasser zu erhärten (die Smeaton schon vor 60 Jahren entdeckte; den Kalk mit dem Namen Wasser-Kalk bezeichnet, und bey dem Bau des Edystone-thurm anwandte); über die verschiedenen Arten des Sandes, und dessen Tauglichkeit zum Mörtel; über Cement (pulverisirten Thon aus Ziegel oder irdnen Töpfen) auch Pozzolana und damit verwandten einfache oder zusammengesetzte Cemente zu Wasserbauten; dann über Betonmörtel der mit allerley Splitter und Brocken von Steinen, Kieseln und gebrannten Ziegeln gemengt, auch zu künstlichen Bausteinen dient; so wie endlich über Eigenschaft und Gebrauch des Gyps (du plâtre), über welches alles hier manche interessante von erfahrnen Baumeistern entlehnte Bemerkungen mitgetheilt werden. Nur das eigentliche Mörtel-Verhältniß, in welchen Theilen nämlich der Kalk mit Sand oder Cement zu mischen ist, scheint den Franzosen noch nicht bekannt zu seyn. Das 3. Cap. Von den verschiedenen Holzarten zum Bauen, zu Tischler- und Drechsler-Arbeiten; Fehler, Dauer und Wiederstand derselben. Was hier über die Stärke der Bauhölzer angeführt ist, finden deutsche Baumeister vollständiger in Eytelweins Statick. Dahingegen sind die Verbindungen der Bauhölzer, wenn sie durch Anschärfen, Verblatten, Verzahnen ff. nach einer oder andern, oder nach allen Seiten, verlängert und verstärckt werden, müssen, mittelst deutlicher Zeichnung vorgestellt und erklärt. 5. Cap. Von den Metallen. Der Gebrauch des Kupfers, ist älter als der des Eisens, aber dieß ist härter, stärker und wohlfeiler als jenes, nur hat es den Nachtheil, in Luft und Nässe leicht zu verrosten, und deswe-

gen zuweilen die Steine zu zersprengen. Um lange zu dauern, muß es vor Feuchtigkeit, Schwefel und Gyps, verwahrt werden. Verschiedene Erfahrungen über Stärke und andere Eigenschaften des gegossenen und geschmiedeten Eisens sind angeführt. — Im zweyten Buche, von den einzelnen Theilen der Gebäude, Mauern, Gewölben, Böden, Dächern, Gängen, Treppen ff. werden die verschiedenen Arten der Mauern es sey bloß zur Einfassung, oder gegen Terrassen mit Pfeilern, oder die Haupt- und Scheidemauer der Gebäude, welche die Böden und Dächer tragen, nach ihren Abmessungen und Verband der Steine, sowohl nach Vitruv's als jetzt üblicher Bauart, beschrieben und mit guten Zeichnungen erläutert; einige Bemerkungen über die Säulen-Ordnungen. Ferner handelt der Verf. über die Classification und Anordnung der Gewölbe, erforderliche Stärke der Bögen, Pfeiler und Widerlagen; worüber die Theorie von de la Hire als die einfachste und sicherste für die Ausübung erläutert wird. Dann über die Böden, Balkenlagen und Dächer, wo die Mansarden als ungleichförmig, mit der einen Hälfte zu steil und mit der andern zu flach, getadelt auch die Bedachung mit Ziegel, obgleich sie kostbarer und schwerer ist, den Schiefern, die in Feuersbrünsten gleich zerspringen, billig vorgezogen wird. Den Schluß des 2ten Buches machen Bemerkungen über Erleichterungen (Allégements) der Gebäude, durch Nischen, Thüren, Fenster, Röhren und Treppen, oder durch Unterbrechung und Verdünnung des massiven Gemäuers und Ersetzung der Festigkeit durch schicklich angebrachte Stützen, Pfeiler und Säulen. Der Architect soll kein Material unnütz verschwenden; sondern der Natur nachahmen, die z. B. die Federn der Vögel, und Knochen der Thiere hohl und dadurch leicht zur Bewegung geschickt macht, ohne daß sie an Stärke verlieren. Eine eiserne Röhre ist stärker als ein

Cylinder von gleicher Länge und Schwere. Rege
und Beyspiele über schickliche Anordnungen u:
Verzierungen der Nischen, Thüren, Fenster, Can
ne und Treppen. Oeffnung und Zwischenräur
müssen lothrecht übereinander gestellt, mäßig u
gleichförmig vertheilt, die festen Mauern und Sti
zen unten stärker als oben, auch die Mauer u
Pfeiler auf den Ecken stärker seyn, als im Mittel d
Gebäudes; über das Gebälke auf isolirten Säulen d
keine hohe Mauer kommen, oder es muß so wie a
die Fensteröffnungen, überwölbt werden Im Stan
riß sollten die Fensteröffnungen zusammen nur
bis $\frac{1}{4}$ der ganzen Mauersfläche; und im Grund
gut proportionirter Gebäude, die Mauern und Pf
ler $\frac{3}{16}$ der ganzen Fläche, oder wenn die Oeffnu
gen der Thüren und Fenster abgerechnet werde
$\frac{2}{18}$ ungefähr betragen. — Das dritte Buch hand
von der Aufführung (érection) der Gebäude. We
die Einrichtung und Maaße des Gebäudes in
len Theilen bestimmt worden, werden die Bauri
Grundriß, Standriß, und Profil (Plan, élevatic
Coupe), und hiernach der genaue Bauanschlag (dev
entworfen, worin die Materialien, ihr Transpo
Aufgrabung des Grundes, und insonderheit die
des Grundbaues, nach vorgängiger Sondirung
beschreiben ist. Auf Felsen, Kies und Sand, w
unmittelbar gemauert; im weichem und nassen Gr
de dient eine starke Unterlage von Beton,
steinhart wird; oder ein Rost (grillage), oder
Pfahlrost (pilotis), welcher letztere in Ström
bey Schleusen und Brückenpfeiler erfordert wi
Der Grundbau im Wasser erfordert entweder e
Umdämmung und Ausschöpfung, oder den Bau in K
sten, oder auf verloren eingeworfenen Stein
(encochement). Ueber alle diese und mehr and
theils Aufführungs- theils Nebenarbeiten, z. B. G
rüste für die Werkleute, Maschinen und Ma
ver zum Heben der Steine und Balken ff. fin
man hier zwar nur kurze, doch treffliche Bem

kungen; nur über den Effect des Ramms (mouton) scheint der Verf. noch nicht gehörig unterrichtet und hinter deutschen Ingenieuren zurück zu seyn. Der zweyte Theil dieses Tractats handelt von der Distribution (Anordnung und Eintheilung) der Gebäude, welche nach gutem Geschmack und convenances zu leiten ist. Unter convenances begreift der Verf. mit mehrern seiner Landsleute und Italienischer Architecte, nicht bloß was wir Schicklichkeit und Convenienz nennen möchten, sondern Solidität, Oeconomie, Bequemlichkeit und Regularität der Gebäude d. i. mit einem Wort, die wesentliche Baukunst selbst, oder die Eigenschaften eines jeden guten Gebäudes ohne Unterschied; woraus denn ferner die Convenienzen der Einheit, Symmetrie und schickliche Proportionen der Theile zu einander abgeleitet werden. Ueber dies sind bey der Anordnung eines jeden Gebäudes noch besondere Convenienzen zu berücksichtigen, die von dessen Bestimmung und Lage, oder Beschaffenheit des Orts, abhängen. In Absicht auf Bestimmung theilt der Verf. die sämmtlichen Gebäude der Civilbaukunst in sieben Classen. 1. Wohngebäude, als Bürgerhäuser, Gasthöfe und Palläste; 2. Gebäude zu öffentlichen Vergnügen, Theater, Concert- und Tanzsäle, Vauxhalle ff. 3. zu wichtigen Versammlungen, Tribunäle, Rathhäuser, Börsen ff. 4. zum wissenschaftlichen Unterricht, Academien, Bibliotheken, Museen, Anatomien ff. 5. zur Versorgung, Gesundheit und Sicherheit der Städte, Kornmagazine, Marckt- und Fleischerplätze, Wasserhälter, Fontänen, Bäder, Hospitäler, Gefängnisse; Wachhäuser ff. 6. Denkmähler berühmter Männer oder großer Begebenheiten, Triumph-Bögen, Denksäulen, Grabmähler ff. Endlich 7. der Gottes-Verehrung geweihte Gebäude, Tempel und Kirchen. Ueber die Einrichtung aller dieser Gebäude nach der ihren Charactern angemessenen Schicklichkeit oder Convenienz macht der Vf. cursorische Bemerkungen, erläutert selbige mit Zeichnungen von ausgeführten Bau-

ten aus alten und neuern Zeiten; beweiset auch seine Meinung mit den Autoritäten von Vitruvius, Palladio, Milizia, Rondelet ff. oder wo diese ihm nicht genügen oder entgegen sind, mit Gründen aus der Bauwissenschaft; von welcher letztern wir folgendes Exempel beyfügen wollen. Der berühmte Milizia macht nämlich den Architecten der ältern und neuern Zeit den Vorwurf, daß sie aus Mangel an Erfindungs- und Einbildungskraft allen Wohngebäuden eine Viereckige Form geben. Quasi tutte le nostre abitazioni, sagt Milizia, siene case o palazzi, in cita o in campagna, sono di forme assai communi e senza inventione. Un palazzo non é che un rettangolo, e suoi cortili rettangoli, sale rettangole, ed un centinajo di camere, di camerini, di gabinetti, tutte rettangolarmente, da far morire di noja. Daß es an Baumeistern nicht fehle, welche andere Formen in Vorschlag gebracht, davon kann man sich aus dem 93. St. dieser Anz. von 1822 überzeugen. Aber unser Autor zeigt, daß die hergebrachte viereckige Form, sowohl rücksichtlich der Solidität und Oeconomie, als wegen Regelmäßigkeit, Symmetrie u. Bequemlichkeit, welche sie gewährt, zu Wohngebäuden ohne allen Zweifel die zweckmäßigste ist. Eine unnütze Vervielfältigung der Vierecke durch Flügel an Flügeln, ist indeß tadelnswerth, und sowohl gegen Dauerhaftigkeit und Oeconomie, als gegen Convenienz und Bequemlichkeit, weil das Hauptgebäude durch dergleichen Anhänge gewöhnlich weitschweifig, gedehnt und verzerrt wird. — Uebrigens ist der vorliegende Tractat den eigentlichen Architecten zwar nicht genügend, wohl aber den Lehrlingen der Baukunst und denen, die Amtshalber mit Entwerfung, Beurtheilung und Leitung, der Bauten sich befassen müssen, den Ingenieuren, Cameralisten und Bauübernehmern, zu empfehlen.

Hamburg.

Bey Perthes u. Besser: Noten zu einigen Geschichtschreibern des Deutschen Mittelalters

von Ant. Christian Wedekind, Königl. Amtmann zu Lüneburg. 4tes Heft. S. 348-454. in Octav.

Mit dem vierten Heft dieser schätzbaren Noten schließt sich der erste Band. Es enthält: I. Chronographi Saxonis fragmentum Luneburgense, annorum 1067-1130; ehmals der Umschlag eines alten Protokollbuchs, vom Herausgeber in der Registratur des Klosters St. Michaelis entdeckt. Wir halten dasselbe für einen ziemlich wörtlichen Auszug (man vergleiche z. B. nur das Jahr 1096) aus dem Marianus Scotus, und dessen Continuator mit einigen einzelnen Zusätzen. II. Chronicon Corbeiense, von 768-1187. dessen Existenz zwar schon aus Falke Trad. Corb. bekannt war, aber jetzt zum erstenmal aus einer Abschrift der Hannöverischen Bibliothek, die sich früher auch schon in den Händen des Hofrath Scheidt befunden, mitgetheilt wird. III. Chronicon Monasterii S. Michaelis, hauptsächlich wichtig eigentlich nur in seinem Anfang, durch die bestimmte Angabe eines doppelten Sächsischen Herzogthums, circa Albiam, und circa Werram. IV. Registrum memoriarum ecclesiae S. Blasii Brunsvicensis, mit einigen nicht unmerkwürdigen genealogischen Notizen. — Unsere Vermuthung in Nr. 150. dieser Anzeigen (1822) ob der in Verbindung mit der mercatione publica, jure monetandi et salem coquendi vorkommende Ducatus Butzinfeld, nicht sowohl ein politisches Herzogthum, als vielmhr einen Handels- und Geleitsdistrict bezeichnen möge (vid. Dufresne ducatus, ductus, guide) scheinen auch andere Urkunden zu bestätigen, die uns seitdem aus den Regestis Bavaricis bekannt geworden; z. B. A. 1217. Hermannus Herbipol. Episc. confert Ottoni de Burgrein officium Scuartf in Mellrichstadt, cum censibus, telonio et ducatu; ferner A. 1237. Fridericus Imp. confirmat Lantgravio de Lukenberg Ducatum curruum per districtum Comitatus sui.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

15. Stück.

Den 24. Januar 1824.

Göttingen.

Gedruckt bey Huth: Commentationis de principiis, e quibus redituum Daniae, per posteriorem seculi XVIII. partem, administratio fluxit, specimen primum, quod pro summis in philosophia honoribus in acad. Georgia Augusta rite adipiscendis, scripsit Dav. C. Nathan David, Hafniensis. (1823) S. VIII. u. 103 in 8.

Wenn es schon an sich erfreulich ist, bey solcher Gelegenheit Abhandlungen, nicht einige wenige theses, abgedruckt zu sehen, so ist es doch weit erfreulicher noch, wenn jene Beweise einer wohlverwandten Zeit, der Kenntnisse des Verf. mit reifem Urtheile verbunden, darlegen. Leser, denen der Verf. noch ganz fremd ist, werden ihm diese Eigenschaften nicht abstreiten, sollten sie auch in einer oder der andern Rücksicht eine abweichende Meinung hegen, wie Solches nun einmahl, bey politischen Gegenständen nicht anders zu erwarten ist.

Die Grundsätze zu erforschen, nach welchen der öffentliche Haushalt, im weitern Sinne das Wort genommen, während der Regierungen Friedr. V.

und Christians VII. in Dänmark, mit einigen Rückblicken auf eine frühere Zeit, geführt ward, ist der Gegenstand dieser Abhandlung. Der erste vorliegende Abschnitt geht bis z. J. 1784, in welchem die großen Veränderungen in der Verwaltung, unter Leitung des damahligen Kronprinzen, des jetzigen Königs, eintraten, welche mit allgemeiner Bewunderung und Beyfall in Europa aufgenommen wurden, obwohl seit dem neunzehnten Jahrhunderte, durch die unglückliche Lage des Landes und den Druck der größern kriegführenden Mächte, auch unverschuldet, vieles Gute zerstört ward.

Gewiß ist die Wahl des Gegenstandes sehr geschickt um die beiden bekannten, einander entgegenstehenden Systeme der Verwaltung nach ihren Wirkungen und Folgen, in den bestimmtesten Gegensätzen, belehrend aus der Erfahrung darzustellen. Die Folgen, welche die stete Leitung von Oben, die Begünstigung der vermeint vortheilhaftern Arten der Volksbetriebsamkeit, und, was oft damit verbunden ist, das willkührliche Umändern des Geldwesens auf falschen Vorstellungen desselben beruhend, die Vermehrung der Geldzeichen und Schulden, gehabt haben werden, so wie die des entgegengesetzten Verfahrens, die Folgen der größern Freyheit in der Wahl der Volksthätigkeit, des gleichen Schutzes u. s. gezeigt. Unser Verfasser ist dieser zweyten Ansicht mit Recht ergeben, und wenn er das verkehrte Verfahren, während der ersten achtzehn Jahre der Regierung Christians VII tadelt, im Einzeln die nachtheiligen Folgen z. B. der Erklärung der Bank zu einer königl. Anstalt, der Begünstigung der Verarbeitung der rohen Stoffe, der Vermehrung der Monople und der Geldzeichen nachweiset; so vergißt er doch auch nicht, das zu erwähnen, was diese Verwaltung Gutes geleistet hat, als die Trennung der Einkünfte und Ausgaben des Königs und des Hofs, von den übrigen, den Verkauf eines Theils

der Domainen und Aehnliches. Dagegen wird die Verwaltung unter Friedrich V. bey Befolgung des andern Systems oder der Annäherung daran lobend herausgehoben; der schönste Theil aber der Verwaltung, der, welcher mit dem Jahre 1784 anhebt, ist einer Fortsetzung vorbehalten. Wo unser Verf. tadelt, da geschieht es mit einer Jung wie Alt ziemenden Mäßigung, die, vollends in unserer Zeit, bey dem Theil, um dessen Zustimmung es eigentlich zu thun ist, allein Eingang sich versprechen kann.

Der Rec. wünscht die Fortsetzung in einem größern Umfange und in einer neuern Sprache, welches auch, so viel er weiß, die Absicht des Verf. ist. Vielleicht, daß Letzterer, nunmehr in sein Vaterland zurückgekehrt, Gelegenheit findet, einige Lücken in dem Geschichtlichen, die, ungeachtet der sorgfältigsten Benutzung der gedruckten Nachrichten, geblieben sind, auszufüllen, wie es denn, nach der vorliegenden Abhandlung zu urtheilen, keinem Zweifel unterworfen zu seyn scheint, daß ihr Urheber, es sey als Schriftsteller, oder als Theilnehmer an der Verwaltung, seinem Vaterlande werde nützlich seyn können. Der Rec. verschiebt eine nähere Anzeige auf die Erscheinung des größern Werks und dessen Vollendung. G. S.

Paris.

Essai géologique sur l'Écosse; par A. Boué, Docteur en Médecine etc. Avec deux Cartes et sept planches lithographiées. X. und 519 Seiten in Octav.

Schottland gehört unstreitig zu den Ländern, die besonders zu geologischen Forschungen auffordern; denn nicht allein bietet dort das Gezimmer der Erdenrinde sehr mannigfaltige Verhältnisse dar; sondern es sind diese auch dem Beobachter auf viel-

fache Weise aufgeschlossen. In dem größeren Theile des Landes, stellt das von zahlreichen Thälern durchschnittene Gebirge den Fels von Vegetation entblößt zur Schau; an der stark zerschrotenen Küste, stehen in jähen Wänden, die verschiedenartigsten Schichtenprofile aufgedeckt; und in manchen Gegenden hat ein ausgedehnter Bergbau, das Innere der Gebirgslagen eröffnet. Seitdem von dem genialen Hutton durch seine Theorie der Erde und von dem scharfsinnigen Plaifair, durch seinen meisterhaften Commentar über dieselbe, in Schottland die Aufmerksamkeit auf geologische Untersuchungen gelenkt worden, und der gründlich beobachtende Jameson nicht allein die deutsche Methode in der Geognosie nach Edinburg verpflanzt, sondern auch durch seine Lehre, wie durch die Stiftung der Wernerischen Societät, den Eifer für jene Wissenschaft belebt hat, sind in verschiedenen Theilen von Schottland geologische Beobachtungen angestellt, unter denen die des Edinburger Lehrers und einiger seiner Schüler, so wie die des unermüdlichen Mac Culloch, besondere Auszeichnung verdienen. Wenn nun gleich gar manche Gegenden von Schottland noch nicht genügend in geognostischer Hinsicht durchforscht sind, so war es doch ein sehr verdienstliches Unternehmen des Herrn Boué, eines talentvollen Schülers des Hrn. Professor Jameson, die bisher angestellten und in einzelnen Werken und Abhandlungen zerstreuten Beobachtungen zu sammeln, kritisch zu sichten und daraus, in Verbindung mit zahlreichen eigenen Wahrnehmungen, ein umfassendes, geologisches Gemälde von Schottland zu entwerfen, um dadurch eine bisher entbehrte sichere Grundlage für fernere Nachforschungen darzubieten. Wie vorzüglich diese Arbeit dem Verfasser gelungen ist, wird sich aus einer gedrängten Darlegung des Inhalts ergeben.

Das Werk zerfällt in drey Haupttheile: der erste enthält allgemeine geologische Betrachtungen über Schottland; der zweyte, eine ausführliche Darstellung der verschiedenen Gebirgsformationen; der dritte, einen kurzen Rückblick auf das Mitgetheilte; eine Vergleichung der geognostischen Verhältnisse Schottlands und einiger benachbarten Länder; und endlich, allgemeine, theoretische Betrachtungen.

Erster Theil. Seite 3-13. Lage, Länge und Breite des Landes; Oberflächenansehen; Bergketten; Thäler und Flüsse; Lage der Inseln; Sandbänke vor den Küsten; Vergleichung der Tha einschnitte an der Ost- und Westküste. An jener befinden sich zwey große Meerbusen; diese hat dagegen ganz verschiedene Umrisse; eine große Anzahl tiefer und weit eingreifender Einschnitte, sehr ähnlich den Fiorden an der West- und Nordwestküste von Norwegen. Die bedeutenderen Flüsse, mit Ausnahme der Clyde, ergießen sich in den deutschen Ocean; wogegen nur Gebirgswasser oder kleine Flüsse, dem Atlantischen Meere zueilen. Damit hängt zusammen, daß die weitesten und fruchtbarsten Thäler an der Ostseite auslaufen; die höchsten Gebirgsjoche dagegen im Allgemeinen mehr gegen die Westküste sich erheben. Die Bergketten beobachten eine Hauptrichtung von Südost nach Nordost, dieselbe, welche sich so oft in der alten, wie in der neuen Welt wiederholt. Die Berge sind an der Ostseite gemeiniglich sanfter verflächt, als an der Westseite; an den Gipfeln zeigen sich dagegen sehr oft die steilsten Wände an der Nordostseite. Das Streichen der Gebirgsschichten entspricht im Allgemeinen der Hauptrichtung der Bergketten; wogegen das Fallen auf die mannigfaltigste Weise abändert. Geologisch zerfällt Schottland in drey Haupttheile von verschiedenem Charakter, deren jeder die Figur eines schiefwinklichen Parallelogrammes hat und der Län

ge nach von einer oder von mehreren abgesonderten Bergketten durchsetzt wird. Das ganze Land hat einen Flächeninhalt von 29600 Engl Quadratmeilen, wovon 638 durch Seen und Flüsse eingenommen werden und 22205 uncultivirt sind. Wahrlich ein großes, freyes Feld für geognostische Untersuchungen!

Zweyter Theil S 14—347. Der Verfasser glaubt in Schottland zehn Gebirgsformationen unterscheiden zu können, nehmlich die des Granites, Gneuses, Glimmerschiefers, der Porphyre, der Chlorit- Quarz- und Thonschiefermassen, der Grauwacke, des rothen und Kohlensandsteins, eines Kalk- und neueren Sandsteins, der vulkanischen Massen und des aufgeschwemmten Landes. Unter dem Nahmen der Granitformation begreift Herr Boué den eigentlichen Granit und den Syenit. Die größte Erhebung dieses Gebildes über dem Meere beträgt 4300 Fuß. Es erscheint nicht in fortlaufenden Ketten, sondern, zum Theil mit anderen Gebirgsarten bedeckt, in etwa neunzehn oder zwey und zwanzig einzelnen Massen. Granit und Syenit verlaufen unmerklich in einander und in Grünstein. Im Syenit nur höchst selten eine Spur von Stratification, die dagegen bey dem Granite oft angetroffen wird. Im Syenit vertritt Hypersthen zuweilen die Stelle der Hornblende.

Der Gneus ist in Schottland und vornehmlich im nördlichen Theile, sehr verbreitet. Die Granitmassen im Süden und in der Mitte von Schottland, sind von Gneus umgeben und häufig zeigt sich hier das körnige Gestein in das schiefrige gangförmig verästelt; eine Erscheinung, welche bekanntlich zu den Grundpfeilern der Huttonischen Theorie gehört und daher die Aufmerksamkeit der Geologen besonders

auf sich gezogen hat. Die Varietäten der Gesteine, aus denen das Gneusgebilde bestehet, haben einen großen Einfluß auf das nackte oder bekleidete Ansehen der Gegenden, wo sie vorkommen; denn während der schiefrige Gneus eben so leicht wie der Glimmerschiefer, mit den Producten seiner Zerstörung überdeckt wird, widerstehet der granitartige kräftig der Einwirkung der Elemente.

Die Formation des Glimmerschiefers hat in Schottland die größte Ausdehnung. Sie ist vorherrschend in dem ganzen Theil der nördlich vom südlichen Fuße der Grampians liegt und macht den größten Einfluß geltend auf die Lebensart und die Sitten seiner Bewohner, die sich so auffallend von den Bewohnern der niedrigen Theile des Landes unterscheiden. Die mittlere Höhe der bedeutendsten Gipfel dieses Districtes, beträgt gegen 3000 Fuß. Die Bergconturen haben im Allgemeinen große Einförmigkeit. Nur wenn der Quarz vorherscht, wie u. A. bey dem durch Maskelyne's Versuche berühmt gewordenen Shehallion, erhalten die Gipfel ausgezeichnete Pyramiden- und Kegelformen. Die Thäler sind beynahe durchgehends Queerthäler; sehr selten kommen Längenthäler vor. Nur da, wo der Quarz verwaltet, Anhäufungen von Blöcken und Bruchstücken an den Gehängen der Berge. Wo diese Formation mit anderen Gebirgsarten in Berührung ist, ruhet sie stets auf Gneus, Syenit oder Granit. Ihre Schichtung hat im Allgemeinen ein Hauptstreichen von Südost nach Nordost; aber das Einfallen variirt im hohen Grade, sowohl in der Nähe der unterliegenden Massen, als auch in der Mitte der Formation. In der Nähe des Granites ist der Glimmerschiefer fester und reicher an Quarz; in der Nähe des Gneuses, gehet er in diesen über und wechselt mit ihm ab; auch enthält er hier nicht selten Granitgänge. Auf der entgegengesetzten Seite

gehet der Glimmer allmählig in Talk und Chlorit über und zeigt dann häufigere Verdrehungen der Schichten. Der Verfasser gründet hierauf die Unterscheidung von Quarz und Feldspath reichem, von eigentlichem und talkigem Glimmerschiefer. Untergeordnete Lager von Quarz, Hornblendfels, Hornblendschiefer, Grünstein, dichtem Feldstein, Kalkstein — gemeiniglich als Marmor, selten als dichter Kalkstein —; in dem talkigen Glimmerschiefer besonders Lager von Talkschiefer, Chloritschiefer, Talkgneus, Topfstein, Serpentin und Euphotid (Gabbro des Hrn von Buch).

Die Schottischen Porphyre, welche man bisher den primären Gebirgsarten zugezählt hat, sind noch in mancher Hinsicht problematisch. Am genauesten kennt man das Porphyrgebirge zwischen dem Berge Nevis und der Bucht Etive. Hier erreicht der Porphyr bedeutende Höhen; am Nevis, dem höchsten Berge der Brittischen Inseln, erhebt er sich zu 4380 Fuß. Seine Gipfel sind gerundet, seine Einhänge steil. Es ist schwer zu entscheiden, ob die Porphyrmassen auf dem Glimmerschiefer ruhen, wie Macculloch und Macknight behaupten; oder ob sie sich aus demselben erheben, welches dem Referenten, nach mehreren Bemerkungen des Hrn. Boué, wahrscheinlicher zu seyn scheint.

Auf die talkigen Glimmerschiefer folgt in Schottland eine Reihe von Lagern, in denen Quarz, Chlorit und Thonschiefer vorherrschen und die eine innige Verbindung knüpfen, zwischen den primären und den sogenannten Uebergangsgebirgsarten. Unter den mit diesem Gebilde verbundenen Massen, eine merkwürdige Kalkbreccie, die an die breccienartigen Kalksteine der Tarantaise und der Apenninen erinnert.

Die Grauwackenformation zerfällt nach Hrn Boué in zwey verschiedene Hauptmassen, von denen die eine, aus eigentlicher Grauwacke, die andere dagegen, aus Conglomeraten bestehet, die ihrer ganzen Natur und Lage nach, sich den secundären Sandsteinen nähern, und am passendsten mit diesen zusammenzufassen seyn dürften. Der Verfasser hat auch jenes Verhältniß erkannt und daher die ausführliche Betrachtung der Conglomerate mit der Formation des rothen Sandsteins verbunden. Die eigentliche Grauwacke hat eine gleichförmige Zusammensetzung aus Stücken von Quarz, Thon- und Kieselschiefer, die durch eine Glimmerschuppen enthaltende Thonschiefermasse verküttet sind. Aus dieser Gebirgsart bestehen im südlichen Schottland die Gipfel der mehrsten Berge. Unter den Einlagerungen der Grauwacke, syenitartiger Granit, Serpentin, ein Gemenge von Saussurit und Hypersthen. Auch in Schottland ist Grauwacke reich an Gängen, welche Bley- Kupfer- und Eisenminern führen.

Das Gebilde des rothen Sandsteins zeigt große Mannigfaltigkeit und enthält besonders viel Merkwürdiges. Der eigentlich sogenannte rothe Sandstein, der auf den Comglomeraten ruhet, macht die Hauptmasse dieser Formation aus. Kohlensandstein tritt zuweilen in seinem Gebiete auf; so wie ihm auch Ablagerungen von Feldspath- und Trappgesteinen angehören, deren Erscheinen schon mit den Conglomeraten beginnt und bis zu den feineren Sandsteinen fortsetzt. Die Conglomerate und der rothe Sandstein erfüllen im Allgemeinen den Grund sehr weiter Thäler, zeigen sich aber an der westlichen Seite nur in zerstreuten, abgerissenen Massen, wogegen sie an der entgegengesetzten, in großer Ausdehnung das flache Land einnehmen. Diese ungleiche Vertheilung der

Sandsteinmassen erklärt es zum Theil, warum die Menschen, angelockt durch ein glücklicheres Klima und einen fruchtbareren Boden, den östlichen Theil des Landes bevölkert und daraus eine der cultivirtesten Gegenden der Welt gemacht haben, während die Westküste nur elende Fischer ernährt und das höhere Gebirge von Menschen bewohnt wird, deren Lebensart und Gebräuche an eine frühe Vorzeit erinnern — Die Natur der Conglomerate ist sehr abweichend. Besonders verschieden zeigen sie sich, je nachdem sie auf chloritischen, quarzigen Gebirgsarten oder auf Grauwacke ruhen — Die Gegenden in denen der rothe Sandstein sich ausbreitet, stellen nur Hügel und wenig erhabene Berge dar. Der größere Theil seiner Formation, läßt sich als der Absatz einer sehr alten Aufschwemmung betrachten, bey welcher der Sandstein dem Sande, die Conglomeratlagen den Geschiebbänken, der Schieferthon den Thonlagern der neueren Anschwemmungsmassen entspricht und wobey ähnliche Structurbeschaffenheiten, ähnliche Gangbildungen, ähnliche Infiltrationen u. s. w wahrgenommen werden, als bey den analogen Massen neuester Entstehung vorkommen.

Die trappartigen und Feldspathgesteine befinden sich in der Formation des rothen Sandsteins auf gedoppelte Weise: entweder in Lagern und lagerartigen Massen, oder in größeren stückgebirgsförmigen Massen und Berggruppen, die im Allgemeinen auf den Conglomeraten oder den unteren Massen des rothen Sandsteins ruhen. Die Felsarten woraus jene Lager bestehen, sind dichter Feldstein oder sogenannter Thonstein, der dann und wann breccienartig ist; verschiedene Arten von Porphyr, Grünstein, Dolerit, Mandelstein. Die Varietäten und Uebergänge dieser Gesteine, sind im höchsten Grade mannigfaltig. Die merkwürdigsten Berggruppen, welche daraus bestehen,

sind die Ochills, der östliche Theil der Pentlands, die Berggruppen von Tinto, Eildon und Girleton. Die Höhe dieser Berge variirt von 300 bis 2000 Fuß. In jenen Bergmassen pflegen die Hornblende und Augit haltigen Gesteine mehr nach unten vorzukommen, die Feldspathgesteine dagegen mehr die oberen Stellen einzunehmen.

Der Kohlensandstein ist in der Formation des rothen Sandsteins in Schottland von großer Bedeutung. Der südliche Theil des Reichs enthält davon die ausgedehntesten Niederlagen. Der Verfasser glaubt in diesem Gebilde untere und obere Lager unterscheiden zu können. Jene sind nicht reich an Steinkohlen, führen Anthracit, Lager von Trapp- und Feldspathgesteinen von dichtem Kalkstein, der Ueberreste von Seethieren enthält, und zuweilen röthlichen Sandstein; in diesen scheinen die Trapplager zu fehlen; dagegen sind sie reich an Steinkohlen und enthalten ebenfalls Kalksteine mit Ueberresteu von Seethieren. — Außer den Lagern von Grünstein hat das Schottische Steinkohlengebirge auch hin und wieder Gänge von dieser Felsart, die wohl mit Basaltgängen verwechselt worden. — In welchen Verhältnissen das Schottische Steinkohlengebirge zum eigentlichen rothen Sandstein stehet, ist aus der Darstellung des Verfassers, der diese beiden Gebilde als zusammengehörig betrachtet, nicht recht klar zu ersehen.

Auf einigen der Hebriden kömmt ein Kalkgebilde vor, welches Macculloch, wahrscheinlich mit Recht, zum Gryphitenkalke zählt, der mit dem Lias der Engländer übereinkommen soll. Die unteren Lager bestehen beynahe ganz aus einem Gryphiten enthaltenden Kalkstein, die mittleren aus Kalksandstein, die oberen aus Kalkstein und Schieferthon.

Schottland besitzt in großen Erstreckungen Massen, die denen von unbezweifelten, erloschenen Vulkanen völlig analog sind. Sie beschränken sich aber beynahe ausschließend auf die westliche Seite, indem ein bedeutender Theil der Hebriden und der Inseln in dem großen Golf der Clyde daraus bestehet. Außerdem verbreiten sie sich in die Gegenden in der Nähe der Insel Mull und in das große Thal zwischen den Grampians und den südlichen Bergketten. Sie enthalten, wie in anderen Gegenden, Basaltische und Trachytmassen, die benachbart sind, ohne grade ganz innig mit einander verknüpft zu erscheinen. Nach dieser Hauptverschiedenheit stellt der Verfasser die vulkanischen Gebilde Schottlands dar. Bey den Basaltischen Gesteinen betrachtet er zuerst die größeren Verbreitungen und dann die daraus bestehenden Ausfüllungen. Bey den ersteren unterscheidet er vulkanische Producte oder Ströme; vulkanische Massen die durch Wasser abgesetzt und vertheilt worden; und von Vegetabilien abstammende Massen, oder Braunkohlen. Ein großer Theil von den in diesem Abschnitte mitgetheilten Beobachtungen, ist aus den Schriften Macculloch's entlehnt, besonders aus dessen Description of the Western Islands of Scotland, die wir bey einer anderen Gelegenheit anzeigen werden.

Die in Schottland vorkommenden aufgeschwemmten Massen zerfallen nach dem Verfasser in ältere und neuere. Von jenen werden zuerst die Producte noch gegenwärtig fortwirkender Kräfte, sodann die durch das Meer bewirkten Aufschwemmungen betrachtet. Die neueren Aufschwemmungen gleichen den älteren; aber sie erreichen nicht die nämliche Höhe, haben nicht dieselbe Ausdehnung und ihre einzelnen Stücke sind von geringerem Caliber. Aus der Zersetzung der Gebirgsarten

hervorgegangene Producte; Ausschwemmungen von Flüssen, von Seen; Torflager, die der Verfasser nach ihrer verschiedenen Bildung genau unterscheidet und wobey er zugleich die Pflanzen angiebt, welche das Material hauptsächlich darboten. Gebirgstorf; Sumpftorf; Waldtorf; Küstentorf; Süßwassertorf.

Dritter Theil. S. 348 — 464. Zuerst eine kurze Wiederholung der wichtigsten, die geognostischen Beschaffenheiten Schottlands betreffenden Erfahrungen; sodann eine Vergleichung derselben mit den geognostischen Eigenthümlichkeiten von England, Ireland, Frankreich, Norddeutschland und Scandinavien. Der Verfasser gehet darauf zu theoretischen Betrachtungen über, zu denen man ihm gern folgen wird, da er zuvor, dem Gange echter Naturforschung gemäß, Alles mit erschöpfender Gründlichkeit dargelegt hatte, was die Beobachtungen über die Beschaffenheiten und Verhältnisse der geognostischen Constitution Schottlands darboten. Der Verfasser zeigt sich auch bey diesen theoretischen Untersuchungen, als ein besonnener und kenntnißreicher Naturforscher. Er gehet von den Veränderungen aus, die unter unseren Augen mit der Erdoberfläche vorgehen, indem er zuerst die mechanischen und chemischen Einwirkungen der Gewässer, dann die Producte der Zersetzung vegetabilischer und animalischer Körper, darauf die verschiedenartigen Wirkungen der Vulkane und endlich die aus der Atmosphäre zur Erde gelangenden Metall- und Steinmassen berücksichtigt. Bey den theoretischen Betrachtungen über die Erdenrinde selbst, gehet er von den obersten Decken derselben, die als die jüngsten Erzeugnisse am unzweydeutigsten ihre Bildungsweise zu erkennen geben, allmählich zu den unteren und älteren über und sucht auf die Analogieen, welche die Ei-

genschaften dieser mit den an jenen beobachteten zeigen, Schlüsse zu gründen, um über Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit der Entstehung zu entscheiden. Wenn nun gleich dieser, von dem Verfasser eingeschlagene Weg, für geologische Forschungen unstreitig der einzig richtige ist, so kann von ihm doch selbst der bedächtige Wanderer nur gar zu leicht auf gefährliche Abwege gerathen, wenn er, an Statt auf alle Verhältnisse zu achten, nur einzelne ins Auge faßt und scheinbare Analogieen mit wahren verwechselt. Auf einem Abwege befindet sich, nach der Ansicht des Referenten, auch der Verfasser, indem derselbe das an unzweydeutigen Producten vulkanischer Thätigkeit Wahrgenommene, nicht allein an den Trapp- und Feldspathgesteinen der Formation des rothen Sandsteins, sondern auch an denen des sogenannten Uebergangsgebirges und selbst an einem großen Theile der primären Gebirgsarten, zu erkennen meint. Er erblickt in den letzteren, theils Aggregate in Verbindung mit chemisch gebildeten Wasserabsätzen, theils vulkanisch-krystallinische Producte. Der Granit und alle in der Structur mehr und weniger ihm änliche Felsarten, sollen nach dieser Ansicht vulkanisch gebildet, und dagegen die Schiefergebirgsarten, Gneus, Glimmerschiefer u. s. w. Absätze seyn, zu denen die Trümmer von älteren, granitartigen Massen das Hauptmaterial darboten. Die Kalklager, welche von den Schiefergebirgsarten eingehüllt werden, sollen dagegen aus einer wäßrigen Auflösung entstanden seyn, welcher der Verfasser auch die Bildung vieler kieselerdiger Infiltrationen zuschreibt. — Wenn gleich zugegeben werden muß, daß die Trapp- und Feldspathgesteine, welche von den älteren Flötzformationen eingeschlossen werden, in vielen Stücken mit den basaltischen und Trachytmassen übereinstimmen, an deren vulkanischer Entstehung ein großer Theil

der Geologen gegenwärtig nicht zweifelt, so dürfen doch auch gar manche Verschiedenheiten nicht übersehen werden, die sowohl in der Zusammensetzung im Kleinen, als auch in den Formen ihrer Massen und den Verhältnissen zu ihren Umgebungen liegen; die anzudeuten scheinen, daß, wenn gleich die Art ihrer Bildung im Allgemeinen mit der von neueren, vulkanisch erzeugten Gebirgsmassen übereinkommen möchte doch die Wirkung analoger Kräfte durch den Einfluß abweichender Umstände, in mancher Hinsicht verschieden modificirt wurde. Wenn wir uns nun aber weiter zu den krystallinischen Gesteinen im sogenannten Uebergangsgebirge wenden, so nehmen wir bey aufmerksamer Betrachtung wahr, daß ihre Beschaffenheiten und Verhältnisse noch ungleich mehr von denen der neueren vulkanischen Producte sich entfernen; und wenn wir endlich bis zu den primären Massen vordringen, so erkennen wir, bey unbefangener Beobachtung, nur noch in der Zusammensetzung Mancher derselben im Kleinen, einige Analogie, aber in den Verhältnissen im Großen, eine solche Abweichung von den Formen und Lagerungsverhältnissen vulkanischer Formationen, daß bey jenen nicht wohl eine Bildungsweise angenommen werden kann, die der bey diesen uns erscheinenden, ähnlich ist. Es ist eine, bey Vergleichung der neueren und älteren Gebirgsformationen sogleich sich aufdringende Wahrnehmung, daß die Sonderung abnorm gebildeter Massen, von denen, die unter einander in bestimmten Lagerungsverhältnissen stehen, in demselben Grade abnimmt, in welchem die unbezweifelt mechanischen Gebilde der Erdenrinde sich zurückziehen und daß jene Sonderung im höchsten Grade da vermindert erscheint, wo das Ganze nur als ein rein chemisches Product, in der allgemeinen Verbreitung krystallinischer Bildung, sich darstellt. Die Entste-

hungsweise, welche wir einem Theile dieser Hauptmasse der rigiden Erdenrinde zuschreiben zu dürfen glauben, muß auch, mit unbedeutenden Ausnahmen, von allen übrigen Theilen gelten; denn beynahe Alles was wir in den primären Gebirgsformationen wahrnehmen, ist so durchaus zu einem innig zusammengehörigen Ganzen verknüpft, daß wir darin gewiß nicht mit Recht das eine als etwas von dem Anderen unabhängig Gebildetes ansehen können. Wenn wir nun zwar zu der Ueberzeugung gelangen sollten, daß die Wernerischen, Neptunischen Vorstellungen von der Bildung der primären Gebirgslagen, durch einen successiven Niederschlag aus einer wäßrigen Auflösung, nicht allein mit den Beobachtungen über die wahren Lagerungsverhältnisse derselben, sondern auch mit chemischen Erfahrungen im Widerspruche stehen; und wenn uns Analogieen, welche die ältesten Gebirgsarten, in ihrer Zusammensetzung, mit gewissen vulkanischen und selbst mit manchen künstlichen Feuerproducten zeigen, auf die Vermuthung leiten sollten, daß jene Gebirgsarten unter Einwirkung des Feuers gebildet seyen; so werden wir doch, indem dieselben Bedingungen für die Bildung aller Haupttheile der rigiden Erdenrinde in Anspruch genommen werden müssen, zu der Annahme gelangen, daß die Kräfte, welche die neuesten Gebilde der Erdenrinde hervorbrachten, unter ganz anderen Verhältnissen wirksam waren, als die, von welcher die Entstehung der ältesten Massen der rigiden Schale unseres Erdkörpers abhieng. —

In einem Anhange enthält das Bouésche Werk, Anmerkungen über einzelne Mineralkörper und verschiedene andere Gegenstände; eine Uebersicht der gemessenen Höhen und Verzeichnisse der bedeutendsten Wasserfälle und Höhlen in Schottland.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften

16. Stück.
Den 26. Januar 1824.

Paris.

Bey Panjat dem Aeltern: (die Wohnung ist dieselbe, die bey der juris civilis ecloga und den Institutionen, die dazu gehören, angegeben war) auf XIV u. 92 S. gr. 8. ist 1823 im December (dieß bezieht sich auf die Hefte der Themis, zu welcher es eine Zugabe ist, und wovon das December-Heft den sechsten Bogen enthalten hätte, wenn die Bogenweise Beylegung, die im May anfing, fortgegangen wäre, denn September und October werden in Frankreich bey dem gerichtlichen Jahre nicht gerechnet) erschienen: Vaticana juris Romani fragmenta, Romae nuper ab Angelo Maio detecta et edita, gallicis typis mandaverunt ephemeridum, quae Themidis nomine publicantur, editores, und der Unterzeichnete eilt, das Erste, was von diesen Römischen Palimpsesten im Buchhandel zu haben ist, bekannt zu machen, theils weil er erst vor Kurzem von Auswärts gefragt worden ist, wo man denn die Mai'schen Neuigkeiten erhalten könne, theils, wenn dieses in Berlin eben so gut Bogenweise möglich ist, wo die Ausgabe spä-

ter fertig wird, weil sie auch das Palimpseste des Theodosischen Codex und der Burgundischen lex Romana liefert, wenigstens in Vergleichungen mit einer ältern Ausgabe, nicht der von Tilius, nicht der vollständigen von Cujas 1585, sondern zufälliger Weise der von Cujas 1566, aus einem andern Grunde. Hier in der Pariser Ausgabe, die bloß das Palimpseste des bisher ganz unbekannten noch immer ungenannten Werks enthalten soll, und also vielleicht mit S. 92. endigt, so wenig man es dieser ansieht, und so wenig der Titel die beiden andern Stücke ausschließt, findet sich nähmlich die Vorrede von Monsignor Mai zum Ganzen, deren Inhalt dem Unterzeichneten durch ein Mißverständniß unbekannt war, so weit er wesentlich dazu gehört, um von der Ordnung der Lehren einen vollständigern Begriff zu bekommen, als, nach dem vorigen Jahrgange unserer Anzeigen S. 1676 möglich war. Die Zahl von Quaternionen ist zwar nur vier Mahl in der ältern Handschrift am Ende von Seiten angegeben, q. 6 beym Kaufe, 15 beym ususfructus, 27 bey der Vormundschaft und 29 bey der Schenkung; aber die dos kommt in demselben Doppelblatte vor, wie der ususfructus, also ist nur die einzige Lehre von den cognitores, ihrer Stelle nach, ungewiß, und es ist ausgemacht, daß die fünf Lehren ganz anders auf einander folgen, als in einer der drey Römischen Stellungen. Damit nun wer die Frage: gehört eine Lehre in unsern Quellen vor oder hinter die andere, nicht für unbedeutend hält, doch irgend eine Vermuthung erhalte, durch welche diese Regelwidrigkeit erklärt werde, so mögen hier ihrer zwey stehen, jedoch mit der Bitte, sie nicht mit einander zu verbinden, sondern unter ihnen zu wählen. Erstens könnte man sagen, es seyen verschiedene Bände, und die sechste Lage im zweyten Bande stehe nicht vor der fünfzehnten im ersten. Allein da die Pandecten zu Florenz fortlaufende Zahlen haben,

so ist bey diesem Werke, das vielleicht nicht kleiner, aber doch wohl auch nicht viel größer war, diese Vermuthung etwas gewagt. Nimmt man nun Alles für ein und dasselbe Ganze, so macht die res uxoria gleich hinter dem usus fructus eine Bedenklichkeit, welcher man aber dadurch ausweichen kann, daß man die Vindication der res uxoria, bey Justinian etwas Veraltetes, zu der zweyten pars der ehemahligen Werke über das Edict schlägt, und mit ihr die Lehre von der Ehe und von der dos an sich, so wenig zusammenhängen läßt, wie die hereditas (B. 28...38.) mit der hereditatis petitio (B. 5.), oder das Eigenthum (B. 41. u. 42.) mit der Vindication (B. 6.), oder wie überhaupt eine große Lehre außer der dritten pars der Digesten, wo freylich auch wieder obligationes und actiones verbunden sind, mit der daraus entstehenden Klage. Nun aber noch die dritte pars vor der zweyten? Auch dieß ist nichts Unerhörtes; noch in Justinian's Anordnung der Vorträge sollen die Lernenden, die in einem Jahre anfingen, eben so gut früher über de rebus, wohin der Kauf gestellt ist, hören, wie die im vorhergehenden oder im folgenden Jahre Anfangenden über de judiciis, also auch über den usus fructus und, nach der eben gewagten Vermuthung, über die rei uxoriae actio. Freylich stände alsdann die Vormundschaft, aus der vierten pars, nicht so weit hinter dieser Lehre, und wie sie die Schenkung so nahe hinter sich hat, ist auch nicht erklärt. Die, nach der Handschrift und jeder bekannten Ordnung, unleugbare Verbesserung, daß die dos nicht mehr hinter der Vormundschaft und den Schenkungen steht, verdankt Msg. Mai vielleicht auch unserm Landsmann, dem jetzigen Herrn Prof. Bluhme in Halle, dessen Hülfe, bey Vergleichung der Handschrift und bey Wiederherstellung von verzweifelten Stellen, er mehr rühmt, als man wohl sonst von dem Rühmenden gewohnt ist. Was den Gerühmten betrifft, so erinnert sich der Unter-

zeichnete, ein Lob in unsern Anzeigen öffentlich bekannt gemacht zu haben, das ein in der Geschichte der Quellen auch nicht zu vergessender Mann dem Herrn Prof Bl beygelegt hatte, als dieser noch nicht nach Italien gegangen war und als folglich noch bloß von seiner Entdeckung der Ordnung der Stellen, nach welcher Cujas, Jac. Gothofredus und so viele Andere vergebens oder in geringen Annäherungen getrachtet hatten, die Rede seyn konnte, und nicht von seinen Verdiensten um Gajus Letztere werden erst in der, nach der zweyten Bearbeitung unsers Herrn Prof. Göschen, hier jetzt unter der Presse befindlichen Ausgabe bekannt gemacht werden, und es ist einer von den Mißgriffen eines andern Schriftstellers, wenn Dieser die Worte: Herr Prof Bl. fange an, wie mancher wünschen möchte, zu endigen, für einen Ausfall auf ihn d. h auf den, der diesen übelwollenden Sinn darin findet, genommen hat. Man wird es hoffentlich dem Unterzeichneten glauben, wenn er versichert, er habe, als er diese Stelle drucken ließ, durchaus an keinen bestimmten Andern gedacht. Zum Ueberflusse, damit man ihm nicht etwa zutraue, er habe nur nicht das Herz, dieß zu gestehen, kann er noch hinzusetzen, er sey allerdings nicht der Meinung, daß jener Erklärer sich jemahls um unsere Wissenschaft ein solches Verdienst machen werde, wie die Entdeckung der Ordnung der Stellen ist.

Hugo.

Stuttgart und Tübingen.

Correspondenzblatt des Würtembergischen landwirthschaftlichen Vereins. 1r Bd. 1822. — 2r Bd. 1822 — 3r B. 1823. 4r B. 1s Heft 1823. Jeder Band besteht aus 6 Monatsheften. 8.

Landwirthschaftliche Zeitschriften, die sich auf ein besonderes Land beziehen, besonders die von Gesellschaften herausgegebenen, können aus einem doppelten Gesichtspuncte betrachtet werden, theils nach dem Gewinn, der für die Wissenschaft des Gewer-

des überhaupt, also für alle Zeiten und Länder, aus ihnen fließt, theils nach dem Nutzen, den sie für das einzelne Land durch Verbreitung von Kenntnissen, durch Ermunterung zu Verbesserungen der Betriebsart und dgl. hervorgebracht haben. Auch diese zweyte Beziehung ist für das Ausland nicht unwichtig. Bey den Wissenschaften, welche ihrer Bestimmung nach ins Leben eingreifen sollen, ist es nicht minder verdienstlich und vielleicht noch schwieriger, diese Wirkung nach außen zu befördern, als die Erkenntniß selbst durch Beobachtungen, Versuche, Entdeckungen und Combinationen zu erweitern; auch bietet die Anwendung allgemeiner Sätze auf besondere örtliche Verhältnisse leicht zu weiteren wissenschaftlichen Forschungen Anlaß. Die Art, wie man irgendwo mit Erfolg zur Emporbringung des wichtigsten Gewerbes gewirkt hat, kann für ähnliche Privatvereine in anderen Ländern und für die Regierungen lehrreich werden; zudem ergibt sich eine willkommene Ausbeute an statistischen Nachrichten, die immer am sichersten von unten auf, also aus Topographien gesammelt werden. Von dieser nationalwirthschaftlichen (gewerbspolizeilichen) Seite haben die vorliegenden Hefte ein vorzügliches Interesse, obgleich auch manche Bereicherung der Gewerbskunst im Allgemeinen durch sie dargeboten wird. Der Verein hat seit seiner Stiftung (1817) für eine durchgreifende Verbesserung der Landwirthschaft in Würtemberg ungemein viel gethan, wovon die Früchte theils schon sichtbar sind, theils mit Sicherheit erwartet werden können. Wir sehen das Beginnen gefördert durch die unmittelbare Theilnahme des Königs und seiner verstorbenen Gemahlin, welche mehreren Sitzungen der Centralstelle beywohnte, Manches zuerst anregte; es bildeten sich untergeordnete Vereine für einzelne Bezirke oder Gegenstände, z. E. für Pferdezucht, es entstanden nach dem Vorbilde Baierns landwirthschaftliche Volksfeste, es wurde

eine Lehranstalt zu Hohenheim unter der Leitung eines unserer ersten Landwirthe, des Directors von Schwerz gegründet, die schon als Musteranstalt manche Verbesserungen, z. E. die Verbreitung des belgischen Pfluges bewirkt hat. Zur Emporbringung der Pferdezucht kam der Vorrath von trefflichen Hengsten aus arabischer Rasse in den Königlichen Stutereyen gut zu statten, und die weiten Strecken der rauhen Alp, die keine bessere Benutzung als zur Weide zulassen, geben so gute Gelegenheit, daß bereits ein Privatverein zu Münsingen die nöthigen Vorkehrungen getroffen hat, um gegen sehr geringes Weidegeld gegen 100 Fohlen den Sommer hindurch zu übernehmen; auch eine Anstalt zur Ueberwinterung ist eingerichtet, bey der man den Fohlen mehr Bewegung im Freyen verschafft, als es gewöhnlich der Landwirth in gut angebauten Gegenden vermag. Eine Stammschäferey wurde gegründet, durch Ankauf von reinen Escurialschaafen bereichert, und auch hiezu die Alp für den Sommer benutzt; zum Waidbaue ist der Anfang gemacht und dergleichen. Die Centralstelle zeigt große Thätigkeit und Einsicht, indem sie gerade das auffaßt, was am nächsten Noth thut und den Beystand der Naturwissenschaft herbeyzieht.

Rec. zeichnet Einiges von dem Inhalte aus, soweit derselbe aus Original-Aufsätzen besteht, welche in der einen oder anderen jener beiden Beziehungen ein Allgemeines Interesse haben.

Zur Landeskunde: Hehl, Beyträge zur geognostischen Kenntniß von Würtemberg (III. B. H. 2 und 3), womit in Beziehung auf die Alp die Reisebemerkungen im 5 u. 6 Heft des I. B. und im Allgemeinen die Aufsätze von Hehl und Hundeshagen in v. Leonhards mineralogischem Taschenbuch, J. 1821, 2te Abtheilung, auch die Schübler'schen Bodenanalysen 1. Heft des IV. B. des Corresp. Bl. zu vergleichen sind. Das Urgebirge des Schwarzwaldes ist fast allenthalben

mit älterem rothem Sandstein überdeckt, daher zeigt die Analyse einer dortigen Ackererde von Schübler 77 Proc. Quarzsand und 20 Procent Thon mit Eisenoxyd. Gegen $\frac{4}{10}$ der ganzen Oberfläche des Landes nimmt der bunte Sandstein ein, $\frac{3}{10}$ der Jurakalk der Alp. Auf diesem Gebirge fand Schübler in zwey verschiedenen Bodenarten 33, 8 und 5, 8 Proc. kohlensauren Kalk mit 47 und 76, 8 Thon und Eisenoxyd, beides in einer Höhe von 2400 und 2765 über der Meeresfläche, während die höchste Spitze der Alp nur 2900' hoch ist. — Möchte doch die Beziehung der Bodenarten auf die geognostischen Verhältnisse noch immer mehr erforscht werden! — Ueber die Allmenden. Es ist nur eine Fläche von 200,000 Morgen oder $\frac{1}{22}$ der ganzen Oberfläche unbebautes Weideland. — Vorarbeiten zur Flora von Würtemberg. — Beobachtungen über die Richtung der Gewitter, auch über andere meteorologische Verhältnisse.

Zum Pflanzenbau. Untersuchungen über den Stockhafer, in mehreren Heften. Es ist dies eine Ausartung des Hafers, bey welcher jede Pflanze mehrere Nebenhalme treibt, die Rispe aber dergestalt verkümmert ist, daß sie entweder gar nicht aus der Blattscheide hervorkommt, oder, wenn dieß auch geschieht, doch nur unvollkommene Blüthen erhält, und fast keine Körner zur Reife bringt. Warme, nasse Witterung und humusreicher Boden begünstigen diese wenig bekannte Krankheit, die in der Gegend des ehemaligen Reichsdorfes Leutkirch schon seit 1732 öfter beobachtet worden ist. — Versuche und Vorschläge über den Hanfbau, vorzüglich in Beziehung auf die Entstehung männlicher und weiblicher Pflanzen, von Mauz. Aus den schweren Samenkörnern bilden sich in schwerem Boden größtentheils männliche Pflanzen. Wiederholtes Beschneiden befördert die Entwicklung von Zwitterblüthen und hat sich schon bey dem Hopfen als nützlich gezeigt. — Verhandlungen über den

Ertrag des Weinbaues, — über den Zustand des Rapsbaues und dessen Hindernisse. Die Jahrsberichte von Hohenheim enthalten manche allgemeine lehrreiche Bemerkungen des Directors, z. E. über Futtergewächse, Ackerbeete (man hat in H. die schmalen belgischen Beete mit gutem Erfolge eingeführt). Der Plan eben desselben zu fortgesetzten Versuchen über die Fruchtfolge (II. B. 5. H.) ist ungeheuer weit angelegt, so daß man für Genauigkeit der Beobachtungen besorgt wird. Vielleicht würde eine Beschränkung auf wenigere Abtheilungen der Kraft und Musse eines Menschen eher entsprechen.

Zur Viehzucht. In mehreren Heften Abhandlungen über die Zweckmäßigkeit der Landgestüte, veranlaßt durch den Aufsatz im 1. H. des III. B., der, nicht ohne manche unrichtige Sätze, z. E. über das Wesen der Racen, gegen jene Anstalt unzureichende Gründe aufführt, doch auch die Planlosigkeit des bisherigen Kreutzens gut rügt. — Erwägungen über diejenige Schafrace, welche zur Veredlung der inländischen Schafe nach den örtlichen Verhältnissen am besten einzuführen sey. Die Entscheidung fiel für die Escurials aus, was unter den angeführten Umständen nicht zu tadeln ist, wobey indeß die Behauptung, daß die Negretti nicht nothwendig einen höheren Wollertrag geben, Rec. noch zweifelhaft scheint, und auch die größere Schwierigkeit einer weit getriebenen Wollenverfeinerung, worüber sich Thaer im 7 u. 9. Bande der Mögelin'schen Annalen ausführlich erklärt hat, mehr hätte berücksichtiget werden können. — Der günstige Einfluß, den die höhere Temperatur des zur Schafwäsche gebrauchten Baches auf die Wolle äußert, ist durch Versuche erprobt worden. Ueber Rindviehzucht findet sich nichts von Bedeutung, als etwa Schwerz's Nachrichten über das Güllewesen.

Der Verein beschäftigt sich auch mit technologischen Gegenständen, weshalb z. E. eine Verbesserung der Bramah'schen Presse (I, 4.) beschrieben und abgebildet ist.

K. H. Rau.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

17. 18. Stück.

Den 29. Januar 1824.

Paris.

Die Académie des Inscriptions et belles lettres hat nach dem Antritt ihres neuen Lebens als eigene Classe, zu dem sie Ludwig XVIII. wieder hat aufstehen lassen, ihre rückständigen Mémoires in vier Quartbänden nachzuliefern versprochen (Jahrg. 1817. S. 995). Wir haben jetzt den fünften vor uns: Histoire et Mémoires de l'Institut royal de France, Académie des Inscriptions et belles lettres. Tome cinquième. De l'imprimerie royale. Chez Firmin Didot, Libraire, Imprimeur de l'Institut. 1821. Die Histoire S. 1—262. Die Mémoires S. 1 – 418. (Vgl. Jahrg. 1817. St. 100. S. 993).

Die Geschichte geht noch in die letzten Jahre der Buonapartischen Regierung zurück, in denen die Academie mehrere Gelegenheiten hatte, den Wissenschaften durch beherzte Verwendungen bey dem damaligen despotischen Machthaber wohl zu thun: sie verschaffte dem als Engländer zu Rom festgehaltenen Sir Edward Dodwel (1812) die Freyheit und die Erlaubniß zur Rückkehr nach England; (1813) dem

auf seiner Reise nach Griechenland zum Kriegsgefangenen gemachten Sir John Spencer Stanhope, die Erlaubniß zur Fortsetzung seiner Reise und nach ihrer Beendigung zur freyen Rückkehr nach England, ohne daß er sich (wozu er sich erboten hatte) vorher als Kriegsgefangener in Frankreich zu stellen hätte; und eine ähnliche Bewilligung dem Sir James Forbes; auch befreyte sie mehrere hoffnungsvolle junge Gelehrte von der Militair-Conscription, wovon Abel-Rémusat und Letronne gegenwärtig als Mitglieder die Academie zieren. Ihren ursprünglichen Beruf zu Aufschriften haben Zeitereignisse fast nur zu häufig in Thätigkeit gesetzt; darneben hat sie, was ihr neuerdings erst übertragen worden, die Fortsetzungen der wichtigen Sammlungen, der notices et extraits de la bibliotheque du Roi, der histoire littéraire de la France, des recueil des Historiens de France und der Ordonnances des Rois de France, unausgesetzt und eifrig gefördert, wie schon in diesen Blättern bey der Erscheinung neuer Bände dieser Werke angezeigt worden. Und wie vieles ist sonst noch durch die uneigennützigsten Anstrengungen von dieser gelehrten Gesellschaft geleistet worden, von dem die Histoire Rechenschaft gibt! Das Ehrenvolle und Verdienstliche davon hat auch ihr König anerkannt, und sie als Gegenstand seiner Aufmerksamkeit durch eine neue Organisation ausgezeichnet, von der die Urkunden mitgetheilt sind. Wer die Natur solcher Institute kennt, wie sie oft in sich selbst veralten und durch Mißbräuche nach und nach so ausarten, daß sie ihrer Bestimmung oft nur halb, oft gar nicht mehr entsprechen, der muß der Academie zu dieser Revision ihrer Gesetze Glück wünschen, obgleich jeder, der ihre Schriften kennt, zu ihrem Ruhm wird gestehen müssen, daß mit den Jahren ihrer Dauer die richtige Schätzung des Erforschungswürdigen, Reichhaltigkeit und Tiefe ihrer Untersuchungen,

und der philosophische Geist, der aus ihnen haucht, gewachsen ist. Außer den zwischen 1812 = 1817 ausgesetzten Preisen findet man noch Denkschriften auf die während dieser Jahre verstorbenen Mitglieder der Academie, die alle den perpetuirlichen Secretair derselben, Herrn Dacier, zum Verfasser haben, und besonders bey inländischen, ihm persönlich bekannten Gelehrten den gerechten Biographen verrathen, der Wahrheit mit Feinheit der Darstellung zu verbinden weiß. Bey Auswärtigen konnte er blos ausländischen Quellen folgen, über deren Lauterkeit zu Paris schwer ein Urtheil zu fällen war. Die histoire des ouvrages de l'Académie gibt Auszüge von drey Aufsätzen Gails über die Städte ἐπὶ Θρᾴκῃ, über die Bedeutung von ἱερὸν im Gegensatz von ναός, und über Olympia, daß es keine Stadt, sondern nur ein Heiligthum mit Zubehör gewesen: Gegenstände, die fast nun schon genugsam von dem würdigen Verf. besprochen sind. Mongez theilt zwey lateinische Inschriften mit, die zu Lyon gefunden, die eine ein Epitaph auf Blandinia Marticla, die andre ein Monument, gesetzt von Julius Sabinianus zu Ehre der nautae Rhodanici. Derselbe gibt Nachricht von einer alten Construction, gefunden zu Aurillac Departement du Cantal, und bestimmt, nach des Berichterstatters Meinung, zur Verbrennung von Todten (ustrinum). Von seinen Aufsätzen "über eine Aegyptische Tunica, die Signale der Alten, die schneidenden Steine, gefunden in alten Gräbern (Staimbort nennt sie Herr Mongez nach Autorität des Gedichts vom Kampfe des Hildebrand und Hadubrand), über die Lage von Noviomagus Lexoviorum, über die Körner einiger Vegetabilien, welche zum Maaßstab des Gewichts bey den Alten genommen wurden, über die Psychostasie (Vergleichung eines Aegyptischen Gemäldes auf Papyrus mit der Schicksalswage des Zeus bey Homer und ähnlichen Griechischer Dichter und Bildner)

und das Aegyptische Theben (nämlich über die Beschreibung Homers davon, die der Verf. des Memoire wörtlich versteht und zu rechtfertigen sucht) begnügen wir uns die Titel anzuführen.

Auch die übrigen bloß Frankreich betreffenden Aufsätze, die in der Histoire ausgezogen worden, sind von minderer Erheblichkeit: über die Art, wie die Normänner schifften, von Mongez, über die Legitimität einer Tochter Ludwigs des Dicken, deren Mutter unbekannt ist, von Brial; und von Bernardi über die 19 durch ein Arret des Parlaments unterdrückten Verse aus Torquato Tasso's wiedereroberten Jerusalem. Das Factum ist richtig, daß das Parlament die 19 Verse aus der Römischen Ausgabe des wiedereroberten Jerusalems von 1593 in dem Abdruck, der davon 1595 zu Paris gemacht werden sollte, nicht wiederhohlen ließ, weil man dieselben auf die Excommunication Heinrichs des IV. während der Ligue deutete, und anstößig fand, daß darinn der Pabst als die Macht geschildert werde, die Thronen zu vergeben das Recht habe. Aber was von dem Ursprung des wiedereroberten Jerusalem und seiner stellenweisen Gleichheit mit dem befreyeten Jerusalem gesagt wird, als ob der Dichter es unternommen habe, um die ehrenvollen Stellen auf den Herzog von Ferrara, Alphons II. von Este, daraus wegzunehmen, und sich an ihm wegen seiner siebenjährigen Einsperrung in ein Narrenhaus zu rächen, ist schwerlich ganz richtig: die letzte Ursache von der Umwandelung des befreyeten Jerusalems in ein erobertes war wohl, weil zuletzt selbst dem Dichter misfiel, was auch die Crusca und andere Kunstrichter seiner Zeit bitter getadelt hatten, daß dem befreyeten Jerusalem Einheit der Handlung fehlte, die man damals einer regelmäßigen Epopöe für unerläßlich hielt. Daß sich in der Umarbeitung des befreyten Jerusalems zu einem eroberten bemerken läßt, der Dich-

ter sey mit dem Hofe zu Ferrara zerfallen, war ganz in seiner Ordnung, aber Nebensache.

Es folgen die Mémoires. Der Herr Baron Silvestre de Sacy gibt sein Second Mémoire sur la nature et les révolutions du droit de propriété territoriale en Egypte, depuis la conquête de ce pays par les Muselmans jusqu'à l'expédition des Français. Dieses mahl wird gelehrt ausgeführt, daß das vom Groß-Sultan behauptete Eigenthumsrecht von Aegypten keine Folge der Eroberung des Landes durch die Araber (oder Mosleme) gewesen sey. Der Grundbefehl, mit dem die mohammedanischen Heere damahls auszogen, war gewesen, kein Volk anzugreifen bevor es aufgefordert worden, den Islam anzunehmen. Leistete es der Aufforderung Folge, so genoß es alle Rechte der Mosleme und behielt sein Eigenthum; mußte es mit Gewalt der Waffen unterjocht werden, so konnte ein doppeltes Verfahren statt finden, ein strengeres, daß die Mosleme sein Land unter sich theilten, ein linderes, daß die Besiegten in dem Besitz ihres Grundeigenthums und in der freyen Disposition darüber bestätigt wurden und nur einen Charadsch خراج, wie die jährliche Abgabe von dem Grundeigenthum hieß, und ein Kopfgeld جزية Dschisye genannt, bezahlten. Ob nun gleich die Nachrichten über die Eroberung von Aegypten verschieden lauten, so bleibt doch die wahrscheinlichste, und von den besten Auctoritäten bestätigte, daß Aegypten mit Capitulation an die Mohammedaner übergegangen sey, nach welcher sich jeder zu einer jährlichen Abgabe von zwey Goldstücken, und zu einer dreytägigen Bewirthung der Mosleme, die sich bey ihm zeigen würden, verpflichtete. Denn Aegypten sahen die Araber bloß für ein Uebergangsland zu weitern Eroberungen

an, und dachten noch nicht daran, sich daselbst niederzulassen. Doch bald sahen die Araber selbst die Unmöglichkeit ein, daß sie selbst die stipulirte Abgabe von jedem Individuum erheben könnten, und die Nothwendigkeit, die Abgaben auf Grundeigenthum zu legen, und in Natural-Prästationen zu verwandeln, sie nach Ortschaften und Districten zu vertheilen, und von Copten eintreiben zu lassen; daher auch bis zum J. H. 87 die Register über die fiscalischen Einkünfte in coptischer Sprache gehalten wurden. Wenn auch Anfangs die den Landeseingebornen aufgelegte Last nicht größer war als unter der Herrschaft der Römer und Byzantiner, wo wohl auch Copten die Abgaben einzutreiben hatten, so ward sie unter den Mohammedanern doch bald drückend, bey dem Mangel einer guten Verwaltung, bey der Nothwendigkeit mancher öffentlichen zur Erhaltung der Fruchtbarkeit des Landes auf den Nil sich beziehenden Anstalten, die (wenn sie gleich Anfangs die Regierung übernommen hatte) zu letzt doch den Einwohnern jedes Districts zufielen u. s. w. Die einzelnen Ortschaften wurden ruinirt, die Nachkommen der alten Landeseinwohner verzehrten sich oder wanderten aus. Die öffentlichen Einkünfte wurden mit der Abnahme der Einwohner geringer. A. H. 107 wurde der Charadsch den Copten erhöht, worüber Empörungen entstanden. Zu ihrer leichtern Unterdrückung wurden A. H. 109 die ersten 3000 Araber vom Stamme Kais in den Canton Bisbeis aufgenommen; nicht lange so mehrte sich ihre Zahl, zuerst in Unter- dann auch in Ober-Aegypten. Die Empörungen gegen die Erhöhungen des Charadschs wurden häufiger und zogen sich von A. H. 178-216 fort, welche die Ureinwohner des Landes immer mehr aufrieben, und die Nothwendigkeit, Arabische Familien zur Betreibung des Ackerbaues in das Land zu ziehen, vermehrten: wobey die coptischen Familien immer tie-

ser herabkamen, ihr Grundeigenthum an Arabische Besitzer überging, sie selbst aber in Sklaverey geriethen. Viele derselben traten zum Islam über, die Ehen wurden zwischen ihnen und den Arabern häufiger, die Verhältnisse in dem Lande wurden völlig anders. Nun berief gar noch eines Tags (das Jahr ist nicht genannt) der General-Intendant des Charadsch alle Pachtlustigen aus Städten und Dörfern in die große Moschee Amru's zu Fostat zu einer Versteigerung des Charadschs, und ließ von Canton zu Canton alle Territorien zum Pacht ausbieten und gegen geleistete Cautionen zuschlagen. Diese Einrichtung blieb bis ans Ende der Herrschaft der Fatemidischen Chalifen und Saladin's Eroberung von Aegypten. Ein drittes Mémoire wird die Geschichte der Territorial-Verwaltung von Aegypten bis auf die Eroberung des Landes durch die Osmanischen Türken herabführen.

De Pastoret setzt die im vorigen Bande begonnenen Betrachtungen und Untersuchungen über Handel und Luxus der Römer fort; er handelt im dritten Mémoire von der Zeit des Augusts. An den speciellen Gegenstand desselben knüpft der Verf. eine weitergehende Untersuchung über die künstlichen Bedürfnisse Roms, über die Territorialhülfsquellen der Stadt und die überseeischen; die, wenn auch nicht ganz vollständig, doch viel interessante Zusammenstellungen darbietet, aber schwerlich einen kurzen Auszug duldet. Ohne Zweifel gehört dieser Aufsatz zu den fleißigen und brauchbaren Vorarbeiten zur Geschichte des Handels unter den Römern.

Von Petit-Radels Abhandlung über Dionys von Halicarnaß Authenticität in seiner Erzählung von der Gründung der Pelasgischen Colonien in Italien können wir aus einem andern Grunde hier kaum mehr als eine allgemeine Notiz geben — weil die Ansicht des

trefflichen Mannes — den ein zufälliger Umstand auf die Beschäftigung mit cyklopischem Mauerwerk, und diese erst auf das Studium alter Geschichte und classischer Litteratur gebracht hat — von dem Werthe und der Beschaffenheit mythischer Sagen so ganz verschieden ist von einer jeglichen in Deutschland dermalen gehegten, daß die Mittheilung derselben in speciellem Falle eben so zwecklos, wie die Widerlegung überflüssig seyn würde. Das ist allerdings wahr daß das Vorhandenseyn der sogenannten cyklopischen Mauern in Italien und Griechenland das Daseyn desselben Urvolkes in beiden Ländern mit erweist, und dadurch manche Sagen bey Dion. von Halik. an Gehalt gewinnen, aber diese werden darum nicht gleich zur unmittelbaren Historie. Die Auswanderung der Pelasger aus diesen Gegenden wurde nach dem Verf. durch vulkanische Eruptionen veranlaßt, wozu eine Notiz bey Dionysius und die Beschaffenheit der weiland von Pelasgern bewohnten Landstriche die Argumente liefert; die Eruption und die darauf erfolgte Auswanderung getraut sich der glückliche Mann auf vier Jahre ab und zu zu bestimmen. Der Verf. gibt am Schlusse sein Symbolum selbst ohne Hehl an: que la foi historique (an völlig ungeschichtliche Dinge nämlich) doit être comme la seconde religion des hommes solidement instruits.

Mehrere Aufsätze von Raoul-Rochette, über die Epoche der Auswanderung des Oenotrus, über die poëtische Improvisation bey den Römern, über eine Griechische Inschrift gefunden zu Calamo in Böotien, sind schon, als in seinen Dissertations sur différens sujets d'Archéologie enthalten, im 75. St. 1822 angezeigt und kurz beurtheilt worden. Gegen die erste derselben richtet sich eine zweyte Abhandlung von Petit-Radel, welche die Autorität des Dionys von Halik. in Bezug auf die

Epoche der Colonie des Deuatrus, 17 Generationen vor der Einnahme Trojas, auf dieselbe Weise vertheidigt, wie jener Gelehrte sie angegriffen — d. h. ohne eigentlichen Begriff von der Weise, wie Mythen als Localsagen entstanden, durch Dichter ausgebildet, durch Gelehrte geordnet worden sind. Ref. hat unzählige Mahl zu bedauern Anlaß, daß der Funke von Critik in diesem Fache, den der geistvolle Freret erweckt, in Frankreich so ganz erstorben ist.

Ueber den Wettstreit des Apelles und Protogenes von Quatremère de Quincy. Dieser einsichtsvolle und geistreiche Archäolog sucht der bekannten Kunstanekdote bey Plinius Sinn und Verstand abzugewinnen durch folgende Erklärung. Apelles findet bey Protogenes auf der Staffeley eine sehr große Tafel und macht darauf mit dem Pinsel — dessen sich die Alten viel zum Zeichnen bedienten — mit Farbe eine Umrißzeichnung (lineam), die Protogenes zurückkehrend ihrer Feinheit und Zartheit wegen bewundert, aber sogleich eine andre von noch größerer Feinheit mit andrer Farbe danebensetzt; Apelles kommt darauf wieder, und macht zwischen beide und so, daß diese dadurch durchschnitten, coupirt werden, eine dritte allerfeinste mit einer andern wahrscheinlich sehr hervorstechenden Farbe. Daß diese Erklärung mit den Worten: tenuiorem lineam in illa ipsa duxit, und tertio colore lineas secuit, übereinstimmt, will dem Ref. nicht einleuchten, doch gesteht er, daß die frühern Erklärungen entweder absurd sind, oder von den Worten noch weiter abgehn, als die gegebne.

Diesen Band schließt eine Abhandlung von Walckenaer, die einen sehr gelehrten und schätzenswerthen Beytrag zur Geographie des alten Galliens liefert. Das Volk der Gabali, zuerst von Cäsar, und ihre Hauptstadt Anderitum, zuerst von Ptolemäus erwähnt, haben ihren Namen erhalten, das

erste in der Comté de Gevaudan, wie schon früher bekannt, die letztere in einem Dorfe Antérieux, wie hier zuerst besonders durch die Peutingersche Tafel bewiesen, und die Meinung derer widerlegt wird, die Mende oder Javols für die alte Hauptstadt der Gabaler hielten; auch hat der Vf durch örtliche Anschauung gefunden, daß die Lage von Anterieux völlig mit der Beschreibung, die Sidonius Apollinaris von der Localität Anderitums gibt, übereinstimmt Die Aquae-Calidae auf jener alten Karte bey Anderitum sind das heutige Chaudes-Aigues. Mehrere Folgerungen daraus für die alten Gränzen der Gabaler und die Weise, auf welche die Diocesen der Gegend gebildet wurden, so wie die Bestimmung andrer topographischen Punkte müssen wir übergehen.

Ohne Druckort 1823.

Ueber den Gebrauch der Tirailleurs bey der Infanterie. Von einem süddeutschen Officier.

Wir zeigen diese aus wenigen Bogen bestehende Schrift an, weil sie einen höchst wichtigen Gegenstand zur Sprache bringt, dessen weitere Entwickelung sich als sehr wünschenswerth darstellt: nämlich den Gebrauch der Infanterie in aufgelöseter Ordnung, (en debandade, oder en tirailleur). Seit dem Revolutionskriege, hat man in allen europäischen Armeen, (ausgenommen die englische) auf diese Fechtart einen großen Werth gelegt Bey der preußischen Infanterie ist außer dem ganzen dritten Gliede, jedes dritte Bataillon eines Infanterie-Regiments, das aus drey Bataillons besteht, zum Agiren à la debandade bestimmt. Heut zu Tage findet, sagt der Verf. kein Revue-Manöver mehr statt, ohne daß sich dabey eine Menge Tirailleurs herum tummelt ꝛc. da doch die Hauptbestimmung der Infanterie sey, geschlossen und in Massen

zu fechten. Er glaubt eine Compagnie bey jedem Bataillon als Tirailleurs zu haben, sey völlig genug. Der ganzen Infanterie beide Fechtarten, geschlossen und en debandade, in gleicher Fertigkeit beybringen zu wollen, werde am Ende dahin führen, daß man weder gute leichte, noch brauchbare Linien-Infanterie besitze. Man übe die Infanterie im Tirailliren, nur mache man es nicht zur Hauptübung. Es geschehe vielmehr bloß deßwegen, um ihr zu zeigen, daß sie zuweilen zu diesem Dienst verwendet werden könne, und dieß immer nur in einem dazu passenden Terrain, nie, oder wenigstens selten während der Bewegung, sondern allein in fester Aufstellung: alsdann wird es keines großen Unterrichts bedürfen. Für das Eclairiren und Tirailliren während der Bewegung sollte nur ein Theil, — der vierte oder sechste eines Bataillons ausschließlich bestimmt seyn, denn dieser kleine Theil wird bald in die nöthige Ruhe, Festigkeit und Ordnung zurückkehren, wenn er wieder seinen Platz in der Linie einnimmt, da ihm die nebenstehenden Compagnien hierzu das Beyspiel geben. Dagegen wird ein ganzes Linien-Bataillon, einmal aufgelößt und schwärmend herumgetrieben, dann wieder gesammelt, für den Tag wenigstens seine feste Haltung und Consistenz verloren haben. Was oft schön auf Parade- und Exercierplätzen erscheint, kann wohl zuweilen das Auge der unkundigen Menge bestechen, aber nie den Kenner. Warum also die Uebungen im Frieden in schädliche Spielereyen verwandeln! Der Verf. bezieht sich vorzüglich auf Marbots kritische Bemerkungen zu Rogniats Betrachtungen über die Kriegskunst. — Nach unsrer Ansicht entscheidet die Beschaffenheit des Terrains vorzüglich über das zerstreute oder geschlossene Agiren der Infanterie. Das Terrain in Flandern, welches in den Jahren 1793 und 1794 vorzüglich das Theater war, auf welchem die französischen Tirailleurs eine so glänzende Rolle

spielten, war so durchschnitten, daß kaum eine Compagnie, geschweige denn ein Bataillon en ligne aufgestellt werden und 100 Schritte avanciren konnte. Die Alliirten handelten sehr unweise, daß sie auf einem solchen Terrain bey ihrem Systeme, der langen ausgedehnten Linie, die wie Infanterie geschlossen vorrücken sollten, beharreten, und ihre Bataillone nicht zum größten Theile à la debandade agiren ließen. Als die Franzosen später in den Ebenen Deutschlands Krieg führten, giengen sie auch wieder zu dem geschlossenen Agiren über. Wir sind mit dem Verfasser darin einverstanden, daß die Hauptstärke der Infanterie im geschlossenen Angriffe liege; auch daß es zweckmäßig sey, einen Theil des Bataillons als Tirailleurs zu üben. — Nur wollen wir dazu nicht geschlossene Compagnien, sondern Detachements von Schützen, d. h. von solchen, die mit Gewehren, womit man zielen kann, bewaffnet sind, und die das Treffen verstehen, haben, indem wir das Bataillon selbst, als einen Körper, der immer geschlossen bleibt, ansehen. Demnach scheint es uns zweckmäßig das geschlossene Agiren, bey den Friedens-Uebungen zum Grunde zu legen, und sind auch darin der Meinung des Verf., daß das Agiren à la Debandade keines großen Unterrichts im Frieden bedürfe, weil der Officier und Mann ohnehin dazu Neigung hat. Das dritte Glied in Detachements zu formiren, und nach Beschaffenheit der Umstände zur Verstärkung, oder als Unterstützung der Schützen vorgehen zu lassen, würde unsern Beyfall haben, wenn nicht die Erfahrung lehrte, daß nach wenigen Monaten des Feldzugs, die Bataillons gemeiniglich so zusammenschmelzen, daß man sie nicht mehr drey Mann hoch aufstellen kann. Einzelne Bataillons von Jägern, oder Schützen, haben, wenn sie zweckmäßig bewaffnet uud gekleidet sind, zum Dienste der Vorposten, und bey Avant- und Arriergarden ihren Nutzen, nur rechne man nicht darauf, daß sie Schlach-

ten gewinnen sollen. Vormals errichtete man sogenannte Freycorps, beym Ausbruche eines Krieges; in dem letzten Kriege that man dieses nicht. Wir sind der Meinung, daß man durch Errichtungen beym Ausbruche des Krieges dem Dienste der leichten Infanterie besser entsprechende Bataillons erhalte, als wenn man diese schon im Frieden unterhält. Das Mechanische des Garnison-Dienstes und der Friedens-Uebungen, ist dem Geiste der eigentlichen leichten Infanterie mehr nachtheilig, als vortheilhaft. Die Erfahrung lehrt, daß solche Bataillons in kurzer Zeit aus guten Subjecten formirt werden können. Die Jugend hat Lust und Geschick zu dieser Art von Dienst.

Rastatt.

Auf Kosten des Verfassers: Kampf um Tarragona, während des Befreyungskrieges der Catalonier, vom Jahre 1808 bis 1814, nebst ausführlichem Belagerungsplan: Von Fr. X. Riegel, Gr. Herz. Badenschem Hauptmann. 1823. 79 Seiten in 8.

Hr. von Riegel, bekannt als Verfasser des siebenjährigen Kampfes auf der Pyrenäischen Halbinsel, liefert uns hier eine Erzählung von den Kriegsvorfällen in und um Tarragona, die als ein Beytrag zu den Belagerungs-Geschichten der neuern Zeit, Aufmerksamkeit verdient. Wenn einst die spanische Infanterie als die ausgezeichnetste in Europa angesehen ward, so haben wir sie in unsern Tagen nur hinter Wällen und Mauern Beweise jener Tapferkeit und Ausdauer geben sehen, die sie unter Alba, Johann von Oesterreich, Farnese und andern unsterblich machten, während sie im freyen Felde, kurz da wo es auf den Gebrauch der blanken Waffen ankam, sich feig und muthlos bewies. Sonderbar, daß eine ehemals nicht minder berühmte Infanterie,

die Janitscharen, den nämlichen Character angenommen hat. Tarragona liefert auf der einen Seite einen Beweis, daß alle Schrecknisse menschentilgender Seuchen die Spanier nicht abschrecken konnten, die Festung während 56 Tage aufs Hartnäckigste zu vertheidigen, bis Bresche geschossen war, und es nun auf das Gefecht Mann gegen Mann ankam; während wir auf der andern Seite der Geschicklichkeit der Franzosen in der Belagerungskunst und ihrer Ueberwindung aller Hindernisse, unsern Beyfall nicht versagen können. Buonaparte hatte 1808 Tarragona mit 2000 Mann besetzt, die diesen Ort aber beym Ausbruche der Revolution freywillig räumten. Von nun an ward es ein bedeutender Waffenplatz für die spanischen Armeen, der durch den Umstand eine hohe Wichtigkeit erhielt, daß die Communication mit der englischen Flotte von den Franzosen, nicht ohne große Schwierigkeit, abgeschnitten werden konnte. Die Stadt ward eine geraume Zeit ein Stapelplatz für den englischen Handel. Den Spaniern sowohl als den Engländern war daher an ihrer Behauptung sehr vieles gelegen. Die Franzosen ihrer Seits boten alles auf, Meister von Tarragona zu werden. Wir übergehen die vielen Gefechte die bis zu der Zeit der förmlichen Belagerung in der Umgegend der Stadt seit 1808, vorgefallen sind, so wie die nach der französischen Einnahme dieser Stadt. Im J. 1811 hatte Suchet so bedeutende Fortschritte in Catalonien gemacht, daß er im Anfange May mit einem zahlreichen Heere die Belagerung selbst unternahm. Tarragona erhielt von Zeit zu Zeit, durch die englische Flotte Ersatz an Mannschaft und Vorräthen, die Besatzung kann als eine kleine Armee betrachtet werden. Täglich machte sie große und kleine Ausfälle, von welchen mehrere mit Erfolg, verlor aber durch Stürmen ein Außenwerk nach dem andern. Nach einer sechs und funfzigtägigen Belage=

rung ergab sich der Gouverneur, nachdem er die Stürme abgeschlagen hatte, welche die Franzosen unternahmen, ehe die Bresche völlig practikabel war. Eine längere Vertheidigung war allerdings möglich; aber den Spaniern entsank der Muth, als sie die französischen Bajonette gegen sich sahen. Der spanische Gouverneur erzählt diesen Vorfall in seinem officiellen Berichte, folgendermaaßen: entschlossen zur kräftigsten Abwehr der feindlichen Stürme, postirte ich 2 Batl. Provinzial-Grenadiere und das Regiment Almeria der Bresche gegen über mit dem ausdrücklichen Befehle, beym ersten Erscheinen der Franzosen in derselben ohne Flintenschüsse auf sie loszustürzen und sie mit dem Bajonette allein zum Rückzuge zu zwingen. Ich ließ den Soldaten Wein, Brantewein und Tabak geben: ich entflammte den Muth durch meine Reden. Doch das Ereigniß entsprach meiner Erwartung nicht. Die Franzosen wurden zwar mit rühmenswerther Entschlossenheit empfangen, allein mein Befehl die Sturmcolonne während ihres Vorrückens selbst anzugreifen wurde nicht befolgt; ja das Regiment, den Grenadieren zur Verstärkung und Unterstützung beygegeben, wich sogar zurück. — In Unordnung zogen sich unsere Truppen von der Mauer zurück, und sprangen über die Mauern und Palisaden dem Meere zu, in der eitlen Hoffnung sich durch die Flucht zu retten, u. s. f.

Dies Ereigniß verdient hohe Aufmerksamkeit. Unsere modernen Fortifications-Systeme sind alle auf den Grundsatz basirt, daß man den Feind in dem Augenblick, da er stürmt, mit den blanken Waffen angreifen und zurückschmeißen soll. Hier sehen wir eine noch 8000 Man starke Besatzung, die Wunder der Tapferkeit verrichtet hat, sobald es auf den Gebrauch des Bajonets ankommt, davon gehen, ohne Widerstand zu leisten. "Aber dies waren Spanier", wird man sagen. Allein diese nämliche

Nation vertheidigte Saragossa von Schritt zu Schritt; weil man die Häuser crenelirt und Abschnitte in den Straßen gemacht hatte, kurz weil man sich noch ferner mit dem Feuergewehre vertheidigen konnte. Es scheint uns in der Natur der Sache zu liegen, daß die Besatzung einer Festung, die an die Vertheidigung mit den Feuerwaffen gewöhnt wird, und deren, selbst glückliche Ausfälle, sich doch immer mit Rückzügen endigen, am Ende das Vertrauen zu den blanken Waffen und den Muth sich ihrer zu bedienen, verliert. Es kann seyn, daß sie sich bey einem Sturme, in den Straßen einzeln, als Verzweifelte schlägt, aber auf einen geschlossenen ruhigen Angriff mit dem Bajonette ist wohl nicht zu rechnen. — In dieser Belagerung hatten die Franzosen aus 24 Batterien, 40,000 Geschützkugeln gegen 130,000 des Feindes gewechselt, und 5000 Klafter Laufgraben eröffnet. 9761 Spanier geriethen in Gefangenschaft 6000 Leichnahme hatte man während der Belagerung in der Stadt verbrannt. 305 Canonen nebst vielen Vorräthen wurden erbeutet. Der Verlust der Franzosen betrug im Ganzen 3627 Individuen. Auf Befehl von Buonaparte ließ Suchet unter der ersten Linie von Tarragona, nach der Einnahme, 30 Mienen-Tonnen und Pulvermagazine anlegen um sie zu zerstören. Nachdem die Stadt von Besatzung und Einwohnerschaft geräumt worden, gab Suchet mit Sonnen-Untergang durch drey Canonenschüsse das Zeichen zum Anzünden. Die französische Armee sah von benachbarten Höhen dem fürchterlichen Schauspiele zu, dem schwerlich der Ausbruch eines Vulkans an schrecklicher Schönheit zu vergleichen seyn dürfte. Ein Augenblick reichte hin, eine Stadt zu vernichten, die durch ihre Alterthümer ehrwürdig, in der Geschichte Spaniens ein für alle Zeiten dauerndes Denkmal stehen wird.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

19. Stück.

Den 31. Januar 1824.

Amsterdam.

Eunapii Sardinani vitas sophistarum et fragmenta historiarum recensuit notisque illustravit Jo. Fr. Boissonade. Accedit annotatio Dan. Wyttenbachii. Amstelodami, apud Petrum den Hengst et filium. 1822. in 8.

Erster Theil. Vorreden des Herausgebers, des Junius und Commelinus, S. I-XXVII, Eunapii vita von Junius mit hinzugefügter Nachweisung der Quellen, S. XXVIII-XXXII; de Eunapio aus Fabricius bibl. graec. ed. Harles; S. XXXIII-XXXIX, Veterum testimonia aus dem Photius und Suidas, S. XL-XLIII; Nova addenda et corrigenda, S. XLIV-LIX. Text des Eunapius, S. 1-120; Boissonadi adnotationes, S. 121-454. Appendix, Eunapii fragmenta continens, aus den excerptis de legationibus, S. 455-488, aus dem Suidas und Photius, S. 489-545; Addenda et corrigenda, S 546-604.

Zweyter Theil: Danielis Wyttenbachii annotatio in Eunapium, S. 1-329 Index sophistarum et philosophorum, quorum vitae ab Euna-

pio peculiariter describuntur; S. 330. Index criticus scriptorum in Boissonadi adnotationes, S. 331 - 336; in Wyttenbachii annotationem, S. 337 - 338. Index in Boissonadi adnotationes, S. 339 - 393; in Wyttenbachii annotationem, S. 394 - 414.

Zwey der berühmtesten Philologen unseres Zeitalters bieten hier dem Genuß der Gelehrten die reifen Früchte einer vieljährigen Thätigkeit dar, in der Bearbeitung eines Schriftstellers, welcher zwar bisher den Philologen, wie den Geschichtschreibern der Philosophie, des Christenthums und der Deutschen Geschichte keineswegs unbekannt war, aber doch jetzt zum erstenmal in einer lesbaren und das eindringende Verständniß möglich machenden Gestalt erscheint. Um aber nach vollendetem Studium dieses Werkes unsern Lesern eine allgemeine Uebersicht von dessen Leistungen geben zu können, glaubt der Verfasser dieser Anzeige sich hier die Freyheit nehmen zu dürfen, Altes, was jedoch großentheils erst durch die jetzigen Herausgeber bekannt geworden ist, mit Neuem, und ein anspruchloses Urtheil über die Herausgeber mit dem über den wenig gelesenen und gekannten Schriftsteller selbst zu verbinden.

Die erste kritische Ausgabe des Eunapius verdanken wir dem Holländischen Arzt Hadrianus Junius, und der von ihm ausgemittelte Text ist im Allgemeinen auch die Grundlage dieser neuesten Bearbeitung geblieben, da die seitdem aufgefundenen handschriftlichen Mittel zwar im Einzelnen Bereicherung und Berichtigung gewähren, aber eine völlige Umgestaltung des Textes nicht erlauben, wie sehr auch diese jedem fühlbar ist, der nur wenige Seiten gelesen hat, so daß man dem Junius beystimmen muß, wenn er über sein gebrauchtes Manuscript äußert: erat ita multis locis hiulcum et infinitis iisque portentosis mendis sic refertum

suit, ut Paeonime manus ope in persanandis Chironiis plagis esse opus mihi videretur. Die Lateinische Uebersetzung des Junius ist die einzige, welche bis jetzt vom ganzen Eunapius existirte. Ref. hat sie mit dem Text des Originals verglichen, und muß sie, so ungewießbar und fehlerhaft sie auch erscheint, dennoch für ein Meisterstück in ihrer Art und für die damaligen Zeiten erklären. Freylich ist sie nur eine einzige fortlaufende Conjectur, eine beständige Errathung des Wahrscheinlichen aus den dunkeln Orakeln des Textes, bald mit willkührlichen Ergänzungen der Gedanken, bald mit verzweifelten Sprüngen zur Verbindung offenbarer Lücken. Dennoch haben die jetzigen Herausgeber nichts vermocht, als sie an vielen einzelnen Stellen zu verbessern und an den meisten übrigen ihre Richtigkeit auf sich beruhen zu lassen. Gewiß aber wäre es ein wesentlicher Gewinn gewesen, wenn jene Uebersetzung die ohnehin selten geworden ist, nach den gegebenen Verbesserungen umgearbeitet wieder mit abgedruckt worden wäre. Denn Boissonade's Entschuldigung, daß der Commentar die Stelle derselben vertrete, möchte bey diesem Schriftsteller weniger als anderwärts genügend befunden werden, zumal für eine Ausgabe, die alles Uebrige vollständig umfaßt, und da ein neuer Bearbeiter des Eunapius wohl so bald nicht wieder auftreten möchte.

Was der Heidelberger Buchdrucker Commelinus für den Eunapius geleistet, erscheint für sich und in Beziehung auf die jetzige Ausgabe von geringerer Bedeutung; doch ist durch die von ihm verglichenen zwey Palatinischen Handschriften einiges verbessert und ergänzt worden. Die seitherigen Bemühungen der Philologen aber sind durch eine auffallende Fügung des Schicksals immer unterbrochen worden, und nie über einzelne Vorbereitungen, Collectaneen und Versuche gediehen. Fabricius zerfiel mit seinem Verleger, als erst wenige Bogen sei-

ner Ausgabe gedruckt waren. Seinen Apparat erbte sein Schwiegersohn Reimarus, der ihn zum Behuf einer neuen Bearbeitung an Carpzov in Helmstädt überließ, quod est (wie es in der Vorrede heißt) apud Bructeros (?) in Saxonia inferiore oppidum. Carpzov brachte es aber ebenfalls nur bis zu einem specimen Eunapii edendi: der Tod übereilte ihn, und in der Versteigerung seiner Bibliothek wurde Wyttenbach von Morgenstern überboten, in dessen Besitz sich wahrscheinlich der Eunapianische Nachlaß des Fabricius noch jetzt in Dorpat befindet. Eine angekündigte Bearbeitung von Wagner wurde ebenfalls unterbrochen; seine Papiere kamen in Erfurdt's Besitz, aus dessen Händen sie Boissonade zu seinem Gebrauch erhielt, wie sie denn auch hin und wieder in dessen Anmerkungen angeführt werden. Unterdessen hatte auch Wyttenbach seine gelehrte Sorgfalt dem Eunapius gewidmet und bereits im Jahre 1769 zu Göttingen eine epistola critica bekannt gemacht, die einzelne Anmerkungen dazu enthielt. Der Vorrath vermehrte sich durch Sammlungen, die der fleißige Gelehrte bis in sein Alter fortsetzte, und wozu er handschriftliche Bemerkungen und die Collation eines Mediceischen Codex, von Abraham Gronovius oder wie Boissonade meint, von dessen Vater Jacob Gronovius benutzte. Er versprach, sie zu der von Boissonade zu veranstaltenden Ausgabe zu liefern. Sie bilden demnach, wie schon der Titel angedeutet hat, den Inhalt des zweyten Bandes; aber leider geht Wyttenbachs treffliche Arbeit nur bis beynahe zu dem Ende der Lebensbeschreibung des Proäresius, und nun hören wir ihn selbst über die eingetretene Unterbrechung! Seine Schlußworte sind: Hactenus annotationem hanc conscripseram auctumno anni 1812, cum in nostram Academiam Francica ordinatio incidit: hinc Eunapius e manibus, nescio quomodo, depositus: annotandi officium im-

termissum usque ad hunc diem, qui est 17. Aprilis anni 1818. Interea vetus oculorum detrimentum increverat: accesserant nova, tarditas aetatis, rigor artuum, tremor manuum, alia multa, omnia adversaria studendo: in quo sunt multae magnaeque partes corporis, volutari in bibliotheca, librorum sedes nosse, eos inde promere, in pulpitis exponere, evolvere, excerpere; quae plena sunt sudoris. Ut igitur in operis difficultate longe majore, nostra facultate multo minore, lectores nobis ignoscant, si annotationis copiam et frequentiam ad paucitatem et brevitatem revocabimus. — At neque hoc efficere increscens infirmitas sivit: sed propositum opus finire coëgit die 25 Februarii, 1819. Nun stimmen wir in Boissonade's Wunsch: Utinam lateret adhuc Sophista cum enormi commentariorum apparatu, Wyttenbachiusque superesset, egregium illud Batavae gentis decus et literarum antiquarum ornamentum!

Boissonade endlich hat zwar der gegenwärtigen Ausgabe die Vollendung ertheilt; allein seine eigne Arbeit ist unabhängig und ohne Rücksicht auf Wyttenbachs später geschriebenen Commentar geblieben. Demnach ist zwar das literärische Eigenthumsrecht beider Gelehrten in ihren Verdiensten um den Eunapius streng geschieden; aber für die Behandlung des Schriftstellers selbst ist dies doch ein Umstand von ungünstigen Folgen geworden. Der Text nämlich enthält diejenigen Verbesserungen nicht, welche durch Wyttenbachs Handschriften und Conjecturen ihm hätten zu Theil werden können, wenn sie vor dem Abdruck der einzelnen Bogen in Boissonade's Hände gekommen wären, und so muß man alle Nachträge der Art aus den novis addendis und corrigendis hinzunehmen, welche wiederum einer starken Berichtigung bedürfen würden, weil sie nur oberflächlich hingeworfene Bemerkungen und Rand-

glossen von Wyttenbach enthalten, die in der Art noch nicht zum Druck bestimmt waren, und wobey man nur die Gewissenhaftigkeit ehren muß, mit welcher Boissonade verfuhr, indem er nichts weglassen wollte, was aus des hingeschiedenen Freundes Feder geflossen war. Für den Gebrauch aber ist dies um so unbequemer, da Boissonade nicht minder eine abermalige reichliche Nachlese von addendis und corrigendis seines eigenen Commentars hinzugefügt hat, welche unter andern manche Kritiken von Koray und einige Mittheilungen von Bast, letztere in Französischer Sprache enthalten. In Boissonade's Commentar aber findet sich nun gar manches, was der Verfasser würde geändert haben, wenn er vorher Wyttenbachs Anmerkungen zu derselben Stelle hätte benutzen können; hin und wieder sind auch Gegenstände, in deren Behauptung oder Beweisführung beide Gelehrte mit einander übereinstimmen, so daß alsdann in beiden Commentaren dasselbe doppelt gesagt wird. Vergleichen wir aber den inneren Werth beider im Ganzen, so möchte philosophische Gelehrsamkeit, Belesenheit und gründliches Studium in beiden gleich musterhaft erscheinen; an Reichthum und Benutzung handschriftlicher Hülfsmittel hingegen ist Boissonade hervorstehend, während treffender Scharfsinn, glückliche Erforschung des dunkeln Sinnes, einleuchtende Verbesserungen des Textes durch Conjectural-Kritik und deren vollständige Beweisführung in ungleich höherem Grade Wyttenbachs Eigenthum und Verdienst sind. Wer die Art und Weise kennt, in welcher die Holländischen Philologen über jede einzelne Stelle das Füllhorn ihrer philologischen und kritischen Belesenheit ausgießen, wer den Geist und die Form von Wyttenbachs philologischen Schriften kennt, dem braucht nicht erst ein Bild von diesem neuen Ausfluß seiner schriftstellerischen Thätigkeit entworfen zu werden.

Boissonade's handschriftliche Hülfsmittel, deren Benutzung wir bereits andeuteten, sind folgende: 1. Eine Vaticanische Handschrift, welche sich zu der Zeit der Französischen Continental-Herrschaft in Paris befand, und die außer dem Diogenes Laertius, Philostratus und Alciphron auch den Eunapius enthält. Sie war jedoch nur bis in die Mitte des Aedesius leserlich (S. 32 in dieser Ausgabe); weiterhin konnten nur noch einzelne Stellen entziffert werden; doch ist hierdurch noch eine Lücke im Chrysanthius ergänzt worden. 2. Einige Pariser Handschriften des 16ten Jahrhunderts, sämmtlich sehr lückenhaft; 3. Die Collation einer Venetianischen Handschrift, besorgt von Morelli, welcher diese für eine Abschrift eines nur theilweise von andern verglichenen Florentinischen Codex hielt. 4. Drey Neapolitanische Handschriften, welche von Avellinus, jedoch nur für das Leben des Libanius verglichen wurden. 5. Eine von Valesius aus einem Codex des H. Memmius gemachte Collation, welche durch Villoison auf Dureau de Lamalle vererbt war. 6. Drey Plantinische Ausgaben mit allerhand Randglossen. 7. Wagner's Apparat, von Erfurdt mitgetheilt. 8. Einige handschriftliche Bemerkungen von Valckenaer. 9. Conjecturen von Koray. Eine Menge anderer Beyträge, Berichtigungen und Bemerkungen sind aus den Schriften deutscher Philologen geflossen, in denen Boissonade sehr bewandert erscheint, so weit sie in Lateinischer Sprache geschrieben sind. Ein Deutsch geschriebenes Werk findet sich nach französischer Sitte nirgends berücksichtigt, und doch hätte schon Krug's Geschichte der Philosophie alter Zeit zwar keine Aufklärung im Einzelnen, aber doch manche treffliche und originelle Ansicht im Allgemeinen dem Verfasser geben können.

Wenn nun das Gesetz der Gründlichkeit uns gebietet, einzelne Stellen und deren Behandlung beurtheilend auszuheben, so heischt auf der andern

Seite die Vorschrift der Kürze für eine ohnehin schon gedehnte Anzeige Einschränkung. Rec. wählt die hier freylich gefahrvolle Mittelstraße, über wenige Stellen kurze Andeutungen hinzuzufügen, welche zur Bestätigung eines oder des andern oben berührten Punctes dienen können. S. 3. τρίτη— διέτεινεν. B. hat hier manches nach Gutdünken geändert, ohne doch dem Satz zu einer Klarheit des Gedankens zu verhelfen; dagegen hat W. die Stelle vollkommen verständlich gemacht, nur freylich mit gewaltsamen Aenderungen des Textes, welche keine Handschriften bestätigen. Sehr richtig ist die Erklärung von ἀνδρῶν φορά, unter welchem Ausdruck B. sich nichts Deutliches denken konnte. S. 7. κρίνειν τοὺς παλαίους ἐπετέτακτο ist von B. gar nicht, von W. richtig erklärt worden. S. 10. Der Καυσάθαν, welchen Porphyrius austreiben konnte, hat hier auch in den Köpfen der Kritiker gespukt, und weder B. noch W. haben sich in Person an denselben gewagt; doch berichtet der erstere, daß Silvestre de Sacy ihn durch die Etymologie von כּוֹס (poculum) und שָׂטָן zu bannen versucht habe, ein Versuch, der jedoch dem Rec. von keiner Wirkung zu seyn scheint, weshalb er es der Beurtheilung der Orientalisten überläßt, ob man ihn durch כָּזָב שָׂטָן zu einem Lügen-Satan machen könne. S. 16. Für φθειρόμενον (sc. σῶμα) hat W. τρεφόμενον conjecturirt, ohne Grund, da die Dunkelheit des Sinnes nicht gefährdet ist. S. 24. Eine glänzende Verbesserung von W. würde μάθημα seyn für μεθ' ἡμᾶς, wenn sich nur beweisen ließe, daß μάθημα im gewöhnlichen Sprachgebrauch scientia genethliaca, horoscopica bedeutet habe, wie er es von dem Adjectiv μαθηματικός gewesen ist. S. 39. Der Text findet sich hier wie an andern Stellen nicht nach W. Berichtigungen verbessert, nach denen die gelassene Lücke hätte ausgefüllt wer-

den können. S. 62. Das verstümmelte Wort βαστα hat zwar W. durch Conjectur zu bessern gesucht; doch möchte jedes Bemühen der Art hier fruchtlos scheinen, da offenbar etwas Geheimnißvolles hier stand, dessen Bedeutung kein Ungeweihter enträthseln sollte, wie der Schriftsteller selbst durch den Zusatz andeutet: οὐ παντός ἐστι καταμαθεῖν ὃ λέγω. S. 99. Was Laisposia und Damasia im Eupolis für Bäume gewesen seyen, bleibt noch zu enträthseln. S. 100. Der Schlußsatz des Libanius findet sich in den früheren Ausgaben nicht, und ist erst aus den Valesianischen Excerpten hinzugefügt. — Abschreckend erscheinen übrigens die beständigen Ausrufungen: Locus intricatissimus et plane corruptus! Exspectandi codices! Sed me non extricabam! u. s. w. Aber eben hier kann man auch von W. lernen, daß die Conjectural-Kritik nicht ein vorwitziges und nutzloses Spiel des Witzes, sondern ein Erzeugniß der Nothwendigkeit, gepflegt von Einsicht, Scharfsinn und Belesenheit seyn soll.

Eunapius liegt jetzt mit allen Eigenheiten seines Styls und seiner Denkungsart offenbar und klarer vor uns, als je zuvor. Wohl muß man Wyttenbach beystimmen, wenn er die Schreibart desselben schildert als ein compositionis genus tortuosum, parenthesibus implicitum, perplexum, quod in locis suspectis etiam interpretem dubium relinquat scriptorisne an descriptoris vitium subsit; und dem Boissonade, wenn er ihn charakterisirt als einen duri et contorti ingenii philosophum. Auch Hurtius hat Recht, bey dem er homo superstitionibus ad delirium usque deditus genannt wird, und der thaumaturgische Theil seiner Werke ist um nichts mehr werth, als was gläubige Gemüther von den vermeintlichen Wunderthätern der neuesten Zeit erzählen. Aber wenn Eunapius in den meisten Büchern über Literatur als einer der heftigsten und erbittertsten Gegner des

Christenthums verschrieen wird, wenn er von Barth genannt wird: rabiosus Diaboli canis, sceleratusque rabula omnem christianismum furiose allatrans, — so findet Rec. diese Beschuldigung höchlich übertrieben. Die meisten Beziehungen auf das Christenthum sind nicht unmittelbar, sondern liegen in Lobpreisungen des Heidenthums und seiner Wunder und in Herabsetzung des allerdings zweydeutigen Constantinus. Wird doch selbst die Milde heidnischer Fürsten gepriesen, die den Christen Sanftmuth und Duldung schenkten. Das Stärkste, was sich gegen das Christenthum findet, betrifft Dinge, welche bis auf den heutigen Tag im Christenthum das Object unserer Verachtung sind, nämlich die abgöttische Verehrung der Reliquien und die scheinheilige Rohheit unwissender Mönche und Pfaffen. Ueber letztere findet sich die interessanteste Stelle S. 44.599 dieser Ausgabe, worüber Rec. in einer theologischen Zeitschrift seine Bemerkungen mittheilen wird. Freylich klingt es hart, wenn die schwarze Farbe der Geistlichen hier als das Panier aller verborgenen Schlechtigkeit geschildert wird, und den Mönchen Schuld gegeben ist, daß sie verrätherisch den Alarich durch die Thermopylen zur Verheerung von Griechenland geführt hätten.

Bey dieser Gelegenheit müssen wir unsere Lesern auf zwey Griechische Anecdota aufmerksam machen, welche durch Boissonade jetzt zum ersten mal abgedruckt und seinem Commentar einverleibt worden sind. Das eine ist das Gedicht eines unbekannten Chrisophorus auf die Thorheit eines Mönchs, der die Reliquien abergläubisch verehrte, in 132 sechsfüßigen Jamben.

Das andere ist eine epistola Heracliti ad Hermodorum inedita aus dem Vaticanischen Codex Nr. 1353, vormals im Besitz des Constantinus Laskaris, dessen κτῆμα καὶ πόνος er genannt wird. Der Inhalt des Briefes ist über weltbürgerlichen

Sinn und Würde der Menschen, Reflexionen veranlaßt durch die Vertreibung des Hermodorus durch die Ephesier. Lesarten sind aus cod. 1760 und 1085 Glossen aus cod. 1720 hinzugefügt. Uebrigens hat bereits Iriarte erwähnt, daß dieser Brief sich in einer Handschrift zu Madrid (Catalog. S. 76) befinde, und etwas davon hatte schon Politianus (miscell. 51) in einer Lateinischen Uebersetzung mitgetheilt.

Was die excerpta de legationibus betrifft, so haben wir hier nur wenige Worte darüber zu bemerken. Der Text ist nirgends, wo Lücken waren, ausgefüllt, auch die Lesart nur selten verbessert. Die Anmerkungen sind nicht so gründlich und ausführlich als die früheren. Doch läßt sich einiges daraus zu Höschel nachtragen. Der Inhalt dieser Excerpete betrifft die Römische und Deutsche Geschichte in dem Zeitraum von 358 bis 393, und schließt mit der Ermordung des Eriulph durch Fravitus. Die Gothen werden darin gewöhnlich Scythen genannt, wie denn die Griechischen Geschichtschreiber zwischen Celten, Germanen, Sarmaten und Scythen fast nie einen durchgehenden Unterschied gemacht haben. Wir aber, die wir aus andern Quellen besser darüber unterrichtet sind, brauchen ihnen in dieser Verwirrung nicht zu folgen. Damit zerfällt aber von selbst Boissonades Meinung, daß die Russen Abkömmlinge jener Scythen (d. i. Gothen) seyen, und er hätte sich die wehmüthige Erinnerung sparen können, die er S. 47. in den Worten ausspricht: Nuper Parisiis Russos vidimus, Scytharum horum ἀπογόνους, immani proceritate, sterno mirum in modum prominente, corpore circa lumbos strigoso et constricto, homines plane σφηκοειδεῖς.

Die aus dem Suidas gesammelten Fragmente des Eunapius sind an der Zahl 76. Darunter sind jedoch nur 46 unbezweifelte Stücke des Eunapius,

bey denen entweder von Suidas der Name des letzteren ausdrücklich genannt wird, oder wo man wenigstens durch sichere Schlüsse zu dieser Annahme gelangt. Die 30 übrigen werden dem Eunapius von Boissonade nur nach einer ungefähren Wahrscheinlichkeit zugeschrieben, die bald größer bald geringer ist. Eins (Nro. 46) findet sich sogar darunter, was mit hoher Wahrscheinlichkeit dem Dio Cassius gehört und auch von Reimarus unter die Fragmente desselben aufgenommen ist. Die meisten dieser Fragmente haben übrigens keinen wichtigen und bedeutsamen Inhalt, oder sie sind so aus dem Zusammenhange gerissen, daß Sinn und Beziehung nicht wohl mehr erkannt werden. Manche Fragmente bestehen aus einzelnen Wörtern die noch dazu, wie ζεῦγμα, [illegible]λόν, ἀνῆψεν, nicht einmal eine linguistische Merkwürdigkeit darbieten. Anziehender sind sieben einzelne von Photius aufbewahrte Ausdrücke des Eunapius, die dessen Styl characterisiren, wie er die Charakterschilderungen seiner Personen von Hähnen, Hirschen, Schweinen, Habichten, Raben und Affen entlehnt, und von Thränen spricht, die in Flüssen und Strömen herab rinnen.

K. D.

Kopenhagen.

Religion der Carthager, von Friedrich Mün[illegible]er, Bischof von Seeland ꝛc. 1821. 4. 171 Seiten.

Wenn gleich diese Schrift eine zweyte Auflage heißt, so ist sie doch so verbessert und vermehrt, daß sie als neu betrachtet werden kann; und wir erwähnen ihrer um desto billiger, da die erste Auflage 1816 in diesen Blättern nicht angezeigt ist. Der Verf. geht von der Untersuchung der allgemeinen Beschaffenheit der Carthagischen Religion aus. Sie war phönicischen Ursprungs, ein Zweig des im

Orient so weit verbreiteten Sternen- und Feuerdienstes; aber sehr ausgeartet von ihrer ursprünglichen Reinheit. Unter dem Sternendienst versteht der Verf. vorzüglich den Sonnendienst, und Monddienst; denn daß die andern Gestirne von ihnen verehrt worden wären, ist wenigstens nicht bekannt. Dieß wird gezeigt, indem der Verf. ihre Gottheiten einzeln durchgeht. Zuerst Baal und Moloch, der Kronos der Griechen. Sein Nahme, seine Gestalt, sein Tempel. Bekanntlich war es diese Gottheit der die Menschenopfer gebracht wurden. Daher eine ausführliche Untersuchung über diese. Daß die Carthager diese schon von ihren Stammvätern mitbrachten, ist bekannt; aus den gelehrten Erörterungen des Verf. geht hervor, daß sie dieselben zahlreicher wie andere brachten, und daß, wenn sie auch in gewissen Zeiten vermindert wurden, die Sitte doch nicht ganz abgeschafft werden konnte; und selbst in dem spätern Römischen Carthago wieder auflebte. Wenn wir aber diese Gewohnheit über einen so großen Theil von Africa verbreitet sehen, sollte sie nicht ihre Hauptnahrung in dem eben so allgemein verbreiteten Sclavenhandel gefunden haben, der von den Carthagern in einem so großem Umfange getrieben ward? Ob Melkarth (der Heracles der Griechen) von dem Baal ursprünglich verschieden gewesen sey, will der Verf. nicht entscheiden. Daß auch sein Cultus so wie der des Bel sich ursprünglich auf die Sonne bezog, muß man sehr wahrscheinlich finden, wenn auch vielleicht unter besonderen Modificationen. Was wir mit Gewißheit sagen können ist nur, daß er der Colonialgott der Phönicier wurde. Er blieb es auch bey den Carthagern; aber wohl nicht allein. Auf diese Weise, sagt der Verf. ward er denn auch der Handelsgott. Nach dem schönen Mythus beym Diodor IV, 17. kann man wohl nicht zweifeln, daß daran zugleich die Idee von der Verbreitung Phö-

nicischer Cultur geknüpft wurde. Die Gestalt desselben ist freylich jetzt nicht mehr mit Sicherheit auszumitteln. Die Münzen von Thasos, auf denen er kniend und den Pfeil abdrückend dargestellt ist, können unsers Erachtens nicht Auskunft geben, da Herod. II, 44. ausdrücklich den Tasischen von dem Tyrischen Hercules unterscheidet; und beide in Tyrus ihr abgesondertes Heiligthum hatten. Astarte, die weibliche Hauptgöttin der Tyrier, hält der Verf. für das empfangende und gebährende Princip der Natur. Aber wenn der Cultus dieses Volks Sternendienst war, ist es denn nicht natürlicher die Astarte ursprünglich sich als Mondgöttin zu denken, um so mehr da sie gehörnt erscheint; welche Ideen auch später damit in Verbindung gesetzt seyn mögen? Ohne Zweifel war sie von Tyrus nach Carthago gewandert, wo ihr Tempel von großem Umfange war, und selbst auch noch in der spätern Römischen Stadt für sehr heilig gehalten ward. Selbst bis in die Zeiten von Theodosius d. G. läßt ihr Dienst sich noch verfolgen; wenn gleich seit Constantins Zeiten ihr Tempel in Carthago allmählich verlassen ward. Die Schiff- und Seegötter; zu ihnen gehören die Cabiren (Pateken) wie aus Herodot bekannt ist. Der Verf. handelt von ihnen im Einzelnen; worin wir ihm nicht folgen können; da dieses in die Untersuchung über die Samothracischen Gottheiten hineingeht. Ferner Poseidon, der Meergott; dessen Punischer Nahme aber nicht bekannt ist. Seine Gestalt vielleicht nach den Münzen von Carteja, der Colonie in Hispania Baetica. Nach Herodot war Poseidon eine Lybische Gottheit; daß die Carthager auch den Dienst fremder Götter zuließen, wird durch das Beyspiel der Ceres und Proserpina gezeigt; der aus Sicilien herüberkam; und auch das Punische Carthago noch überlebte. — Der Dienst von Heroen (vergötterten Menschen) kann bey den Carthagern

nicht ganz geläugnet werden; da Dido, Jolaus und die Philänen, welche durch ihre Aufopferung Carthago die erweiterten Grenzen nach der großen Syrte hin verschafften, als Gegenstände der Verehrung vorkommen. Ueber die Orakel; den Thierdienst; und verschiedene andre Sacra. Daß die Carthager Wahrsager hatten, ist nicht zweifelhaft; aber daß ihre einheimischen Götter Orakel ertheilten, scheint uns doch nicht erwiesen. — Einen eignen Priesterstand kannten die Carthager nicht; das Priesterthum war nicht das Vorrecht eines Stammes oder Caste. Ihre Anzahl muß doch aber bedeutend gewesen seyn: und sehr wahrscheinlich stand auch hier, so wie in der Mutterstadt, ein Oberpriester an der Spitze. Von ihren Festen wissen wir wenig oder nichts, als daß bey außerordentlichen Gelegenheiten Trauer- und Freudenfeste gefeyert wurden. Zuletzt Einfluß und Wirkung der Carthagischen Religion. Ein so grausamer Cultus, als wenigstens zum Theil, der Carthagische war, konnte wohl nicht viel zu der Milderung der Sitten beytragen. Sehr wahr ist indeß die Bemerkung, daß mit dieser Religion doch eine Ausbildung bestehen konnte, bey der während einer Jahrhunderte langen Dauer des Staats alle Künste des Kriegs wie des Friedens gedeihen konnten. — Angehängt ist der Abhandlung noch ein Schreiben an den Hn. Geh. Hofrath Creuzer, über einige Sardische Idole; wovon auch die Abbildungen beygefügt sind.

Die Leser sind es schon aus den frühern Schriften des ehrwürdigen Verfassers gewohnt, eine Fülle von Gelehrsamkeit, eine Vielseitigkeit von Kenntnissen, und einen Forschungsgeist zu finden, der nichts vernachlässigt, wo er glaubt Stoff für sich zu finden. Diese Eigenschaften zeichnen auch im vollsten Sinne diese Abhandlung aus, die einen so reichen Beytrag zu der Reihe ähnlicher, schon früher von dem Verf. angestellter, Untersuchungen liefert.

Hn.

Paris.

Mémoire sur les Calculs vésicaux et sur l'opération de la taille, dans le Cheval. Par J. Girard, Directeur de l'Ecole Veterinaire d'Alfort etc. 1823. 34 Seiten in Octav mit vier ungemein saubern lithographischen Abbildungen von fünf sowohl ganzen als durchschnittenen Harnblasen-, und einem Speicheldrüsensteine.

Man verrichtete zu Alfort den Lateral-Steinschnitt an einem Beschäler der zwar glücklich ablief, doch eine Harnfistel zurück ließ. Ein anderer Fall lief nicht so glücklich ab. (Sollte nicht der Schnitt in der weißen Linie vorzuziehen seyn?) Die Harnblasen-Steine der Pferde seyen nicht so mannigfach wie die menschlichen beschaffen, indem sie bloß aus einem mit thierischem Schleime gemischtem kohlensaurem Kalke beständen, doch so, daß sich drey Species derselben unterscheiden ließen. Das im Jahr 1793 von Fourcroy als ein véritable lithontriptique zur Schmelzung der Harnblasensteine der Pferde und anderer einzehiger Thiere angekündigte Eau vinaigrée hat sich keineswegs als ein solches hinlänglich bewährt. Ob der Hn. von Cloquet vorgeschlagene in der Blase anzubringende Wasserstrom, oder der von dem Hr. Dumas und Prévost zu Genf angerathene elektrische Strom (courant galvanique) mehr leisten könne, will der Verf. versuchen und die erhaltenen Resultate bekannt machen. In der Erklärung der Tafeln wird ein Irrthum Vicq-d'Azyr's berichtiget, welcher in der Histoire de la Société royale de Médecine pour l'année 1779, pag. 234. pl. 11. fig. 6. einen Speicheldrüsenstein, welcher sich noch in der Sammlung der Veterinär-Schule zu Alfort befindet, als einen Harnblasenstein beschrieben hatte.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

20. Stück.

Den 2. Februar 1824.

Göttingen.

Am 17. Januar hielt der Herr Hofrath Conradi seine Antrittsrede, worin er sich über die Geschichte der Medicin der Asklepiaden und das Verhältniß derselben zu der hippokratischen Medicin ausließ. Er hatte dazu durch folgendes Programm eingeladen: Commentatio de cynanche thyreoidea et struma inflammatoria, quam Professionem medicinae ordinariam in academia Georgia Augusta publica oratione auspicaturus scripsit D. Jo. Guil. Henr. Conradi, Britanniarum Hannoveraeque Regi ab aulae consiliis, Societatis regiae Scientiarum Gottingensis et aliarum societatum literariarum sodalis. Gotting., typis Car. Ed. Rosenbusch. S. 16. 4.

Die hier zuerst betrachtete ursprüngliche, nicht zu einer vorhergegangenen anderen krankhaften Affection sich gesellende, Entzündung der Schilddrüse ist eine zwar manchmal, doch immer selten vorkommende Erscheinung. Sie ist auch von den meisten Pathologen bis auf die neueste Zeit so sehr

vernachlässigt worden, daß sie selbst in den ausführlicheren Handbüchern der Pathologie und Therapie entweder ganz mit Stillschweigen übergangen, oder nur gelegentlich bey der Angabe der Arten der äußerlichen Bräune erwähnt, nicht aber näher beschrieben wird:

Unter denen aber, welche sie in der neuesten Zeit genauer betrachtet und beschrieben haben, ist zuerst Baillie zu nennen, welcher derselben zwar in der ersten Ausgabe seiner trefflichen Anatomie des krankhaften Baues ebenfalls nicht gedacht, hernach aber, in den Zusätzen zu diesem Werk und in der neuen Ausgabe desselben, ihr eine nähere Betrachtung gewidmet hatte. Es wird indessen in diesem Programm bemerkt, daß Baillie mehrere Symptome, die in schwereren Fällen dieser Entzündung beobachtet worden seyen, nicht angeführt habe, und daß deshalb seine Schilderung derselben nicht vollständig sey. So habe er nur die Geschwulst, Härte und den Schmerz der Schilddrüse, der beym Druck und wahrscheinlich auch während des Schlingens zunehme, als wesentliche Symptome angeführt, die sehr lästige Eingenommenheit des Kopfs und andere häufigere Symptome aber hier weggelassen. Eben so könne nicht zugegeben werden, daß diese Entzündung von einigen anderen Anschwellungen dieser Drüse, z. B. von dem Kropf, nicht nur durch ihren schnellen Verlauf und durch das Gefühl des Schmerzes, sondern auch durch ihre geringere Geschwulst unterschieden werden könne, indem es durch die Erfahrung ausgemacht sey, daß auch jene oft eine größere Geschwulst bewirke, als sie in vielen Fällen des Kropfes Statt finde.

Andere haben dagegen die Krankheit in einer schlimmeren Gestalt beobachtet und dargestellt, unter welchen vorzüglich von Walther zu bemerken ist. In den von diesem beobachteten Fällen war die Entzündung der Schilddrüse sehr schmerz-

haft, die Drüse schwoll in der kürzesten Zeit, in einer Nacht, zu einer sehr beträchtlichen Größe an, und verursachte große Beschwerde nicht nur des Schlingens, sondern auch des Athmens, besonders aber lästige Eingenommenheit des Kopfes, Ohrensausen und Neigung zum Nasenbluten. Kurz sie bewirkte plötzlich dieselben Beschwerden, wie sie der gewöhnliche Kropf bey seiner Zunahme nach und nach veranlaßt. Sie war auch mit bedeutendem Fieber verbunden.

Uebrigens würde dieß Entzündung nach von Walther die Struma inflammatoria darstellen, wenn man darin übereinkäme, jede Vergrößerung der Schilddrüse Struma zu nennen, und wenn man die Cynanche thyreoidea den Arten der Struma beyzählen wollte. Dies möchte jedoch wegen der auch von Walther hervorgehobenen großen Verschiedenheit der Affectionen, die mit Vergrößerung der Schilddrüse verbunden seyn können, überhaupt und der Verschiedenheit der echten Entzündung der Schilddrüse von dem wahren Kropf insbesondere nicht passend seyn, und es möchte die Benennung Struma inflammatoria richtiger auf die Entzündung der Schilddrüse zu beziehen seyn, welche manchmal zu einem wahren Kropf sich gesellt und die hier von Walther ganz übergangen worden ist.

Auf eine ähnliche Weise als von Walther haben diese Entzündung der Schilddrüse geschildert Hedenus und Hüpeden, der in seiner Inaugural-Dissertation die früheren Beobachtungen des Verf. dieses Programms über die entzündlichen Affectionen der Schilddrüse mitgetheilt und auch die Beobachtungen von Walther und Anderen zusammengestellt hat.

Daß nun aber die Krankheit auch in der von Walther geschilderten gelinderen Gestalt vorkomme, wird sowohl durch den von Thilenius mitgetheilten Fall, als durch einen ähnlichen, welchen

der Verf. dieses Programms im verflossenen Jahre beobachtete und hier beschrieben hat, bestätigt, als in welchem sie nur von der Größe eines Hünereyes war und keine Beschwerde des Athmens und die damit verbundenen heftigen Zufälle verursachte. Daher zieht er den Schluß, daß es ebenfalls nicht allgemein richtig sey, wenn die Geschwulst als groß und so bedeutende Beschwerden verursachend geschildert wird, wie es nach Walther von Hedenus und Hüpeden geschehen ist, sondern daß es zur genaueren Charakteristik dieser Krankheit nöthig sey, sowohl die gelindere als schwerere Form derselben zu berücksichtigen.

Hierauf wird von den Ausgängen, den Ursachen und der Cur dieser Entzündung gehandelt. Bey der letzten wird gegen von Walthers Bemerkung, daß, obgleich die Schmerzen und andere bedeutende Beschwerden schnell durch die Anwendung der Blutegel und des Calomels vermindert würden, doch die Drüse vergrößert bleibe und eine chronische strumöse Anschwellung am Halse längere Zeit anhalte, die Erfahrung angeführt, daß die Geschwulst ebenfalls schnell zertheilt werden könne. Für den Fall aber, wo nach der Entzündung eine Geschwulst zurück bleiben sollte, wird die aus Kali hydro-iodinicum und Schweinefett bereitete Salbe, welche auch bey dem Kropf sich sehr nützlich bewiesen hat, empfohlen.

Sodann wird noch von der Entzündung der Schilddrüse gehandelt, welche manchmal zu einem Kropf sich gesellt und auf welche nach der obigen Bemerkung der Name Struma inflammatoria bezogen werden kann. Es werden hier besonders die selteneren Fälle, wo die Entzündung und Eiterung in der vom Kropf befallenen Schilddrüse einen hitzigen Verlauf hat (welche J. P. Frank unter dem Namen Thyreophyma acutum begriffen hat) näher betrachtet. Daß aber diese Entzündung nicht

[illegible]ten Absceß übergehe, wird durch die Beobachtungen von Carron dargethan, welche Hedenus und Hüpeden fälschlich auf die reine Cynanche thyreoidea bezogen haben. Endlich wird den früheren, sehr seltenen Beobachtungen, wo der Kropf durch die dazu gekommene häufige Entzündung und Eiterung schnell geheilt wurde, die Beschreibung eines von dem Verf. beobachteten ähnlichen sehr interessanten Falles beygefügt.

Paris.

Gebrüder Debure: Notice des estampes exposées à la bibliothèque du Roi; contenant des recherches historiques et critiques sur ces estampes et sur leurs auteurs; Précédé d'un Essai sur l'origine, l'accroissement et la disposition méthodique du Cabinet des Estampes. 1823. 8. XXIII und 117 Seiten. (2 Francs).

Der Vorbericht dieses kleinen, aber ungemein zweckmäßigen und bequemen Handbuchs enthält eine kurze historische Notiz über die Entstehung und allmähliche Vermehrung jener wahrhaft Königl. Sammlung. Der erste Kupferstichsammler in Frankreich war Maugis, Abt zu St. Ambroise, zu Ende der Regierung Ludwig XIII. Die besten Stücke seiner Sammlung kamen nach seinem Tode in Delormes Besitz, und des letztern Sammlung gelangte nach ihrem besten Theile für den Preis von 1000 Livres an den Abbé Marolles, der sie sehr vermehrte. Marolles Cabinet ließ im Jahre 1667 Colbert für die Königl. Bibliothek ankaufen, und begründete dadurch das Königl. Cabinet, welches hauptsächlich durch die Sammlungen von Gaignières (1711), Beringhen (1731), des Marschalls d'Uxelles (1753) und Begon (1770), so wie durch die ununterbrochne Aufmerksamkeit des kenntnißreichen Hugo Adrian Joly, welcher 1752 bis 1782 Vorsteher des Cabinets war, vermehrt und zu seiner jetzigen, in ihrer Art vielleicht einzigen, Höhe gebracht wurde. Im

Jahr 1786 wurde dieselbe nach dem Heinekenschen System in zwölf Classen geordnet; aber die seit dieser Zeit erfolgten Vermehrungen machten später eine neue Anordnung nothwendig, bey welcher das Heineken'sche System zwar ebenfalls zum Grunde gelegt, aber auf 24 Classen mit 118 Unterabtheilungen ausgedehnt wurde. Dieses System, welches den mehrfachen Gesichtspunkten, unter welchen man eine solche Sammlung brauchen kann, auf eine vorzügliche Weise entspricht, ist hier vollständig angegeben, und kann zum bequemen Leitfaden bey eigner Anordnung dienen. Das Cabinet enthält gegenwärtig 1200,000 Blätter in 6000 Bänden und Portefeuilles. Von jeder Classe werden einige vorzügliche Merkwürdigkeiten kurz angedeutet. Alle Classen sind so reich ausgestattet, daß außerhalb Dresden und dem Cabinet des ehemaligen Herzogs Albert von Sachsen-Teschen vielleicht keine andere Sammlung mit ihr verglichen werden kann, und das Inländische ist in einer Vollständigkeit vorhanden, welche Bewunderung erregt. So füllen z. B. die Darstellungen der Stadt Paris allein 42 Portefeuilles. Hier ist nur die Beschreibung der 207 Stücke gegeben, welche als besondere Kostbarkeiten unter Glas und Rahm zur allgemeinen Beschauung ausgestellt sind. Sie sind in chronologischer Ordnung aufgeführt, genau beschrieben (doch vermissen wir ungern die Angabe der Maaße) und durch schätzbare historische Angaben erläutert. Es ist daher auf alle Classen von Lesern mit solcher Gewandtheit Rücksicht genommen worden, daß diese Schrift eine von den wenigen ist, auf welche sich die Worte: Indocti discant et ament meminisse periti, mit vollem Rechte anwenden lassen. Den Anfang macht ein Exemplar des berühmten Holzschnitts vom heil. Christoph mit der Jahrzahl 1423, welches nach den Untersuchungen in Dibdin's tour II, 143-145 doch nicht aufs neue mit solcher Sicherheit hätte aufgeführt werden sollen, da die Echtheit

desselben mehr als zweifelhaft, und der Abdruck wenigstens entschieden von einer andern Platte ist, als die des ächten, den Lord Spencer besitzt. Desto wichtiger ist das zweyte Stück, das bis jetzt einzige Exemplar des Blatts von Finiguerra, welches die Krönung der heil Jungfrau darstellt. Von dem unbekannten Meister von 1466 werden acht Blätter beschrieben; unter ihnen eins (die heil. Jungfrau mit dem Christuskinde und der heil. Catharina), welches bey Bartsch fehlt. Wenig artistisches Verdienst, aber dafür ein doppeltes nationales Interesse hat ein Blatt des ältesten französischen Kupferstechers, Jean Duvet, auf welchem sich Heinrich II. und Diana von Poitiers befindet. Man weiß, wie sehr letztere wegen ihrer Liebe zur Kunst und Literatur von den jetzigen französischen und englischen Kunst- und Bücherfreunden verehrt wird. Da sich aus einer Schrift, welche sich bloß auf das Erlesenste, beschränkt, kein Auszug geben läßt, so bemerken wir nur, daß sie von Anfang bis zu Ende an Interesse sich vollkommen gleich bleibt. Zu bequemerem Gebrauche ist zu Ende ein alphabetisches Verzeichniß der beschriebenen Stücke beygefügt, von denen eins der letzten ein Gemälde ist, welches Johann II., König von Frankreich, darstellt und Johann von Brügge beygelegt wird. Es fand hier seinen Platz, weil in seine Regierung die ersten Anfänge der Königl. Bibliothek fallen. Ein sehr guter Kupferstich davon ist in Dibdin's tour II, 140 gegeben. Schließlich wünschen wir, daß der Verf. dieses Verzeichnisses, Hr. Duchesne der Aeltere, sich von der Herausgabe eines größern beschreibenden Catalogs der seltensten und kostbarsten Blätter dieses Cabinets, woran er nach der Vorrede seit längerer Zeit gearbeitet hat, nicht durch die Furcht abhalten lassen möge, daß er zu wenig Liebhaber finden möge. Nur von einer solchen Sammlung kann ein Werk ausgehen, welches jedem Vorsteher ähnlicher Sammlungen und jedem Freunde der Kunst ein unentbehrliches Handbuch seyn würde.

Bonn.

Bey Marcus: Der gemeine deutsche bürgerliche Prozeß in Vergleichung mit dem preußischen und französischen Civilverfahren und mit den neuesten Fortschritten der Prozeßgesetzgebung, vom Dr. C. J. A. Mittermaier ordentl. Prof. d. R. zu Heidelberg. Dritter Beytrag. 1823. 220 S. in gr. Octav.

Die ersten beiden Abtheilungen dieses an schätzbaren und beherzigungswerthen Bemerkungen so ausgezeichneten Werks sind, so wie die zweite verbesserte Auflage der ersten Abtheilung, in diesen Blättern bereits mit gebührendem Lobe angezeigt; in dieser dritten werden von dem verdienten Verf. nicht minder wichtige Puncte der Prozeßgesetzgebung beleuchtet. Diese sind: Rechtsmittel überhaupt und deren Beschränkungen, das Appellationsverfahren, die Wiedereinsetzung in den vorigen Stand, die Nichtigkeitsbeschwerde, der französische Cassationshof, die Vollstreckung der Urtheile und der Concursproceß, in eben so viel Paragraphen. Jedem Paragraphen geht eine historische Entwickelung des besprochenen Rechtsinstituts voraus, welche ungemein interessante Notizen darbietet; dann werden sämmtliche dem Verf. zugängig gewesenen Prozeßgesetze, und Ansichten der Praxis über den einzelnen Gegenstand ausgehoben und beurtheilt, endlich aber die Ansicht des Verf. und die Verbesserungsvorschläge vorgelegt, die etwa nothwendig wären, um den gemeinen Prozeß, als welchen der Verf., wie aus dem ersten Beitrage gezeigt worden ist, für den vorzüglichsten erklärt, zu vervollkommnen, und solchergestalt den Forderungen, welche man an eine vernünftige Prozeßgesetzgebung zu machen berechtigt ist, ein Genüge zu leisten. Das reiche Detail der einzelnen besprochenen Sätze und Verbesserungsvorschläge anzugeben, kann natürlich nicht der Gegenstand dieser engbegränzten Blätter seyn; Ref. muß sich damit begnügen, die Leser an das Werk selbst zu verweisen, und es besonders allen denjenigen dringend ans Herz zu legen, welche vermöge ihrer Stellung im Staate, zu der Reform der Prozeßgesetzgebung mitzuwirken, im Stande sind.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

21. Stück.

Den 5. Februar 1824.

Leipzig.

Bey Vogel: Acta S. Thomae Apostoli. Ex Codd. Pariss. primum edidit et adnotationibus illustravit Jo. Carol. Thilo, Philos. Doctor et Theologiae Prof. P. E. in Academia Fridericiana. Praemissa est notitia uberior novae Codicis apocryphi Fabriciani editionis. 1823. CXXVI und 198 S. in 8.

In dieser Schrift machen wir die erste Bekanntschaft mit einem theologischen Schriftsteller von wahrhaft gelehrten Einsichten, ohne alle Spur von großsprecherischen Entscheidungen, so streitig auch die Materien sind, über die er sich zu äußern hatte. In unsern Tagen eine seltene Erscheinung; zum Nutz und Frommen gediegener theologischer Gelehrsamkeit möchten wir sie öfters haben.

Der Zweck des Verfassers ist ein doppelter: nähere Bekanntmachung einer neuen Ausgabe von Fabricius Codex apocryphus N. T. und eine Probe seiner Bearbeitung in den bisher (bis auf ein Fragment) im Original noch nicht gedruckten Actis S. Thomae. In den Codex wird er nur Schriften

aufnehmen, welche nach Inschrift und Form in die Zeiten Jesus und seiner Apostel gehören sollen, die aber das Urtheil der Kirche aus dem Kanon ausgeschlossen hat. Und unserer Einsicht nach hat er in dieser Bestimmung des Begriffs eines apokryphischen Buchs des N. T. auch die Geschichte für sich. Denn so wie die ersten Verzeichnisse vom Kanon des N. T. zum Vorschein kommen, läßt sich aus ihrer Uebersicht folgern, daß nach dem Willen der Kirche nur Schriften, entweder von den Aposteln selbst, oder von ihren Schülern und Begleitern unter ihrer Aufsicht geschrieben, in dem Kanon einen Platz haben sollten, weshalb auch nur über die Zulässigkeit der Schriften, von denen man nicht gewiß war, ob sie diese Eigenschaften hätten, gestritten ward. Nach dieser Bestimmung würde daher der neue Codex apocryphus N. T. lauter Pseudepigrapha, bestehend in Evangelien, Geschichten der Apostel, Briefen und Apokalypsen, enthalten. Und für ihn hat der Verf. auf einer gelehrten Reise nach Frankreich und England vortreffliche handschriftliche, im ersten Theil seiner Schrift nahmhaft gemachte Hülfsmittel zusammen gebracht, deren Aufzählung aber hier am unrechten Orte stehen würde; wir schränken uns daher nur auf die Versicherung ein, daß der zusammengebrachte Reichthum in den geschicktesten und treuesten Händen sey, wie die vor uns liegende Schrift beweiset. Ein Glück für die ganze Unternehmung ist auch die Zeit, in welche sie fällt. Viel früher fehlte es noch an den freyen Ansichten von den ersten Zeiten des Christenthums, für die erst einige Theologen der vorigen Generation Luft gemacht haben; und gegenwärtig sind noch auserwählte Männer vorhanden, von denen zu erwarten ist, daß sie den edelsten Gebrauch von neuen Quellen der Patristik machen werden; nur Zögerung wäre bedenklich. Wenn die gegenwärtige Generation fortfährt, ihren geistlosen Mysticismus,

die wahre Ruhebank der Unwissenheit und Faulheit, für das anzupreisen, was eigentlich in der Theologie gegenwärtig Noth sey, so wird sie bald ihre Wissenschaft auf den Gipfel der Vollkommenheit erheben, daß sie von allem dem nichts mehr weiß, was zu einer Arbeit der Art und zu ihrer Schätzung Noth ist. Desto größer wird der Nutzen für die gelehrte Theologie seyn, wenn der Verf., wie wir hoffen und wünschen, sein Vorhaben in seinem ganzen Umfang ausführt, so lang die Zeiten ihm noch günstig sind. Drey Bände werden das Ganze umfassen: die beiden ersten den Text der Apokryphen in der Ordnung, in welcher sie ihre äußere Form nach dem N. T. stellt, mit seinen Varianten und den grammatischen Erklärungen, wo sie nöthig scheinen, sammt den historischen Erläuterungen einer jeden Schrift, die ihr abgesondert vom Text werden angehängt werden. Im dritten Bande werden die Materien, welche man in einer Einleitung in die Apokryphen erwartet, die erste Hälfte, und die zweyte die Fragmente von den verlohren gegangenen Apokryphen füllen. Ueber den Nutzen, den eine genauere Erforschung, Berichtigung und Auslegung der Apokryphen leisten kann, und über den sich der Verf. umständlich verbreitet, wird ihm gewiß der Beyfall aller Sachkenner entgegen kommen. Schon für das N. T. allein sind sie — so albern oft ihr Inhalt ist — einer Krone werth: die Vergleichung seiner Schriften mit ihnen kann schon allein die Echtheit der neutestamentlichen auf einen unerschütterlichen Felsen gründen.

Nach diesem Plan nun sind die Acten des Thomas bearbeitet, deren Text aus vier Pariser Handschriften in dieser Probe zum erstenmal vollständig erscheint. Unter dem Text stehen die wichtigsten Varianten aus den verglichenen Handschriften, nebst manchen Worterklärungen und grammatischen Bemerkungen; hinter ihm folgt ein ausführlicher hi-

storischer Commentar. Der anonyme Verfasser dieser Reise des Apostels Thomas nach Indien und seiner Thaten daselbst hatte die Absicht, Enthaltsamkeit im Ehe ette, und Wohlthätigkeit gegen Arme durch seine Erdichtung zu empfehlen; und sie durch ein Gemische von Ideen, die man auch bey Gnostikern und Manichäern findet, auszuschmücken. Die Erklärun dieser Excentricitäten, an einzelne Fabeln aus den Urzeiten des Christenthums angeschlungen, gab dem Commentator Veranlassung seine große patristische Gelehrsamkeit zu entwickeln und manche Puncte der christlichen Alterthümer, wie über Taufe und Salbung, mehr aufs Reine zu bringen, aber auch eine Reihe handgreiflicher historischer Unrichtigkeiten zu widerlegen. Es mag seyn, daß es manchem scheint, als sey auf manchen Punct der letztern Art, wie auf die Fabel, daß Thomas das Christenthum nach Indien getragen und dort sein Märtyrerthum gefunden habe, ein zu genauer Fleiß gewendet. Allein eine solche Genauigkeit steht besonders einem Gelehrten wohl an, der sich als Forscher der Kirchengeschichte zuerst zeigt, zumahl da er nicht bloß bey der Widerlegung solcher fabelhaften Erzählungen stehen bleibt, sondern auch bemüht ist, den Ursprung derselben aus der übrigens wohlbegründeten Geschichte zu zeigen. Ist dieses gleich nicht immer möglich und zur Widerlegung der Irrthümer nöthig, so ist es doch, wenn es geschieht, verdienstlich, weil dadurch der Fabel ihr letztes Recht widerfährt, um als Fabel erkannt zu werden. Doch hat vielleicht den Verf. die Genauigkeit seiner Forschung in manche mühsame Erörterungen verwickelt, die nicht wohl durch Erfolg gekrönt werden konnten. Die Annäherung an gnostische und manichäische Ideen ist in den Acten des Thomas nicht zu verkennen; und welche Mühe hat sich nicht ihr Commentator gegeben, überall ihre Uebereinstimmung

nachzuweisen. Braucht aber Annäherung auch Übereinstimmung zu seyn? Die damalige überspannte Welt sah ziemlich allgemein Kampf gegen den Körper für das beste Mittel zu einem freyen Aufschwung der Seele zum Himmlischen an, war aber in der Anwendung dieses allgemeinen Grundsatzes und in ihren Vorstellungen nicht immer einstimmig. In dem Brautgesang des Thomas ist das Brautbette der Achamoth und des Heilandes in das πληρωμα gesetzt, wo es ihnen die Gnostiker, so weit ihre Speculationen bekannt sind, nicht aufschlagen, daher auch der Verf. diese Vorstellung, wie er selbst bekennt, mit keiner Stelle aus Gnostikern belegen konnte. Indessen, haben wir auch in seinem Commentar hie und da etwas zu viel — es schadet nicht. Wegnehmen läßt sich leichter als zusetzen, was gelehrte Erforschungen voraussetzt, die nicht eines jeden Sache sind. Doch sind wir nicht in Abrede, daß man in diesem Falle auch sich selbst leicht täuschen kann. Manches versteht man, so excentrisch es klingt, ohne gnostische und manichäische Träume: und doch ist es möglich, daß manche bildliche Vorstellung daraus ihren ersten Ursprung genommen hat. Z. B. wenn man die γλωττα aus dem Braut-Hymnus S. 13. wegnimmt, durch welches Wort die Stelle zu wahrem Unsinn wird, und das vielleicht mit einem andern Wort (das aber der Rec. nicht so anzugeben weiß, daß der Ursprung der sinnlosen Lesart aus der Besserung hervorginge) zu vertauschen wäre, so ist das übrige ihm auch ohne Rücksicht auf Gnostiker und Manichäer verständlich. Dennoch ist er dem Verf. sehr verbunden dafür, daß er aus den Schwindeleyen der Gnostiker und Manichäer, die, Wort- und Sylbenstechend, ohne Sinn für Alterthum, ohne einen Begriff von dem nothwendigen Wechsel der Vorstellungsarten

mit dem Wechsel des Himmels, der Völker und der Zeiten über einzelnen Begriffen, aus ihrem Zusammenhang gerissen, brüteten, und bald rohe bald [illegible] wildfremde Ausgeburten des menschlichen Verstandes durch Sublimation ihrem Zeitalter und ihrer Heimath annehmbar zu machen trachteten, alles zusammengesucht hat, was in den Acten des Thomas an sie gränzt: sollte es auch nicht immer ganz dasselbe seyn, so ist es doch mit ihm verwandt, und wirft durch seine Verwandtschaft Licht auf ähnliche Verirruugen des menschlichen Verstandes. — Dabey ist uns aber doch nicht deutlich geworden, wie sich (nach S. 197) annehmen läßt, daß die Acten des Thomas durch dreyerley Hände zu ihrer gegenwärtigen Gestalt gekommen wären, daß sie von einem Gnostiker geschrieben, darauf von Manichäern (mit Einfluß auf ihren Text) gebraucht und zuletzt von katholischen Lehrern abgeändert worden. Ungleichheiten fallen allerdings auf. In das Historische fließen nicht leicht gnostische Exaltationen ein; sie kommen nur in Anrufungengen und Hymnen vor; doch auch da nicht überall. Im hohen gnostischen Styl sind die Schilderungen der Achamoth und des Brautfestes und die Einsegnungen (S. 42) ausgedrückt; wo man ähnliche Wortschwünge erwarten sollte, wie in der Einsegnung des irdischen Brautpaars (S. 19), da herrscht wohl ein kalter und gewöhnlicher Styl. Spätere Abänderungen sind wohl an diesem Abfall in der Darstellung nicht Schuld. In der Anrede an Jesus findet man dieselbe Manier, wie in der Anrede an den heiligen Geist (die Weltseele), bestehend in umständlicher Anführung ihrer Eigenschaften. So sind auch die Anrufungen bey der Firmelung und bey der Consecration des Abendmahls in der Composition verwandt: daß daher

[illegible], wie wir es haben, aus Einer Hand gekommen zu seyn scheint.

Dresden.

Bey Arnold: Synopsis Theologiae pastoralis, opera et studio Joan. Borott, Past. eccl. evang. Bohemicae Zittaviens. 1823. 142 S. in 8.

Die Frage über den Werth des Studiums der praktischen Theologie scheint in der neueren Zeit der beyfälligen, und wohlbegründeten Stimmen immer mehrere gewinnen zu wollen. Man fängt bereits an, den jungen Academiker, der sich für den Beruf eines christlichen Predigers bestimmt hat, selbst für berechtigt zu halten, gegen den Schluß seiner akademischen Bildungszeit, eine, die Gegenstände jenes Studiums umfassende Mitgabe für sein künftiges praktisches Leben zu erwarten. Einen achtungswerthen Versuch, junge praktische Theologen in dies Studium zweckmäßig einzuleiten, enthält auch die vorliegende reichhaltige Synopsis des Hrn. Pred. B., die wir, namentlich auch wegen der, im Ganzen guten Latinität, in der sie geschrieben ist, recht gern gelesen haben. Sehr treffend macht der Verf. durch einzelne zerstreut gegebene Winke bemerklich, wie nur ein früheres sorgfältiges Studium der sogenannten Pastoral-Theologie, den jungen praktischen Theologen zu einem lebhaften Gefühl der Bedeutung seines Berufs bringen, und für denselben ihn begeistern könne; wie er dadurch fähiger werde, seinen fortgesetzten wissenschaftlichen Studien die zweckmäßigste Richtung zu geben; in allen, ihm nun schon bekannten Zweigen des christlichen Lehramts, gleich bey dem Eintritt in dasselbe, segensreicher zu wirken, und die ihm etwa empfohlenen Beobachtungen gepriesener fremder Wirkungsweisen richtiger zu be-

[illegible] S. — In der Einleitung zu dieser Synopsis werden zuvörderst die allgemeinen Vorbegriffe entwickelt, und ist dann (S. 8—27) ein kurzer Auszug aus G. L. Böhmer principia jur. canon., mit einigen Anmerkungen begleitet, beygefügt. Die Nothwendigkeit des Studiums des Kirchenrechts für junge praktische Theologen sucht der Verf. in der Vorrede zu beweisen. Schade nur, daß wir nicht so glücklich sind, ein allgemeines protestantisches Kirchenrecht zu besitzen, und ein solches vielleicht auch vor der Hand nicht zu erwarten haben. — Die Pastorallehre selbst zerfällt dann in zwey Haupttheile. Der erste handelt von dem christlichen Lehramte überhaupt, dessen Stiftung und Bedeutung, den verschiedenen biblischen und kirchlichen Benennungen der Glieder desselben, den Bestimmungsgründen zur Wahl dieses Amts und dem Beruf zu demselben. Der ausführlichere 2te Theil umfaßt in zwölf Capiteln die nützliche Verwaltung des christlichen Lehramts. Hier hätte die Anordnung der einzelnen Abschnitte angemessener seyn, auch einige derselben, z. B. C. XII. de criminibus et poenis, in das Kirchenrecht verwiesen werden mögen; wie auch einige Abschnitte verhältnißmäßig zu ausführlich z. B. Cap. VII., und andre zu kurz z. B. Cap. III. behandelt scheinen. — Die beygebrachte Literatur ist reich und gewählt. — Anhangsweise sind die Synodal-Decisionen für die vereinigten evangelischen Kirchen, welche zu Kayserslautern gefaßt, und von dem Könige von Bayern am 10. October 1821 bestätigt worden, mitgetheilt. Herr B. schließt diese Zugabe mit den Worten: Variae sunt non tam de ipsa unione, quam de modo unionis hujus sententiae. — t.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

22. Stück.
Den 7. Februar 1824.

London.

Nr. 1. Bey T. Egerton 1819: Observations on the motives, errors and tendency of M. Carnot's Principles of defence; showing the defects of his new system of fortification, and of the alternations he has proposed with a view to improve the defences of existing places; by Colonel Sir Howard Douglas, Inspector General of the Royal Military Colege. 181 S. in 8.

Paris.

Nr. 2. Bey Bachelier 1823: Mémoire sur la fortification primitive, pour servir de suite au traité de la defense des places fortes; par M. Carnot. Discours préliminaire. XXXVI Seiten. Mémoire 61 Seiten gr. 4.

Seit Montalemberts berühmten Werken hat keine Schrift über die Befestigungskunst ein solches Aufsehen erregt als Carnot's Traité de la defense des places fortes. Wären Carnots Ansichten richtig, so wäre das große Problem: die Vertheidigung der festen Plätze wieder in ein Gleichgewicht mit dem Angriffe, der jetzt zu sehr die Oberhand er-

halten hat, zu setzen, gelöset. Unter Carnots Gegnern, nimmt der englische Oberst Sir Howard Douglas einen vorzüglichen Platz ein. Douglas untersucht in seinen Observations u. s. f. gleich anfangs die Gründe wodurch Carnot zur Aufstellung seiner neuen Vertheidigungs-Theorie veranlaßt worden sey, und hält dafür, daß sie größtentheils politischer Natur gewesen seyen Büonaparte wollte die Befehlshaber in seinen Festungen zu der möglichst stärksten Vertheidigung reitzen; vorzüglich aber war es ihm wichtig, als er seine große Unternehmung gegen Rußland beabsichtigte, seinen Alliirten und Feinden einen hohen Begriff von der Vertheidigung, welche die von seinen Truppen besetzten Festungen leisten konnten, zu geben. Daher trug er dem als Mathematiker und Ingenieur berühmten Carnot auf, jenes neue System der Vertheidigung auszuarbeiten, wozu er nach Carnots Behauptung selbst den Entwurf machte. Carnots Traité de la defense, muß aus einem doppelten Gesichtspunkte betrachtet werden: in einer gedrängten Uebersicht liefert er eine Erzählung von den merkwürdigsten Belagerungen der neuern Zeit, verbunden mit einer Vorschrift, in welcher der Punkt bezeichnet ist, bis zu welchem eine Vertheidigung gediehen seyn muß, wenn es einem Commendanten erlaubt seyn darf, die ihm anvertrauete Festung zu übergeben, ohne Verantwortung und Bestrafung auf sich zu laden. Carnot drückt sich über den Zweck dieses Theils seines Werks, folgendermaaßen aus: pour rapeler aux militaires chargé de la defense de ces boulevards de l'étât l'importance de leurs fonctions et l'étendue de leurs devoirs, la gloire qui les attend, lorsqu'ils ont su les remplir, et les malheurs qu'ils attirent sur leur patrie et sur euxmêmes, lorsqu'ils les ignorent ou les trahissent. — Welche Wirkung Carnots Schrift in dieser Hinsicht hatte, erfuhren die Engländer in der spanischen Insel

nur zu sehr, und sie kann nicht genug allen, denen die Vertheidigung der Festungen anvertrauet wird, zur Beherzigung empfohlen werden. Wenn Buonaparte wirklich einen Entwurf zu diesem Werke ausgearbeitet hat, so müssen wir ihn wohl auf diesen Theil beschränken. Carnots Ideen über die Festungskunst sind aus seinen frühern Schriften zu bekannt als daß sein neues System nicht dessen wahren Vater verrathen sollte.

Minder glücklich war Carnot in der Verfolgung seines zweyten Zwecks; nämlich zu beweisen: "que les barrières de l'empire françois sont absolument inexpugnables pour quelque puissance ou reunion que ce soit, si elles sont bien defendues", worunter er nämlich versteht, daß man sich vorzugsweise des Vertical-Feuers bediene, als in welchem Gebrauche er die Unüberwindlichkeit der Festungen setzt. Sobald die dritte Parallele eröffnet ist, soll nicht nur ein fortdauerndes Kleingewehr-Feuer, sondern gleichsam ein Kugelregen, von achtlöthigen eisernen Kugeln, den Feind vom weitern Vorrücken abhalten. Diese eisernen Kugeln sollen aus zwölfzölligen Mörsern, deren immer zwey in den ausspringenden Winkeln eines jeden Bastions, oder Ravelins der angegriffenen Fronte gestellt worden sind, geworfen werden. Die Ladung eines jeden dieser Mörser soll 600 Kugeln pr. Schuß, betragen. Carnot bemerkt: daß von jeder Anzahl Kugeln, welche in die Trancheen fallen, die Anzahl der treffenden Kugeln von dem Verhältnisse abhängt, welchen Raum die, in selbigen befindliche Mannschaft einnehme. Er nimmt an, daß ein aufrechtstehender Mann auf einer horizontalen Fläche einen Quadratfuß Raum nöthig habe, dagegen aber ein Mann in der Stellung eines Arbeiters, eine größere Fläche bedecke, und schließt daraus, daß die in der Tranchee postirte und arbeitende Mannschaft, ohngefähr $\frac{1}{10}$tel von ihrer Ober-

fläche einnehmen werde. Nach dieser Voraussetzung würden von jeden 180 Kugeln, die in die Transchee fallen, eine von selbigen einen Mann treffen, und ihn zum ferneren Dienst unbrauchbar machen. Ueber die Elevationen und die Ladungen, um auf die vorrückende Sappe zu feuern, läßt uns Carnot in einiger Dunkelheit. Die Entfernung in welcher das Vertical-Feuer gegen die Arbeiter eröffnet werden soll, ist auf etwa 140 Yard (70 Toisen) vom Hauptwalle, und etwa 70 Yard, (35 Toisen) vom bedeckten Wege anzunehmen.

Hören wir nun, was Douglas gegen dies System einwendet: um eine Musquet, oder auch eine achtlöthige (vier Unzen) Kugel auf diese geringe Entfernung unter einen Winkel von 45 Grad zu werfen, muß die Ladung so geringe seyn, daß die Geschüsse nicht viel mehr Kraft haben werden, als wenn sie aus bloßer Hand geworfen wären. Soll die Elevation die nämliche bleiben, so muß die Ladung, so wie die Sappe näher kommt, noch eine Verminderung erleiden, damit eine kürzere Schußweite entstehe Diese wird aber das Vertical-Feuer, in Gemäßheit der Fortschreitung der Sappe immer schwächer machen. Eine solche fortdauernde Verringerung macht die Ladung außerordentlich complicirt und den Schuß ungewiß. "Es ist nothwendig, sagt Carnot, vorläufige Versuche zu machen um die Schußweiten zu bestimmen, und nach und nach den Grad der Elevation verändern zu können". Es ist klar, daß die Elevation, welche beym Anfange seines Vertical-Feuers, nicht weniger als 43 Grad, weiterhin vermehrt werden muß, so wie die Sappe vorgeht, und daß diese endlich gegen das Logement auf der Crete des Glacis gerichtet, beynahe vertical seyn wird. — Carnot gründet den hohen Begriff von der Wirkung seines Vertical-Feuers auf die Geschwindigkeit, welche die Kugel im beschleunigten Falle vom Scheitelpunkte einer

sehr hohen Curve erlangt. Douglas hat sich durch Versuche überzeugt, daß achtlöthige Kugeln, oder cubische eiserne Körper von zehn Linien die Seite, beym Fall vom Scheitelpunkte ihrer Curve keine solche Geschwindigkeit erlangen können, als erforderlich ist, tödtlich zu verwunden, und daß die Wirkung des kleinen Gewehrfeuers unter solchen Umständen, beynahe keine Wirkung hat.

Da, sagt er, die horizontale Geschwindigkeit geworfener Körper sehr geringe ist; so ist augenscheinlich, daß die Wirkung des Verticalfeuers von der Geschwindigkeit des Falls in der Curve abhängt. Wird diese nun zufolge der Parabolischen Theorie berechnet, so finden wir die Bewegung im Scheitelpunkte der Curve am geringsten, und die Geschwindigkeit der geworfenen Körper in gleich weiten Abständen von selbigen, gleich groß. Nach dieser Voraussetzung würde man dem Fall kleiner Projectilen, die unter 75 bis 80 Grad geworfen sind, eine so starke beschleunigte Bewegung beymessen, welche völlig hinreichend seyn würde, dem von Carnot vorgeschlagenen Vertical-Feuer die gewünschte Wirksamkeit zu geben; aber dem ist nicht so, indem bey fallenden Körpern, über eine gewisse Gränze hinaus, keine Beschleunigung mehr statt findet, die bey kleinen Projectilen viel geringer ist, als man gewöhnlich annimmt. Vom Scheitelpunkte der Curve, wo alle verticale Bewegung aufgehört hat, senkt sich die Kugel mit einer Triebkraft, welche beynahe unveränderlich, und ihrer eigenen Schwere gleich ist. Diese Kraft würde in gleichen Zeiten, gleichen Zuwachs an Geschwindigkeit im luftleeren Raume erhalten; allein in der Luft, wo der Widerstand um so größer wird, jemehr die Geschwindigkeit des fallenden Körpers zunimmt, wird auch dieser Triebkraft bey einer gewissen Geschwindigkeit ein gleicher Widerstand entgegengesetzt, nach welchem weiter keine Beschleunigung mehr statt findet, und die

Kugel wird nun fortfahren mit einer gleichförmigen Endgeschwindigkeit (terminal velocity) herabzufallen. Daß Carnot aber diese Endgeschwindigkeit nicht berücksichtigt habe, und daß dessen Vertical-Feuer unvermögend sey, den von ihm vorausgesetzten Erfolg zu leisten, sucht Douglas in nachstehenden Berechnungen, die sich auf Lehrsätze und Formeln, aus Dr. Hutton's Tracts gründen, als auch durch eigene über die Wirkung kleiner Projectilen angestellten Versuche zu beweisen.

Die Geschwindigkeit, welche eine Musket-Kugel erlangt hat, wenn der Widerstand gleich wird dem Gewichte der Kugel, oder der Treibkraft, ist wie ohngefähr 180 Fuß in einer Secunde. Die Höhe, von welcher eine solche Kugel fallen muß, um diese Geschwindigkeit zu erreichen, ist 523 Fuß. Es würde daher eine Verschwendung seyn, die gewöhnliche Ladung zu gebrauchen, da eine Musquetkugel mit selbiger abgeschlossen, eine größere Höhe hinauf reicht und solche darüber hinaus ganz überflüssig ist. Der Eindruck, den eine Musketkugel mit einer Geschwindigkeit von 180 Fuß auf ein Stück Ulmen-Holz macht, ist ohngefähr $\frac{1}{10}$ Zoll. Diese Kraft würde vielleicht hinreichen einen Mann zu Boden zu schlagen, wenn die Kugel ihn zufällig auf den Kopf trifft. Diesen Fall ausgenommen wird sie ihn nicht undienstüchtig machen. — Die achtzölligen eisernen Kugeln, welche Carnot für sein Vertical-Feuer vorschlägt halten im Durchmesser 1 Zoll, 2 Linien, 5 Punkte, oder in englische Maaße reducirt 1,28038 Zoll, deren Gehalt ist 1,09909 Cub. Zoll. Das Gewicht 4,72247 Unzen von gegossenen und 4,8624 Unzen von geschmiedetem Eisen. Die Endgeschwindigkeit (aus Dr. Hutton's Tracts über den Widerstand der Luft hergeleitet und im nachstehenden näher entwickelt) ist für die gegossene eiserne Kugel 201 und für die geschmiedete eiserne Kugel 204 Fuß. Der Widerstand, den die Luft einer

2 Zoll im Durchmesser haltenden 1,125 Loth schweren eisernen Kugel, bey 200 Fuß entgegensetzt, ist 0,709 Loth. Da nun der Widerstand sich beynahe verhält, wie das Quadrat der Geschwindigkeit, so kann hieraus diejenige Geschwindigkeit sehr nahe gefunden werden, welche die Kugel erreicht, so bald der Widerstand der Luft mit dem Gewichte der Kugel ins Gleichgewicht tritt. Nach dieser erlangten End-Geschwindigkeit, findet keine weitere Beschleunigung mehr statt. Für die zweyzöllige 1,125 Loth schwere eiserne Kugel, ist daher die Gleichung:

$$0{,}709 : 1{,}125 = 200^2 : v^2, \text{ oder}$$
$$1{,}125 \times 200^2 = 0{,}709.\ v^2; \text{ daher}$$
$$v = \sqrt{63470} = 252.$$

Es ist also 252 Fuß die Endgeschwindigkeit, oder die größte Geschwindigkeit, welche die zweyzöllige eiserne Kugel erhalten kann. — Für jede andere Kugel gilt die Regel: da das Gewicht der Kugel im Verhältniß des Cubus des Durchmessers zunimmt, und der Widerstand nur allein im Verhältniß der Quadrate der Durchmesser; ferner der Widerstand gleichfalls wie die Quadrate der Geschwindigkeiten: so müssen die Quadrate der letzten in Verhältniß der Durchmesser wachsen. Wenn d. der Durchmesser irgend einer Kugel ist, so ist demnach

$$2 : d = 252^2 : v.^2$$
$$\frac{252.^2\ d.}{2} = v^2$$
$$v = 178 \sqrt{d}.$$

Es ist daher $178 \sqrt{d}$ der allgemeine Ausdruck für die Endgeschwindigkeit irgend einer Kugel von d im Durchmesser. — Um die Endgeschwindigkeit einer eisernen Kugel zu finden, deren Durchmesser 1,28038 Zoll beträgt, substituire man im Obigen $178 \sqrt{d}$, 1,28038 für d, und man erhält das gesuchte Resultat $178 \sqrt{1{,}2803} = 201{,}3$ Fuß. Da nun eine Kugel von geschmiedetem Eisen schwerer ist,

als eine von gegossenem, so wird sie auch dem Widerstande der Luft größere Kraft entgegensetzen und folglich eine größere Endgeschwindigkeit erlangen. Der Ausdruck hierfür ist (S. Hutton's Tracts) $= 178 \sqrt{\frac{d}{v}}$; wo v das Verhältniß der geschmiedeten zu den gegossenen Kugeln andeutet. — Die Fallhöhe, welche der Endgeschwindigkeit gehört, ist bey den gegossenen achtlöthigen eisernen Kugeln ohnfähr 631 Fuß und für die geschmiedeten 650 — (Aus der Gleichung $\frac{\text{term } v^2}{64} = h$. berechnet) wo h der Geschwindigkeit beynahe gleich ist, welche die Kugel erlangt, indem sie aus jenem Raum im Vacuo herabfällt, und sich zu dem Durchmesser der Kugel verhält, wie ihre Dichtigkeit zu der der Luft — Der Ausdruck für die Endgeschwindigkeit ist $178 \sqrt{12\, d}$; die Geschwindigkeiten fallender Körper im Vacuo verhalten sich wie die Quadrat-Wurzeln der Räume, daher $32\frac{1}{6}$ Fuß (die Geschwindigkeit, welche in der ersten Secunde erlangt wird) oder $32\frac{1}{6} : \sqrt{16\frac{1}{12}} = 178 \times 3.464 \sqrt{d} : \sqrt{h} =$ der Höhe einer d Durchmesser zugehörigen Kugel. Nun ist die Dichtigkeit zu der der Luft, wie 66600 zu 11 oder beynahe wie 5944 : 1 und das Resultat aus obiger Formel abgeleitet, stimmt sehr nahe mit dem Ausdrucke $\frac{25^2}{64} = h$, der Fallhöhe für die Endgeschwindigkeit der eisernen Kugeln überein, denn

$$\frac{5944 \times 1.28 \text{ Zoll}}{12} = 634 \text{ Fuß}.$$

[Nach diesem Gesetze hat Hutton die Fallhöhe berechnet, welche mit den Endgeschwindigkeiten correspondirt.]

Die Fortsetzung folgt im nächsten Stück.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften

23. Stück.
Den 7. Februar 1824.

London und Paris.

Ueber Carnots Fortification: Fortsetzung und Beschluß.

Douglas gibt folgende Resultate über die von ihm mit kleinen Projectilen angestellten Versuche an: In der Entfernung von 100 Yards vom Mortier, waren sechs neue tannene Scheiben auf den Boden gelegt und zwey Decken daneben ausgebreitet, um die Wirkung der Projectilen hierauf abnehmen zu können. Der erste Schuß enthielt in der gewöhnlichen zinnernen Büchse 32 Stück achtlöthige Kugeln. Der Mortier war unter 45 Grad gerichtet und erhielt eine Unze Pulver zur Ladung. Die Cartätsche ward auf 130 Yards fortgeschleudert, ohne jedoch zu zerbrechen. Hierauf wurden lose Kugeln über den hölzernen Spiegel gelegt. Nach mehreren Würfen mit obiger Elevation und Ladung, fand man, daß der Cohorn 42 dieser Kugeln auf 100 Yards werfen würde, und daß die Streuung auch ohngefähr 100 Yards betrage. Es war nicht leicht die Scheiben, oder die Latten zu treffen, obwohl selbige einen Raum von 774 □ Fuß bedeckten;

doch wurden in einem Falle 22 Kugeln gezählt, welche getroffen hatten. Die Eindrücke, welche die Kugeln auf der Oberfläche der Dielen gemacht hatten, waren aber so geringe, daß sie nicht gemessen werden konnten, und deren Tiefe betrug nicht über $\frac{1}{20}$tel eines Zolls. Eine Kugel, die mit Kraft aus freyer Hand geworfen wurde, machte beynahe gleichen Eindruck. Die Kugeln, welche die Decken trafen, giengen nicht durch, sondern hatten nur Eindrücke in dem darunter befindlichen Boden zurückgelassen. Diese Eindrücke in den weichen Wiesenboden, waren etwa zwey Zoll tief. Die aus der Hand geworfenen Kugeln, druckten sich nicht ganz so tief ein. — Der Mortier ward hierauf unter 75 Grad gerichtet, und mit 2 Unzen Pulver und 42 Kugeln geladen, hatte er fast die nämliche Wurfbreite; allein die Streuung war bis zu 40 Yards verringert, so daß es schwierig war, die Fläche zu treffen, auf welche man gerichtet hatte. Einige Kugeln fielen nach mehrern Würfen auf die Scheiben und Decken und der Eindruck auf erstere war zwar etwas stärker, als bey den vorhergegangenen Versuchen, aber doch so geringe, daß er kaum zu messen war. Auch giengen die Kugeln nicht durch die Decken Auf weichem nassen Boden waren sie ohngefähr 3 Zoll tief eingedrückt. Der Schluß, den Douglas aus diesem macht, ist: daß dies Vertikal-Feuer nicht Kraft genug habe, den Belagerer zu veranlassen, sich durch Blendägen, oder andere Mittel zu decken, sondern daß eine starke Kappe, oder ein Huth, und andere Bekleidung von starkem Leder auf dem Rücken, und den Schultern, gegen selbiges hinreichende Sicherheit gewähren. — Douglas bemerkt noch, daß wenn auch die Kugeln nicht immer zu einer hinreichenden Höhe geworfen würden, um die Endgeschwindigkeit bewirken zu können, so verhindere dennoch der Widerstand der Luft einen gleichmäßigen beschleunigten Fall. Demnach war die

Wirkung der Kugeln, welche unter 75° Elevation abgeschossen wurden, weit geringer als solche zufolge der parabolischen Theorie hätte seyn sollen. — Da die Masse von Kugeln sehr groß seyn muß, um Mortiere, die Ladungen von 600 Stück derselben erhalten, damit hinreichend versehen zu können, so schlägt Carnot vor, daß man statt derselben eiserne Würfel von 8 bis 10 Linien der Seite substituiren sollte. Diese könnten aus Mortieren, Haubitzen oder Stein-Mörsern geworfen, dieselbe Wirkung als die Kugeln hervorbringen Hier treten folgende Verhältnisse ein: 10 Linien französische sind = 0,89528 Zoll englische, der Inhalt des Würfels ist = 0,71,746 Cub. Zoll, das Gewicht 3,0822 Unzen, die Kugel von demselben Gewichte hat zum Durchmesser 1,111 Zoll, deren Endgeschwindigkeit ist 185 Fuß p. sec., deren Fallhöhe 534 Fuß. Es fehlt gänzlich an Versuchen, nach welchen wir die Endgeschwindigkeit der Würfel bestimmen können; allein aus den vorhergehenden Versuchen mit erhabenen und flachen Oberflächen wissen wir, daß der Widerstand der Luft zu dem flachen Ende eines Cylinders mehr als doppelt so groß ist, als eine Kugel von demselben Durchmesser, obwohl die Triebkraft einer Kugel von demselben Durchmesser, und eines Würfels von gleichem Gewichte dieselbe ist. Die Oberfläche der Kugel ist 3,87045, die des Würfels 4,80862. Wir können hieraus schließen, daß die Endgeschwindigkeit des Würfels geringer seyn müsse als 185 Fuß, und folglich auch: daß das Moment, oder die Wirkung, geringer sey, als die einer Kugel von 387 Unzen.

Wir übergehen, was Douglas ferner über die vorgeschlagene Befestigungsart, so wie über den Angriff und die Vertheidigung sagt, indem Carnot in seiner letzten Schrift; Mémoire sur la fortification primitive, ein ganz verändertes System der Befestigung als in seinem Traité de la defense,

vorschlägt, auf welches die Bemerkungen des Douglas nicht völlig Anwendung finden. Es war uns aber wichtig, aus dem Werke des letztern den Beweis aufzustellen, daß das Vertical-Feuer, so wie Carnot in seinem Traité de la defense vorschlägt, nämlich, indem er es auf kleine Projectilen beschränkt, die von ihm vorausgesetzte Wirkung nicht leiste, und folglich sich nicht eigene, als Hauptvertheidigungs-Mittel angesehen zu werden, oder wohl gar ein neues Fortifications-System darauf zu gründen. Allein, eine andere Frage ist es, wenn man statt kleiner, größere Projectilen annimmt. Wenn eine achtlöthige Kugel nicht tödtet, wird es eine viertel, oder halbpfündige nicht? Wenn ein Würfel von 8 bis 10 Linien der Seite nach geringere Wirkung hat, als eine achtlöthige Kugel, warum will man denn den eisernen Projectilen gerade die Würfelform geben, die den Widerstand der Luft so vielen Spielraum darbietet, und sich nicht an die Kugelform halten? Werden Steine von bedeutendem Gewichte nicht den Zweck erreichen? Hierüber erwähnt Douglas nichts, und Carnot, den obwohl er den Namen dieses seines Gegners nicht nennt, dessen Kritik doch sichtbar zu seinem letzten Fortifications-System geführt hat, sagt in seinem Mémoire (S. 16): "Des expériences faites sur des projectiles trop petits ne prouvent rien, si non qu'il faut en employer de plus gros". Er beruft sich auf die Versuche von Scharnhorst, daß der Stein-Mörser weiter trage und die Projectilen weniger zerstreue, als man gewöhnlich annehme, daß die Steine nicht in der Luft springen, sondern tödliche Wirkungen äußern, u. s. f. vorzüglich citirt er zu seiner Unterstützung des Majors Borkenstein im J. 1822 erschienenen Versuch zu einem Lehrgebäude der Artillerie-Wissenschaft.

In dem Discours preliminaire seines Mémoire, entwickelt Carnot den gegenwärtigen Zustand der

Befestigungskunst, die Nothwendigkeit und die vorzüglichsten Gegenstände ihrer Veränderung. Vor Vauban entsprachen die Festungen ihrem Zweck, oft wurden sie Jahre lang vertheidigt, oft gar nicht eingenommen. Die Belagerung eines festen Platzes entschied gemeiniglich den Ausgang eines Feldzugs, oft den eines Krieges. Vauban erfand eine neue Art des Angriffs; von nun an konnten die Festungen keine ihrem Zwecke angemessene Vertheidigung mehr leisten. Vergebens suchte Vauban das Gleichgewicht zwischen dem Angriff und der Vertheidigung wieder herzustellen; er wankte in seinem Systeme. Am Ende wollte er die Casematten, die er früher aufgegeben hatte, wieder einführen: er war auf dem rechten Wege. Allein seine Nachfolger, — unter diesen Cormontaingne der berühmteste —, verwarfen alle bedeckte Vertheidigung, indem sie übrigens Vaubans verschiedene Systeme in ein einziges vereinigten, das gleichsam zum Evangelium erhoben wurde, von welchem die französischen Ingenieur-Officiere sich nicht entfernen durften. Das Tracé einer Befestigung allein, sollte die mögliche Dauer der Vertheidigung bestimmen. Da erschien Montalembert und erbaute auf das System der Casematten neue Systeme, die jedoch mehr Genie als practische Erfahrung verriethen. Er setzte ein zu großes Vertrauen auf die Maße seiner bedeckten Geschütze, wodurch er dem Feinde die Annäherung zu erschweren glaubte, ohne seine Casematten dessen Blicken zu entziehen; er bedachte nicht, daß es dem Feinde nicht schwer fallen werde, das Gewölbe derselben nieder zu schießen, und berechnete nicht die große Menge von Geschützen und Munition, die sein System erfordere. Später glaubte man es dadurch zu verbessern, daß man seine Thürme nicht höher machte, als erforderlich war, um sie mit den vor selbigen angelegten Erd-Werken bedecken zu können. Aber wozu diese Casematten, wenn man sie dem

Geschütze des Feindes nicht entziehen und wenn man aus selbigen den Feind selbst nicht sehen kann? Wie kann man auf ihn feuern, ohne sein Feuer nicht wieder zu erhalten? Carnot schlägt als ersten Grundsatz vor: sich statt der Canonen, vorzugsweise der Mortiers, und Steinmörser zu bedienen. Aber dieser Grundsatz allein, hilft der Schwäche der jetzigen Fortifications-Systeme nicht ab. — Vauban's Angriffs-Methode besteht darin: daß der Angreifende, Schritt vor Schritt vorgehend, und nur wenige Mannschaften dem feindlichen Feuer aussetzend, alle Vertheidigungslinien verhüllt, und systematisch, ohne bedeutenden Verlust, in einer gegebenen Zeit sein Ziel erreicht. — Der Zweck Carnots ist nun zu beweisen, daß man die Belagerer zwingen kann, sich in großen Massen dem Vertical-Feuer der angegriffenen und benachbarten Casematten auszusetzen. Sein Vorschlag ist auf allen Zugängen zu den Festungen, eine Menge Debouchés anzulegen, die er zu Ausfällen mit wenigen Mannschaften benutzen will. Sein Vertheidigungs-System beruht auf zwey Punkten: Ausfälle und Vertical-Feuer. Beide wechseln nach den Umständen ab. Kommt der Feind in Massen, so ist alles Feuer auf ihn gerichtet; geht er nur mit der Sappe vor, so geschehen Ausfälle. Directes Feuer will er nur gebrauchen, um sich der Erbauung der ersten feindlichen Batterien zu widersetzen; um den Feind bald auf einem, oder dem andern Punkt zu überraschen; um die Graben zu reinigen, wenn der Feind die Festung überfallen, oder stürmen will. Allein dem Vertical-Feuer ist die Hauptrolle zugetheilt. — Unsere jetzigen Festungen sind nicht auf dies System eingerichtet: die Artillerie und die Garnison sind nicht gedeckt; die Debouchés zu den Ausfällen sind es gleichfalls nicht, sie werden vom Feinde gesehen.

Nach dieser Uebersicht seines Ideenganges, han-

vels Carnot nun in dem ersten Paragraph seines Mémoire; von der Fortification Primitive en général. Unter Fortification primitive versteht der Verf. die Befestigung ohne Flanken-Vertheidigung, so wie sie ehemals gebraucht war; die mit Thürmen versehenen Mauern der Alten, sind demnach schon als eine Abweichung von der Fortification primitive, anzusehen. Um das den Festungen so nachtheilige Ricochet Feuer zu vermindern, ist das zweckmäßigste Mittel, statt der Bastion die runde Form zu wählen. Diesem Vordersatz gemäß, giebt Carnot das Tracé einer circulairen Festung. Er nimmt an: "daß la ligne magistrale ou cordon du mur d'escarpe du corps de place, fait une circonference exacte. Derrière ce mur un rempart en terre, composé d'un chemin des rondes, d'un parapêt, et d'un terre plein pour l'artillerie. Ce Corps de place est entouré d'un fossé puis de deux couvre faces concentriques, en avant l'un de l'autre, formant comme deux ceintures parfaitement circulaires, ayant chacune son mur d'escarpe, son chemin des rondes et son fossé. Le tout est enveloppé par un glacis ordinaire, au delà duquel est un avant fossé, que termine un mur de contrescarpe, toujours de forme circulaire concentrique au Corps de place". Wir haben, um nicht mißverstanden zu werden, die Worte des Verf. beybehalten. Der Raum verstattet uns nicht, ihm ins Detail seines Tracés zu folgen; wir bemerken hier nur, daß er die Gemeinschaft zwischen allen Werken durch unterirdische Communicationen verbindet. Diejenigen, welche zur Gemeinschaft von einer Coupure nach der andern, unter den Couvre-faces angelegt sind, haben die Zwecke: die Communication des Vertheidigers zu erleichtern, die Soldaten aufzunehmen, die zu den Ausfällen und Ruin-Partien bestimmt sind, und den feindlichen Minen

entgegen zu wirken, die crenelirten Mauern dienen statt eines Revêtement; der Feind muß in selbigen Bresche gelegt haben, ehe er das dahinter liegende Werk angreifen kann. Hinter dieser Mauer werden die Hand-Granaten geworfen, auf welche Carnot für die Vertheidigung seiner Gräben einen vorzüglichen Werth legt. (Wir sehen also hier die Hand-Granaten, welche noch im siebenjährigen Kriege im Gebrauche waren, und die seitdem ganz zur Seite gelegt wurden, gleich den Cürassen, wieder ins Leben gerufen.) Die für sein System so wichtigen Ausfälle möglich zu machen, müssen wir ihn selbst hören: je pratiquerais dans la contrescarpe et dans le sens des rayons, des coupures de 1 toises de largeur chacune, et de 12 toises de longueur en rampe, pour monter de l'avant-fossé, ou grande place d'armes au terrain de la campagne environnante, et faire à l'improviste, des excursions sur les derriéres et sur les flancs de l'ennemi. Diese Coupüres werden aus der Festung enfilirt, und am Eingang durch spanische Reuter u. s. f. geschlossen.

Das Vertheidigungs-System erfordert aber eine Auseinandersetzung, weil wir aus selbigem die Beschaffenheit der Werke näher kennen lernen.

So lange der Feind entfernt ist, feuert man vom Hauptwall mit Ricochet-Schüssen auf seine Zickzacks und direct auf seine Batterien. Ist er bis auf die Höhe der Contrescarpe vorgerückt, so ist er im Feuer des Hauptwalls, dem Musketen-Feuer der ersten Couvre face und den Würfen der Stein-Mortiere, die auf dem Rondenweg der zweyten Couvre-face gestellt sind, und eine gesenkte Batterie bilden, ausgesetzt. Wenn er denn die Contrescarpes öffnet, um in den Graben herabzusteigen, so wird er von allen Geschützen des Hauptwalls der angegriffenen und benachbarten Fronten, von welchen ab man überall freyen Spielraum in den Gra-

ben hat, beschossen, ohne das verheerende Vertical-Feuer der Stein-Mortier, aus den Rondenwegen zu rechnen. — Nachdem der Feind in dem Graben ist, und sich auf dem Glacis festgesetzt hat, werden die Stein-Mortiere aus dem Rondenweg der zweyten Couvre-face genommen, und in dem der ersten placirt, der erste Rondenweg wird nun mit Musketiers besetzt. Angenommen, der Feind habe sich der Crete des Glacis und der ersten Couvre-face bemächtigt: der Belagerer besetzt dann mit Mousketiers den Rondenweg des Hauptwalls, feuert durch die Creneaux, so bald der Feind sich auf der Couvre-face zeigt, und wirft Hand-Granaten auf selbige. Dann zieht man die Mousketiers zurück und die statt derselben placirten Stein-Mortiere werden in Thätigkeit gesetzt. Diese Stein-Mortiere werden durch die Communicationen mit der Festung immer wieder ersetzt; sie beherrschen das Terrain, auf welchen der Feind in Masse sich zeigen muß, wenn er vorrücken will.

Gesetzt der Feind lege eine Bresche in einer der crenelirten Mauern; so können die Trümmer derselben doch den Graben nicht ausfüllen, wenn sie isolirt steht; sie wird immer steil und folglich nicht leicht und nur mit weniger Mannschaft zu ersteigen seyn. Schreitet der Feind aber wirklich zum Sturm, so hat er in der Fronte directes Feuer und Hand-Granaten auszustehen und wird aus den Rondenwegen in den Flanken, und aus den Coupuren des Glacis im Rücken genommen.

Carnot gibt folgende Vortheile für sein neues System an: 1. es sey höchst einfach; 2. die Ausführung weniger kostspillig, als das Vaubansche, Cormontainesche, oder Montalembertsche; 3. man kann von selbigem auf allen Arten von Terrain Gebrauch machen; 4. die Vertheidigung erfordert wenigere Kunst, und keinen so großen Aufwand an Munition und Canonen, und 5. der Angriff sey

so vielen Schwierigkeiten ausgesetzt, daß seine Festung fast als uneinnehmbar betrachtet werden könne.

Wir haben aus der Anzeige des Douglasschen Werks gesehen, wie ungewiß es noch mit der Wirkung des Vertical-Feuers, dieser Basis des Carnotschen System aussieht; allein diesen Punkt zur Seite gesetzt, bieten sich außerdem sehr erhebliche Einwürfe dar, wovon wir nur wenige berühren wollen. 1. Angenommen, daß das Vertical-Feuer, durch die Stein-Mortiere wirklich so mörderisch sey, als Carnot voraussetzt, werden die Belagerer nicht Mittel finden, so wie einst die Alten sich dagegen zu sichern? werden sie nicht gleiche Waffen entgegen setzen? werden sie sich namentlich der Hand-Granaten nicht mit demselben Erfolge bedienen können, als die Belagerten? 2. Die vielen kleinen Ausfälle auf die Sappeurs, das zweyte Hauptvertheidigungs-Mittel, setzt brave Soldaten voraus. Nach den bisherigen Erfahrungen verliert sich der Muth, ein Gefecht mit blanken Waffen zu bestehen, bey den Belagerten, je länger die Belagerung dauert. Carnot sucht in seinem Discours préliminaire diesen Einwurf durch die Bemerkung zu entkräften: er schreibe für französische Soldaten, die den Muth nicht verlieren; seine Garnison sey durch die Casematten gegen das feindliche Feuer gedeckt, und folglich gut erhalten. Seine Communicationen gewährten bey Ausfällen, einen sichern Rückzug; u. s. f. Dieser letzte Punkt scheint uns nicht ganz erwiesen zu seyn; wir halten es vielmehr möglich, daß der Feind, indem er verfolgt, sich des Eingangs dieser nicht sehr gedeckten Station bemächtigen könne. Am wichtigsten scheint uns 3. der Einwurf zu seyn, daß die Coupuren in dem Glacis zu Parallelen und Waffenplätzen für die Belagerer dienen können, Couvre-faces zu Parapets. Carnot räumt dieß gewissermaaßen ein. "Aber, sagt er, die Schwierigkeit ist, einmal, das Werk zu nehmen,

und zweytens zu verhindern, daß die Besatzung sich seiner nicht wieder bemeistere". Wir erlauben uns hierüber kein absprechendes Urtheil. Allein bey der geringen Tiefe der Gräben, und der wenigen Höhe der crenelirten Mauern, scheint uns nicht unmöglich zu seyn, daß ein unternehmender Feind, der den Verlust von einigen tausend Mann nicht achtet, sich in der Dunkelheit der Nacht durch ein Coup de main in den Besitz der Außenwerke setzt. Selbst die crenelirte Mauer des Hauptwalls, scheint uns nicht hoch genug zu seyn. Ob die Steinwürfe den bereits in die Graben vorgedrungenen Stürmenden sehr nachtheilig seyn werden, ist mit Grund zu bezweifeln. Wir sind überhaupt der Meinung, daß Carnots Werke zu sehr auf einen regelmäßigen Angriff und nicht auf einen Coup de main berechnet sind. Carnot gibt selbst mehrere Mittel zur Verstärkung seiner Festung an: eine neue Enceinte hinter dem Hauptwall, une Caserne defensive, qui fit tous le tours de la place; die Queue des Glacis bis zu sechs Fuß über das Wasser zu verlängern; oben auf der Contrescarpe eine Kette von forts anzulegen; auf dem Abhange des Glacis Linien von Contre-approchen zu errichten theils Ausfälle zu decken, theils die feindlichen Arbeiter im Rücken zu nehmen, und endlich auf der Contrescarpe eine lebendige Hecke von Dornen zu haben, die er sehr hoch halten will, um seine Werke dem feindlichen Auge zu entziehen.

In dem zweyten Paragraph handelt Carnot: de l'application des principes exposés dans le paragraphe précedent à l'amélioration des Systèmes bastionés. Der Verf. bezieht sich hier auf den Plan, den er in seinem Werke: Traité de la defense des places vorgeschlagen hat, zu welchem er einige Zusätze liefert. Er beschreibt die "batteries blindes", die er auf dem Hauptwall, den Kehler der Bastion gegenüber errichten will, um den Feind,

wenn er auf der Bresche seine Batterie errichten will, zurückzuweisen; dem bedeckten Wege will er statt der Palisaden eine crenelirte Mauer, geben, und statt des jetzigen sanft sich verlaufenden Glacis, "un glacis tres haut à pente roide, comme les glacis coupés", einführen. Ohne weiter ins Detail über die Construction der Werke hinein zu gehen, glauben wir noch auf einige Meinungen Carnots aufmerksam machen zu müssen, die von den bisher herrschenden, abweichend sind. Er hat eine sehr geringe Idee von der Wirksamkeit des Flanken-Feuers, und zeigt, daß es in den mehrsten Fällen durch directes, vertical und Feuer aus Souterains, vorzüglich aber durch Ausfälle, vollkommen ersetzt werde. Zwey Vortheile der Circular-Befestigung führt er vorzüglich an, daß sie auf allen Punkten directes Feuer gebe, statt daß die bastionirte Befestigungsart der todten Winkel nur zu viele habe. Bey seinem Systeme fürchtet er die Mineur und Sappeur nicht; diese können nicht ohne Bedeckung kommen und arbeiten. Seine Meinung über die Wirksamkeit der Minen ist übrigens nicht sehr zum Vortheil dieser Art des Angriffs. "Die Erfahrung hat gelehrt, daß man nur in sehr wenigen Fällen, bedeutenden Nutzen von den Contre-Minen gezogen hat; sie können die Dauer der Belagerung etwas in die Länge ziehen, aber nicht dem Feinde einen sehr bedeutenden Verlust zufügen, der nur dadurch entstehen kann, daß man ihn zwingt, sich mit bedeutender Stärke, dem ungeschwächten Feuer der Festung auszusetzen". Es ist klar, daß in Carnots System, im Voraus eingerichtete Contre-Minen keine Rollen einnehmen können; er behauptet, daß simples fougasses die nämlichen Wirkungen leisten, wenn man den Mienenkrieg nur in der Nähe des Hauptwalls führen will.

Carnot hat seine Grundsätze nur in allgemeinen Zügen angedeutet. Um sein System vollkommen zu

verstehen, wäre eine vollständige Ausarbeitung desselben nothwendig. Er gibt weder die Stärke der Besatzung noch die Zahl des Geschützes an; von letzterm sagt er nur, daß zehnmal mehr Wurfgeschütze, als Canonen erforderlich wären. Dürften wir Carnots Meinung von der Unüberwindlichkeit seiner Festung annehmen, so wäre es von hoher Wichtigkeit gewesen, wenn ein Geist wie der seinige, auch über die Mittel nachgedacht hätte, für eine so zahlreiche Garnison, als seine Festung erfordert, und deren Einwohner, die er nicht heraustreiben will, auf lange Zeit angemessene Lebensmittel zu erhalten. Wozu dienen alle Vertheidigungsmittel, wenn man sich nicht gegen den Hauptfeind, den Hunger, schützen kann? Nach unserer Ansicht, greift Carnot die jetzt bestehenden Bastions-Systeme, mit Erfolge, an; allein während er niederreißt, bleibt es noch höchst zweifelhaft, ob das neue von ihm vorgeschlagene Gebäude dem entsprechen werde, was er sich von selbigen verspricht. Douglas hat uns den Weg gezeigt, wie Carnots Ideen auf eine gründliche Art geprüft werden müssen. Der Proceß steht für Carnot schlecht, ist aber noch nicht entschieden. Eher der Ingenieur sich über das von Carnot vorgeschlagene Fortificatious-System ein Urtheil erlauben kann, muß die Artillerie erst durch gründliche Versuche die Wirkung des Vertical-Feuers, unter allen Verhältnissen bestimmen. Alle Lehrbücher empfehlen den Gebrauch der Steinwürfe bey der nahen Vertheidigung, aber die Journale der geführten Belagerungen schweigen von ihren Wirkungen. Bey dem Mangel an Erfahrungen bleiben nur die Resultate der Versuche übrig; diese scheinen uns in dem vorliegenden Falle weder schwierig, noch sehr kostspillig zu seyn. Wer auch sich von den Vorzügen des neuen Carnotschen Systems nicht überzeugen kann, wird ihm doch das Verdienst, große Wahrheiten, wenn nicht ans Tageslicht ge-

zogen, doch aufs neue zur Sprache gebracht zu haben, nicht absprechen können.

Mailand.

Dalla società tipografica de' classici italiani: Viaggi di Francesco Petrarca in Francia, in Germania ed in Italia, descritti dal professore Ambrosio Levati. 1820. 8. 5 Bände.

Der Wunsch, die lateinischen Werke des Petrarca bekannter zu machen, als sie es in Italien sind, veranlaßte den Verf. zunächst, die große Anzahl der über den unsterblichen Sänger geschriebenen Werke mit diesem neuen zu vermehren. Da ihm eine vollständige Uebersetzung seiner Briefe dazu nicht geeignet und eine eigentliche Biographie desselben mit chronologischer Einschaltung seiner prosaischen Stücke nicht rathsam schien, so fand er in Petrarca's Aeußerung: Vita pene omnis in peregrinatione transacta est, Veranlassung, seinen Sammlungen die jetzige Form zu geben. Wir sagen Form, weil das Buch dessen ungeachtet wirklich eine zusammenhängende Biographie ist, welche (abgerechnet, daß sie erst mit dem Jahre 1330 beginnt) von da an ununterbrochen bis zur Reise aus der Welt fortgeht. Ob bey Petrarca's unaufhörlichen Wanderungen und bey der Uebervollständigkeit, mit welcher der Verf. auch die kleinsten Reisen desselben berichtet, dieser Plan ein bequemer war, wollen wir dahin gestellt seyn lassen; aber daß er sich in der Ausführung desselben gänzlich vergriffen hat, kann nicht verhehlt werden. Man sieht gar nicht eigentlich, für welche Classe von Lesern Hr. Levati schrieb. Für Damen oder Dilettanten? Dann fällt aber der von ihm angegebene Hauptzweck seiner Arbeit weg, die lateinischen Werke des Petrarca zu allgemeinerer Notiz zu bringen, und vieles hin und wieder Eingestreute, was nur für den wissenschaftlich gebildeten Mann verständlich oder in-

teressant ist, kann jenem Theil des Publicum nicht anders als langweilig erscheinen. Der Gelehrte aber wird schon nach den ersten Bogen das Buch mit Widerwillen weglegen. Es ist nämlich im Grunde nichts anders, als ein historischer Roman, und wie alle Erzeugnisse dieser Zwittergattung, zur Geschichte zu frivol und zum Roman zu trocken. In der Einleitung sagt er zwar bloß, daß er sich da, wo Petrarca selbst nichts specielles berichtet habe, z. B. bey dessen Reise in die Provence, genöthigt gesehen habe, mit Zuratheziehung anderer historischen Werke "a supplire colla mia immaginativa"; aber die Fiction und die romanhafte Einkleiung geht durch das ganze Buch fort, auch wo die Quellen reichlicher fließen. Das hat er nun zwar dadurch zu vergüten gesucht, daß er sich in den Hauptfacten nicht von der wirklichen Geschichte entfernt, und er glaubt sich deshalb sogar berechtigt, auf die Schrift der Frau von Genlis über Petrarca als auf einen bloßen romanzo istorico vornehm herabzublicken (Th. I. S. 79); aber seine historische Treue hat sich an ihm nicht nur ästhetisch gerächt, sondern ist auch an sich von geringer Bedeutung, und beschränkt sich mehr auf äußere Data, als auf den innern Zusammenhang. Bey dem fingirten Besuche, welchen (im 9. Cap. des 1. Buchs) Petrarca dem Vorsitzer des Sängervereins zu Toulouse, Guillaume de Goutaut, abstattet, läßt der Verf. diesen seine an provenzalischen Dichterwerken reiche Bibliothek zeigen und dabey Dinge erzählen, welche Petrarca, der ja jetzt nicht zum erstenmal in die Provence kam, im Jahr 1330 längst wußte. Auf gleiche Art ist die Erzählung eines Arabers von den Schicksalen der Alexandrinischen Bibliothek, welche im 16. Capitel desselben Buchs berichtet wird, so modern gedacht und mit so vielen im Munde eines Arabers ganz unwahrscheinlichen und den Kenntnissen jener Zeit fernliegenden Dingen vermischt, daß man sich kaum dabey des Lächelns enthalten kann. Gleich der Anfang:

Primieramente una severa critica dubita (S. 151) bereitet einen Bericht würdig vor, den jener Araber nicht auf diese Art abstatten konnte, ohne mit den Resultaten der Forschungen bekannt zu seyn, welche im 18. Jahrhunderte die deutschen Gelehrten Beck und Reinhard darüber angestellt haben. Die Beschreibung der Unterrichtsanstalten zu Montpellier, welche der Verf. im 2. Cap. des 1. Buchs Petrarca besuchen läßt, zeugt eben so wenig von richtiger und gründlicher Auffassung jener Zeit. Das darf aber nicht Wunder nehmen, wenn man die von Herrn Levati in den Noten angeführten Quellen betrachtet. Seine Nachrichten über Frankreich schöpfte er aus Millot's histoire moderne, aus Piganiol de la Force, aus Vaissette abrégé de l'histoire de Languedoc, bey der Schilderung der Troubadours ist bloß Millot's Geschichte derselben und bey der Schilderung von Paris gar Martinière's geographisches Lexicon benutzt! Es ist fast überflüssig, zu bemerken, daß sich nirgends Spuren neuer Forschungen finden. So ist z. B. im 1. Cap. des 4. Buchs Petrarca's Einladung nach Paris, um dort als Dichter gekrönt zu werden, ohne die mindeste Ahnung der dabey von selbst sich ergebenden Unwahrscheinlichkeiten erzählt worden. Die hin und wieder eingestreuten Episoden sind häufig langweilig, und stehen zuweilen in gar keiner Beziehung zum Petrarca, wie z. B. B. 1. Cap. 15. der Bericht von den Verfolgungen, welche die Familie Colonna vom Pabst Bonifacius VIII. erlitten. Da aus dieser Darlegung die gänzliche Unbedeutsamkeit des Buchs sich ergibt, so ist es hinreichend, den Inhalt der 12 Bücher, in welche es getheilt ist, summarisch anzuzeigen. Das 1. Buch enthält die Reise nach Languedoc und Gascogne, im J. 1330. Das 2. Buch die Reise nach Paris, Gand, Liège, Aachen, Cölln und Lyon, im J. 1333. Das 3. Buch die Reise von Marseille nach Rom und zurück nach Avignon, im J. 1335. Das 4. Buch die Reise nach Neapel, Rom, Pisa und Parma, im J. 1341. Das 5. Buch die zweyte Reise nach Neapel, im J. 1343. Das 6. Buch die Reise nach Bologna und Verona, im J. 1344. Das 7. Buch die Reise nach Genua, Padua, Mantua, Parma und Verona, im J. 1347. Das 8. Buch die Reise nach Florenz, Arezzo und Rom, im J. 1350. Das 9. Buch die Reise nach Venedig, Vicenza und die letzte Reise nach Avignon, im J. 1351. Das 10. Buch die Reise nach Mailand, Venedig und Mantua, im J. 1353. Das 11. Buch die Reise nach Prag, im J. 1355. Das 12. Buch die Reise nach Paris, Bergamo, Ferrara, Pavia, und seine letzte Reise nach Venedig, und in andre italiänische Städte, in den Jahren 1360 bis an seinen Tod.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

24. Stück.

Den 9. Februar 1824.

Paris.

Bey Courcier: Histoire de l'astronomie moderne; par M. Delambre, Chevalier de Saint-Michel etc. 1821. 4. Tome premier. S. LXXXII und 715. mit 9 Kupfertafeln, welche auf dem Titel nicht angegeben sind. Tome second. S. 804. 8. Kupfertafeln.

In diesen beiden Bänden ist die mühevolle Arbeit fortgesetzt bis auf Cassini. Sie ist auf sechs Bände berechnet, und sollte mit der Astronomie des achtzehnten Jahrhunderts, wohin nach Del. auch Newton, Flamsteed und Halley gehören, geschlossen werden, wenn der Tod des Verf. nicht vielleicht eine Aenderung in dem Plane veranlaßt hat. Doch versichert er, daß schon alles zum Drucke vorbereitet sey, bis auf einige kurze Notizen über die neuesten Schriftsteller. Wenn nun das Werk auch nicht auf den Namen einer eigentlichen Geschichte der Astronomie Anspruch machen kann, indem Del. selbst erklärt, er sey über den Titel verlegen gewesen und habe anfänglich demselben nach Photius und Fabricius Vorgange den Namen einer Bibliothek bey-

legen wollen, so bleibt es doch ein dankenswerthes Unternehmen und ein wichtiges Repertorium für fernere Untersuchungen, mit trefflichen Vorarbeiten, besonders Rechnungen und mit Nachweisungen in den Schriften der Astronomen ausgestattet. Das Nachschlagen in den Quellen kann dadurch sehr erleichtert, sie selbst aber dürfen nicht entbehrlich gemacht werden (was nach einer früheren Aeußerung des Verf., dessen Absicht dabey gewesen zu seyn scheint), wenn die Nachwelt über die Fortschritte der Astronomie, so wie über die Verdienste einzelner Männer unbefangen urtheilen, und überhaupt die Wissenschaft nicht das Schicksal haben soll, welches die Epitomatoren der früheren Zeit der griechischen Literatur bereitet haben. Man bleibt außerdem auch in diesen Bänden zuweilen ungewiß, ob man des ausgezogenen Schriftstellers Worte oder Del.'s Urtheil über dieselbe vor sich habe. Zu verschiedenen Behauptungen unter den Gelehrten ist übrigens hier weniger und zu Hypothesen über die Ansichten der Astronomen gar keine Veranlassung mehr, wie in der alten Astronomie, wo die sparsamen unvollkommenen Beobachtungen, die fragmentarischen Nachrichten und die unlauteren Quellen späterer Schriftsteller so abweichende Vorstellungen verursachten und der Phantasie so großen Spielraum gestatteten. Man ist überall auf festerem Boden. Es sind größtentheils Beobachtungen, Rechnungen und Methoden zu beurtheilen, wo man die Resultate leicht übersehen, und die Fehler auffinden kann. Del. versichert, daß er die Arbeiten der Astronomen und die Entdeckungen mit größter Unparteylichkeit dargestellt haben. Dieses muß man ihm einräumen, auch wenn man nicht überall mit seinem Urtheile und mit seiner Ansicht zufrieden ist. So fängt er die gegenwärtigen Untersuchungen über die neuere Astronomie mit der, nach Ref. Ueberzeugung ganz richtigen Bemerkung an; Les recherches les plus

exactes et les plus scrupuleuses n'ont pu jusqu' ici nous faire découvrir d'autre Astronomie que celle des Grecs. Partout nous retrouvons les idées d'Hipparque et de Ptolémée; leur Astronomie est celle des Arabes, des Persans, des Tartares, des Indiens, des Chinois et celle des Européens jusqu'à Copernic. Auch schon in den vorhergehenden Bänden zieht er aus den wenigen unvollkommenen Beobachtungen, die noch vorhanden sind, und den Nachrichtrn späterer Schriftsteller, welche sich bloß auf die unbewiesenen Aussagen der verschiedenen Kasten im Oriente stützen, wie z. B. Diodor, das Resultat, que les Egyptiens étaient astronomes tout juste ce qu'il fallait pour être charlatans. Von den Chaldäern fügt er hinzu: Je crois qu'on peut bien voir des hommes adroits, qui n'avaient négligé aucun moyen de fasciner et d'en imposer, und findet mit Recht einen auffallenden Widerspruch darin, daß sie schon zu Alexanders Zeit 473,000 Jahre hindurch Beobachtungen angestellt haben wollten, ohne die Wissenschaft weiter zu bringen. Sie hätten dieselbe nur in dem Zustande ihren Kindern wieder überliefert, in welchem sie bey ihren Voraltern gewesen wären. Dem Unbefangenen dringen sich also hier eben die Bemerkungen auf, die man bey den Indiern und andern Orientalen macht, daß sie den Mangel ihrer Geschichte durch vorgebliche astronomische Kenntnisse der Vorzeit ersetzen wollen, ohne Beobachtungen nachweisen zu können. Ja selbst über die chaldäischen Beobachtungen von Finsternissen, die unbezweifelt vorhanden sind und den späteren Untersuchungen der Griechen zum Grunde liegen, — über welche Ref. seine früherhin ausgesprochene Meinung hier wiederholt, daß er dabey nichts erblicken kann, als Notizen der Priester in ihren Tempelregistern über auffallende Begebenheiten am

Himmel ohne astronomische Genauigkeit — macht Delambre folgende Bemerkung: Les Chaldéens ont eu des yeux, un ciel serein; voilà tout ce qu'on peut conclure: rien ne nous assure qu'ils aient fait aucun calcul, si ce n'est ceux d'un genre qui ne suppose que l'Arithmetique vulgaire (Hist. de l'astr. anc. T. II. S. 149). Wenn er aber selbst die 18jährige Mondsperiode den Chaldäern nicht zustehen will, weil sie Ptolemäus nie, als Mathematiker und Calculatoren anführe, und die παλαιότεροι desselben auch Griechen seyn konnten; so ist Ref. hier anderer Ueberzeugung, getreu seiner Maxime, welche er bey Untersuchungen über die Begriffe der Alten stets befolgt hat, daß keine Nachricht, selbst des unkundigsten Compilators der späteren Zeit zurückgewiesen werden darf, so bald dieselbe innere Wahrscheinlichkeit hat und mit andern glaubwürdigeren Aussagen nicht im Widerspruche steht, daß man aber sorgfältig ihre Meinungen und Urtheile von ihren Erzählungen trennen muß. Sonach dürfte diese Periode auch bey Ptolemäus unbestimmter Nachweisung den Chaldäern nicht abgesprochen werden, da sie der frühere Geminus dabey ausdrücklich nennt. Es ist aber kein Grund vorhanden, bey Allem, was die Chaldäer und andre Orientalen betrifft, nur an die ältesten Zeiten zu denken; denn auch ohne weitere Beweise läßt sich schon die Möglichkeit fortgesetzter Beobachtungen und Bildung und zwar mit Benutzung griechischer Ideen sehr gut annehmen. Aus begreiflichen Gründen verheimlichten aber diese Nationen ihre dürftigen Kenntnisse den Unkundigen und drückten sich deswegen in ihren Angaben immer allgemein und unbestimmt aus. Wenn also die Chaldäer Sonnen- und Mondsfinsternisse aufzeichneten; so konnten sie leicht zu Geminus Zeit, ja noch früher, auf die 18jährige Periode geleitet werden. Daß sie

aber noch in späterer Zeit ihre Beobachtungen nie-
derschrieben bezeugt, ja selbst Ptolemäus. Er führt
nämlich, was bemerkenswerth ist, aus den ersten
Jahren Nabonassars bloß Mondsfinsternisse, Plane-
tenbeobachtungen aber nur aus dem zweyten Jahr-
hunderte vor unserer Zeitrechnung von den Chal-
däern an. Bey Kopernikus kömmt nun Del. noch
einmal auf die Griechen zurück, und man pflichtet
ihm gerne bey, daß dessen Ansichten weder Philo-
laus noch Aristarch angehört haben, wenn nur seine
Vorstellung von den Ideen dieser Männer deutli-
cher ausgesprochen wäre! Er übersetzt zwar bey
dieser Gelegenheit Aristoteles bekannte Stelle von
der pythagoreischen Hypothese. Er bemerkt, daß
diese Schule das Feuer in dem Mittelpunkt der
Welt annehme, daß sie einen Antichthon, daben
aber die Erde um die Sonne laufend und zwar zu-
gleich mit eigner Rotation sich denke. Wie diese
Ideen unter sich zu vereinigen sind, gibt er nicht
an. Es genügt ihm, nur auf Aristoteles allgemei-
ne Behauptung aufmerksam gemacht zu haben,
daß die Pythagoreer nicht auf die Erscheinungen
und deren Ursachen geachtet hätten, obgleich die
Worte nicht ganz in der Beziehung zu nehmen sind,
welche sich Del. denkt. Eben so schnell geht er über
Aristoteles Vorstellung hin. Er setzt ganz richtig
hinzu, kein Mathematiker oder Astronom habe von
diesen Meinungen Notiz genommen, wobey er zu-
gleich seine Verwunderung ausdrückt, warum man
nicht mehr Aufmerksamkeit auf die bey Cicero und
Vitruv vorkommende Vorstellung gewandt habe,
daß die Sonne der Mittelpunkt der Mercur- und
Venusbahn sey. Auffallend wäre es allerdings,
daß kein scharfsinniger Kopf des Alterthums diese
Idee verfolgt hätte, wenn sie wirklich vorhanden
gewesen wäre. Liest man aber die bemerkten Stel-
len ohne vorgefaßte Meinung und in Beziehung

auf die damals allgemein geltende Hypothese; so enthalten sie einen ganz andern Sinn. Besonders können Vitruvs Worte jedem aufmerksamen Beobachter des Himmels ohne Rücksicht auf irgend eine Partey in den Mund gelegt werden, weil sie sich bloß auf die scheinbare Lage der beiden Planeten gegen die Sonne am Horizonte beziehen. Die Griechen erscheinen ferner auch hier wieder bloß, als grands métaphysiciens et grands discoureurs. Ils aimaient la dispute et l'argumentation. Das Resultat von dieser ganzen Einleitung ist nun, daß man bis auf das 16te Jahrhundert herab, in der Astronomie überall nur auf griechische Ideen, nämlich des Ptolemäus treffe, daß man also die Erde überall unbeweglich in dem Mittelpunkte der Welt angenommen habe, daß man zufrieden gewesen sey, die Erscheinungen nur ohngefähr aus unwahrscheinlichen Voraussetzungen erklären zu können, ja daß selbst Alphonsus bey seiner bekannten stolzen Behauptung seine Tafeln doch auf dieses System gegründet habe. Delambre kömmt darauf nun zuerst auf die Verbesserung des Kalenders, welche er umständlich auseinander setzt, und dann auf Kopernikus selbst. Seine Ueberzeugung ist, daß derselbe zuerst auf eine einfache Art die Ungleichheiten der Planetenbewegungen, die Veränderung der Jahreszeiten, die Präcession der Aequinoctien erklärt habe. In allen diesen Untersuchungen ist Del.'s Urtheil über die neueren Astronomen bestimmter, als in der griechischen Astronomie, ob ihm gleich die Erklärungen der Ursachen, welche Kopernikus bey der Bewegung der Erde annimmt, immer noch un peu à la grecque erscheinen. Dem Talente läßt er Gerechtigkeit wiederfahren, entschuldigt sich aber dabey, wegen Beurtheilung des Fehlerhaften, was doch nur auf die Zeit, auf den Zustand der Wissenschaft, auf den Mangel einer Reihe genauer, sicherer Beobach-

tungen, und der Gewandtheit im Rechnen bezogen werden kann. Bey aller Einfachheit, welche an Kopernikus Hypothese in Vergleichung mit Ptolemäus Vorstellung gerühmt werden müsse, habe derselbe doch nichts als die bloße Wahrscheinlichkeit zeigen, directe Beweise von der Bewegung der Erde habe man aber erst durch Richers, Römers, Bradleys Beobachtungen und durch die Entdeckung der allgemeinen Schwere finden können. Kopernikus habe den Ruhm der Gründer dieser Astronomie zu seyn. Die Ehre eines Gesetzgebers sey dagegen einem andern Talente aufbehalten worden. Tycho's Verdienst bestehe vorzüglich in seinen Beobachtungen, welche er Kopernikus hinterlassen habe, um die von Kopernikus angefangene Revolution in der Astronomie zu vollenden. Das ganze zehnte Buch beschäftigt sich von S. 186-235. umständlich mit Descartes. Da Delambre kein Freund metaphysischer Untersuchungen ist; so war hier eine scharfe Kritik von Cartesius Lehrsätzen zu erwarten. Und so finden wir es auch. Die Träume und Hirngespinste, bemerkt Del. welche Cartesius in die Astronomie eingeführt habe, könne man bey aller Achtung für ihn doch nicht mit Bailly durch den damaligen Zustand der Wissenschaften, durch den Druck, den die Scholastik auf den menschlichen Geist ausgeübt habe, und durch die dadurch entstandenen zahllosen Irrthümer, oder unfruchtbaren, verworrenen Begriffe rechtfertigen. Wenn man bey der damals herrschenden großen Ungewißheit in allen Kenntnissen den Scepticismus entschuldigen, und eine allgemeine Revision in den Wissenschaften als nothwendig anerkennen müsse; so wäre es doch zweckmäßiger gewesen, wenn Cartesius den Beyspielen von Kopernikus, Tycho, Gallilei, Kepler, Baco gefolgt wäre, und die Erfahrung zum Grunde gelegt, als den gewählten Weg eingeschlagen hätte.

Dieses alles kann man Del. zugeben, und man kann noch hinzufügen, daß Cartesius auch nicht mehr die Veranlassung hatte, seine Naturlehre auf die Metaphysik zurück zu führen. Entschuldigung verdient aber doch in der Geschichte sein, wenn auch mißlungener, Versuch nach dem damaligen Standpunkte der Wissenschaft und nach den damals neuesten Entdeckungen, die Erscheinungen und die letzten Ursachen der allgemeinen Bewegung durch seine Wirbel zu erklären. Von Morinus fällt Del. folgendes Urtheil: Morin, est une espèce, de fou, tout préocupé des visions de l'Astrologie judiciaire u. s. w., setzt aber doch, nachdem er kurz darauf auch das Verdienstliche von seinen Arbeiten erwähnt hat, hinzu: Mais la collection de ses oeuvres nous prouve qu'il n'était point un savant si méprisable. Schärfer wird dagegen Riccioli getadelt. Er nennt ihn ein esprit plus sage, als Morinus, der aber in seinem Leben nicht eine einzige Idee gehabt habe, die ihm angehöre, oder die wenigstens eine Untersuchung verdiene. Er besitze zwar viele Gelehrsamkeit, aber ohne Kritik und Geschmack. Er habe sich mit Astronomie beschäftigt, bloß um im Auftrage von seinen Obern das Kopernikanische System zu widerlegen. Er habe aber seine Aufgabe auf eine so ungeschickte Weise behandelt, daß selbst der entschiedenste Kopernikaner nicht mehr zur Vertheidigung seines Systems habe sagen können. Mehreres von den zum Theil sehr interessanten Nachrichten, z. B. über Galilei, anzuführen, erlauben die Grenzen dieser Anzeige nicht. Ref. wiederholt also nur die Versicherung, daß außer den zur Geschichte und Litteratur gehörigen Angaben und Nachweisungen, die Theoreme und Methoden der Astronomen umständlich durch Rechnung entwickelt sind.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

25. Stück.

Den 12. Februar 1824.

Heidelberg.

1823 bey Oswald auf 56 S., Größe und Schrift wie die Heidelberger Jahrbücher, Was gewinnt die Rechts-Geschichte durch Cajus Institutionen? Untersucht von Ed. Schrader, Prof. in Tübingen. Aus den Heidelberger J. B. der Litteratur besonders abgedruckt. — Anzeigen von Büchern, in Zeitschriften, die bloß für sie bestimmt sind, haben sonst das Eigene — den Vortheil oder Nachtheil —, daß sie nicht wieder angezeigt werden, ausgenommen etwa, wenn der angezeigte Schriftsteller, bloß, wie man leicht denken kann, weil er der Wissenschaft auch etwas schuldig ist, sich berufen glaubt, eine Rüge des ihm angethanen Unrechts oder eine Danksagung für die ihm widerfahrne Gerechtigkeit, drucken zu lassen. Davor ist nun die hier besonders abgedruckte Anzeige sicher, Cajus oder Gajus steht mit keinem unserer gelehrten Blätter in Verbindung, daß sie ihm ihr Sprachrohr unentgeltlich liehen, und von dem Buche an sich ist doch eigentlich, wie die neue Ueberschrift er=

gibt, weit mehr die Rede, als von der Ausgabe, welche der, der sie besorgt hat, gewiß auch bloß selbst für sich würde sprechen lassen, wenn diese Anzeige weniger billig wäre, als sie doch ist. Denkt der Unterzeichnete dabey an sich, so hat diese Anzeige des Herrn Prof. S. mehr Aehnlichkeit mit der zu Anfang des J. 1818 in unsern Anzeigen enthaltenen Nachricht von der Handschrift, als mit der, zu Ende des Jahrs 1821, von der Ausgabe selbst. Verschieden ist sie denn aber doch auch von jener gar sehr; wir sind in den letzten sechs Jahren weiter gekommen, und auch abgesehen von aller Vergleichung zwischen den beiden Beurtheilern konnte Herr Prof. S., bey einer so lange erwarteten Arbeit, deren Verzögerung sich aber von selbst entschuldigt, wenn man an die von ihm unternommene Ausgabe des Corpus Juris, wie wir noch keine haben, denkt, auch weit mehr ins Einzelne gehen. So sind hier diejenigen drey Zeiträume der Geschichte des Römischen Rechts, die bey Gajus allein in Betracht kommen, genau abgesondert, und nach jedes Mahl wiederkehrenden Fächern wird in jeden eingetragen, was Gajus über ihn Neues enthält. Niemand wird nun glauben, wenn er den Gajus oder Bücher, worin schon Rücksicht auf diesen genommen ist, gelesen habe, so sey der Bericht des Verf. darüber von weiter keinem Werthe mehr für ihn. Es kommt natürlich darauf an, was Jeder, der den Gajus studirt, für Meinungen oder für Zweifel dazu mitbringt; in so fern könnte man so viele Berichte über Gajus denken, als es Menschen mit den gehörigen Vorkenntnissen gibt, die sich mit ihm beschäftigen. Unterzeichneter wenigstens hat in diesen viertehalb Bogen Manches gefunden, worüber er sich freute, und vollends Manches, was er zwar nicht geradezu annimmt, was ihm aber eine nähere Beachtung werth

scheint. Statt dieses hier anzugeben und wohl gar noch seine Bedenklichkeiten hinzusetzen, möchte er lieber erinnern, es gehe dem Verf. ein Wenig, wie man im deutschen Sprichworte sagt, er sehe den Wald vor lauter Bäumen nicht, ein Ausdruck, der auf der einen Seite etwas unhöflich klingt, auf der andern aber das bezeichnet, was jedem Menschen so leicht begegnet, daß er über dem Einzelnen vergißt, das Ganze zu betrachten, welcher Vorwurf, nahmentlich so vielen Schriftstellern über die einzelen Abschnitte der Digesten, gemacht werden kann, daß sie genau sagen, warum einer auf den andern folge, aber nicht, wie eine Menge von diesen sich zu der vorhergehenden verhalte und wie aus einer Anzahl solcher größern Abschnitte sich das Ganze gestalte. Bey den Institutionen ist dieß nun bekanntlich nicht der Fall, denn diese geben ihre drey Theile so genau an, wie nur irgend eine Predigt die Abtheilung ihres Thema', und Niemand hat noch gesagt, man brauche sich nur an die Uebergänge von einem Buche zum andern zu halten, die zwar beym Anfange des zweyten, aber in Justinian's Institutionen weder bey dem des dritten noch des vierten mit jener Dreytheiligkeit zusammen treffen. Unter den Gegnern, die diese Eintheilung immer gefunden hat, — meistens weil sie sich in eine andere verliebt hatten und keine Eintheilung ganz dieselben Vortheile gewährt, wie eine andere — hat es denn nun auch neuerlich Solche gegeben, die ihren Tadel geschichtlich einkleideten und das Ganze einer Wunderlichkeit von Gajus zuschrieben, auf den sie deswegen und wegen der damit in Verbindung stehenden, auch wieder ihm Schuld gegebenen verkehrten Ansicht, es gebe auch unkörperliche Sachen, fast die harten Worte älterer Schriftsteller; iste maledictus Paulus hätten anwenden mögen. Gajus sey an Allem Schuld, vor ihm hätten die Römischen Rechtsgelehrten

Nichts davon gewußt, auch nachher nicht, Ulpian's sogenannte Fragmente etwa abgerechnet, die Verfasser späterer Institutionen zur Noth auch, und kann freylich das große Ansehen, welches Gajus nahmentlich mit seinen Institutionen, zu Anfang des sechsten Jahrhunderts sowohl zu Toulouse als zu Constantinopel hatte. Ueber diese ganze Ansicht ist nun hier nichts gesagt, vielleicht auch, damit der Verf. nicht genöthigt sey, für eine oder die andere der zwey Arten sich zu erklären, wie man schon seit so langen Jahren die Grenze zwischen res und actiones genommen hat. Dem Unterzeichneten wird dabey oft mehr Ehre (ohne daß es gerade darauf angelegt seyn mag) erwiesen, als er verdient, wenigstens hat er schon gelesen, die der seinigen entgegengesetzte Ansicht sey früher die beliebteste gewesen, was auch vom achtzehnten Jahrhundert allerdings wahr ist, von noch frühern Zeiten schwerlich, da die Glosse für ihn ist und Vinnius, gewiß nicht um dieser Meinung Anhänger zu gewinnen, sagt, es hätten sie außer Theophilus auch vulgo interpretes. Nun war vor der Auffindung des Palimpsests zu Verona Streit darüber, ob Theophilus mit Gajus, oder mit Justinian's Institutionen, und endlich gar ob er mit sich selbst einig gewesen sey. Wer nur das Erste leugnete, also offenbar zu den bescheidenern Gegnern gehörte, der sagte wohl, Theophilus sey, als mit Gajus nicht gleichzeitig, kein besonders glaubwürdiger Zeuge, und es sey nicht anzunehmen, daß sich hier eine besondre Tradition erhalten hätte, da sich die Juristen hierauf, als auf eine Frage der Methode, schwerlich besonders eingelassen hätten (Eine Zeile bey einem der vielen Schriftsteller nach dieser Ordnung wäre zu viel?). Seit dem Auffinden des echten Gajus hieß es denn vollends, da die Actionen mit dem vierten Bu-

che anfiengen, so falle das Haupt-Argument des Unterzeichneten (dieß wurde nun die Berechnung, 1,1½ und 1½ sey natürlicher, als 1,2½ und ½) hinweg, denn 1, 2 und 1 sey noch viel besser, als Ersteres. Ein noch lebender juristischer Schriftsteller, der gewiß mit allem Rechte sagen kann, er sey ein großer Verehrer der Mathematik, hat auf eine Auseinandersetzung, wenn Gajus seine Institutionen, so wie sie sind, in vier Bücher habe theilen wollen, so habe er, auch bey der festesten Ueberzeugung, die obligationes gehörten zum dritten Theile, doch mit ihnen nicht das dritte und nicht das vierte Buch anfangen können, sonst wäre entweder das zweyte unverhältnißmäßig groß oder das dritte unverhältnißmäßig klein geworden, erwidert, "er sehe fortwährend weiter Nichts, als daß Gajus nicht entgegenstehe". Mehr hätte nun kein Anhänger der neuen Meinung (s. oben) verlangt, hier zu lesen, aber wer nicht ein Mahl dieses gehofft hat, der ist auch nicht getäuscht worden. Nur Etwas steht S. 45., "die obligationes würden gar nicht, als für sich bestehende Sachen behandelt", woraus man, nach Belieben mag das eine oder das andere Bild für passend gehalten werden, das Gift oder den Honig saugen könnte, es sey mit ihnen also nicht ganz so, wie mit den Servituten, nicht ein Mahl wie mit der hereditas, wovon jene allein geradezu bey den res incorporales, diese aber nur unter den Arten, Rechte zu erwerben, im Theile de rerum divisione et a. e. d. vorgetragen werden.

Hugo.

Leipzig.

Bey Gerhard Fleischer: **Phalaridis Epistolae. Latinas fecit et, interpositis Caroli Boyle notis, commentario illustravit Joannes Daniel a Lennep. Mortuo Lennepio, finem operi im-**

posuit, praefationem et adnotationes quasdam praefixit L. C. Valckenaer. Editio altera textu passim refecto correctior notisque additis auctior. Curavit Godofredus Henricus Schaefer. 1823. XXVIII und 444 S. in Octav.

Die von Lennep besorgte und nach dessen Tode von Valkenaer zu Tage geförderte Ausgabe der Briefe des Pseudo-Phalaris (Gröningen 1777) ist in unsern Tagen so selten geworden, daß schon ein bloßer Abdruck derselben ein dankenswerthes Geschenk gewesen wäre. Doch damit begnügte sich der um die Beförderung der alten Literatur sehr verdiente Leipziger Sosier nicht; er übertrug die Besorgung dieser neuen Auflage einem Manne, von welchem man nur die trefflichsten Leistungen zu erhalten gewohnt ist. — Voran geht Valckenaers Vorrede nebst seinen Zusätzen zu den Lennep'schen Anmerkungen, welche freylich besser jedesmal am einschlägigen Orte eingeschaltet worden wären. Indessen ist das Unbequeme dieser Einrichtung dadurch wieder gehoben, daß bey jeder Stelle auf jene Zusätze verwiesen wird. Es ist aber nicht allein der Text dieser Briefe vielfach berichtigt und vieles zu seiner Verbesserung in den hinzugekommenen Anmerkungen niedergelegt, sondern es werden auch, oft nur mit wenigen Worten, die trefflichsten grammatischen Bemerkungen mitgetheilt. Um nur einiger Berichtigungen des Textes Erwähnung zu thun, so hat Hr. Sch. Ep. 1. S. 4. in den Worten μετὰ τοσαύτης δεήσεως den Artikel, welchen Lennep noch hatte stehen lassen, mit Recht gestrichen. — Ep. 56. S. 204., wo Lennep εὖ ἴσθι, ὅτι ὀκνηροτέρους ἡμᾶς γενέσθαι — ἀναγκάσεις geschrieben hatte, ist von Hn. Sch. das in den Handschriften fehlende ὅτι getilgt. Auf εὖ ἴσθι oder ἴστε folgt gewöhnlich das verbum finitum ohne ὅτι. Vgl. Jakobs ad Athen. S. 271 sq. — Ep. 129. S. 382. ist

für τραφῆναι ἐν βαρβάροις ἔθεσι das schöne φθαρῆναι ἐν β. ἔθνεσι in den Text genommen. Ueber die häufige Verwechselung von ἔθος und ἔθνος vgl. Bekker spec. in Philostr. Vit. Apoll. (Heidelberg 1818) S. 8 sq. 13.

Die durch den in England entstandenen bekannten Streit über diese Briefe veranlaßten Abhandlungen Bentley's, welche Lennepp in einer lateinischen Uebersetzung seiner Ausgabe beygefügt hatte, hat übrigens Hr. Sch. mit Recht übergangen, weil wir von denselben einen besonderen Abdruck (Bentleji opusc. phil. Lips. 1781) besitzen, welchen, wie Wolf in dem trefflichen Aufsatze über Bentley in den litterar. Anal. I, 1. S. 10. bemerkt, Böttiger besorgte. Freylich ist dieser Abdruck nicht ganz genau. Vgl. Schäfers Zusatz zu Valckenaers Vorrede S. IX. L. Chr. Z.

Frankfurt a. M.

Bey Johann David Sauerländer: Populäre Experimetal-Physik für angehende Mathematiker, Dilettanten und die Jugend. Von Theodor Friedleben, der W. W. Dr., Lehrer der mathematischen, physikalischen und merkantilischen Wissenschaften. I. Th. Vorrede VI. u. 544. S. — II. Th. 499 S. III. Th. 379 S. mit 16 Steintafeln. 1821-23. 8.

Der Verfasser hatte bey der Herausgabe dieser Schrift den Zweck ein faßliches Lehrbuch der Physik zu liefern, das von der einen Seite jungen gebildeten Freunden der Naturwissenschaften einen brauchbaren Leitfaden zum Selbstunterricht abgäbe, von der andern auch die nicht unbefriedigt ließe, die mit mehr Vorkenntnissen, namentlich in der Mathematik, ausgerüstet, sich gründlicher zu unterrichten wünschen sollten. Für die Letzteren sind ins

besonders die Nachträge hinter den dazu geeigneten Abschnitten, welche die vorgetragenen Lehrsätze wissenschaftlich begründen. Diesem Zweck entspricht auch allerdings diese Schrift, wenn sie sich auch keineswegs den bekannten Hubeschen Briefen, denen nur eine neue Bearbeitung zu wünschen wäre, an die Seite stellen darf. Der Vortrag ist faßlich, die herausgehobenen Versuche und Beobachtungen gut gewählt, aber die Sprache des Verfassers nicht frey von Provincialismen und Unrichtigkeiten: z. B. stoßt, für stößt; Färcher, für Fährmann; wie in Hiob gesagt ist, für im Buch Hiob. Auch ist eine schiefe Ebene nicht flach, (S. 276) sondern mehr oder weniger geneigt. — Die Meteorologie und die Lehre vom Weltgebäude, so wie die näheren Erläuterungen aus der Chemie hat der Verfasser nicht in besondern Abschnitten behandelt, sondern nur gelegentlich das Nöthigste beygebracht, was Ref. bey einem populären Handbuche, das keine wissenschaftlichen Vorkenntnisse voraussetzen durfte, unzweckmäßig scheint. Die eingestreuten, physikotheologischen Betrachtungen und teleologischen Reflexionen erscheinen bisweilen am unrechten Orte; z. B. I. B. S. 32., wo der Verfasser "über den Nutzen der allgemeinen Eigenschaften der Körper" spricht. Dergleichen ergibt sich besser dem Leser durch die ganze Behandlung des Stoffes von selbst. Im ersten Band, welcher den allgemeinen Theil der Naturlehre enthält, handelt der Verfasser von den allgemeinen Eigenschaften und Grundkräften der Materie; von der Bewegung, Gravitation, vom Stoße und dem Gleichgewicht der Körper; im zweyten speciellen Theil, der in zwey Bände zerfällt, von den luftförmigen Körpern, vom Schalle, der Wärme, dem Licht, der Electricität und dem Magnetismus.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

26. Stück.
Den 14. Februar 1824.

Paris.

Chez Gabon et Compagnie, Libraires, 1823. Clinique médicale, ou Choix d'observations recueillies à la Clinique de M. Lerminier, Médecin de l'hôpital de la Charité etc. et publiées sous ses yeux par G. Andral Fils, Docteur en médecine de la Faculté de Paris etc. Première Partie. Fièvres. XXIII u. 512 S. 8.

In der vorliegenden Schrift werden nicht bloß die in der von Lerminier besorgten Abtheilung des Hospitals der Charité gemachten Beobachtungen, sondern auch dessen clinische Verhandlungen ihrem wesentlichen Inhalt nach mitgetheilt. Durch die ermüdenden Beschäftigungen der medicinischen Praxis von den Arbeiten in der Studirstube abgehalten, hat er diese Arbeit Andral aufgetragen. Das Werk soll aus mehreren Theilen bestehen, davon jeder eine Reihe von Beobachtungen und Untersuchungen enthalten würde, die geeignet seyen, die Geschichte der verschiedenen Krankheiten aufzuklären, welche zum Gebiet der inneren Pathologie gehören.

Dieser erste Theil ist ganz der Geschichte der grossen Classe von Krankheiten gewidmet, die mit dem allgemeinen Namen Fieber bezeichnet werden, und jetzt der Gegenstand so lebhafter Streitigkeiten sind. Hier werden nun oft die Grundsätze von Broussais bestritten, jedoch die Verdienste, welche dieser sich besonders durch seine Histoire des phlegmasies chroniques um die Wissenschaft erworben habe, und sein grosses Beobachtungs-Talent anerkannt. Da Ref. sich über Broussais Ansicht von dem Fieber wie über ähnliche Ansichten deutscher Aerzte, die das Fieber ebenfalls nur für symptomatisch und insbesondere für die Wirkung einer örtlichen Entzündung erklärt haben, in seiner Kritik von Broussais medicinischer Lehre 2te verm. Ausg. Heidelbg. 1823. 8. bereits umständlicher ausgelassen hat und die Einseitigkeit derselben nachgewiesen zu haben glaubt, will er sich hier auf diese kritische Abhandlung beziehen mit dem Bemerken, daß auch durch die in dieser Schrift mitgetheilten Beobachtungen das, was er gegen jene Ansicht vorgebracht hat, ganz bestätigt wird.

In der Einleitung wird zuerst Lerminier's Meinung von dem Fieber überhaupt mitgetheilt. Es mögen nämlich die von den Nosologen beschriebenen essentiellen Fieber als das beständige Resultat einer örtlichen Affection betrachtet werden können, oder es mag nicht immer möglich seyn den Sitz derselben zu bestimmen, so scheint es Lerminier (S. 1) angemessen zu seyn, bey dem gegenwärtigen Zustand der Wissenschaft diese Classe von Krankheiten noch mit dem allgemeinen Namen Fieber zu bezeichnen; auf diese Weise entscheide man vorläufig nichts über ihre Natur, und man halte sich an die genaue Beobachtung der Thatsachen. Auch hat er (S. 2-3) nicht einmahl die verschiedenen Classificationen der Fieber, die in den Pyretologien angezeigt sind, annehmen zu müssen ge-

glaubt, weil diese Classificationen meistens nur eine Zusammenstellung von mehr oder weniger gut geordneten Abstractionen seyen, welche man als günstig oder bequem für den theoretischen Unterricht ansehen könne, aber immer unzureichend oder irrig am Krankenbett seyen. Er begnügt sich mit der Anwendung des einfachen Ausdrucks anhaltendes oder aussetzendes Fieber, mit oder ohne offenbare örtliche Affection der Organe des Kopfes, der Brust oder des Unterleibes. Am Ende dieses Theiles aber, wo aus den darin mitgetheilten Thatsachen das Resultat in Bezug auf die Natur des Fiebers gezogen wird, heißt es (S. 495. 9): daß die Fieber allgemeine Affectionen zu seyn schienen, die ihren Sitz eben sowohl in den festen wie in den flüssigen Theilen hätten; die aber von ihrem Anfang an, oder während ihres Verlaufs, sich mit verschiedenen örtlichen Affectionen verbinden könnten; wodurch dann verschiedene Gruppen von Symptomen und verschiedene Arten der Behandlung begründet würden.

Der Verf. theilt nun (S. 10) zuerst Beobachtungen von anhaltenden Fiebern mit, von denen im Jahr 1822 229 im Hospital behandelt wurden. Es wurden drey verschiedene Methoden der Behandlung, nämlich entweder mit schleimigen säuerlichen Getränken, oder mit Blutausleerungen, oder mit Brech- und Purgiermitteln versucht, je nachdem diese durch den Verein der Symptome angezeigt zu seyn schienen. Durch die angeführten Fälle wird bestätigt, daß die erste oft hinreicht und daß dann oft eine schnellere Genesung erfolgt, als wenn die sonst auch oft so wichtigen Blutausleerungen ohne Noth angewendet werden, daß aber auch zur rechten Zeit angewandte Brech- und Purgiermittel oft die schnellste und sicherste Hülfe leisten, und daß bey Vernachlässigung der durch bedeutende Cruditäten angezeigten Brechmittel das Uebel sich in die

Länge zieht, eine schlimme Diarrhoe ꝛc. zur Folge hat. — Dann folgen (S. 78) Beobachtungen von bösartigen, nervösen, faulichten, Fleckfiebern ꝛc. Sie bestätigen es, daß die antiphlogistische Methode in diesen Fiebern keineswegs hinreicht, oft vielmehr schädlich ist, daß nicht selten die Anwendung der Blutausleerungen eine schnelle Ausbildung des adynamischen Zustandes zur Folge hat, daß oft tonische, besänftigende Mittel erfordert werden und nützlich sind.

Darunter finden sich merkwürdige Fälle, wo die von Broussais für ein Zeichen der gastro-entérite erklärte Röthe der Zunge nach der Anwendung eines Brechmittels vermindert wurde und verschwand. Auch wird durch andere Fälle dargethan, daß diese Röthe der Zunge keineswegs immer eine Entzündung des Magens und der Gedärme anzeigt oder im Verhältniß zu derselben steht, daß eine sehr lebhafte Röthe der Zunge, wie auch eine trockene braune schwarze Zunge, ohne ein anderes Zeichen von Magenentzündnng vorkommen kann. Lerminier meint, daß sie in solchen Fällen mehr von einem Zufluß des Blutes zu den oberen Theilen als von einer Entzündung des Magens abhänge. Auch wurde ein Fall beobachtet, wo der Magen der Sitz mehrerer Geschwüre war, aber doch die Zunge beständig ihr natürliches Ansehen behielt.

In Fällen aber, wo die Krankheit in den Tod übergieng, wurde auch hier durch die Leichenöffnung dargethan, wie falsch die Meinung ist, wornach jenen Fiebern nur entweder eine Entzündung des Gehirns oder seiner Häute, oder eine Entzündung der Schleimhaut des Magens und der Gedärme zum Grund liegen soll, indem oft weder von der einen noch von der anderen eine Spur zu bemerken war, oder dieselbe, wo sie sich zeigte, wenigstens so unbedeutend war, daß man ihr die schweren Symptome jener Fieber keineswegs zu-

schreiben konnte, so wie auch dann namentlich eine Injection der Arachnoidea eine Anhäufung des Blutes im Gehirn, eine wenig bedeutende Entzündung des Magens einige in den Gedärmen gefundene rothe Flecken nicht hinreichend seyen, die Zerrüttungen jeder Art, welche schwere Fieber begleiten, zu bewirken. Auch in Bezug auf die von manchen Neueren für die Ursache der Fieber erklärte Entzündung der Blutgefäße wurden (S. 411) genaue Untersuchungen der inneren Fläche der Arterien und Venen vorgenommen; aber nur einmal fand man eine lebhafte Röthe der inneren Fläche der Aorta, wie sie auch bey Herzkrankheiten und sehr verschiedenen Verhältnissen des Blutes beobachtet wurde, und es wird der Schluß gemacht, daß diese Entzündung in Fiebern nur als eine sehr seltene, auch bis jetzt nicht einmahl durch irgend ein characteristisches Zeichen zu bestimmende, Complication anzusehen sey.

Endlich wird bey der Betrachtung der Wechselfieber das Ungenügende von Broussais Meinung über ihre Natur und seiner Erklärung der Wirkung der China in denselben gut gezeigt (vgl. besonders S. 485 - 487).

J. W. H. Conradi.

Ebendaselbst

Bey Bachelier: Mémoire sur l'astronomie nautique, dans le quel on discute plusieurs méthodes pour avoir l'heure et la latitude du Vaisseau etc. par Mr. **Mazure Duhamel**, Conservateur de l'Observatoire de la marine et professeur de l'école de Navigation. 1822. 24 Seiten in Quart.

Der Verfasser erörtert in dieser Abhandlung vorzüglich zwey Probleme, nämlich 1. aus einer gemessenen Sonnenhöhe und der bekannten Breite (latitude) des Schiffes die Zeit, und 2. aus zwey beobachteten Sonnenhöhen und der zwischen beiden

verflossenen Zeit, die Breite zu bestimmen. Diese für die Schiffahrt wichtigen Probleme sind zwar zur Genüge bekannt: aber die Auflösungen derselben sind verschieden, und es ist nicht gleichgültig, welche man wählt; darüber, und vorzüglich über fehlerhafte Data und deren Einfluß auf die Resultate unter verschiedenen, mehr oder weniger günstigen Umständen stellt der Verf. Untersuchungen an. Die gewöhnliche Methode, den Einfluß der Fehler zu untersuchen, indem man den fehlerhaften Factor der Formel veränderlich setzt, und aus dessen Differenzial die Coefficienten, Größe und Umstäude, der möglichen größten und kleinsten Fehler im Resultat, ableitet, ist den Kenntnissen der Seeleute nicht angemessen. Der Autor nimmt daher wirkliche Differenzen von bestimmter Größe und setzt z. B. in der Observation einer Sonnenhöhe könne man auf der See eine Minute + oder —; und in der Breite wenigstens 4 Minuten in + oder — fehlen. Diese ad libitum angenommene Fehler oder Differenzen in Rechnung gebracht, geben, nach Verschiedenheit der Höhe, Azimuth Declination der Sonne oder Breite des Schiffes, mehr oder mindere Verschiedenheiten in den Resultaten, welche der Verfasser in Tafeln mittheilt, woraus die Größe des Einflusses der Fehler unter den angenommenen Hypothesen zu ersehen ist. Dergleichen Tafeln könnten nützlich seyn, wenn dem Seemann bekannt wäre, ob, und wieviel er bey einer oder andern Observation in plus oder minus gefehlt habe, da er aber von seinen vermuthlichen Fehlern gar nichts weiß, so dürfte eine kurze Anweisung, unter welchen Umständen er diese oder jene Beobachtungen anzustellen habe, um erhebliche Fehler zu vermeiden, ihm besser zusagen, als diese weitläuftigen Tafeln. In den Lehrbüchern der Navigation werden solche Anweisungen auch gewöhnlich mitgetheilt: siehe Handbuch der Schifffahrtskunde. Hamb. 1824. S. 303 und 324. Merkwürdig ist es, daß die Fran=

zosen noch immer Douwes Methode zur Auflösung der oben erwähnten Probleme nicht für vollgültig passiren lassen, sondern derselben eine andere, welche sie die directe nennen, vorziehen. Sowohl unser Verf als auch Guépratte: Problémes d'astronomie nautique. Brest 1816, macht Erinnerungen gegen die indirecte Methode, wie sie die Douwessche nennen. Indeß findet man Douwes Methode und ihre Vorzüge bereits in Bode's Jahrbuch, 1793, erstem Supplementband von Nieuwland zureichend gerechtfertigt. Nur in den Fällen, wenn das Schiff in der Zwischenzeit zweyer beobachteten Sonnenhöhen seine Fahrt fortsetzt, war noch einiger Zweifel und Irrthum bey den Navigationslehrern, die nunmehr auch völlig beseitiget zu seyn scheinen; siehe die angef. Schifffahrtskunde, S. 309 ꝛc. Also daß die Richtigkeit dieser bequemsten und leichtesten Methode gegenwärtig keinem gegründeten Zweifel mehr unterworfen ist.

Madrid.

Historia de la dominacion de los Arabes en España sacada de varios manuscritos y memorias arabicas por el doctor D. Iose Antonio Conde. — Tomo II. 1820. 456 S. Tomo III. 1821. 263 S. gr. Octav.

Die Vorzüge, die Manier, und Mängel dieses Werkes hat Rec. bey der Anzeige des 1. Theils (G. Anz. 1822. St. 24) bemerklich gemacht. Die letztern haben in diesen beiden Bänden nicht abgenommen, da ihnen die bessernde Hand des Verf. fehlte, der bey dem Anfange des Abdruckes des 2. Bandes starb. Die Herausgeber haben gethan was sie konnten, um das Werk in würdiger Gestalt erscheinen zu lassen. Sie haben das ungeordnete Mſ. in Abschnitte getheilt, die Jahrzahlen beygesetzt, und ein Verzeichniß der Fürsten der vielen kleinen Herrschaften, in die das spanische Ommiadenreich zerfiel, nebst einem Verzeichniß der Capitel jedem Bande zugegeben. Der II. Band be-

greift die Geschichte der verschiedenen Arab. Reiche von Cordoba, Valencia, Sevilla, Toledo rc. und die Eroberungen der Morabeten und Mohaditen, wo besonders die Entstehung und Ausbreitung der letztern Dynastie umständlicher und zusammenhängender erzählt ist, als anderswo. Doch vermißt man auch hier die Feile des Verf. oder vielmehr die Angabe der Quellen; z. B. S. 318 hängt die Erzählung nicht zusammen, weil der Verf. vermuthlich aus zwey verschiedenen Quellen schöpfte, und beide Nachrichten neben einander stellte. Uebrigens weicht der Verf. darin von andern ab, daß er, Abdallah Mehdi mitgerechnet, nur 10 Mohaditenfürsten zählt, und ihnen oft andre Namen gibt, worin freylich die Schriftsteller sehr variiren, indem von den vielen Namen Eines Fürsten der eine diesen, der andre jenen nennt. In der vorangesetzten Regentenliste sind gar nur sieben angegeben. Der Herausgeber entschuldigt sich damit, daß er vom Vf. nur einen rohen Entwurf vorgefunden habe. Aber auch dem Capitelverzeichniß fehlt es an Genauigkeit und Vollständigkeit. III. Band. Hier sind nur noch die Reiche von Sevilla, Valencia, Murcia, die schon um die Mitte des 13. Jahrh. von den Christen eingenommen wurden, und Granada, das 1492 sich ergab. Nur Ein tapferer Moslem wagte es noch zum Widerstand der Verzweiflung aufzufordern und vor dem Vertrauen auf Versprechungen des Feindes zu warnen. Das Reich war schon längst in sich aufgelöset. Diesem Bande steht noch voran ein Verzeichniß einiger Namen, algunos nombres d. i. Arabischer Wörter, die der Verf. in der Erzählung beybehalten hat, das aber lange nicht vollständig ist; und am Ende erstlich Anecdota curiosa, Großmuth eines Ritters Narvaez gegen einen Gefangenen Granadenser und dessen Geliebte, dann sechs arab. Inschriften die im 1. Theile erwähnt waren, in Kupfer gestochen und übersetzt. N. 6. paßt aber nicht zu dem Kupfer.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

27. Stück.

Den 14. Februar 1824.

Göttingen.

In der Dieterichschen Buchhandlung: Anfangsgründe der Naturlehre, zum Behuf der Vorlesungen über die Experimental-Physik von Joh. Tobias Mayer. Hofr. u. Prof. d. Physik. Fünfte verbesserte und vermehrte Auflage. 620 Octavseiten 3 Kupfertaf. 1823.

Der Verf. fand nöthig, in dieser neuen Ausgabe noch verschiedene Erläuterungen zum 116ten und 142ten § über das Aufsteigen der Flüssigkeiten an dem Rande eines Gefäßes und die davon abhängende Theorie der Haarröhrchen-Erscheinungen beyzufügen. Der ausführlichste Zusatz ist aber derjenige zum 611. § worin eine zweckmäßige Uebersicht der vorzüglichsten den Electromagnetismus betreffenden Phänomene mitgetheilt worden ist, überall mit litterärischen Nachweisungen, aus denen man das weitere Detail, womit ein Lehrbuch nicht überladen werden darf, nachsehen kann. Kleinere Zusätze übergehen wir.

Hamburg.

Bey Perthes und Besser: Handbuch der Schifffahrtskunde zum Gebrauch für Navigationsschulen auch zum Selbstunterricht angehender Steuerleute. Mit einer vollständigen Sammlung der unentbehrlichsten Seetafeln. Verfasset von der Hamburgischen Gesellschaft zur Verbreitung der mathematischen Kenntnisse. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage 422 Seiten in groß Octav., 231 S Tafeln nebst 17 Kupf und zwey Seecharten 1824.

Wir haben dieß zum Unterrichte und Selbstbelehrung ungemein nützliche Handbuch bereits im 32. Stück unserer Gel. Anz. 1819 angezeigt. Auf Ersuchen der Hrn. Verleger, ist die Redaction und Correctur dieser neuen Ausgabe von zwey Mitgliedern der Hamburger Gesellschaft zur Verbreitung mathematischer Kenntnisse, unter Vorwissen und Approbation dieser Gesellschaft, besorgt worden, und zwar mit der Absicht, einige nöthige Verbesserungen und Zusätze, wodurch die Navigationskunde noch mehr vervollkommnet werden möchte, hinzuzufügen, ohne jedoch das Buch unnöthig zu vergrößern, oder dessen Gebrauch und Verständlichkeit durch vermehrte analytische Rechnungen und Algebra zu erschweren, weil dadurch es an Gemeinnützlichkeit mehr verlieren, als einige vorzüglich fähige Köpfe dabey gewinnen würden, wenn man sie hier weiter führte, als die Schiffahrtskunde unumgänglich erfordert. Die Verbesserungen der neuen Ausgabe beschränken sich daher, außer der Berichtigung einiger Druck- und Rechnungsfehler, hauptsächlich nur auf Gegenstände der Ausübung selbst, z. E. S. 70. sind die in Hamburg üblichen Regeln der Schiffseiche beygefügt. S. 83. Die Aufnahme von Häfen, Inseln u. dgl. mittelst des Peilcompasses, wobey in vielen Fällen die durch Dreyecke zu bestimmenden Punkte hinlänglich genau durch Construction erhalten würden.

S. 261. ist die Beschreibung und Abbildung des Spiegelkreises, S. 240 die Beschreibung der Takelage eines dreymastigen Schiffes nebst der nöthigen Abbildung hinzugekommen. S. 286 das Problem aus der Höhe des Polarsternes die Breite zu finden. S. 371 die Aufgabe, wie aus Distanzen zwischen Mond und Planeten mit Hülfe der Ephemeriden des Hrn. Prof. Schumacher die Länge gefunden wird, durch ein von Hrn. Sahn berechnetes Beyspiel erläutert. S. 309 ꝛc. Berichtigungen und Erläuterungen des Problems, aus zwey außer dem Mittag gemessenen Sonnenhöhen, nebst der zwischen beiden verflossnen Zeit, die Breite für den Fall richtig zu bestimmen, wenn das Schiff in der Zwischenzeit fortgesegelt und erheblich weiter gekommen ist, worüber die Regeln bisher in den meisten Büchern und Lehrbüchern der Navigation nur unvollständig oder gar nicht angegeben sind. S. 376 eine vom Doct. Kelly zu London in dessen Introduction to spheric and nautical Astronomy (Lond. 1812) mitgetheilte leichte und in vielen Fällen hinlänglich genaue graphische Methode, aus der scheinbaren Distanz des ☽ von der Sonne oder einem Fixstern die wahre Distanz zu finden. Außerdem sind die Tafeln für Ortsbestimmungen, Variationen des Compasses u. dgl. noch durch neue Bestimmungen erweitert, berichtiget, und insbesondere die Seemannstafeln wiederhohlt collationirt, und die gefundenen Fehler mit daraufgesetzten kleinen Prämien belohnt worden, so daß also keine Kosten gespart worden sind, das Buch möglichst vollständig und correct zu machen, dessen Gebrauch denn beym Unterrichte, in Verbindung mit einer zweckmäßigen Anstalt, um den Lehrlingen zugleich eine Uebung und Fertigkeit im Beobachten und in der gehörigen Behandlung der Werkzeuge zu verschaffen, alles leisten wird, aus einer Navigationsschule, zumahl wenn sie so nahe, als thunlich mit dem Schiffs-

wesen in Berührung gebracht wird, brauchbare Seeleute hervorgehen lassen.

Sulzbach.

In der Seidelschen Kunst- und Buchhandlung: Handbuch der Geschichte der Philosophie, zum Gebrauche seiner Vorlesungen, von Thadda (Thaddäus) Anselm Rixner, Professor der Philos. am Königl. Baierschen Lyceum zu Amberg. Erster Theil. 1822. XVI und 381 Seiten nebst 116 Seiten Beylagen. Zweyter Theil. 1823. VIII und 286 Seiten nebst 118 Seiten Beylagen. Dritter Theil. 1823. XX u. 472 Seiten in Octav.

Also schon wieder ein neues Hand- oder Lehrbuch der Geschichte der Philosophie. Man sollte glauben, wir hätten dergleichen Compendien vor der Hand genug. Denn die bekannten Notizen, die man in diesen Handbüchern wieder findet, können von dem Anfänger so gut aus dem einen, als aus dem andern, geschöpft werden. Wer das Ganze der Geschichte der Philosophie von einem neuen Standpunkte aus überschauen und ordnen zu müssen glaubt, hat auch nicht nöthig, alles zu wiederholen, was man längst wußte. Vieles aber ist daran gelegen, daß einzelne Theile dieses historischen Ganzen mehr, als bis jetzt noch geschehen ist, aufgehellt werden; und dazu ist in einem Compendium nicht Platz genug, auch wenn es, wie das vor uns liegende, drey ansehnliche Octavbände füllt, die im Wesentlichen, nämlich was die Thatsachen betrifft, nichts Neues enthalten. Was uns wirklich zur Vervollkommnung der bisherigen Bearbeitungen der ganzen Geschichte der Philosophie noch fehlt, ist ein Werk, es sey compendiarisch, oder ausführlich, das nicht von der Voraussetzung ausgeht, das System, zu dem sich der Verfasser bekennt, sey das wahre, und dieses System müsse als Maßstab

der Wahrheit allen übrigen Systemen angelegt werden, um darnach kritisch zu bestimmen, wo die Philosophie fortgeschritten, oder rückwärts, oder in der Irre gegangen sey. Für Anfänger besonders, um dererwillen man Compendien schreibt, geht der vorzüglichste Nutzen des Studiums der Geschichte der Philosophie verloren, wenn man sie jedes System sogleich durch eine Brille betrachten lehrt, die von andern philosophirenden Köpfen, die nicht mit dem Verfasser des Compendiums zu dieser, oder jener Schule gehören, verworfen wird. Mit kritischem Scharfsinn läßt sich die Geschichte der Philosophie verarbeiten, wenn man auch nur skeptisch die Systeme mustert, und sie auch nur apagogisch nach ihren eignen Voraussetzungen prüft, um zu finden, ob diese Voraussetzungen nicht willkürlich sind, ob ein System sich selbst getreu bleibt, und ob es überhaupt hält, was es verspricht. Aber die Selbstverleugnung, die zu einer solchen Bearbeitung der Geschichte der Philosophie gehört, ist freylich nicht so bequem, wie das Selbstvertrauen, mit dem man Andern zumuthet, das System, dem der Geschichtschreiber der Meinungen anhängt, als das wahre vorauszusetzen. Auch die schätzbaren Werke zur Geschichte der Philosophie von Tennemann und Buhle sind bekanntlich stark vom Kantianismus tingirt, und sprechen Lob und Tadel über die Systeme oft nur nach Kantischen Grundsätzen aus. Aber ganz im Geiste einer bestimmten Schule verfaßt, und diesem als dem Geiste der ewigen Wahrheit alle Ansichten und Meinungen unterordnend ist das Werk, das wir hier anzuzeigen haben. Der Verfasser ist ein recht eifriger Schellingianer. Ihm ist gewiß, daß alles, was bis auf die neuesten Zeiten zur Vervollkommnung der Philosophie versucht ist, nur als ein Streben der Vernunft zu betrachten sey, endlich da anzukommen, wo der neue Absolutismus mit der mystischen Anschauungslehre,

von der er ausgeht, und mit der pantheistischen Naturphilosophie, zu der er führt, den nach ewiger Wahrheit schmachtenden Geist erwartet. Historische Verherrlichung des neuen pantheistisch-naturphilosophischen Absolutismus wäre der eigentliche Titel dieses Buchs. Vielleicht bedarf die Schule gerade jetzt noch einer solchen Verherrlichung, da sie schon einen ihrer Anhänger nach dem andern verlieret, und ein ähnliches Ende nehmen zu wollen scheint, wie die Kantische und Fichtische. Zum Lobe des Verfassers muß man sagen, daß er es nicht an Fleiß hat fehlen lassen, den Triumphbogen, den er für seine neue Schule durch eine neue Geschichte der Philosophie erbauen wollte, mit allem Glanze des Orients und des Occidents zu umgeben. Aber in seinem Enthusiasmus für die Schule, in der, nach seiner Meinung, die ewige Wahrheit thront, kann er nicht einmal begreifen, wie ein Recensent des ersten Theils, laut der Vorrede zum dritten, habe tadeln können, daß er, der Verfasser, die Philosophie als eine "sich selbst begreifende und allgemein lehrbare Wissenschaft, trotz der Unerschöpflichkeit ihres Inhalts, und trotz der Vergänglichkeit der zeitlichen Formen ihrer Darstellung", dennoch schon jetzt für vollendet erkläre, und sie als solche historisch behandle. Denn daß die Philosophie ihr Ziel wirklich erreicht habe, lehre ja das ganze Werk. Da nun mehreren unsrer Leser wahrscheinlich noch weniger begreiflich seyn wird, wie ein historisches Werk eine solche Belehrung geben könne, müssen wir von der historischen Beweiskunst des Verfassers eine genauere Anzeige geben. Er zerlegt das historische Ganze der Philosophie in die gewöhnlich angenommenen drey Abtheilungen. Alte oder, nach dem Verfasser, alterthümliche Philosophie; Philosophie des Mittelalters; neuere und neueste Philosophie. Jeder dieser Abtheilungen ist ein Band gewidmet. Die alterthümliche Philoso-

phie theilt er ein in die barbarische (sic), besonders orientalische, und in die klassische, nämlich griechische und römische. Unter den barbarischen Philosophien stellt er die indische als Urphilosophie voran und oben an. Bekanntlich hat der neue Absolutismus seine Verwandtschaft mit dem esoterischen und mystischen Theile der brahminischen Mythologie anerkannt, und selbst schon oft darauf hingewiesen. Natürlicherweise muß es also den Anhängern dieses Absolutismus eine besondre Freude machen, daß gerade diejenige mythische Philosophie, die sie selbst als ein Vorbild der ihrigen betrachten, die älteste in ihrer Art ist, wenn nämlich vorausgesetzt wird, daß die Einwendungen gegen das hohe Alter des hierher gehörenden Theils der Sanscritlitteratur schon hinlänglich widerlegt sind. Ob diese Brahminenphilosophie darum geradezu Urphilosophie zu nennen sey, bleibt doch noch die Frage. Nimmt man aber geradezu an, sie sey die Urphilosophie, das erste Erzeugniß der Vernunft, die noch unverdorben und in jugendlicher Frische sich selbst zu begreifen und das Räthsel des Daseyns zu lösen übernahm, und führt man nach dieser Voraussetzung den Faden bis zum neuesten Absolutismus fort, so läßt sich die Philosophie in ihrer Geschichte vortrefflich als ein geschlossenes Ganzes abzeichnen, an welchem das Letzte als reife Frucht aus dem Ersten emporgewachsen ist. Angenommen aber, das System des neuen Absolutismus sey die endlich errungene unbezweifelbare Philosophie, so läge in der Basis welche die Philosophie nach dieser historischen Darstellung von Brahma bis auf den Stifter des neuen Absolutismus durchlaufen hat, zugleich das Eigenthümliche ihrer Vollendung. Wer die Verdienste, die sich Plato, Aristoteles, Leibnitz, Locke, Kant, und andere ausgezeichnete Selbstdenker um die Philosophie erworben haben, nicht mit dem Maaßstabe des neuen Absolutismus

nachmißt, möchte eher geneigt seyn, in dieser Laufbahn der Philosophie, wie in manchem Andern, was unser Zeitalter so mit sich bringt, einen Rückgang des menschlichen Verstandes von der classischen Philosophie zu der barbarischen, wie der Verfasser sie nennt, zu bemerken. Er könnte sich bey dieser Gelegenheit wohl an die Worte von Leibnitz erinnern: C'est un malheur pour l'esprit humain, qu'on se dégoute de la raison même. Les chimères reviennent, parcequ'elles ont quelque chose de merveilleux. Wie dem auch sey; der Verfasser will auf die oben beschriebene Art die Vollendung der Philosophie historisch bewiesen haben. Nach ihm ist die Urweisheit der Vorwelt zu finden in den indischen Upnekhat wo der Pantheismus, gegründet auf eine mystische Anschauung des Absoluten, als esoterischer Theil der indischen Mythologie unumwunden sich ausspricht. Ob dieses Buch Upnekhat nicht vielleicht erst in spätern Zeiten der alten indischen Mythologie den eigentlichen Pantheismus aufgedrungen habe, untersucht der Verfasser nicht. Was sich außerdem von Philosophie in den Mythen des Orients findet, von Tibetanischem Mysticismus, in der Lehre des Fohi, den der Verfasser von Fo oder Foe unterscheidet, in der Lehre des Chinesen Confutsén u. s. w., wird als Ausartung des idealen Elementes des Orientalismus dargestellt. Zu den Ausartungen des realen Elements des Orientalismus werden gezählt die Philosophie der zoroastrischen, der ägyptischen, phönizischen und ähnlicher orientalischen Religionen, denen auch die alte scandinavische beygefügt ist. Ueber die mosaische Religion, in der sich auch nicht die kleinste Spur von Pantheismus findet, schlüpft der Verf. mit wenigen Worten hinweg; vielleicht um kein Aergerniß zu erregen; was er aber doch nicht ganz hat vermeiden können, da er diese Religion in die Reihe der Ausartungen des echten Orienta-

lismus mit aufnimmt. Uebrigens sind keine Unterscheidungen von idealen und realen Elementen der Religionen und der philosophischen Systeme ganz im Sinne der Schule zu verstehen, für die er streitet. Um diesen Gegensatz zwischen Idealismus und Realismus, was denn auch mit Rationalismus und Empirismus, Spiritualismus und Materialismus, gleichbedeutend seyn soll, dreht sich die ganze Geschichte der griechischen, der scholastischen und der neuern Philosophie in diesem Werke. Auch werden das ideale und das reale Element als die beiden Pole der Philosophie bezeichnet. Daß die griechische Philosophie aus den orphischen Mysterien hervorgegangen sey, hat der Verfasser eben so wenig bewiesen, wie Andre vor ihm. Auch der Recensent hat schon vor mehrern Jahren diesen Ursprung der griechischen Philosophie wahrscheinlich, aber auch nur wahrscheinlich, zu machen gesucht. Der Verfasser scheint kein Freund von historischen Zweifeln zu seyn. Ohne sich um Einwendungen zu bekümmern, und ohne sich nach historisch bündigen Beweisen umzusehen, läßt er die orientalische Philosophie mit ihren zwey Polen in die Hellas, wie er sich ausdrückt, einwirken und durch die orphischen Mysterien in die ionische Schule übergehen. Von diesem Punkte an hat die Geschichte der Philosophie in der Vorstellung des Verfassers den anziehenden Character einer Epopöe. Die Versöhnung des Idealismus mit dem Realismus ist der Preis des Kampfs. Von beiden Seiten wird nun schon in das dritte Jahrtausend, tapfer gefochten. Einige Streiter kommen dem Siege nahe; aber der Kampf dauert noch immer fort, bis endlich in diesen Tagen, wie der wieder auftretende Achill am Ende der Ilias, der unüberwindliche Sieger erscheint, der für die Zukunft nur denen, die ihn nicht verstanden haben, das thörichte Geschäft übrig gelassen hat, nach alter Art fortzudisputiren. Aus der ionischen Schule

rückt zuerst der Realismus hervor, aber doch der wahren Philosophie nahe kommend als echt alterthümliche speculative Naturphilosophie "in ihrer Reinheit". Wie strenge Anaxagoras zurecht gewiesen wird dafür, daß er aus dem Gegensatze des Idealen und Realen (soll hier bedeuten des Geistigen und des Materiellen) einen metaphysischen Dualismus gemacht; der freylich nicht leicht zu rechtfertigen ist, kann man sich voraussagen. Von der andern Seite kommt bey dem Verfasser der von ihm sogenannte Idealismus zuerst aus der pythagoreischen Schule hervor, dann aus der eleatischen, artet ebenfalls, und zwar durch die Schuld des Empedokles, in Dualismus aus, und verwandelt sich gar, durch die Speculationen des Demokrit und Leucipp, in Atomismus. Eine solche Deduction der Entstehung des Atomensystems hätte wohl kein andrer Geschichtschreiber der Philosophie sich zugetrauet. Nun folgt beym Verfasser eine Epoche. Es entsteht der von ihn sogenannte Atticismus als erster Versuch einer Ineinsbildung oder Indifferenzirung des Idealismus und Realismus. Die Lehren der Sophisten im Zeitalter des Sokrates geben dazu die erste Veranlassung. In der sokratischen Schule entwickelt sich das Genie Plato's. Wie nun Plato zu der Ehre kommt, in der Geschichte der Philosophie als erster, wenn gleich das Ziel noch nicht erreichender Ineinsbilder des Idealismus und Realismus zu glänzen, muß man vom Verfasser lernen. Denn bekanntlich ist der Gegensatz zwischen Geist und Materie bey Plato eben so dualistisch, wie bey Anaxagoras, und die metaphysische Seelenlehre Plato's, wie sie in seinen Schriften vor uns liegt, ist mit dem Pantheismus unvereinbar. Aber weil Plato die göttlichen Ideen in die Materie eindringen und in den materiellen Naturbildungen gleichsam wohnen läßt, so ist das dem Verfasser genug, die platonische Philosophie als eine

Vorläuferin des neuen pantheistischen Absolutismus zu preisen. Ein ähnliches Lob erhält, wider alles Erwarten, auch Aristoteles, der nur auf eine andre Art, als Plato, nach demselben Ziele gerungen haben soll, als er durch seine Kategorieenlehre und durch originale Naturphilosophie die ὕλη in ursprünglicher Vereinigung mit dem εἶδος (der Bildungskraft) und der στέρησις (Hemmungs- und Zerstörungskraft) gewissermaßen vergeistigte, indem er seinen Begriff von der ὕλη so weit ausdehnte, daß dieser Begriff auch die geistige Realität in sich aufnehmen mußte. Und doch ist bekannt, wie Aristoteles über die All-Einer (τοὺς ἑνίζοντας) spottet; und warum er nach seinem Systeme eine verlangte Anschauung, durch die man erkennen soll, wie im Absoluten Alles Eins sey, noch lächerlicher hätte finden müssen, wenn er von einer solchen Anschauungslehre etwas vernommen hätte. Aber auch der philosophische Atticismus artet nach des Verfassers Darstellung wieder aus. Diese Ausartung recht anschaulich zu machen, hat der Verfasser (B. I. S. 294) eine Figur gezeichnet. Da lesen wir unter den Enden zweyer Linien, die einen Zirkel durchschneiden, die vier Worte: Morgen, Mittag, Abend, Nacht. Auf der Morgenseite liegt Pythagoras, auf der Mittagsseite Plato und Aristoteles, auf der Abendseite Zeno der Stoiker, und auf der Nachtseite Epikur, dem aber Thales hier zum Gesellschafter gegeben ist. Befremdet hat uns doch, daß der Verfasser zum Beschlusse seines ersten Bandes die neuplatonische Philosophie aus der Schule Plotin's nicht noch höher gestellt hat, als die echte platonische und aristotelische; denn im Systeme Plotin's kommt ja die indische Urphilosophie, die über Persien nach Alexandrien gewandert war, in der Form der Emanationslehre dem Platonismus eingeimpft, auf eine solche Art zum Vorschein, daß diese neuplatonische Philosophie dem neuesten

Mysticismus viel ähnlicher ist, als alles, was der echt hellenische Geist hervorgebracht hat. Als urkundliche Beylagen sind dem ersten Bande angehängt eine Auswahl von übersetzten Stellen aus dem Upnekhat, darauf ein orphischer Hymnus, dann Bruchstücke aus den Heraklit nach Hn. Schleiermacher, eine Uebersicht der pythagoräischen Weltordnung nach de Censorinus de die natali, Bruchstücke aus den Lehrgedichten des Xenophanes, Empedakles und Parmenides, zwey Hymnen von Krates und Kleanth, und zuletzt noch die Hymnen des Neuplatonikers Synesius in anakreontischen Versen; also nichts aus dem reichen Schatze der philosophischen Litteratur des Alterthums, als eben nur, was der Phantasie den Schwung, und dem Verstande die besondre Richtung geben kann, die zu der, nach dem Verfasser, in unsern Tagen vollendeten Philosophie führen. — In demselben Geiste behandelt der Verfasser die Philosophie des Mittelalters und die der neueren Jahrhunderte in den folgenden Bänden seines Werks. Unter den arabischen Philosophen wird, wie zu erwarten war, vor allen Ebn Tophail gepriesen, dessen philosophischer Roman Ebn Joktan oder der Naturmensch, von unserm Hrn. Geh. Justizrath Eichhorn schon vor vierzig Jahren aus dem Arabischen übersetzt, allerdings zum Theil auch von einem Enthusiasten der Schule geschrieben seyn könnte, zu welcher der Verfasser dieser neuen Geschichte der Philosophie gehört. Für die dem zweyten Bande angehängten Stellen aus den Schriften einiger Scholastiker können aber auch andre Leser dem Verf. Dank wissen, da man nicht oft nach den Büchern greift, aus denen diese Stellen ausgezogen sind. Nur muß man nicht übel nehmen, zum Beschlusse dieses Anhangs auch eine Auswahl von Stellen aus den Schriften von Jakob Böhme zu finden; denn nach dem Gutachten des Verfs. dieser Geschichte der Philoso-

phie (Bd. II. S. 271.) sind die Schriften von Jakob Böhme zwar aller wissenschaftlichen Kunst und Methode fast ermangelnd, aber "tief genug an Einsicht und mannigfaltigem Reichthum der Erkenntniß". Der dritte und letzte Band ist mit keinem solchen unkundlichen Anhange ausgestattet. Um uns in das Gebiet der eigentlich neueren Philosophie einzuführen, schickt der Verf. seinen Begriff von dem Protestantismus voraus, der sich zu Anfange des 16ten Jahrhunderts erhob. Der gewöhnlich und nur in kirchlicher Beziehung sogenannte Protestantismus ist, nach dem Verf. nur eine besondre Erscheinung des universellen Protestantismus, zu dessen Entstehung alles vorbereitet war. Mit diesem universellen Protestantismus, sagt der Verf., gewann bald im ganzen Gebiete der Wissenschaft im Kurzen die grübelnde, nur im Zerstören sich selbst gefallende Reflexion ein zeitliches Uebergewicht über die, freylich sich selbst noch nicht zu begreifen vermögende Gemüthlichkeit und das lebendige Gefühl. Im Grunde, fährt er fort, (Bd. III. S. 6.) war dieser über alles kritisirende Protestantismus, aus welchem die neue Philosophie als selbstständige Vernunftwissenschaft hervorgieng, nur ein neuer Sündenfall, nothwendig in seinen Ursachen gegründet, und in seinen Folgen sogar wohlthätig durch Gottes gnädige Verfügung, wodurch aber doch der schöne phantastische Traum (sic) des Volkslebens im Mittelalter auf immer zerstört wurde. Nach diesem neuen Sündenfalle soll nun durch die wahre Philosophie das rechte Leben wieder erweckt werden, da doch nun einmal das alte Himmelreich dahin ist, und einem neuen der ernsten und besonnenen Wissenschaft Platz machen muß, die aber nur "im Schweiße des Angesichts die Erde zum Himmel umschaffen kann". Diese Wissenschaft ist nämlich diejenige Philosophie, zu welcher der Verfasser sich bekennt. Wir sehen also nach dem neuen Sün-

denfalls den alten Kampf des Idealismus mit dem Realismus beym Verfasser auf folgende Art sich erneuern. In der Schule des Descartes entwickelt sich eine dialektisch räsonnirende Idealistik, die sich aber auch bald in den Spinozismus verwandelt, von welchem der Verfasser nicht so günstig urtheilt, wie die Verwandtschaft dieser Lehre und des neuesten Absolutismus es mit sich zu bringen scheint. Dieser Idealistik geht zur Seite eine neue Mystik und Skeptik in Frankreich, England und Deutschland. Nun rückt der gemeine Menschenverstand ins Feld, ohne jedoch sich selbst begriffen zu haben. Er kämpft gegen die in sich selbst entzweyte Speculation für den empirischen Realismus. Locke stellt sich an die Spitze dieser Partey. Gegen ihn vertheidigt sich tapfer die ursprünglich idealistische Speculation besonders in Deutschland durch Leibnitz und Wolf. Aber diese Speculation artet bald wieder aus in einen einseitigen seichten Dogmatismus, als dessen Repräsentanten der Verfasser unter Andern auch Feder, Platner, Tetens, auszeichnet. Während diese Partey nur ohnmächtig mitstreitet, gewinnt in Frankreich der Empirismus einen zeitlichen Sieg über die Speculation. Das Uebersinnliche wird bezweifelt, oder gar gänzlich geläugnet und verspottet. An die Stelle der eigentlichen Philosophie tritt eine platte Aufklärung, gegen die man auch in England und Deutschland zur Vertheidigung der Speculation immer weniger ausrichten kann. Da tritt Kant auf; und die Umbildung und Vollendung der Philosophie beginnt. Aber Kants transcendentaler Idealismus befriedigt nicht, und regt den alten Streit zuerst nur von neuem auf. Die Kantianer sind gemeine Mitstreiter, die der guten Sache wenig Dienste leisten. Fichte, Kant's Nachfolger im Kampfe für den reinen Vernunftidealismus, hätte beynahe den Sieg errungen, und änderte deßwegen auch in der Folge seine von ihm so mannhaft verfochtene

Wissenschaftslehre nach den Forderungen des wahren Absolutismus. Jacobi, von dem der Verfasser übrigens mit Achtung spricht, war ein unwissenschaftlicher Mann. Er und einige andere Selbstdenker, deren Philosophie der Jacobischen sich näherte, werden als Gefühlsphilosophen abgefertigt. Was diese sogenannten Gefühlsphilosophen aus logischen und transcendentalen Gründen im Dienste des Verstandes zu leisten gesucht haben, um die Richtigkeit der vom Verfasser verherrlichten Lehre zu beweisen, wird in dieser Geschichte der Philosophie nicht der Erwähnung werth gefunden. Dem Skepticismus wird ein kurzer Proceß gemacht. Wir wollen also nur noch den Schluß dieser epischen Darstellung, der hinterher noch Einiges anhangsweise beygefügt ist, unsern Lesern mit des Verfassers eignen Worten (Bd. III. S. 385) mittheilen. Endliche Vollendung der Philosophie als absolut sich selbst begreifenden Wissenschaft ist die Ueberschrift des Capitels. Dann heißt es: Der Triumph, die Philosophie als eine durchaus sich selbst begreifende und deßwegen auch Andern allgemein begreiflich zu machende Vernunftwissenschaft durch die längst gewünschte, und endlich auch gefundene Ineinsbildung der beiden einzig möglichen Urgestaltungen des Idealismus und Realismus zu vollenden, war Friedrich Wilh. Joseph Schelling, geb. zu Schorndorf im Würtembergischen 1775 den 27. Januar, vorbehalten". Das entscheidende Urtheil über die Richtigkeit der Darstellung, die der Verf. von dieser Lehre gibt, kommt doch wohl dem Triumphator selbst zu; denn Andere vom Gefolge haben sich über mehrere Punkte anders, als der Verf. dieses historischen Werks, erklärt, dessen Originalität uns zu einer ausführlicheren Anzeige aufgefordert hat.

Paris.

Notice sur l'Archipel de Jean Potocki, situé dans la partie septentrionale de la Mer jaune,

par Jules Claproth, avec une Charte. 1821. 4. Bey der letzten Gesandtschaftsreise der Engländer nach China, wurde zwar ein Theil des gelben Meers, doch nicht Alles untersucht. Zu diesem Fehlenden gehört auch die Gegend zwischen 38° — 40° N. B. Der Verf. kam durch einen Zufall in den Besitz der Abdrücke der Charten, welche die Jesuiten aus China nach Frankreich geschickt hatten; und woraus der Atlas de la Chine bey dem Werk van Duhalde, durch Danville gebildet ist. Die Nahmen sind hier aber sehr fehlerhaft; und die Gruppe von 18 Inseln zwischen den erwähnten Breitengraden fehlen gänzlich. Diese hat daher der Verf. nach jenen Zeichnungen auf seiner Charte dargestellt; und benennt sie, indem er sich gewissermaßen als ihren Entdecker betrachtet, mit dem Namen Archipel de Jean Potocki, mit dem er vormals den Caucasus bereisete. Ob diese neue Art von Benennungen in der Geographie Wurzel fassen wird, muß die Zeit entscheiden.

Gotha.

Gothaischer Genealogischer Hofcalender auf das Jahr 1824 12. Wenn gleich die Anzeige von Taschenbüchern und Calendern außerhalb dem Kreise dieser Blätter liegt, so mag es uns doch erlaubt seyn, mit wenigen Worten das hier bemerkte zu erwähnen, da es sich nicht bloß im feinen Aeußern, und seiner zweckmäßigen Einrichtung, sondern auch in wissenschaftlicher Rücksicht vor seinen Brüdern auszeichnet. Schwerlich ist in irgend einem andern so viel Sorgfalt auf die Berichtigung der Genealogie gewandt. Neben der Genealogie der regierenden und andern fürstlichen Häuser ist jetzt auch die mehrerer gräflichen aufgenommen; nebst einem Register zur Genealogie. Ein diplomatisches Jahrbuch. ein Verzeichniß der Deutschen Standesherrn, ist hinzugekommen. Die andern Verzeichnisse und Tabellen sind schon aus frühern Jahrgängen bekannt. Daß auch jetzt die Eleganz des Aeußern jede billige Erwartung erfüllt, brauchen wir nicht erst zu versichern.

Hn.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften

28. Stück.
Den 16. Februar 1824.

Danzig.

De Euphorionis Chalcidensis vita et scriptis disseruit et quae supersunt ejus fragmenta collegit et illustravit Augustus Meineke, Gymnasii Gedanensis Director. Gedani, sumptibus J. C. Alberti 1823. VIII und 211 Seiten in 8.

Beyläufig haben zwar viele Gelehrte vom Euphorion gehandelt, aber das Versprechen einer zu veranstaltenden Sammlung seiner Fragmente hat hiemit zuerst der als Gelehrter und Fragmenten-Sammler rühmlichst bekannte Herausgeber gelöset. Da wir durch ihn zum erstenmal über das Leben und den schriftstellerischen Character des Euphorion gründliche und ausführliche Belehrung erhalten, so ist es unsre Pflicht die Resultate dieser Forschung in kurzem Auszuge mitzutheilen.

Euphorion wurde geboren zu Chalcis in Euböa zu der Zeit als Pyrrhus von Epirus noch regierte, etwa um das Jahr 272 vor Chr. Sein Vater wird Polymnestus genannt, seine Lehrer Lacydes, und Prytanis, welcher letztere mit dem Peripatetiker dieses Namens eine und dieselbe

be Person zu seyn scheint. Hierbey wird die erbauliche Merkwürdigkeit verhandelt, daß Euphorion einst bey einem Gastmahl dessen Becher zu anderm Gebrauch angewandt habe (ἐνεούρησεν), denn die Kritiker streiten, ob sich diese Begebenheit bey dem Prytanis (nach der alten Lesart im Athenäus), oder in dem Prytaneum zu Rhodus nach Schweighäuser's Meinung zugetragen habe. Seiner Landessitte gemäß, übte Euphorion das χαλκιδίζειν (d. i. παιδεραστεῖν) und liebte die Nicia (Nικαία); die Gemahlin des Euböischen Königs Alexander, welcher ein Sohn des Craterus war. Sodann begab er sich zu Antiochus dem Großen nach Syrien, und wurde Vorsteher von dessen Bibliothek zu Antiochia, mindestens im funfzigsten Jahre des Alters. Hier starb er, und wurde daselbst (nach andern zu Apamea, nach einem Epigramm des Theodoridas sogar an den Pierischen Mauern bey Athen (wo er jedoch nur ein Kenotaphium gehabt haben kann) begraben.

Von seinen Schriften haben sich nur einzelne Nachrichten und wenige Bruchstücke gleich Trümmern aus dem Schiffbruch erhalten, über deren eigentliche Bestandtheile und ehemalige Zusammenfügung man oft nicht anders als völlig rathlos seyn kann. Doch findet sich darin eine Menge wissenswerther Gegenstände, besonders aus dem Gebiet der Griechischen Sprachkunde und Geschichte, daß die Mühe ihrer Zusammenstellung nicht unbelohnt geblieben ist. Die Schriften, deren Namen man noch jetzt kennt, sind folgende: I. Gedichte a. Epische 1. Hesiodus, nur von Suidas erwähnt, ohne Fragmente; — 2. Mopsopia oder Ἄτακτα, eine Sammlung verschiedener Geschichten aus Attischen Fabeln; eine Anführung daraus, das Wort λῖς betreffend, findet sich in dem von Bekker herausgegebenen Choroboscus; — 3. Chilias, rich-

tiger Chiliades, denn es waren deren an der Zahl fünf, wahrscheinlich jede aus tausend Versen bestehend. Ihr Inhalt war die Beschimpfung eines Betrügers, der ein ihm vom Dichter anvertrautes Gut entwendet hatte, und dem im letzten Buche mit einem Orakel Strafe prophezeiht wurde. Doch sind die Worte des Suidas, welche dieses erzählen, so verderbt, daß alle Auskunft darüber auf ungewissen Vermuthungen beruht, und noch Heyne wollte in dem Excurs zu Virg. Buc. III. S. 199 das Werk mit dem vorigen in eins verschmelzen. Aus den Fragmenten läßt sich auch nichts schließen, denn es sind deren nur drey im Stephanus Byzantinus vorhanden, zu denen noch drey Citate aus Athenäus, Tertullianus und Servius kommen. An das zweyte Fragment (Steph. Byz. in voce Δυμᾶν) schließt der Herausgeber einen lehrreichen Excurs an, in welchem erwiesen werden soll, daß die Karyatiden Lakonische Tänzerinnen waren, dem Cultus der Artemis geweiht, und daß jene Benennung von Lasttragenden Figuren in der Baukunst gebraucht, auf einem Irrthum des Vitruvius beruhe, wovon jedoch Rec. nur zur ersten Hälfte ganz überzeugt worden ist. — 4. Alexander, zweifelhaften Inhaltes und ohne Fragmente. — 5. Anios, dessen Name schon aus Virg. Aen. III. 80 bekannt ist, ohne Fragmente. — 6. Ἀντιγραφαι προς Θεωριδαν zweifelhaften Inhaltes. — 7. Apollodorus, wahrscheinlich eine poetische Erzählung von Fabeln; nur zwey Verse, davon aus der Fabel von Cyzicus und Clita hat Tzetzes erhalten. — 8. Artemidorus, vielleicht ähnlichen Inhalts; es ist nur ein halber Vers daraus vorhanden. — 9. Ἀραι ἢ ποτηριοκλέπτης (nicht ποτηριογλύπτης), Verwünschungen gegen einen, der dem Dichter einen Becher gestohlen hatte, wovon ebenfalls nur ein einziger Vers übrig ist. — 10. Demosthenes, wovon Benennuug

und Inhalt ungewiß; vorhanden sind zwey Worte im Chöroboscus. — 11. Dionysos, ein Kreis von Mythen dieses Gottes mit sieben Fragmenten, eine Hauptquelle des Nonnus; — 12. Epicedium in Protagoram, welcher Astrologus genannt wird, nur erwähnt von Diogenes Laertius; — 13. Geranos, ungewissen Inhaltes, von andern auch dem Archytas von Amphissa, einem Zeitgenossen des Dichters zugeschrieben, nur zwey Verse daraus hat Athenäus aufbewahrt. — 14. Hippomedon, woraus ein Vers im Tzetzes. — 15. Hyacinthus mit drey Fragmenten — 16. Thrax mit vier Fragmenten. — 17. Xenion, woraus der Scholiast des Apollonius Rhodius eine Anführung über den Namen des ἀκόνιτον hat. — 18. Polychares mit einem Vers im Etymologicum magnum, wo γαιζῆται von den Ländersuchenden Galliern gebraucht wird, was in den Lexicis fehlt; doch hat dafür Steph. Byz. Γαζῆται als nomen proprium. Der Ausdruck Θρᾶνυξ oder Θρῆνυξ für ἐπὶ τοῦ θρόνου aus Chöroboscus ist unsern Lexikographen bis jetzt ebenfalls unbekannt gewesen. — 19. Philoctetes, mit zwey Fragmenten, in deren letzterem von der Niederlassung des Philoktet in Unter-Italien die Rede ist. — 20. Georgica. Die letzteren acht Werke sind ihrem Inhalte nach so ungewiß, daß man kaum aus den genannten Titeln einen unsichern Schluß darauf machen kann. Von manchem ist es selbst zweifelhaft, ob sie zur Classe der epischen Gedichte gehörten. — b. Elegische Gedichte, Muster der Nachahmung für Tibullus, Propertius und Gallus, ohne sichere Fragmente. — c. Epigramme, von denen noch zwey in Brunck's Analecten vorhanden sind. — d. Dramatische Gedichte werden dem Euphorion von unserm Herausgeber abgesprochen, und die als Drama erwähnte Apodidusa soll von einem andern Komiker Euphorion herrühren, wovon jedoch Rec. den Grund nicht einsieht.

II. Prosaische Schriften: a. Historische Werke: 1. Hypomnemata historica mit drey Citaten im Athenäus und Aelianus, in welchem die Rede ist von den νηάδες, einem unbekannten Thiere der Insel Samos, von dessen Gebrüll die Erde platzt, und welches der Herausgeber für das Mammuth hält; — 2. De Aleuadis, von Suidas wahrscheinlich durch Irrthum der Lesart einem sonst unbekannten jüngern Ephorus zugeschrieben; mit zwey Fragmenten; — 3. De Isthmiis, von Passow zu den epischen Gedichten gerechnet, mit zwey Fragmenten; — 4. Περὶ μελοποιῶν, mit einem Fragment bey Athenäus, das wie die beiden vorigen von musikalischen Instrumenten handelt. — b. Eine Grammatische Schrift über die Schreibart des Hippokrates, λέξις Ἱπποκράτους in sieben Büchern. Erotianus hat daraus das Wort βλιχῶδες angeführt, was in unsern Wörterbüchern fehlt, und vom Euphorion durch ἐκπεπιεσμένον und κατάξηρον erklärt wird. — Dazu kommen noch 110 Fragmente, bey denen die Bücher, aus welchen sie herrühren, nicht bemerkt sind, so daß die Zahl sämmtlicher hier gesammelter Bruchstücke 158 beträgt.

Fragen wir nun nach dem schriftstellerischen Character und Werth des Euphorion, so läßt sich darauf aus den Zeugnissen der Alten und der Beschaffenheit der vorhandenen Fragmente nur unvollständig antworten. Euphorion war, wie Krates von Mallos ausdrücklich bemerkt, ein ὁμηρικός und ein Bewunderer des Choerilus, und diente selbst dem Römer Gallus zum Muster der Nachahmung; aber die Lobpreisungen der Alten bey Virg. X, 50. und Quint. inst. X, 1, 56. sind doch nur zweifelhaft hingestellt. Alle stimmen in dem Vorwurf der Dunkelheit überein, und diese liegt, wie die Fragmente bezeugen, sowohl in dem Stoff als der Schreibart, weshalb der Beyname μύστης ihm nicht mit

Unrecht beygelegt wird. Verworrenheit der Constructionen, schwierige Ausdrücke und obsolete Wortformen (καταγλωττα ποιήματα) aller Art sind ihm eigenthümlich, z. B. ζάψ für ζάλη, und es hat von denselben unser Herausgeber ein vollständiges Verzeichniß geliefert, in welchem jedoch das Wort ἀπαστος keine Stelle finden sollte, da dieses aus dem Homerischen Sprachgebrauch bekannt genug ist. In andern Wörtern hat Euphorion die Bedeutung geändert, wie er z. B. ναυαγός nicht einen Schiffbrüchigen, sondern einen Führer des Schiffs nennt. Geschwätzige Ausführlichkeit und zu starke Breite und Weitläufigkeit des Vortrags fallen ihm ebenfalls zur Last. Aus Allem muß man mit dem Herausgeber den Schluß machen, Euphorionos poesin magis docta quadam elegantia et insolentioris dictionis artificio, quam sententiarum pondere, affectuum veritate et gravitate ceterisque, quibus magnos poetas censemus virtutibus excelluisse.

Da das Meiste des bisher Gesagten, aus den Forschungen des Herausgebers als Resultat hervorgeht, so leuchten die Verdienste desselben von selbst ein, wenn man noch dazu bemerkt, daß die in dem Werke sich offenbarende Gelehrsamkeit und Belesenheit den ersten Philologen unsrer Zeit zur Zierde gereichen würde, daß die Kritik desselben vorsichtig und oft glücklich ist, daß die Schreibart von Seiten der Correctheit und Bestimmtheit als jeder Empfehlung würdig erscheint. Auch ist die Hoffnung zu einer ähnlichen Fragmenten-Sammlung des Parthenius und Alexander Pleuronius gegeben.

K. D.

Paris.

Application de la Doctrine physiologique à la Chirurgie: par L. J. Bégin, D. M. de Metz. Rédacteur pour la partie chirurgicale des Mé-

moires de Médecine et Pharmacie militaire etc. 1823. 186 Seiten in Octav ohne XVIII der Vorrede. Der vielerfahrne, den Broussaisschen Grundsätzen nicht abholde Verf. bemüht sich in einem bündigen Vortrage auf die Berücksichtigung der Physiologie in der praktischen Chirurgie aufmerksam zu machen. Chap. 1. Accidents locaux produits par les Lésions chirurgicales aigues. Chap. 2. Traitement local des Maladies chirurgicales. Die Nützlichkeit der Blutegel bey äußern Verletzungen, deren man mitunter vierzig bis funfzig anlegen läßt, so wie der wundervolle Effect der Compression nach Dupuytren, und des kalten Wassers bey Schußwunden werden theoretisch und praktisch bewiesen. Chap. 3. Phénomènes sympathiques déterminés par les Lésions chirurgicales aigues. Chap. 4. Traitement des irritations internes qui compliquent les lésions chirurgicales. Der Verf. empfiehlt, seinen Beobachtungen zu Dresden im letzten Kriege zufolge, bey Schußwunden Einschnitte sogenannte débridemens und frühzeitige Brechmittel bey verwundeten Soldaten. Ch. 5. Accidents nerveux déterminés par les Lésions chirurgicales. Blutlassen an den Schläfen und im Nacken zeigten sich beym Tetanus nützlich. Das délire traumatique, welches von einer surexcitation cérébrale abhänge, werde von Hr. Dupuytren glücklichst durch Laudanum liq. syd. in Klystieren gehoben, weil es auf diesem Wege keinen der Nachtheile bewirket, welche es, in den Magen genommen, veranlaßt. Ch. 6. Altérations locales déterminées par les lésions chirurgicales chroniques. Broussais Benennung der Scropheln sub-inflammation sey ungenau, deshalb er die Benennung ganglionite vorzöge. Daß der Krebs in einem neuen parasitischen Organe bestände, sey eine metaphysische, in der tiefsten Ignoranz der Gesetze des Organismus begründete, und beynahe gänzlich vergeſ-

sene Hypothese. Ch. 7. Traitement local des maladies chirurgicales chroniques. Cariöse Knochen solle man mild, nicht reitzend behandeln, und sobald die Entzündung sich legt, Tropf-Bäder von alkalinischen, oder seifenartigen Wassern anwenden. Sehr wahr finden wir die Bemerkung S. 117. De tous les moyens hygiéniques préconisés contre les scrofules, il n'en est pas de plus puissant, de plus salutaire que la gymnastique. In der Anstalt des H. Amoros zu Paris könne man wahre dadurch bewirkte Wunder sehen, selbst geheilte Krümmungen des Rückgrads der Schultern und der Gliedmassen. Auch können wir durch eigene Erfahrungen den Satz bestätigen, Le repos seul a procuré des succès inespérés dans les maladies du genou, welche den dagegen handelnden unruhigen Kranken und Aerzten so viel zu schaffen machen. Von den unglaublich großen Nutzen der Blutegel und der erweichenden Aufschläge (cataplasmes), selbst beym Brust-Krebse, werden sehr auffallende Beyspiele erzählt. Selbst Sarcocelen heilte Hr. Gama zu Strasburg durch diese Mittel. Nur darf man freylich nicht die Geduld verlieren. Im Ch. 8. Phénomènes sympathiques produits par les irritations chroniques externes, und Ch. 9. Traitement des irritations internes qui compliquent les maladies chirurgicales chroniques, werden treffliche Grundsätze, über die nach den Umständen mehr oder weniger oder gar nicht mit dem Patienten vorzunehmenden Vorbereitungen zu chirurgischen Operationen vorgetragen, wo sich der Verf. als ein erfahrner, vorurtheilsfreyer, practischer Wundarzt bewährt. So räth er unter andern den verborgenen und selbst den offenen Brust-Krebs nicht zu operiren, bevor man nicht durch Blutegel und erweichende Aufschläge, die stechenden Schmerzen beseitigt habe.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

29. Stück.

Den 19. Februar 1824.

Paris.

Bey Maradin, 1819: Histoire de Cromwell, d'après les mémoires du temps et les recueils parlementaires; par M. Villemain. Tome premier 416 und Tome second 430 Seiten in 8.

"Das Leben Cromwells sagt der Verf., hat sehr die Federn der französischen Geschichtschreiber beschäftigt, ohne jedoch etwas Vollständiges hervorgebracht zu haben. Das, was wir besitzen, sind eher historische Mémoires, als Biographie". Eine solche zu liefern, ist der Zweck des Verf. Die kurze Uebersicht, die Voltaire in seinem Essai sur les Moeurs über die Revolution in England und den Protector liefert, dient ihm gleichsam zum Text; er hat die vorzüglichsten englischen Schriften über diese Periode mit Unpartheylichkeit benutzt, insbesondere aber die Mémoires von Ludlow und Whitelocke. Der Untersuchung der Verhältnisse, in welchen der Protector mit Mazarin stand, hat er eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Man siehet mit Erstaunen, daß sich der französische Premier-Minister, auf Cromwells Verlangen zu niedrigen Intriguen

herabließ, um Uneinigkeit in der ausgewanderten königlichen Familie von England zu stiften. Die interessanten Memoirs of the Protector Oliver Cromwell, by Oliver Cromwell, a descendant of the Family, (s. Gött. gel. Anzeigen 30. Stück 1822) hat der Verf. nicht benutzen können, indem sie selbst 1820 erschienen sind.

Nach der Ansicht des Hrn. Villemain war der Aberglaube, und die Bizarrerie der verschiedenen Secten, die damals in England herrschten, zwar das Characteristische der englischen Revolution, und die Quelle der Macht der Führer derselben, allein die Religion und die Freyheit trugen nicht wenig zu diesem großen Ereigniß bey. Man darf nur einen Blick auf die englische Geschichte zunächst vor Cromwell werfen, um zu sehen, daß die auf ihre Freyheit so stolzen Engländer unter dem drückendsten Joche schmachteten; wenn in andern Ländern der Mangel an gesetzlichen Vorschriften zur Tyranney führt, so entstand in England die ärgste Sclaverey durch den Mißbrauch der Gesetze. Die Engländer wurden von ihren eigenen Repräsentanten tyrannisirt. Je mehr die Freyheit sich durch die religiösen Umformungen, welche die englischen Beherrscher durch Feuer und Schwert einführen wollten, gekränkt fühlte, um so größer ward ihre Anstrengung das Verlorne wieder zu erhalten, und man darf sich nicht wundern, daß diese in Ausschweifungen aller Art ausarteten, die, lange in der Asche geglimmt, unter einem gerechten und toleranten Prinzen ausbrachen. In diesem Gemische von religiösen und Freyheits-Ideen muß man die Quelle von den seltsamen Erscheinungen suchen, die diese Periode auszeichnen. Hohe Weisheit im Gegensatze mit religiöser Schwärmerey, die an Tollheit gränzte; strenge moralische Grundsätze, verbunden mit den größten Lastern; Ungläubige warfen sich zu Vertheidigern der christlichen Religion auf,

und Religions-Schwärmer verfolgen ihre Diener; alles soll nur für Gott geschehen, und im Namen Gottes mordet man um seines eigenen Vortheils willen. Der Geist dieses Zeitalters kann nicht besser bezeichnet werden, als durch den Character der vorzüglichsten Helden desselben selbst. Sehen wir zuförderst, wie der Verf. einige derselben zeichnet und wir werden zugleich den Gesichtspunkt, der in dem Werke herrscht, kennen lernen.

Cromwells außerordentliches Glück hatte gleichsam einen geheimnißvollen Schleyer über ihn geworfen, man sah ihn als ein übernatürliches Wesen an, un in dieser Täuschung lag die Hauptursache seiner Macht. Von dunkelem Herkommen zur höchsten Gewalt zu gelangen; so viele Secten und Nebenbuler besiegt zu haben; sich derer zu entledigen, deren Hülfe er nicht weiter bedurfte, diejenigen bald unter die Füße zu treten, die ihr Haupt wieder erhoben: solche außerordentliche Thaten, mußten die Augen des großen Haufens verblenden. Cromwell hat das große Räthsel gelöset, daß einer der Urheber einer Revolution alle ihre so oft wechselnde Perioden überstehen und bis zu seinem Tode die Frucht derselben genießen kann. Cromwell sah die Revolution entstehen; er war einer der ersten die Hand ans Werk legten, er leitete ihre Fortschritte, beherrschte sie und führte sie zum Ziele. Erstaunen erregend wie diese Thatsachen sich darstellen, verdienen die Eigenschaften, welche er entwickelte, um so weit zu gelangen, nicht weniger unsere Bewunderung. Dieser Mann, der seinem Degen und seiner Beredsamkeit alles verdankte, war schon zwey und vierzig Jahre alt, als er zuerst den Degen zog und die Rednerbühne betrat; bis dahin hatten alle diese Eigenschaften in ihm geschlummert, die Verhältnisse machten ihn nun auf einmal zum Feldheren, Theologen, Politiker, Gesetzgeber und Herrscher. In allem erhob er sich über das Mittelmä-

sige, in vielem war er ausgezeichnet. Er erhob den Ruhm der Engländer im Auslande, um sie zu Hause desto mehr zu Boden zu drücken; da die Souverainetät in England in den Händen des Volks sey, so verlangte und erhielt er für seine Gesandten bey den auswärtigen Höfen größere Auszeichnungen, als diese zuvor unter den Königen genossen hatten. Er legte im Laufe der Zeit die niedrigen Gewohnheiten und Sitten seines frühern Standes ab, und wußte sich ein königliches Ansehn zu geben. Seine ärgsten Feinde haben ihm den Besitz von einem großen Verstande und einer bewunderungswürdigen Klugheit nicht streitig gemacht; aber nach der Verwegenheit, war die Kenntniß des menschlichen Herzens und des Geistes seiner Zeit, die Haupt-Springfeder seiner Erhebung. Diese Kenntniß, die ihn lehrte, wie viel er von dem Fanatismus erwarten konnte, erklärt seine Heucheley, deren ihn die Geschichte mit Grunde anklagt, und die eine Wirkung seines Genies war. Er benutzte die Schwachheiten der Menschen, sie zu leiten. Der Ehrgeiz allein verleitete ihn zu Verbrechen, zu deren Ausführung er sich des Fanatismus bediente. In allem, wo es nicht seiner Macht galt, handelte er nach Grundsätzen der Billigkeit. Die Ueberlegenheit seines Geistes verhinderte, daß er Verfolger ward; er nahm nicht Rache an seinen Feinden und Nebenbuhlern, er wollte sie nur entwaffnen. Seine Sitten waren rein und strenge; seine kurze Regierung brachte England auf den Gipfel des Glücks. Das Eigenthümliche seines Genies zeigte sich in dem Unvermögen, seine Herrschaft fest zu gründen, die er jedoch bis zu seinem Tode behauptete. Sein Andenken wird durch zwey große Laster verdunkelt: er war Königsmörder und Tyrann. — In Carls I. Character lag ein Geist des Widerspruchs mit sich selbst, sowohl dem Frieden als dem Kriege nachtheilig. Der König war

tapfer und großmüthig; die Reinheit seiner Sitten hätte alle Secten für ihn einnehmen müssen; bey allen Veranlassungen zeigte er eine große Ueberlegenheit des Geistes. Sein Unglück war, eine bessere Meinung von dem Urtheile Anderer, als von seinem eigenen zu haben. Verwirrt durch die abweichenden Rathschläge, welche man ihm gab, und ungewiß über das, was er selbst wollte, führte er den Krieg nicht mit Lebhaftigkeit, und unterwarf sich den vorgeschlagenen Friedens-Bedingungen nicht mit derjenigen Schnelligkeit, mit der er vieles von dem bereits Verlornen hätte wieder gut machen können. Die Republicaner haben ihm die Anhänglichkeit an seine Gemalin, eine Princessin von außerordentlicher Schönheit, die ihre Religion den Engländern verdächtig machte, vorgeworfen. Carl liebte sie mit einer außerordentlichen Zärtlichkeit; als er diese liebenswürdige und leichtsinnige Frau, dem Unglücke, das sie vielleicht selbst veranlaßt hatte, mit einem heroischen Muthe die Stirn bieten, als er sie verfolgt und fliehend unter tausend Gefahren das Meer hin und her schiffend sah, ihm Hülfe zu bringen, da vermehrte seine Dankbarkeit und Liebe sich zu einem Grade, daß ein so edles Gefühl den Anschein von Verbrechen annahm. Geführt von denen, die sich zu seinen Richtern aufgeworfen hatten, zeigte Carl eine Stärke der Seele und eine Beredsamkeit, die allgemeines Erstaunen erregte. Sein letztes Wort sprach die Verzeihung seiner Mörder, aus. — Prinz Rupprecht, Befehlshaber der Königlichen Armee, besaß eine persönliche Tapferkeit, die mit seiner Anhäglichkeit an den König gleichen Schritt hielt. Man konnte ihm keinen militairischen Fehler vorwerfen als eine zu hoch getriebene Begierde zu siegen; diese allein veranlaßte seine Niederlagen. — Niemand hatte mehr Gewalt über Cromwell und war mehr von ihm geschätzt, als Ireton, sein Schwiegersohn; ein Mann von

stolzem und heftigem Character. Erzogen zum Rechtsgelehrten hatte er mitten im Getümmel des Krieges, und sogar in den Verfolgungen in Ireland, ein Gefühl für Recht verbunden mit strenger Gesetzpflege aufbewahrt Er war im höchsten Grade uneigennützig, und schlug sogar ein Geschenk von 2000 Pf. St. aus, das ihm das Parliament machen wollte. Es scheint nicht, als wenn der religiöse Fanatismus Einfluß auf Ireton gehabt habe; er hatte sich ganz der Politick und dem Kriege ergeben, und schien in einer unbiegsamen Strenge seinen größten Ruhm zu setzen. Cromwell beklagte nicht den Tod eines so nahen Verwandten; er war ein zu eifriger Freund der Republick, und seine Frau theilte diese Gesinnung. Die älteste Tochter Cromwells, früher mit Ireton und darauf mit Fleetwood verheirathet, war eine eifrige Republicanerin; sie haßte die königliche Familie, mißbilligte aber laut die Vereinigung der höchsten Macht und Würde in der Person ihres Vaters. Auf der andern Seite machte die jüngere Tochter, Lady Cleypole, eine eben so eifrige Royalistin, ihm um so mehr Verdruß, weil sie sein Liebling war; sie beschützte die Anhänger des Königs öffentlich, und der Kummer, das Leben des Doctors Hewet, der wegen seiner Anhänglichkeit an den König den Tod erleiden mußte, nicht retten zu können, beschleunigte ihr Ende. Ihr Verlust wird als eine Veranlassung zu dem Tode Cromwells angegeben. — Die militairischen Talente des Fairfax waren eben so groß als seine Schwächen. Einfach und sogar einfältig, wie er gewöhnlich zu seyn den Anschein hatte, schien er am Tage der Schlacht begeistert zu seyn; seine sanfte und ruhige Physionomie, war dann von einem Feuer beseelt, das an Wuth grenzte: aber in der Politik blieb er immer ein Fremdling. Er hatte eine gewisse Größe der Seele, eine Eigenschaft, die sich mit Schwächen vereinigen läßt, denn indem sie sich nur periodisch äußert, so unterliegt sie

auf die Länge der Zeit nur zu leicht einer geschickten und anhaltenden Intrigue. Fairfax, ohnerachtet seines stolzen Muths, ohnerachtet seiner vielen Siege, war nur ein Werkzeug in Cromwells Händen. — Whitelocke war einer von jenen gemäßigten Menschen, die den Mantel immer nach dem Winde hängen, in allen Stürmen einer Revolution ihr kaltes Blut nicht verlieren und nur in so fern Theil nehmen, als ihr eigener Vortheil es verlangt. Er hatte zum Tode des Staffords gewirkt, und vertheidigt in seinen Schriften seine Unschuld; seine Neigung war für den Frieden und Versöhnung mit dem Könige, aber er unterstützte den Ehrgeitz Cromwells. Warum anders haben die wütendsten in einer Revolution, immer einen so großen Anhang? Alle furchtsame Seelen folgen ihren Fahnen. — Ein Gegenstück von Whitelocke ist Lambert. — Das Feld, eine große Rolle zu spielen, stand ihm offen. Was Monk ward, hätte er seyn können, aber er wollte Cromwell nachahmen. Er besaß einen Geist voll von Hülfsmitteln und Unternehmung, aber nicht gleich seinem Ehrgeitze. Er täuschte sich über sich selbst. Uns gibt er aber einen Beweis, daß Genie von Intrigue verschieden sey. — Unter den vielen schlechten und mittelmäßigen Acteurs, die auf der Bühne auftraten, zieht der Admiral Blake unsere Aufmerksamkeit auf sich; Cromwell fürchtete seine Tugend und seine Vaterlandsliebe, aber mit Unrecht. Blake, obwohl aus Ueberzeugung ein eifriger Republicaner, war mehr für den Ruhm als die Freyheit seines Vaterlands besorgt. Ganz seinem Handwerke ergeben, das er sehr vervollkommnete, lehrte er durch Reden und Beyspiel seinen Seeleuten, daß sie sich niemals um die innern Angelegenheiten ihres Landes zu bekümmern hätten, sondern die Erhaltung des Ruhms Englands gegen das Ausland zum Gegenstande ihrer Anstrengung machen müßten. — Nicht so Monk. Er hatte viele von Cromwells Eigenschaften; auch seine

tiefe Verstellung. Wahrscheinlich würde er Cromwells Nachfolger geworden seyn, wäre der Geist der Engländer nicht verändert gewesen. Er konnte thun, was Cromwell wahrscheinlich kurz vor dem Ende seines Lebens gethan hätte, wenn er die Rache Carls nicht hätte fürchten müssen: er konnte seinen Frieden mit dem Könige machen, weil er nicht zu den Königsmördern gehörte; und er machte ihn. Der Rausch, den Fanatismus und Freyheitsdrang erzeugt hatten, war vorüber, Carl II. nahm, fast ohne Schwertschlag, Besitz von dem englischen Throne. Carl, sagt Villemain, am Schlusse seines Werks hielt, am 29. May in London seinen Einzug. Er war damals 30 Jahre alt. Seine Jugend berechtigte zu allen Hoffnungen, die eine neue Regierung immer erzeugt; seine Herablassung, seine ungekünstelte Gracie bezauberte alle Herzen; er war mit dem Glanze umgeben, den das Ende von glücklich zurückgelegten großen Unglücksfällen immer erzeugt; er schien die Ruhe und die Freyheit Englands in seinem Gefolge zu haben!"

Und auf solch eine schöne Morgenröthe folgte ein so stürmischer Tag! Die Revolution hatte die Lage nicht verändert, in der die innern Angelegenheiten Englands sich befanden, als Carl I. sein Heil bey dem Parliamente suchte; sie war nur als eine blutige Episode dazwischen getreten, lehrreich für die Kenntniß des menschlichen Herzens, aber ohne bedeutende Wirkung für Englands innere Verhältnisse. Dieser schreckliche Zeitraum gehört mehr der Philosophie, als der Geschichte, an. Auch haben die Philosophen sich seiner bemächtigt. Aber mit Erfolg? Wer verkennt die auffallende Aehnlichkeiten zwischen der englischen und französischen Revolution? Vergebens verkündigte die Geschichte das traurige Schicksal derer, die für Carls I. Tod gestimmt hatten. Ludewig XVI. eben so schwach, aber noch besser als Carl, theille sein Schicksal. Die Geschichte gewährt eine angenehme Unterhaltung, macht sie aber die Menschen wirklich weise?

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

30. Stück.

Den 21. Februar 1824.

Göttingen.

Der Königl. Societät der Wissenschaften hat Hr. Hofr. Mayer einen ihm von dem Hrn. Amtmann Jacobi in Reinhausen zugesandten Aufsatz über einen am 20sten August 1823 auf ein Haus des benachbarten Dorfes Ballenhausen gefallnen Blitzschlag mitgetheilt, welcher gleich demjenigen, wovon uns Hr. J. im Jahre 1819 (Man s. unsere Gel. Anz. 1819. Stück 199) eine Beschreibung hatte zukommen lassen, mehrere Merkwürdigkeiten darbietet, von denen wir einiges im Auszuge hier mittheilen. Das Gewitter zog von Südwest heran. Nachmittags um vier Uhr, nachdem es meist schon vorüber war, und das Rollen des Donners nur noch aus der Ferne hörbar war, erfolgte ein heftiger Schlag, der das äusserste Haus des oben angeführten Dorfes traf. Das Haus liegt vom Dorfe ab nach Südwest, und hat keine unmittelbar angränzende Nachbaren und Gebäude; der Blitz, der es traf war der letzte. Er fuhr in den südwestlichen Giebel des Daches, doch nicht in die Spitze, sondern etwa fünf Fuß tiefer herab durch die Zie-

gel, wovon einige zerschmettert herabgefallen, und einer derselben wie mit einer Flintenkugel durchlöchert gewesen seyn soll, der jedoch bey der Besichtigung nicht mehr vorhanden war. Hier scheint der Strahl sich getheilt zu haben. Der eine, von welchem am Innern der mit Tuffstein ausgemauerten Fächer der Giebelwand die Spur deutlich zu sehen war, gieng über eine eichene Säule und eine Strebe weg, hatte sich an der Wand herab, zwischen derselben, und dem eines Fingers breit abgewichenen Gipsboden, in eine Kammer unter dem Bodenraum geschlängelt, in welcher ein eiserner Windofen sich befand, dessen durch die Wand geführte eiserne, mit einem Knie versehene Rauchröhre, außerhalb der Wand zu oberst ein vollkommen rundes rings umher scharf abgeschnittenes Loch von der Größe einer Flintenkugel, zu unterst aber, innerhalb der Wand, eine mehr aufgerissene Oeffnung zeigte, so daß es also scheine, als wenn der Blitz durch jene Oeffnung herein, und durch letztere ausgefahren sey. Nahe bey dem Ofen gieng der Strahl durch den Fußboden in die Wohnstube des untern Stocks einen Balken vorbey, an welchem das Tünchwerk beschädigt und abgefallen war. Es war aber auch eine der obern Fensterscheiben zerbrochen, und der Blitz scheine sich also vor dem Einfahren in die Stube abermahls getheilt zu haben. Der eine Strahl hatte sich nach dem da stehenden Bette gelenkt. Das Bette mit einem leinenen Umhange, hatte vier hölzerne, an sechs Fuß hohe, mit eisernen Stangen verbundene Pfosten, diese waren unversehrt, aber der vom Fenster entfernteste Pfosten war unter der eisernen Stange auf drey Fuß lang und auf die Hälfte der Dicke, von drey Zoll, in Späne zersplittert. Hier verlor sich die weitere Spur. Der andere Strahl war nahe am Fenster in den Fußboden gefahren. In der Stube waren drey Personen gegenwärtig, der 74jährige Schulze

des Dorfes, Fündling, saß an einem Tische drey bis vier Schritte von der Wand ab, neben der der Blitz herabfuhr. Er stürzte nur betäubt nieder, erhohlte sich aber bald, und fand sich weder angegriffen noch ermattet. Er hatte keinen Schmerz, aber eine heftige Erschütterung in allen Gelenken verspürt. Nur erst des Abends, als er sich zu Bette legte, fühlte er unten am linken Bein ein Brennen und Jucken, und entdeckte daselbst eine roth angelaufene Stelle auf der Haut. Er war mit wollenen Strümpfen, Schuhen mit metallenen Schnallen, und mit wollenen Kamaschen darüber bekleidet gewesen. An diesem Beine war nach acht Tagen noch folgendes zu bemerken. Vom inwendigen Knöchel an, sechs Zoll am Beine herauf, stellte sich in der Oberhaut eine deutliche geschlängelte Figur dar, den Strahlen der Lichtenbergischen Harzfiguren ähnlich. Die Haut war unverletzt, und die Figur zeigte sich wie mit Blut unterlaufen, eine Erhöhung war nicht zu fühlen, und an den Kleidungsstücken war gar nichts verändert. Es scheine also, daß ihn an seinem Beine nur das äußerste Ende eines Radius der strahligten Figur berührt habe, welche von dem Hauptstrahle gleichsam abspritzte, als er sich in den Fußboden entlud, welches denn der Verf. durch eine beygefügte Zeichnung noch weiter erläutert. Da der Blitz, nach Maaßgabe der mehr oder minder leitenden Substanzen, die er auf seinem Wege antrifft, oft so mancherley Merkwürdigkeiten darbietet, welche in der Zertheilung des Hauptstrahles in mehrere Seitenästen, ähnlich dem einfachen Funken, welcher sich von einem Conductor auf einen anderen entladet, ihren Grund haben, so sind so genaue Beschreibungen von dergleichen Merkwürdigkeiten, als uns der Hr. Verf. nun schon von zwey Blitzschlägen mitgetheilt hat, nicht nur für die Naturgeschichte des Blitzes an und für sich interessant, sondern leiten auch auf unterschiedene Vor-

sichten, welche bey einer Blitzableitung zu befolgen sind, wo der Strahl sich zunächst in die Erde, oder an der Oberfläche derselben verbreitet.

Paris.

Bey den Gebrüdern Debure: Resumé des leçons données a l'école Royale Polytechnique sur le Calcul infinitésimal par M. Augustin-Louis Cauchy, Ingénieur des Ponts et Chausées, Professeur d'Analyse à l'Ec. Roy. polytechnique. — Tome premier. 158 Quartseiten. 1823.

Diese Schrift ist als eine Fortsetzung des Cours d'Analyse zu betrachten, wovon wir bereits S. 1393 unserer Gel Anz. 1822 eine Uebersicht mitgetheilt haben. So viel Mühe sich auch der Verf. gibt, Kürze und Bündigkeit des Vortrags mit Gründlichkeit zu vereinigen, so müssen wir doch bedauren, daß die besonders in diesem Calcul infinitésimal vorkommenden Untersuchungen sich oft in eine unnöthig weitläuftige und in Rücksicht auf die Beurtheilung der darin wirklich statt findenden Gründlichkeit nachtheilige Zeichensprache verhüllen, in der selbst bekannte Dinge oft erst durch die mitgetheilten Beyspiele, für das was sie sind, erkannt werden. Seine Behandlung des Differenzial-Calculs gründet sich übrigens auf die Lehre von den limites, oder den sogenannten Gränzverhältnissen ohne Ende abnehmender Differenzen von Größen, welche durch eine gegebene Gleichung von einander abhängig sind, wobey er sich denn besonders angelegen seyn läßt, jene Verhältnisse nur für den Fall, als brauchbar, und befreyt von allen dagegen zu machenden Erinnerungen darzustellen, so lange jene von einander abhängige Größen sich innerhalb der Gränzen der Continuität erhalten. Aus eben der Ursache will er auch nicht, daß der Differenzialcalcul sich auf irgend eine Entwickelung von Reihen gründe,

wenn solche Reihen nicht convergirend sind, oder wenn sie aus einer endlichen Zahl von Gliedern bestehen, nicht noch durch eine bestimmte Function ergänzt sind. Je n'ignore pas (sagt der Verf.) que l'illustre auteur de la Mécanique analytique a pris la Formule dont il s'agit (nämlich den Taylorschen Lehrsatz) pour la base de sa théorie des fonctions dérivées. Mais, malgré tout le respect, que commande une si grande autorité, la plupart des géomètres s'accordent maintenant, à reconnaitre l'incertitude des resultats, auxquels on peut être conduit, par l'emploi des séries divergentes, et nous ajouterons, que dans plusieurs cas le theoreme de Taylor semble fournir le devellopement d'une fonction en Série convergente, quoique la somme de la Série diffère essentiellement de la fonction proposée. Au reste, ceux, qui liront mon ouvrage, se convaincront, je l'espère, que les principes du Calcul differentiel, et ses applications les plus importantes (unter andern auf die Lehren vom Größten und Kleinsten) peuvent être facilement exposés, sans l'intervention des Séries u. s. w. Wenn man nun aber die Behandlung dieses Calculs bey dem Verf. näher nachsieht, so erblickt man darin keineswegs die einfache Art und Weise, wie sonst wohl diese Lehre entwickelt wird. Zuerst beschäftigt er sich damit, für die bekannten Functionen $y = x^m$; $y = a^x$; $y = \log x$; $y = \sin x$ u. s. w. auf die gewöhnliche Art (und bey den angeführten transcendentischen Functionen, ohne irgend eine Beyhülfe von Reihen) den Differenzquotienten $\frac{\Delta y}{\Delta x}$ zu entwickeln, wo denn, wenn überhaupt $y = \text{funct}\, x$ gesetzt wird in dem Ausdrucke

$$\frac{\Delta y}{\Delta x} = \frac{f(x + \Delta x) - f x}{\Delta x}$$

der von Δx unabhängige Theil, oder die sogenannte fonction derivée, sich für obige Functionen ergibt, wenn man die Gränze sucht, der sich jener Quotient ohne Ende immer mehr nähert, je kleiner man Δx nimmt. Dies kann bekanntlich alles ohne Beyhülfe des Taylorischen Lehrsatzes geschehen. Statt Δx setzt der Verf. auch den Buchstaben i. Statt aber nun für die unendliche Abnahme von Δx, jenen Differenzquotienten wie gewöhnlich einen Differenzialquotienten zu nennen, und ihn durch $\frac{dy}{dx} = f' x$ auszudrücken, wo $f' x$ jene derivirte Function bezeichnet, nimmt nun der Verf. einen Umweg, dessen Zweck wir wenigstens nicht deutlich einsehen. Nämlich wenn $y = f x$ ist (S. 13) und i eine unendlich kleine Größe, h hingegen eine endliche Größe bezeichnet, so setzt er $i = \alpha h$, wo denn α wieder eine unendlich kleine Größe sey. Dann habe man identiquement

$$\frac{f(x+i) - f x}{i} = \frac{f(x+\alpha h) - f x}{\alpha h}$$

Mithin

$$\frac{f(x+\alpha h) - f x}{\alpha} = \frac{f(x+i) - f x}{i} \cdot h$$

Die Gränze nun, der sich der Ausdruck linker Hand des Gleichheitszeichens ohne Ende immer mehr nähert, tandis que la variable α s'approche indéfiniment de Zéro, la quantité h demeurant constante, diese Gränze nenne man das Differenzial von f x (wer hat wohl je dies das Differenzial von f x genannt?) Man pflege dies Differenzial mit der Characteristik d zu bezeichnen (ainsi qu'il suit dy ou d f x). Es sey nun leicht dies dy oder d f x zu erhalten, wenn man nur den Ausdruck rechter Hand des Gleichheitszeichens betrachte, wo $\frac{f(x+i) - f x}{i}$

die derivirte Function von fx vorstelle, welche man durch f′ x bezeichne. Obige Gleichung verwandele sich demnach in $dfx = h . f'x$. Nun habe man für den besondern Fall, daß $fx = x$ sey, $dfx = dx$ und $f'x = 1$, mithin in der angeführten Gleichung diese Werthe substituirt, $dx = h$; folglich allgemein $dfx = dx . f'x$. Wirklich eine sonderbare Art, diese bekannte Gleichung zu deduciren, wobey wir wenigstens die Nothwendigkeit, beide Größen h und α in die Deduction mit einzuführen, nicht deutlich einsehen, und worüber auch der Verf. sich nicht weiter erklärt. Wir zweifeln daher sehr, daß diese verworrene Behandlung des Differenzialcalculs irgend Beyfall finden wird. So bedient sich der Verf. auch zu verschiedenen andern Untersuchungen, wobey sonst das Taylorische Theorem angewandt wird, eines auch bereits von Ampère in dem 13ten Cahier du Journal de l'école polytechnique erwiesenen Lehrsatzes, daß nämlich $f(x + \Delta x) - fx$ allemal durch $f(x + \delta . \Delta x) \Delta x$ ausgedrückt werden könne, wenn δ einen gewissen Bruch $\prec 1$ bedeutet, und so lange jene fx nicht über die Gränzen ihrer Continuität hinausgeht. Ob durch diesen Ausweg den bekannten Schwierigkeiten bey der Lehre de maximis et minimis, falls in der Taylorischen Reihe diese oder jene Glieder für gewisse Werthe von x unendlich werden, abgeholfen werde, wollen wir indeß doch auch nicht behaupten. Dieser Band enthält übrigens 40 Abschnitte oder Vorlesungen, worin die meisten Gegenstände des Differenzialcalculs mit mehreren seiner Anwendungen, und ein Theil der Integralrechnung (von dem wir, wenn die Fortsetzung erschienen seyn wird, die weitere Anzeige machen werden) enthalten ist. Von diesem Bande eine Uebersetzung ins Deutsche zu veranstalten möchten wir zum Theil schon aus obigen Gründen, nicht rathen.

Leipzig.

Bey Hinrichs: Versuche zur Kritik und Auslegung der Quellen des Römischen Rechts. Von Heinrich Eduard Dirksen, Prof. der Rechte zu Königsberg. 1823. VIII u. 368 S. in gr. Octav.

Auch die in diesem Werke mitgetheilten Abhandlungen beziehen sich lediglich und allein auf das Fach der historisch-antiquarischen Rechtswissenschaft, ein Fach, um welches sich der Hr. Verf. schon früher durch mehrere Schriften, namentlich seine civilistischen Abhandlungen, verdient gemacht hat. Ihrer Natur nach, sind sie keines Auszugs und noch weniger einer speciellen Beurtheilung in diesen Blättern fähig, wie eine kurze Angabe ihres Inhalts ergeben wird. I. Beyträge zur Geschichte des Formelwesens bey den Römern, diesesmal mit Ausschluß der Formeln des Privatrechts, weshalb denn auch Marini's papiri diplomatici nicht zugezogen worden sind. II. Bemerkungen über die juristische Bedeutung einiger lateinischen Ausdrücke. Namentlich über Abdicatio, Adoptio per testamentum, Amici und Suburbana. III. Beyträge zur Kritik einzelner Stellen aus des Gajus Institutionen. IV. Bemerkungen über das Plebiscitum de Thermensibus. Vorzüglich über die Libertas civitatum; dann Mittheilung des berichtigten Texts der Urkunde selbst, mit Anmerkungen, so wie das Responsum Senatus Rom. legatis Antiochi regis A. U. 659 datum, und des Monumentum Aphrodisiense et Plarasense. V. Ueber die Spuren historischer Kritik und antiquarischer Forschung in den Schriften der römischen Juristen. Das Resultat ist, daß sie keine Helden in derselben gewesen sind. VI. Uebersicht der bisherigen Versuche der Kritik und Herstellung des Textes der Ueberbleibsel von den Gesetzen der römischen Könige. Nebst einer neuen Recension dieser Bruchstücke.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

31. Stück.

Den 21. Februar 1824.

Kopenhagen.

Supplement-Tafeln zu Johann Hübner's genealogischen Tabellen. Verlag der Schulzischen Erben. Erste Lieferung. 1822. Zweyte dritte und vierte 1823, zusammen 101 Tabellen, Querfolio.

Das genealogische Studium in Deutschland, begründet durch Rittershausen und von Imhof, verdankt seine vollständigere Bearbeitung und weitere Verbreitung dem deutschen Norden: Johann Hübner's genealogische Fragen und Tabellen haben, wie alle Arbeiten des fleißigen Mannes, die Theilnahme ungemein angeregt. Jetzt erscheint von dem nördlichsten Orte, wo deutsche Sprache und Litteratur als heimisch gelten kann, eine Fortsetzung der bedeutendern von jenen Tabellen, ausgestattet mit der in diesem Gebiete der Wissenschaft eben so rühmlichen, als mühsam zu bewerkstelligenden Genauigkeit und Richtigkeit der Angaben, mit einer dem Ueberblicke sehr förderlichen Augenfälligkeit der Anordnung, mit zweckmäßigen kurzen Bemerkungen zu bedeuternden Personennamen, wodurch diese ein historisch characterisirtes Leben bekommen,

mit einleitenden Uebersichten, endlich mit stattlichem Aeußern, wobey namentlich einer zum Behuf von Nachträgen jeder Tabelle gegenüber weiß gelaßnen Seite zu erwähnen ist. Diese Fortsetzung ist nicht ohne Vermittelung an das allmählig seltener werdende Hübnersche Werk geknüpft, sondern theils ist aus jenem das zum einleitenden Verständniß Dienliche herübergenommen und eine oder mehrere Hübnersche Tabellen zu einer Grundlage verarbeitet, theils aber, und dies besonders von der dritten Lieferung an, eine historisch-genealogische Einleitung gegeben worden, so daß diese Supplement-Tafeln auch als ein selbstständiges Werk gebraucht werden können. Die erste Lieferung enthält die Genealogie der Dynastien in Spanien, Portugal, Frankreich, nebst zwey historischen Excursen, über die Dynastie in Frankreich während der Entfernung des Bourbonschen Hauses vom Throne, und über die Succession des Hauses Hannover in Großbrittannien. Die zweyte — Dänemark, Rußland, Schweden, Polen; dazu zwey Blätter, über König Adolf Friedrich's Thronfolge in Schweden, und über den Successionsstreit in Polen, zwischen Stanislaus Lescinsky und August. Die dritte — Oesterreich, Lothringen, Baiern, Sachsen, mit historischen Einleitungen, und einer historischen Notiz, die letzten Herzoge von Curland betreffend. Die vierte — Brandenburg, Braunschweig, Lüneburg, Mecklenburg, Wirtemberg, Hohenzollern, gleichfalls mit historischen Einleitungen. Nach der Anlage des dritten und vierten Heftes scheint es, als würde noch mehr als Eine Lieferung folgen. Wir sehen der Erscheinung derselben mit um so größerer Theilnahme entgegen, als von mehrern Seiten her das Gerücht laut geworden ist, daß das Werk von der Hand einer allgemein verehrten Fürstin komme, wodurch es, als wahrhaft ehrenwerthes und über die Gegenwart hinaus lebendes Denkmal fürstli-

cher gelehrter Muße, ein mehr als litterarisches Interesse bekommt.

Sulzbach.

Bey Seidel: Würde und Hoffnung der katholischen Kirche mit Rücksichtnahme auf die protestantische Kirche von Joh. Bapt. Kastner, katholischem Pfarrer zu Mißbrunn im Regenkreise Baierns. 1822. XVI. und 286 S. gr. 8.

Nach der eigenen Erklärung des Verfassers über den Zweck und Ursprung dieser Schrift will er sich nicht hineinwagen in die Tiefen der Theologie oder in die Dornenpfade der Polemik, sondern ausgehend von den Grundsätzen der Offenbarung und von der allgemeinen und beständigen Ansicht der frommen und christlichen Vorwelt frey und redlich die Resultate darlegen (Vorr. S. XV.), dabey seine Gewährsmänner, die ihm als Leitstern und Führer dienten, treu aufzählen, und selbst den gefeyerten Reformator Germaniens hie und da statt seiner das Wort nehmen lassen S. XVI. Er hat nur eine Defension, keine Demonstration des Katholicismus zur Absicht S. 13. Es ist ihm angenehm, öffentlich jene Grundsätze und Ueberzeugungen auszusprechen, welche seine Jugend leiteten und welche an dem Abhange seines Lebens sein Trost und seine Stütze sind; diese schriftstellerische Arbeit ist ohne irgend eine fremde Einwirkung und Aufmunterung bloß aus seinem eignen Entschlusse und aus dem bestgemeinten Eifer für die Ehre und Anstalt Jesu, für die gute Sache der katholischen Kirche und für das theure Heil unsterblicher Seelen hervorgegangen; er würde sich freuen, wenn er es recht gemacht hätte, sieht aber voraus, daß die Recensenten und noch mehr die getrennten Glaubensbrüder Manches an seiner Schrift ausstellen werden, und ersucht den freundlichen Leser Nachsicht zu tragen mit so manchen Fehlern, Uebereilungen und

Wiederhohlungen, an welchen nicht so sehr der Mangel seines guten Willens und des gehörigen Fleißes, als der Mangel an größeren Hülfsmitteln, die Isolirtheit von gelehrten Verbindungen und die öfters wiederhohlte Unterbrechung durch fremdartige Geschäfte, welche dermalen das pfarramtliche Leben durchkreuzen, Schuld seyn dürfte S. 283. Es wird sich nur fragen, ob eine Defension des Katholicismus, wie sie hier in Verbindung mit einer Recension oder Kritik des Protestantismus geliefert wird, ohne das, was hier Demonstration des Katholicismus genannt und natürlich nicht im strengsten Sinne genommen werden darf, einen rechten Halt haben und den gewünschten Effect hervorbringen könne. Daß aber dieser Schriftsteller aus voller Ueberzeugung, aus eigenem freyen Antriebe, aus reinem Eifer für die Sache geschrieben habe, geht aus der Art, wie er die Vertheidigung und die Angriffe führt, so wie aus dem Tone und Ausdrucke seiner Schrift so deutlich hervor, daß man daran nicht zweifeln kann. Finden sich Fehler darin, so bestehen sie mehr in Unterlassungen als Begehungen; schöne Kenntnisse können ihm nicht abgesprochen werden, am meisten aber fehlt es an exegetischer und historischer Gelehrsamkeit und Bildung. Was die Wiederhohlungen betrifft, so findet man sich freylich bey dem Durchlesen dieses Buchs oft dadurch belästiget, aber wer wollte sie, nach einer solchen Erklärung und da sie unter verschiedenen Gestalten und Einkleidungen vorkommen, nicht gerne verzeihen? Gewährsmänner, auf welche sich der Verf. vorzüglich beruft, sind Bossuet, Prechtl, Cuttat, Sailer, Chateaubriand, Stolberg, Graser, Schenkl, Gügler, Brenner, Weiller, Dobmaier, J. Schmidt, Haller u. a. Auch rühmliche Urtheile protestantischer Schriftsteller über den Katholicismus oder doch gewisse Seiten desselben, werden häufig angeführt.

Es fragt sich zunächst, was das für ein Katholicismus ist, welcher hier vertheidigt wird, da es verschiedene Arten desselben, namentlich in Deutschland, gibt. S. XI. Vorr. lesen wir: "Der verschriene Katholicismus des 16. Jahrhunderts liegt längstens in den Fluthen der Vergangenheit begraben, mit allen seinen so oft aufgewärmten Aergernissen und Mißbräuchen d. h. die katholische Kirche hat in der Folge der Zeit den Reformationsproceß an sich vollendet und Alles abgethan und verbessert, so viel als dieß von Menschen geschehen konnte und durfte, und was ehmals der Reformation zum anfänglichen Vorwande und zum vorgeblichen Anlasse diente. — Werden die ehemaligen Mißbräuche aus dem stillen Lande der Gräber wieder heraufgerufen, um sie allenfalls auf die Gegenwart, auf die dermalige Zeit und Beschaffenheit der Kirche anzuwenden, so verlieren sie wirklich alle Beziehung; man beginnt ein Luftgefecht und kommt mit seinen, aus dem Lande der Todten heraufgehohlten Truppen fast um 300 Jahre zu spät ins Treffen". Nirgends aber wird gesagt und gezeigt, was denn eigentlich die katholische Kirche seit jener Zeit im Dogma und in der Verfassung an sich reformirt habe. Es kommen zwar Urtheile vor, welche auf einen milderen und gemäßigteren Katholicismus, als den gewöhnlichen, leiten. S. 47 f. "Alles Menschliche, alles, was nicht Gottes Anstalt ist und nicht von seiner Hand getragen und geschützt wird, sinkt in den Staub und wandelt seinem unvermeidlichen Untergange entgegen; das bestätigen selbst die unvermeidlichen Schicksale der Kirche. Sehet das einst so große weltliche Ansehen der Hierarchie, ihre weltliche Herrschaft, ihre Zepter und Fürstenhüte, die sie mit dem Stabe und der Inful vereinigten, der so ausgebreitete, dem christlichen Volke so werthe und hochverehrte Monachismus ist unter dem Brausen und Fluthen der Welt-

begebenheiten untergegangen. Warum? Alles, dieß war bloß auf irdischem Boden aufgewachsen und aus demselben entsprossen; es war bloßes Menschenwort gewesen, somit war es nicht unter die Garantie der schützenden Gottheit gestellt, und folglich war es auch nicht im Stande der Eifersucht, dem Neide und der Schadenfreude irdischer Gewalten, den Angriffen des Philosophismus und Mundanismus Widerstand zu leisten; es mußte unterliegen. Aber die göttliche Hierarchie wurde gerettet, die Kirche wurde in ihrem originellen Seyn und Leben erhalten". S 53. "Die Kirche bedarf des Blutvergießens nicht um sich zu erhalten und auszubreiten, sie steht unter der Protection des Himmels — Blutvergießung, Hinrichtung und Menschenmord kann sogar nie auf die eigentliche Rechnung der Kirche fallen, denn so etwas liegt außerhalb ihrer Sphäre und Gewalt; ihr ist kein Schwert und keine Gewalt über Tod und Leben eigen, ihren Krieg führt sie bloß mit der Waffe des Geistes und der Liebe. Die Sicilianische Vesper, die Bluthochzeit von Paris, der Hugenottenkrieg, die Inquisition rc. sind kein Product, das aus der Glaubens- und Sittenlehre des Katholicismus hervorgegangen oder von der Gesammtheit der lehrenden und repräsentirenden Kirche jemals gut geheißen oder förmlich anbefohlen worden wäre. Die Kreuzzüge besonders sind dem dörtmaligen Rittergeiste, der Eroberungssucht, der Streitlust und überhaupt den damals herrschenden Zeitideen auf die Rechnung zu schreiben; und wenn auch Kirchenvorstände und selbst Päbste dazu alles Mögliche beygetragen haben, so bleiben sie doch als Eroberungen und Kriege dem Zwecke und der Lehre der Kirche fremde und bey allen Kreuzpredigten würden sie keinen Fortgang genommen haben, wenn nicht schon vorhin Lust und Liebe dazu vorhanden gewesen wäre. — Die Inquisiton ist ein Product der Politik und Staatsgewalt, ein nationales Institut und gleich-

sam ein religiös-politisches Vehmgericht, das der Kirche nie auf die Rechnung geschrieben werden kann rc." S. 101 f. "Die Entziehung der h. Schrift durch Untersagung des freyen Bibellesens ist ein Edelstein in der Krone der katholischen Kirche, eine Probe von ihrer Weisheit und getreuen Muttersorgfalt für das Beste ihrer Kinder: denn, in den Tagen der Unwissenheit, der allgemeinen Gährung und mitunter so mancher Bibelverfälschung, allen und jeden Gläubigen, alle und jede Bibeln frey und ohne Einschränkung in die Hände zu geben, hätte in der That von Seiten der Kirche wenig Treue und Wachsamkeit über die Reinheit und Einheit des Glaubens und wenig weise Muttersorgfalt für das Beste der Gläubigen beurkundet und sie hätte sich wie eine sehr unkluge und unaufmerksame Haushälterin dargestellt, welche den unverständigen und unruhigen Kindern sogar Mordgewehre oder wenigstens jede Gattung scharfgeschliffener Messer unter die Hände läßt. Und dermal wandelt die Bibel ohnehin, wie bekannt, allenthalben in den Händen der katholischen Christen umher". Ohnerachtet also das frühere Bibelverbot vertheidiget wird, so wird es doch nicht missbilliget, sondern eher gerühmt, daß jetzt die Bibel überall in den Händen der Katholiken ist. Von der anderen Seite aber werden der unmittelbare, göttliche Ursprung der Lehre und Verfassung der katholischen Kirche, des Pabstthums und der Hierarchie, der Tradition, die unabänderliche Beharrlichkeit und Gleichförmigkeit des Katholicismus, die Untrüglichkeit der Synoden und des Papsts, die sieben Sacramente, als göttliche Anstalten, um den Christen die ganze Fülle der göttlichen Gnade in allen wichtigen Lagen und Verhältnissen des Lebens mitzutheilen, der Gebrauch der lateinischen Sprache bey dem Gottesdienste, der Ablaß vertheidigt und der Katholicismus wird für das ausschließend und objectiv wahre, vollständige Christenthum

ausgegeben. Wir wollen nur einige Stellen hersetzen. S. 41 f. "Daß bey den meisten der heiligen Handlungen die lateinische Sprache gebraucht wird, dürfte ganz nach dem Geiste Gottes seyn, der die Kirche regiert, und den Glaubigen mehr Erbauung und Seegen bringen, als wenn durchaus alles Heilige mit teutscher Zunge vorgetragen und ausgesprochen würde; denn da den Glaubigen ohnehin der Sinn der heiligen Handlung durch fleißigen Unterricht aufgeschlossen wird, so entgeht ihnen nichts dadurch, wenn sie auch eben die Worte, die die heilige Handlung begleiten, nicht verstehen; dann wird selbst durch die Hülle der unverständlichen Sprache die erhabene Mystik der Religion erhöht, das Geheimniß z. E. der Consecration, der Absolution ꝛc. gewinnt durch diese Verschleyerung einen neuen Grad von Ehrwürdigkeit, welche mit besonderer Ehrfurcht die Gemüther erfüllt; zugleich hat ja ohnehin die heilige Handlung eine gewisse eigene Natursprache, die dem Christen so vernehmlich und bekannt ist, als die stumme Sprache der leuchtenden Sonne oder die laute Sprache der tönenden Glocke und die deutsche Sprache kann doch nicht von selbst den Glauben und die Liebe in das Herz hineinsprechen, dem, der diese Tugend nicht mit sich bereits in die Kirche bringt. Ferner scheint der Gebrauch und die Hochachtung der lateinischen Sprache ein eben so großes Mittel zu seyn, die Einigkeit im Glauben und in der Liebe darzustellen und zu erhalten, als sich daraus vorzüglich die Communication mit dem sichtbaren Oberhaupte der allgemeinen Kirche erkennen läßt. Endlich findet der fromme Christ bey der Stille der heiligen Handlung z. E. der heiligen Messe erwünschte Zeit und erhöhten Schwung des Geists, die collective Kraft der Andacht auf sein Inneres hinzulenken und in den Tiefen des Gemüths den göttlichen Glauben und die göttliche Liebe walten zu lassen, anstatt daß aus allzuvielem Anhören von Lehren und Er-

mahnungen eine Ermüdung und Zerstreuung der Andacht und durch viel Gesang eine verschwendete Thätigkeit nach Aussen hervorzugehen scheint". S. 81. "Die Christenheit hat von jeher sieben heilige Sacramente, sieben sinnliche Zeichen mit göttlicher Gnade begabt, als von Christus gestiftet, gelehrt und angenommen, hat vorzüglich auf die Taufe und das heil. Abendmahl ein großes Gewicht gelegt, so wie auf das Sacrament der Buße, hat die reelle Gegenwart Christi in der Eucharistie und das Opfer der heiligen Messe für die Goldperle des Christenthums und des neuen Gnadenbunds angesehen und mit der Standhaftigkeit einer Löwin, welcher man das Kleinod ihres Herzens entreissen will, gegen alle feindliche Angriffe vertheidiget. Denn wie kostbar sind diese himmlische Schätze des göttlichen Christenthums, Licht und Gnade für den Menschengeist, um von ihnen unterstützt und getragen auf der Stufenleiter des Gottähnlichwerdung hinanzuklimmen". S. 106. "Selbst der Ablaß, abgesehen von dem Ablaßhandel des 16. Jahrhunderts und von allen Uebertreibungen und Mißbräuchen, welche allemal Tadel verdienen, der aber lediglich ihre Urheber trifft, — ist nach seinem Geiste betrachtet, ein nicht kleiner factischer und perpetuirlicher Beweis der stets treuen Muttersorgfalt der katholischen Kirche für das ewige Heil ihrer Kinder. Dieselbe dadurch zur öfteren Beicht und Communion, zur ernstlichen Buße und Lebensbesserung einladend, und ihnen so manche kleine Bußwerke und fromme Uebungen auflegend, was bezielet sie dadurch anders, als wie eine mütterliche Versöhnerinn zwischen Gott und dem Menschen aufzutreten, die Strengheit der älteren Bußwerke durch Innigkeit der aufgereizten, geschäftigen Liebe zu ersetzen, auch sogar die kleinsten Wunden der Seele zu heilen und im Aufblicke auf die erbarmungsvolle Liebe Jesu, der noch immer das Wort ausspricht: der Glaube hat dir geholfen! — alle Blitze der göttli-

chen Strafgerechtigkeit auch in ihren kleinsten Ausbrüchen von dem Menschen abzuleiten und sowohl für diese als jene Welt unschädlich zu machen? Bey dieser Bewandtniß, die es mit dem Katholicismus des Verf. hat, kann man allerdings mit Recht fragen, warum er nicht auch Anderes, was er von demselben ausschließt, namentlich das Mönchthum und die Beschränkung des freyen Bibellesens, in denselben aufgenommen hat? Denn er konnte zum wenigsten eben so viel dafür sagen, als für andere Stücke, die er als wesentlich in demselben betrachtet.

Unter der Aufschrift: "Würde der katholischen Kirche", liefert er zuerst eine Defension des Katholicismus und dann eine Recension des Protestantismus. Er vertheidigt den Katholicismus eigentlich mit denselbigen alten Gründen, mit welchen man ihn von jeher vertheidiget hat, nur daß er noch auf neue Einwendungen und Ansichten Rücksicht nimmt und besonders auf dessen innere Consequenz, Erhabenheit und ästhetische Schönheit dringt. Vertheidigt wird der Katholicismus 1. in Rücksicht auf seine Wahrheit, welche darauf beruht, daß er ausschließlich das von Christus und den Aposteln herrührende, ursprüngliche Christenthums ist. Zum Beweise davon aber wird so viel als nichts gesagt; 2. in Ansehung seiner Geschlossenheit und systematischen Eigenheit, sowohl in seinen Grundlehren, als auch in seiner Constitution, seiner äußeren Verfassung und seinem Cultus. Diese Consequenz kann zwar dem Katholicismus nicht abgesprochen werden, allein sie beruht auf falschen und unerweislichen Voraussetzungen. Nimmt man diese als wahr an, so ist die Consequenz da, zeigt man ihre Grundlosigkeit, so verschwindet sie. Der Verf. hat eigentlich nichts gethan, um die Grundsätze, auf welche es hier ankommt, zu befestigen. Alles ruht am Ende auf der Lehre von einer göttlichen, heiligen, sicheren, stets fortgehenden, die heil. Schrift untrüg-

sich auslegenden und entwickelnden, schriftlichen und lebendigen, übereinstimmenden Tradition, deren Wirklichkeit nie dargethan worden ist und werden kann, und welche der Geschichte widerspricht. Sie gibt kein sicheres Criterium des Wahren an die Hand und führt in einem Zirkel herum. Wenn man nach katholischer Wahrheit fragt, so wird man auf die Tradition verwiesen, und wenn man fragt, wo die wahre Tradition sey, so wird man auf eine lange Reihe von Ueberlieferungen verwiesen, die großentheils unter einander im Widerspruche stehen, eigentlich nicht überliefert, sondern neu entstanden sind, ihre Göttlichkeit und Untrüglichkeit nicht nachweisen können. Man muß die Geschichte entstellen und sie nach dogmatischen Grundsätzen regeln, um mit ihr irgend etwas für die katholische Tradition ausrichten zu können. Es sind leere Worte, die sich S. 60. finden: "Auf der Basis der Katholizität dastehend, den Faden der ununterbrochenen Geschichte in den Händen haltend, und in der langen Strecke der Zeit bis auf die Apostel und bis auf Christus zurückgehend stellt sie uns eine eben so rührende als wohlthätige Erscheinung dar. Dadurch ist sie und zwar sie allein im Stande, eine pragmatische, glaubwürdige und authentische Religions- und Kirchengeschichte zu liefern, während dem alle Confessionen, die den Pfad der Katholicität verlassen, auch gewöhnlich ihre fixen Ideen Vorurtheile und irrigen Ansichten in die Geschichte verweben. Dadurch verschafft sie dem Glauben gleichsam einen Grad von Anschaulichkeit: denn ihre heiligen Handlungen, ihre Gebräuche und Zeremonien weisen bis an das Urchristenthum zurück rc." Bey der Vertheidigung des Katholicismus beruft sich der Verf. 3. auf dessen Beharrlichkeit oder darauf, daß er immer unverändert und sich gleich geblieben sey und bleibe, bringt aber gar nichts zum Beweise vor, sondern läßt es bey der bloßen Behauptung und ihrer Ausschmückung bewenden. Er kommt

endlich 4. auf die Sicherheit des Katholicismus d. h. darauf, daß er den Menschen unfehlbar zur Heiligkeit und Seligkeit leite. Dabey aber setzt er nur voraus, daß alle die Gnadenmittel, durch welche die katholische Kirche zu diesem Ziele leitet, unmittelbar von Gott kommen und schon bey dem Ursprunge des Christenthums angeordnet seyen. Man kann aus allen diesem schließen, was für eine Defension des Katholicismus hier geliefert worden ist. Gerade die Fundamente, auf welche es am meisten ankommt und welche vorzüglich angegriffen worden sind, sind ohne Vertheidigung gelassen.

Die Recension des Protestantismus folgt derselbigen Ordnung, wie die Defension des Katholicismus. Es soll also dargethan werden, daß jener neu sey und einen menschlichen Ursprug habe, daß er eine sonderbare Eigenheit d. i. Inconsequenz und Widerspruch in sich enthalte, daß er veränderlich sey und nicht sicher zum Heile, zur Heiligkeit und Seligkeit führe. Wir sind nicht gesonnen, hier die Apologie des Protestantismus zu übernehmen, um so weniger, da die Defension der katholischen Kirche, welche hier geliefert wird, nicht die gehörige Kraft hat und eben deswegen der Angriff auf die Protestantische weniger bedeutend ist. Auch wird der Protestantismus jetzt in verschiedenen Bedeutungen und allerdings zuweilen auch in einer solchen genommen, wider welche die Einwendungen dieses Schriftstellers gegründet sind. Darüber sich zu verbreiten, ist hier kein Raum mehr. Wir wollen also bloß historisch noch einige Stellen auszeichnen, durch welche die Art und Weise, wie hier der Protestantismus kritisirt wird, sich characterisirt. Eingeleitet wird diese Kritik unter anderem so: S. 116 f. "Nach der Defension der katholischen Kirche ist es billig, daß nun auch ihre Tochter die protestantische öffentlich auftrete, um so mehr, als sie immer und immer mit Herabsetzung und Be-

leidigung ihrer mißkannten ehrwürdigen Mutter vorangesetzt wird. Eine bescheidene Recension kann und wird sohin die protestantische Kirche um so weniger ausschlagen, und als Beleidigung ansehen als es hiebey ganz und gar nicht auf ihre Herabsetzung, sondern lediglich nur auf Beleuchtung und Berichtigung ihrer Ansichten abgesehen ist und es dieser Nebenbuhlerin selbst viel daran gelegen seyn muß, sich in allen ihren Reichthümern, Segnungen und Schönheiten, die ihr eigen seyn sollen, öffentlich darstellen zu können, um sofort den Beweis zu liefern, daß sie wirklich im Stande sey, die katholische Kirche nicht nur zu ersetzen, sondern weit besser, als sie, die Bedürfnisse der Menschheit zu befriedigen. Die Katholische Kirche sieht es nicht gerne, sie hat es auch gar nicht nöthig, durch Herabsetzung ihrer Tochter gehoben zu werden: Denn sie liebt dieselbe, sie kann als Mutter des theuren Kindes nicht vergessen, welches einst der Zwietracht stürmische Hand ihr entriß; sie trägt sie stets im Busen, schickt die besten Segenswünsche für sie zum Himmel, ja sie freut sich innigst des Guten, was dieselbe, wenn gleich ihre Nebenbuhlerin, als Offenbarungskirche leisten und stiften mag; hat doch alles seinen Grund in jenen köstlichen Schätzen, die sie einst aus dem mütterlichen Hause mitgenommen und arbeitet sie doch auch in dem nämlichen heiligen Berufe, das Reich Jesu zu predigen, auszubreiten". S. 126 f. "Das Glück das die Reformation begünstigte, dürfen wir nicht der Gottheit zuschreiben. Protestantismus ist in seiner Eigenheit und in Hinsicht auf seinen Ursprung der offenbahrenden Gottheit fremde — Und betrachten wir die Art dieser Ausbreitung, die Reize und Mittel, die dazu beytragen mußten, so wird uns Manches nur Allzumenschliche und Gottesunwürdige begegnen. Arglist und Gewalt, Verläumdung und Lächerlichmachung der katholischen Kirche, das mächtige Hebelwerk des Fleisches und Blutes, die durch

heftige Lobpreisung von Licht und Freyheit aufgereizte Imagination, das dadurch geschmeichelte und aufgereizte Volksthum, dem man seine Hirten als lauter Verderber und Feinde schilderte, die Begierde nach Neuerungen, um dadurch Erleichterungen seines drückenden Zustandes zu finden, die Unwissenheit des Volks, das gewöhnlich dem nachläuft, der etwas Neues auf die Bahn bringt und am stärksten declamiren kann, die Rivalität der Fürsten und der Klöster, die Verdorbenheit der Sitten, die Aemulation der Nationalsprache mit der römischen, die allezeit rege und damals neu aufgeregte Eifersucht der Weltmacht gegen die Hierarchie, endlich vorzüglich der polemische, dann revolutionäre und militärische Character, den die Reformation schon in ihrer Kindheit annahm, konnte dieser kirchlichen Umwälzung, keinen andern als siegreichen und reissenden Erfolg verschaffen". S. 128 f. "Daß Luther seine bekannten Theses zu Wittenberg anschlug, war ein damaliger Magister-Gebrauch, weder dieß Benehmen, noch der Inhalt war neu und außerordentlich, alles schien auf eine bloße Disputation und Privatfehde hinauszulaufen. Die Idee des nachherigen Protestantismus hatte damals bey weitem noch nicht einmal ihre Empfängniß- noch weniger ihre Geburtsstunde gefeiert. — Doch dieser Schritt des Reformators zog endlich andere kühnere Schritte nach sich — die Reformation gewann einen contradictorischen centrifugalen und revolutionären Character; nun war der Reformator bereits zu weit gekommen, er konnte und wollte sich nicht mehr zurückziehen — er wollte und mußte, nachdem es einmal so weit mit seiner Sache gekommen war, gleichsam das Treffen und das Aeußerste wagen, um nicht zu unterliegen und den Sieg zu gewinnen. — Aber leider hier war es nun nicht mehr um Gott, seine wahre Ehre, seine Religion und Kirche, hier war es nur um das Rechthaben, um das Gewinnen, um das Siegen zu thun. Hier war

die Sache des Reformators mit der Sache Gottes und der Menschheit confundirt, die letzte der ersten zum Deckmantel gemacht, um auf dem Wege der Täuschung den ausgesteckten Plan durchzusetzen".

Die "Hoffnung der katholischen Kirche" auf Erhaltung und immer weitere Ausbreitung wird zuerst von ihrer Schattenseite und dann von ihrer Lichtseite dargestellt. Die letzte wird für eine wahre Zierde und kirchliche Tugend der Kirche, weit entfernt von Wahn und Schwärmerey, ausgegeben und auf die Kraft der Wahrheit, die Bestimmung der Kirche, die Gewalt der Zeit und die göttliche Vorsehung gegründet. Hier werden die innern Widersprüche, die Inconsequenzen, der unruhige revolutionäre Character, die Keime der Sterblichkeit, die im Protestantismus liegen sollen, sehr stark hervorgehoben. Es wird nicht bloß auf eine Reunion der Protestanten unter gewissen Bedingungen, sondern auf eine volle Conversion derselben gehofft. Selbst aus der Gleichstellung der Katholiken mit den Protestanten in manchen Ländern werden solche Hoffnungen geschöpft.

Der "Beschluß" enthält noch eine Nachlese über das Ganze, hinzugefügte Anmerkungen und Erläuterungen, um die Würde und Hoffnung der katholischen Kirche noch mehr ins Licht zu stellen, einzelne Behauptungen mehr zu begründen, Mißdeutungen und Einwürfen vorzubeugen.

Die Schrift ist mit Begeisterung, Zuversicht und mit einer gewissen Beredsamkeit, die jedoch nicht selten durch Sprachfehler und Geschmacklosigkeit entstellt ist, geschrieben.

Paris.

Chez Béchet jeune: Mémoire sur l'existence et la disposition des voies lacrymales dans les serpens, suivi du rapport fait à l'Académie royale des sciences le 19. Juin 1820, par M. M. les Professeurs Cuvier et Duméril; par Jules

Cloquet Doct. en Medecin etc. orné d'une planche. 1821. 28 S. 4.

Eine kleine, aber interessante Abhandlung, in welcher der Verfasser nicht nur das Daseyn der Thränendrüsen, ihrer Verbindung mit dem Auge, dem Thränenknochen und den Thränenwegen bey den Schlangen nachweiset, sondern auch noch manche andre neue Bemerkungen über den Bau des Auges dieser Thiergattung beybringt. Anscheinend haben nämlich die Schlangen keine Augenlieder; ja man hielt sogar die brillenartigen Ausfüllungen der Augenöffnungen bey den natürlich abgestreiften Schlangenhäuten für eine Häutung der Cornea. Allein Cloquet zeigt, daß gerade diese äußere Bedeckung des Schlangenauges, welche aus drey Häuten besteht, von denen die innere mit der Conjunctiva zusammenhängt, die äußere aber mit dem Schuppenkranz um das Auge, die wahren Augenlieder der Schlangen ausmachen und nur bey ihnen festgewachsen sind und die allgemeine Schuppenbildung der Schlangenhaut theilen. Der Verf. hat hauptsächlich die Coluber natrix in dieser Hinsicht untersucht, bey welcher die Thränendrüse seitlich unmittelbar hinter dem Auge liegt. Bey der Brasilianischen Viper und vielleicht bey mehren Giftschlangen liegt sie etwas tiefer. Der Thränenknochen bildet die vordere Wand der Augenhöhle und hat eine bald mehr, bald weniger trichterförmige Oeffnung, die nach der Nasen- und Gaumenhöhle im obern Vorderkiefer führt, in welchem letztern der Verf. auch eine Oeffnung in dem vordern Theil des Gaumens nachweiset. Die angestellten Versuche durch mechanische und chemische Reizmittel, dem Schlangenauge Thränen sichtbar zu entlassen, gelangen vollkommen; und so konnte denn dem Herrn Cloquet die Zustimmung der Herren Cüvier und Dümeril, deren beyfälliges Urtheil so wie sie es der Akademie vorlegten, hinten angedruckt ist, nicht fehlen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

32. Stück.

Den 23. Februar 1824.

Paris.

Die Riesen-Schritte, welche die Erforschung der Asiatischen Litteratur seit 40 Jahren gethan hat, lassen die nächsten Generationen eine wahre neue Auferstehung der Wissenschaften ahnen. Den ersten Stoß dazu gab der vortreffliche William Jones (1784) durch die Stiftung der gelehrten Gesellschaft in Calcutta, deren einziger Zweck Bekanntmachung der Asiatischen Litteratur seyn sollte. Seitdem sind wenige Jahre verflossen, die sich nicht durch die wichtigsten Mittheilungen verewigt hätten: den Brahmanen ist das Geheimniß ihrer Sanscrit-Litteratur entrissen, und ihr Zusammenhang mit der Griechischen außer Zweifel gesetzt; die wichtigsten Hülfsmittel zum genauern Studium der arabischen und persischen Sprache und ihrer Schriftsteller sind durch den Druck bekannt gemacht; die Sinesische Litteratur tritt immer mehr aus ihrer Verborgenheit hervor: auch in ihren Nebentheilen hat die Asiatische Sprachenkunde eine vordem ganz unerhörte Ausdehnung erhalten. Diese Thätigkeit für sie hat sich aus ihrem Mutterlande auch nach Europa be-

sonders nach England und Frankreich fortgezogen, wo aus dem Reichthum vorhandener Quellen die Asiatische Litteratur, seit etwa dreyßig Jahren mit sehr merkwürdigen Werken bereichert worden; doch scheint sich gegenwärtig, in diesen und andern Ländern, eine ihr noch günstigere Zeit zu nähern, indem sie fast zu gleicher Zeit drey große Vereinigungspunkte zu Paris, London und Petersburg gewonnen hat, von denen jeder eigene Vortheile vor dem andern voraus hat, welche ihre Fortschritte an jedem auf eine eigene Weise beflügeln, und dadurch vielseitig machen müssen. In diesem Blatte reden wir zuerst von dem zu Paris; an die beiden andern wird zu seiner Zeit, wenn wir erst Documente ihrer Einrichtung vor uns haben, auch die Reihe kommen.

Ein Enthusiasmus, wie er nur aus einem wahrhaft geistigen Organ entspringen kann, hat im Jahre 1822 einige französische Gelehrte zu dem Gedanken begeistert, in das große Werk der Förderung unsrer Kenntnisse von Asien in Verbindung einzugreifen. Ohne alle andre Unterstützung, als die ihnen die Hauptstadt ihres Vaterlandes zu ihrem Vorhaben anbot, begannen sie ihr Unternehmen. Die großen handschriftlichen Schätze, welche die Munificenz ihrer Könige seit Franz I. in die königliche Bibliothek zusammengebracht hatte, boten ihnen die reichsten Quellen für die Hauptmerkwürdigkeiten der meisten Länder und Völker von Asien dar; die Lehrstühle für die lebenden Asiatischen Hauptsprachen bey dem Collége royal und bey der königlichen Bibliothek versprachen ihnen gebildete Gelehrte zu Gehülfen; der Eifer für die Nationalehre ließ sie Unterstützung zu dem hoffen, wozu ihre geistigen und gelehrten Kräfte allein nicht zureichten. Ihre Erwartungen trogen auch nicht; ja der Erfolg hat sie sogar übertroffen. Ein Prinz des königlichen Hauses, der Herzog von Orleans,

hat die Stelle ihres Ehrenpräsidenten angenommen, und die erste allgemeine Sitzung am 21. April 1823 mit einer kurzen Rede über den Nutzen des Studiums ausländischer Sprachen eröffnet; die ersten Parisischen Gelehrten, welche zugleich Kenner von Asiatischen Sprachen sind, haben durch ihren Beytritt dem Verein öffentlich ihren Beyfall auf das ehrenvollste erklärt; und einzelne Staatsmänner, die ihn durch Theilnahme an seinen Arbeiten nicht unterstützen können, sind wenigstens zur Berathung und anderweitiger Beyhülfe seine Mitglieder geworden. Unter den besten Vorbedeutungen und eingedenk, daß in jeden Verein nur dadurch Leben kommen kann, wenn er seine Kräfte zu dem anstrengt, wozu sie im Augenblick seiner Stiftung hinreichen, trat die Asiatische Gesellschaft mit Vorspielen ihrer künftigen Thätigkeit unverweilt hervor, und begann schon im Julius 1822 ein

Journal Asiatique, ou Recueil de Mémoires, d'Extraits et de Notices relatifs à l'Histoire, à la Philosophie, aux Sciences, à la Littérature et aux Langues des Peuples Orientaux, redigé par M. M. Chézy, Cocquebert de Montbret, Degérando, Fauriel, Grangeret de Lagrange, Hase, Klaproth, Abel-Rémusat, Saint-Martin, Silvestre de Sacy, et autres Académiciens et Professeurs Français et étrangers; et publié par la Société Asiatique. Tome premier. A Paris chez Dondey-Dupré père et fils. 1822. 384 S. 6 Stücke, jedes Stück zu vier Bogen (vom Julius bis December) Tome II. 1823. 384 S. (vom Januar bis zum Junius) in Octav.

Dieses Journal läßt uns in das Innere, und den Geist des Asiatischen Vereins schauen. Vor allem will er die Quellen zur tiefern Erkenntniß von Asien eröffnen, und ihr Studium erleichtern: daher Beförderungen Asiatischer Sprachkunde seine erste Hauptsorge seyn muß, wozu Sprachlehren, Wörter-

bücher und ein Asiatisches Museum unerläßliche Bedingungen sind. Für manche Asiatische Sprachen sind zwar schon die nöthigen Hülfsbücher vorhanden, aber noch nicht in dem Zustand der Vollkommenheit, daß sie zu einem genauen Studium derselben hinreichen; für manche gehen sie bald ganz, bald so gut wie ganz unserm Bücher-Reichthum ab: für die letztern und die für sie nöthigen Lesebücher soll daher vor allen Dingen gesorgt werden, für die ersten aber so wie sich dazu ein ihrer Abfassung gewachsener Gelehrter findet, der sich mit der schwierigen Arbeit befassen will. Die meisten der noch gar nicht grammatisch und lexikalisch bearbeiteten Sprachen fordern zu solchen Versuchen über sie viele Jahre zur Vorbereitung und haben große Schwierigkeiten der Presse zu überwinden, die wieder Verzögerung verursachen. Dennoch hat die Berathungs Comité es möglich zu machen gewußt, daß während des ersten Jahrs schon die nöthigen Hülfsbücher zu fünf Sprachen der Presse übergeben werden konnten: für die Japanesische die zu Nangasaki gedruckte und nur in ein Paar Exemplaren nach Europa gekommene Grammatik des Pat. Rodriguez durch Landresse, der sie aus dem Portugiesischen ins Französische übersetzt und neu eingerichtet hat; für die Mandschuische ein Wörterbuch durch Klaproth, das sein Verfasser schon früher zu seinem Privatgebrauch in der Handschrift vollendet hatte; für die Armenische eine Auswahl von hundert Fabeln Vartan's zur Chrestomathie durch Zohrab; für die Georgische durch Klaproth und Saint-Martin eine mit einer neu verfertigten Schrift gedruckte Grammatik sammt Vocabular; für Sanscrit ein lithographirter Abdruck der Episode des Ramayâna durch Chézy, der dieselbe schon vor einigen Jahren in einer anziehenden französischen Uebersetzung bekannt gemacht hatte, — bloß eine Zwischenunternehmung, bis das neue Dévanagari Syllabar, das im Vorschlag ist,

zum ordentlichen Druck vollendet seyn wird: Und alle diese Arbeiten sind der Asiatischen Societät als ein freywilliges Geschenk von ihren Verfassern dargebracht, daß sie nur die Kosten des Drucks davon zu tragen hat. Nun aber muß man sich, um den Schriftsteller eines Landes völlig zu verstehen, in einen Eingebornen desselben zu verwandeln im Stande seyn, dasselbe also nach allen seinen Theilen und nach seinen physischen und moralischen Eigenthümlichkeiten kennen, wozu ein Museum, der lebendige Commentar seiner Wörterbücher, unentbehrlich ist, wer müßte daher nicht die gleichzeitige Stiftung eines Asiatischen Museums mit der einer Asiatischen Gesellschaft zur tiefern Erforschung Asiens für einen höchst glücklichen Gedanken halten? Dem Museum können nun unendlich viele Einzelne steuern, was ihnen überflüssig ist. Denn so lang sich einzelne Merkwürdigkeiten, einzeln und getrennt, im Besitz einzelner Privat-Personen befinden, können sie bloß für wenig belehrende Seltenheiten gelten, aber in Verbindung und Zusammenhang mit einander in einer öffentlichen Sammlung ein Bild, ja ein wahres Gemählde von einem Lande entwerfen, durch das man, obgleich von ihm durch unermeßliche Zwischenräume getrennt, in ihm einheimisch werden kann. So geordnet hat die Asiatische Gesellschaft zu Paris ihren Lauf nach einem Plan eröffnet, der zu einem herrlichen Erfolg führen kann, wie er von der Leitung einer Comité auserlesener, mit Asien schon seit Jahren vertrauter Männer unter dem Vorsitz eines Silvestre de Sacy erwartet werden konnte.

Bis die Zeit es erlaubt, mit Hauptwerken hervorzutreten, belehrt sie schon jetzt in einem Journal Asiatique ihre Zeitgenossen durch kurze kenntnißreiche Aufsätze, durch Uebersetzungen aus Asiatischen Dichtern und Geschichtschreibern, durch Aus-

züge aus merkwürdigen Asiatischen Schriftstellern, durch Kritiken neu erschienener Schriften, und biobiographische Uebersichten der neuesten europäischen Litteratur, in so fern sie Asien betrifft. Es kann nicht Zweck dieser Anzeige seyn, den vollständigen Inhalt jedes Aufsatzes darzulegen; sondern nur durch die Auszeichnung einiger Merkwürdigkeiten die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf diese Zeitschrift hinzuwenden. Natürlich haben uns die neuen Entdeckungen zweyer jungen französischen Gelehrten zur Entzieferung der bisher so räthselhaft gebliebenen Inschriften auf Aegyptischen und Persepolitanischen Monumenten vorzüglich angezogen. Was des jüngern Champollion lettre à M. Dacier (von dem wir nächstens einen besondern Bericht erstatten werden) über seine Erklärung des hieroglyphischen Alphabets noch nicht enthält, ist hier nachgetragen; er liest außer den römischen Kaysernamen, nun schon 22 Namen der alten Pharaonen von Amasis an auf den Aegyptischen Denkmählern. Noch überraschender war für den Ref. Saint-Martin's Versuch, die Inschriften von Persepolis zu lesen und zu erklären. Er selbst, beschreibt seine Entdeckungen in einem Auszug aus seinem darüber abgefaßten Mémoire, aus welchem wir aber nichts auszeichnen, weil das Mémoire selbst, wahrscheinlich jetzt schon, gedruckt ist, und von uns nächstens umständlich angezeigt werden kann. Durch Sylvestre de Sacy erfahren wir, daß das Alter der einst von ihm nach einer auf der königlichen Bibliothek zu Paris befindlichen Handschrift beschriebenen Balaibalan Sprache der Sofi (S. diese Anzeige Jahrg. 1815. S. 2063) nicht über das Jahr 1000 der Mohammedanischen Zeitrechnung (c. Chr. 1591) hinaufsteigen, und Mohyi d. i. Mohyi-eddin zum Urheber gehabt habe. Klaproth gibt eine Notiz von der Sprache auf der Insel Formosa; in andern

Aufsätzen von den Bukharen, und von dem Alter des Papiergeldes, das er nach Sinesischen Jahrbüchern bis zum Jahr Chr. 807 hinaufrückt. Auch unser Landsman von Hammer hat durch einen Auszug aus dem Exempelbuch des Ebn Khaldum, einem berühmten historischen Werke, seinem verdienstvollen Eifer für die Bekanntwerdung der Asiatischen Litteratur ein neues Denkmahl gesetzt. Ein Ungenannter gibt mit Gründen unterstützte Hoffnungen, daß sich noch wichtige Werke über die indische Geschichte vor der mohammedanischen Herrschaft würden finden lassen. Abel Rémusat schildert einen Feldzug Hulaku's nach Sinesischen Jahrbüchern und die mächtigen Fortschritte der Europäer in der Sinesischen Litteratur in den neuesten Zeiten u. s. w. Uebersetzungen aus dem Sanscrit haben Chézy, Langlois und Burnauf der Sohn, mitgetheilt; Landresci, und Fulgenz Fresnel aus dem Sinesischen; Garcin de Tassy und Grangeret de Lagragne aus dem Arabischen; Chézy aus dem Persischen; einen Auszug endlich aus einer Abhandlung über die religiösen Secten der Sinesen und Tunkinesen theilt Adrian de Ste Theele mit. — Die in einem bescheidenen Ton abgefaßten Beurtheilungen der neuesten, die Asiatische Litteratur betreffenden Werke übergehen wir zwar, doch nöthigt uns die Vaterlandsliebe, eine Stelle aus den bibliographischen Nachrichten zur Beherzigung unsrer Landsleute, die in den letzten Jahren in der Asiatischen Litteratur gearbeitet haben, wörtlich herzusetzen: (II. 127): Il a aussi paru en Allemagne quelques ouvrages relatifs aux antiquités et à l'ancienne histoire de l'Asie; malheureusement ils sont tous plus ou moins entachés de cet esprit systématique ou plutôt fantastique, qui semble l'emporter maintenant sur le sage critique qui dirigeait autrefois les sa-

vais de ce pays. Könnten wir doch sagen, daß dieser Vorwurf ungegründet und unverdient wäre!

Helmstedt.

Bey Fleckeisen: Feyer des Gedächtnisses der vormaligen Hochschule Julia Carolina zu Helmstedt, veranstaltet im Monate May des Jahrs 1822. Mit dem Bildnisse des Herzogs Julius, des Abt Bartels, und einem Facsimile der Handschrift des Herzogs und des Canzlers Mynsinger von Frondeck. 1822. XXI u. 246 Seiten in Quart.

Die am 29. May v. J. eben so sinnig als rührend veranstaltete Feyer des Gedächtnisses der ehrwürdigen, leider durch die Westfälische Zwingherrschaft aufgehobenen, Julia Carolina ist zwar unsern Lesern durch die Zeitungen und sonstigen Journale hinlänglich bekannt geworden, und so bedurfte es kaum einer Erwähnung, daß eine Beschreibung dieses Festes, und eine Sammlung der sich auf dasselbe beziehenden Gedichte, Reden und Gelegenheitsschriften, den Inhalt des vorliegenden Werks ausmacht. Was demselben jedoch einen dauernden Werth gibt, ist eines Theils die Abhandlung des Herrn Kreisamtmanns Bode zu Braunschweig, betitelt: "Rückblick auf die Verfassung des Fürstenthums Wolfenbüttel unter den Herzogen Heinrich dem Jüngern und Julius", andern Theils die derselben angehängte Lebensbeschreibung des Herzogs Julius durch dessen Zeitgenossen, den Landfiscal Franz Algermann, welche, einzelne Auszüge abgerechnet, vorher nie im Druck erschienen war, und für die Geschichte von bedeutender Wichtigkeit ist. Als Herausgeber derselben, so wie der ganzen Sammlung hat sich Herr Geheimerath von Strombeck zu Wolfenbüttel genannt.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

33. Stück.

Den 26. Februar 1824.

Leipzig.

Bey Göschen: T. Lucretius Carus von der Natur der Dinge. Mit dem lateinischen Text nach Wakefield's Ausgabe. Erster Band VI. 52 und 179. S. Zweiter Band 327 S. in groß Octav. 1821. (vom Freyherrn v. Knebel).

Wenn unsere Landsleute bisher noch immer dem Italiäner Marchetti den ersten Rang unter den zahlreichen Uebersetzern des Lucretius einräumten, so können wir nun mit eben der Unparteylichkeit uns rühmen, in der vorliegenden eine Uebersetzung zu besitzen, welche die gepriesensten Englischen und Italiänischen Uebertragungen in jeder Hinsicht übertrifft, und mit der die Französischen, auch die neueste von Pongerville, keine Vergleichung aushalten, wenn man auch davon absieht, daß keine von diesen die Versart des Originals nachgebildet hat. Die Uebersetzung dieses Lehrdichters ist vielleicht die schwerste Aufgabe für einen Uebersetzer. Stoff und Form scheinen allen Bestrebungen nach den wesentlichen Vollkommenheiten einer Uebersetzung, Deutlichkeit und Treue, harte

näckig Trotz zu bieten. Mit allen Schwierigkeiten, die Lucrez auf eine bewunderungswürdige Weise überwand, indem er das System des griechischen Physikers in poetischer Form und zwar in einer für Speculation und wissenschaftliche Auseinandersetzung noch gar wenig ausgebildeten Sprache entwickelte, hat auch der Deutsche Uebersetzer, und mit manchen derselben noch mehr zu kämpfen. Von der dichterischen Einkleidung erscheint so manches unerreichbar, und Lucrez ist ein Dichter, dem man von seinen Schönheiten nur wenig nehmen darf, um ihm alles zu nehmen. Wie aber die Lehrsätze Epikurs, für die der Dichter zu begeistern strebt, für uns noch weniger Anziehendes und Unterhaltendes haben als für die damaligen Römer, so wird auch die Form nur wenigen, die den Geist des Inhalts, daneben auch den Geist des alten Lehrgedichts aufgefaßt haben, gefallen können; nur stellenweise bietet sie allgemein verständliche Schönheiten; daher auch viele nur jene bekannten vielbewunderten Stellen einer Deutschen Uebersetzung fähig und würdig hielten, und verlangten, daß ein Uebersetzer sich auf diese beschränken solle. Schon hieraus ergibt sich, wie schwer es seyn müsse, dem Kenner so wie auch selbst dem Nichtkenner des Originals Genüge zu leisten. Um so mehr Bewunderung und Dank verdient die vorliegende wahrhaft treffliche Uebersetzung. Ihr Verfasser, als Dichter und Kenner der Alten, auch durch frühere Leistungen bekannt, als Uebersetzer schon durch seinen Properz ausgezeichnet, ist durch ein vieljähriges Studium dieses seines Lieblingsschriftstellers in den Geist desselben tief eingedrungen, und hat ihn mit allen seinen Eigenthümlichkeiten in seiner Denkart, Darstellung und Sprache so getreu nachgebildet, daß nur selten auch bey genauer Vergleichung der zur Seite stehenden Urschrift etwas vermißt werden möchte. Als Hr. von Knebel vor einigen dreyßig Jahren ein

Paar Proben seiner Uebersetzung bekannt werden ließ, erkannte ein großer Meister in der Uebersetzungskunst in ihm den Mann, der es wohl vermöchte, den von vielen versuchten Ulyssesbogen zu spannen, und bedauerte nur, daß keine Hoffnung da sey, den ganzen Lucrez in dieser Manier übersetzt zu erhalten; derselbe Meister, der später einmal bey einer andern Gelegenheit sich dahin erklärte, er werde, so lange bis er durch den Augenschein widerlegt werde, behaupten, daß die Verschiedenheit der Sprachen und die mechanischen Schwierigkeiten des Deutschen Hexameters oder jeder anderen Versart denjenigen, der darauf bestehen wollte den Lucrez Zeile vor Zeile zu übersetzen, zu Ungeschmeidigkeit, Gewaltthätigkeiten an unsere Sprache und zu manchem quid pro quo, wofür ihm Leser von Geschmack wenig Dank wissen möchten, nöthigen würde. Jetzt sehen wir die Aufgabe so vollkommen, daß nur für einzelne Stellen vielleicht noch vollkommneres zu hoffen ist, und durchaus ohne die gefürchteten Verstöße gelöset, was schwerlich einer, wenn er auch nur die Uebersetzung von Meinecke, die einzelnen Stücke von Rode, Herder, und mehrere wetteifernde Versuche Ungenannter in verschiedenen Zeitschriften geprüft hatte, auch ohne durch eigne Versuche die unsäglichen Schwierigkeiten erkannt zu haben, für wahrscheinlich, ja für möglich halten durfte. Nur ein Mann, der große seltene Dichtergaben mit einem hellen philosophischen Geiste und mit einer genauen selbsterworbenen Kenntniß des Alterthums, besonders der alten Philosophie, vereinigte, durfte ein solches Unternehmen wagen, und nur eine seltene, durch innige Geistesverwandschaft erzeugte und genährte, ganz uneigennützige Liebe, durch die er sich fortwährend zu dem Schriftsteller hingezogen fühlte, konnte ihm die Kraft geben, mit festem Muth und unwandelbarer Munterkeit ein Werk zu betreiben, dessen Vollendung unter den günstigsten Umständen

viele Jahrzehnten erfordern mußte, ohne sich auch von dem glücklichsten Erfolge, außer dem eigenen Bewußtseyn, irgend einen andern Lohn versprechen zu können, als den Beyfall und Dank einer geringen Anzahl von Theilnehmenden. Es war dem Anzeiger dieses in mehrfacher Rücksicht interessant, die vollendete Uebersetzung mit den schon früher gelieferten Stücken zu vergleichen. Wenn auch schon die Eingänge des ersten und fünften und das ganze dritte Buch (im Neuen deutschen Merkur) sich vor allen andern Uebersetzungen vortheilhaft auszeichneten, so sind sie doch, mit der meisterhaften Uebersetzung der Pest (1816) und mit dem jetzt gelieferten verglichen, nur bloße Anfänge, von denen der Verfasser zu immer größerer Vollkommenheit allmälich fortschreitend in dem vollendeten Werke nur wenig beybehalten hat. Nicht alle möchten dem Werke in seiner jetzigen Gestalt die Kunst ansehen, die dazu gehörte, und die vieljährige Mühe die, es gekostet hat. Nirgends hat die Treue der Nachbildung Undeutlichkeit bewirkt, nirgends wird man durch müssige Sylben und Partikeln, durch Verletzungen des Sprachgebrauchs in Worten und Wendungen, wodurch frühere Uebersetzer ihre Arbeiten für Deutsche Leser unlesbar machten, oder auch durch jene im Herameter von vielen geduldeten Wortversetzungen an ängstlichen Zwang erinnert, mit dem sich der Uebersetzer dem lateinischen Original anschmiegt. Die Sprache ist fließend aber würdevoll, und jeder Ausdruck sorgfältig gewählt, um hinter der elegantia, welche die Alten einstimmig an dem Lucrez rühmen, nicht zurückzubleiben. Sorgfältig bewahrt der Uebersetzer die edle Einfachheit und scheinbare Kunstlosigkeit des Originals, die grata negligentia und die Einförmigkeit, die sich besonders in den Uebergängen zeigt; ohne jedoch in seiner Treue so weit zu gehen, daß er einzelne Unvollkommenheiten, wie den schwerfälligen Gang und

die Härten einiger Verse, welche durch die Schwierigkeit des Gegenstandes dem Dichter abgenöthiget wurden, mühselig nachbildete, oder wo Sinn und Geist aufgeopfert werden mußte, den Worten nachstrebte. Jene alten ehrwürdigen Formen der Worte wie materiai u. s. w., durch die der Dichter häufig den einfachen alltäglichen Sinn derselben hebt, finden wir in der Uebersetzung nicht durch ähnliche Deutsche nachgeahmt, auch würde dieses an den meisten Stellen nicht möglich gewesen seyn oder den Zweck verfehlt haben. Oefters ist durch die Wahl des Worts jene alterthümliche Form vollkommen ersetzt, und in dem Ganzen weht ein wahrhaft alterthümlicher Geist, der nirgends durch modernen Ausdruck der Empfindung entstellt ist. Durch den symmetrischen Bau der Perioden und den leichten und gefälligen aber würdevollen Gang der Verse, wird auch nicht wenig zu dieser Vollendung beygetragen. Auf den schönen Bau der Hexameter durch die Einschnitte und geschickt gewählten und abwechselnden Wort- und Versfüße, hat der Uebersetzer viel Sorgfalt verwendet, und darin eine große Vollkommenheit erreicht. Auch die Sylbenmessung ist sehr genau besonders in der Arsis immer beobachtet. Trochäen kommen vor, aber gewöhnlich nur da wo Mittelzeit oder doch stark tönende Vocale, Position, vorhergehende Pause durch Elision, nothwendige Längen vorher und nachher, die Kürze der zweyten Sylbe weniger anstößig machen. Verse wie: Alles überwog der gegenwärtige Jammer, kommen höchst selten vor. Rec. glaubt indeß, daß in dieser Hinsicht sich noch einiges hin und wieder ohne Nachtheil der Uebersetzung vervollkommen lassen wird, obgleich er es nicht mit denen hält, die den Trochäus durchaus und unbedingt aus dem Deutschen Hexameter verbannt wissen wollen, und dadurch nicht nur gute Uebersetzungen in den meisten Fällen unmöglich machen, sondern auch überhaupt die Unanwend-

barkeit dieses Verses und der ihm verwandten Versarten in der Deutschen Sprache nothwendig zugeben müssen, wenn der Vers nicht in anderer Rücksicht, besonders in den Einschnitten verwarloset, oder auch durch die Auskunft, den Dactylus durchweg vorherrschen zu lassen, um seinen eigenthümlichen Character gebracht werden soll. — Rec. kann sich nicht enthalten, zur Bestätigung des Gesagten den Anfang des dritten Buchs hier abzuschreiben:

"Der du zuerst aus Dunkel und Nacht die leuchtende Fackel
Konntest erheben, damit aufhellend des Lebens Geschenke;
Dir nur folg' ich, o Zierde der Grajen! und setze den Fußtritt
Ein in die Spuren, die du mit deinem Fuße bezeichnet.
Nicht wetteifernd mit dir, nein, nur aus Liebe, dich suchend
Nachzuahmen. Wie soll mit dem Schwan wetteifern die Schwalbe?
Oder das Böckchen mit schwankendem Knie im Lauf mit dem Rennpferd (equi vis).
Du, o Vater, du bist Erfinder der Dinge; du reichst uns
Deine Lehren als Kindern: Aus deinen Schriften, du Edler,
Saugen wir, wie die Bienen, die jegliche Blüthe bekosten
Auf der beblümten Au', die goldenen Sprüche der Wahrheit;
Goldene Sprüche, werth der unvergänglichen Dauer."

Wer das Original vergleicht muß die Treue bewundern, mit der diese herrliche Stelle nachgebildet ist. Nichts als das zweyte omnia im vorletzten Verse ist verloren gegangen, und statt dessen dicta mit mehreren Worten Sprüche der Wahrheit übersetzt. Schwierigkeiten anderer Art und vielleicht noch größere hat der Uebersetzer an den streng wissenschaftlichen, dogmatischen Stellen überwunden, wo der Dichter mit ruhiger Wärme und Klarheit lehrt. Aufmerksame Leser werden nicht nur die Richtigkeit der Uebersetzung und ihre Deutlichkeit bey den dunkelsten Gegenständen, sondern auch das Würdevolle u. Schöne bewundern, das der Vf. ihr überall zu geben gewußt hat, ohne durch fremdartigen stärkeren Schwung,

lebhafte Apostrophen u. s. w. den einfachen philosophischen Vortrag zu beleben, und Gedanken und Worte auszuschmücken, wie z. B. Meinecke so oft durch Ausmalen von Naturdingen, die Lucrez mit ihrem gewöhnlichen Namen benannte, den Dichter anziehender zu machen sucht. Durch Klarheit und Eleganz der Darstellung, strenge Auswahl edler und volltönender Worte und durch die Harmonie und Kunst des Verses, nicht durch Verschönerungen, die er aus seinem eignen Farbenkasten entlehnte, bewürkt der Uebersetzer, daß auch die einfachsten didactischen Gedanken nicht unbedeutend erscheinen, nicht zur Prosa herabsinken. Z. B. II. 1024 ff. übersetzt Meinecke: Doch keine Sach' ist so begreiflich, die nicht im Anfang unglaublich schien; auf der andern Seit' ist nichts so groß, so erstaunend, Nichts so bewundrungswerth, wogegen Menschen am Ende Nicht gleichgültig würden. — Man glaubt bloße Prosa zu lesen, weil der einfache alltägliche Satz weder durch Kunst des Rhythmus noch durch poetische Sprache gehoben ist. Bey Hrn. v. K. lautet er so:

Aber es ist kein Ding so leicht zu begreifen, daß anfangs Schwerer den Eingang nicht zum Glauben es fände; und nichts ist.
Wieder so wunderbar und so groß, daß nicht durch Gewohnheit
Nach und nach die Bewundrung verlöhr' und mindre die Achtung. —

Gern möchte Rec. noch an andern Beyspielen die mannichfaltigen Vortrefflichkeiten dieser Uebersetzung zeigen, wenn es der enge Raum dieser Anzeigen gestattete. Der Uebersetzer hat sein Werk den Manen Wakefields gewidmet in zehn Distichen hinter der Vorrede. Dann folgt auf 52 Seiten eine Uebersicht der sechs Bücher des Lucrez, keine bloße Inhaltsangabe, sondern Bemerkungen und Winke eines Eingeweiheten über den Gang des Gedichts und den Geist der einzelnen Stellen, Fingerzeige die manchen Com-

mentar ersetzen. Der Hauptinhalt jedes Buchs ist aus der Meineckeschen Uebersetzung beygefügt. Seine Noten ließ Hr. v. K. weg, läßt aber die Hoffnung, daß sie vielleicht zu anderer Zeit noch erscheinen könnten. Wir wünschen herzlich, daß es ihm an Lust und Kraft nicht fehlen möge dies zu erfüllen. Von einem so genauen Kenner des Dichters kann man nur Vortreffliches erwarten. — Das Aeußere des angezeigten Werkes ist sehr schön und des Verlegers würdig.

Prag.

Bey Calve: Taschenbuch zur Verbreitung geographischer Kenntnisse. Eine Uebersicht des Neuesten und Wissenswürdigsten im Gebiete der gesammten Länder- und Völkerkunde. Zugleich eine fortlaufende Ergänzung zu Zimmermann's Taschenbuch der Reisen, herausgegeben von J. G. Sommer. Zweyter Jahrgang. LXIV u. 406 S. in 8.

Wie wir es im vorigen Jahrgang (S. 296) wünschten, so hat der Verf., seinem frühern Muster gemäß, die Uebersicht der neuesten Länder- und Völker-Entdeckungen zu einem künftigen Haupttheil seines Taschenbuchs gemacht. Dem Mann von Geschäften ist ein Buch sehr willkommen, in dem er das zusammengestellt findet, was er zerstreut und einzeln ausführlicher gelesen hat, um es schnell in ein Ganzes in seinem Geständniß zu ordnen. Die übrigen Aufsätze betreffen 1. Die Veränderungen in dem Klima der Alpen; 2. Niederlassungen an der Mündung des Columbia-Flusses in Nord-America, 3. hangende Brücken, namentlich in England, 4. Boje's Reise nach Norwegen, 5. Campbell's Reise ins Innere von Süd-Afrika, 6. die Llanos oder Steppen im nördlichen Theile von Süd-America, 7. Franklin's Landreise zu den nordamericanischen Küsten des Eismeeres, 8. die Ebne von Troja, 9. die Länder am Nil. Zu allem diesen die nöthigen Kupferstiche und Charten.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

34. Stück.
Den 28. Februar 1824.

Göttingen.

Bey Vandenhoeck und Ruprecht: Gesangs-Unterrichts-Methode für höhere und niedere Schulen von J. A. G. Heinroth, Doctor, und Director der Music in Göttingen. Preis 1. Rthlr.

Von diesem Werkchen erschien schon im Jahr 1821 der erste Theil, worin die Melodik abgehandelt wurde. Da man dies Lehrbuch mit Beyfall aufnahm, und die Fortsetzung desselben wünschte, so ist dann 1823 der zweyte und dritte Theil, enthaltend die Rhythmik und Dynamik, nachgefolgt. Die Melodik zerfällt in 4 Abschnitte: a. Uebungen für Ohr und Kehle, worin der Schüler vom engsten bis zum weitesten Intervalle, von der kleinen Secunde bis zur Octave, im Treffen geübt wird; b. Uebungen für das Auge, in welchem Abschnitte dem Schüler die bereits erlernten Intervalle auf dem Liniensysteme durch die Noten vorgeführt werden. c. Uebungen für die Denkkraft. Hier wird der Schüler mit der Wandelbarkeit der Intervalle auf dem Liniensysteme durch die verschiedenen Schlüssel und Vorzeichnungen bekannt gemacht, er lernt

und sieht hier in der Kürze, wie viel Zeit und Fleiß erfordert wird, um ein guter Treffer zu werden. Da nun aber in den meisten Schulen nicht Zeit genug auf den Gesangs-Unterricht verwendet werden kann, so ist d. Vereinfachung des Tonsystems vorgeschlagen. Der Verf. gibt den Rath, man sollte die Schüler nicht nach Zahlen, sondern nach Noten singen lassen, jedoch mehr darauf achten, daß sie sich die Intervallen sorgfältiger als die Namen der Noten zu eigen machten. Man möge nur einen Schlüssel gebrauchen und zu Anfange des Stücks gar keine Vorzeichnung hinsetzen, so daß die Intervallen auf dem Liniensysteme immer dieselben und unwandelbar bleiben. Sollen nun aber Sänger nach dieser vereinfachten Methode singen lernen, so muß sich der Lehrer die kleine Mühe geben, alle zu erlernende Tonstücke in den zum Grunde gelegten Schlüssel überzutragen und schwerere Tonarten in die leichtern C. G. und F. dur zu transponiren und in letztern beiden jedoch so, daß ♯ und b nicht im Schlüssel, sondern im Laufe des Stücks jedesmal vor die Note gezeichnet wird, welche dadurch erhöhet oder erniedrigt werden soll. Diese vorgeschlagene Vereinfachung ist durch Notentafeln sehr deutlich gemacht, auch finden sich die Choralmelodien nach Böttners Choralbuche am Ende des ersten Theils in genannte Tonarten transponirt, so daß dieser erste Theil schon als ein für sich bestehendes Lehrbuch in den Landschulen angesehen werden kann, in welchen man zufrieden ist, wenn die Schuljugend die Kirchenlieder richtig mitzusingen vermag. In kurzer Zeit erlernt nach dieser Methode der Bauerknabe seine Kirchenmelodien richtiger und leichter nach Noten als nach Zahlen singen.

Der zweyte Theil, welcher die Rhythmik enthält, zerfällt in drey Abschnitte: a. Uebungen für das Gefühl, worin durch Schlagen in die Hände

das Tactgefühl aufgeregt, belebt und befestigt wird, b. Uebungen für Auge und Gefühl. Hier lernt der Schüler die verschiedenen Notengestalten, Pausen und Tactarten kennen und practisch anwenden. c. Verbindung der Rhythmik mit der Melodik. Hatte in der Melodik der Schüler sich bloß um die Höhe und Tiefe der Noten bekümmert, so muß er jetzt zugleich auch auf ihre längere oder kürzere Dauer achten. Jedoch wird er hier durch Beyspiele auf eine nicht unangenehme Weise vom Leichteren zum Schweren hingeleitet, und am Schlusse dieses zweyten Theils werden Versuche gemacht, kleine Sätze mit untergelegtem Texte rhythmisch und melodisch richtig zu treffen. Der dritte Theil, welcher mehr für höhere Schulen als Leitfaden bestimmt ist, scheidet sich in zwey Hauptabschnitte. 1. Leistungen des Körpers, worin auf Bildung der Stimme, auf richtigen Gebrauch des Athems und auf gute Aussprache geachtet wird. 2. Leistungen der Seele, in welchem außer gutem Gedächtniß und lebhafter Phantasie besonders die Denkkraft in Anspruch genommen wird, indem der Sänger, um gut vorzutragen, wohl überlegen muß a. was es für ein Tonstück sey, Arie, Recitativ rc. b. was für Gefühle und Empfindungen darin ausgedrückt werden sollen, c. ob es Opern- oder Kirchenstyl sey, d. wo das Stück vorgetragen werden solle und e. was für Text unter den Noten liegt.

Der Verfasser hat sich, ohne der Deutlichkeit zu schaden, so kurz als möglich gefaßt und es ist in diesem Werkchen nichts vergessen, was wesentlich zum Gesangsunterrichte gehört.

Krakau.

Bey Grabowski: Kosciuszko na Sekwanie, 1823. 267 Seiten in Octav.

Alle die herrlichen Eigenschaften, welche den ehrenwerthen Mann bezeichnen, und mehrere von de-

nen, welche den Helden bilden, fanden sich im Character und Herzen des Kosciuszko. Edel und hochherzig, gerecht und gut, ruhig, unerschrocken und besonders sehr bescheiden, gerieth er nie in Furcht, verlor er nie die Gegenwart des Geistes und wankte nie in seinen Grundsätzen. Er war von mittlerer Gestalt, aber gut gebauet; seine Züge schienen beym ersten Anblick gewöhnlich, aber man entdeckte bald seine große Seele in dem stolzen und durchdringenden Blicke. Als ein armer Edelmann verdankte er einen Theil seiner Erziehung der wohlthätigen Sorgfalt des Fürsten General Czartoryski, der ihn als Unterlieutenant im Cadettencorps anstellte. Dort studierte er fleißig die Mathematik und die militärische Architectur, für welche er eine große Vorliebe gefaßt hatte. Er verließ das Cadettencorps mit dem Range eines Majors, und wagte um Fräulein Sosnowska, Tochter des Generals von Litthauen, anzuhalten, welche nachher den Fürsten Joseph Lubomirski heirathete, und Mutter des Prinzen Heinrich wurde. Die Ungleichheit des Ranges veranlaßten ihn sein Vaterland zu verlassen. Der amerikanische Krieg zog alle Freunde der Freyheit an sich; Kosciusko, stets ein eifriger Republikaner, fand Gelegenheit sich in Gesellschaft einiger Officiere einzuschiffen. Er wurde von Washington wohl aufgenommen. Seine Unerschrockenheit, seine Klugheit und seine militärischen Talente entwickelten sich in Amerika mit einem solchen Erfolge, daß er am Ende zweyer Feldzüge General wurde und einzelne Corps commandirte. Beym Frieden bestimmte man ihm eine ansehnliche Pension, und indem man seinem Verlangen, ins Vaterland zurückzukehren, nachgab, ließ man ihm seinen Rang in der Armee. Er kam im Jahre 1786 nach Polen zurück, und wurde bald in die Gesellschaft derer eingeweiht, welche die Restauration Polens bewirken wollten. Bey der Bildung der Armee, gegen

Ende des Jahres 1789 erhielt Kosciusko eine Anstellung als General Major. Er beschäftigte sich emsig mit der Bildung der Infanterie während der folgenden Jahre bis 1793, wo Rußland Polen mit überlegener Macht angriff, und dem General Kosciusko die Gelegenheit verschaffte, seine Talente zu entwickeln. Er nahm Theil an allen Kämpfen, welche geliefert wurden, und theilte den Ruhm des Oberbefehlshabers Fürsten Joseph Poniatowski, aber die Vertheidigung von Dubienka war ganz sein Werk; es war dieß fast ein offner Platz, wo drey polnische Regimenter unter Kosciusko 5 Tage hindurch den Angriff von 20,000 Russen aushielten, und zuletzt, von Hülfe entblößt, einen ehrenvollen Rückzug machten. Man sprach nur von Kosciusko, und als der König, bey Unterzeichnung der Conföderation von Targowika, seiner Armee den Befehl ertheilte, die Waffen niederzulegen, so schickten die Truppen, entschlossen nicht zu gehorchen, eine Deputation, welche aus den Generalen Kosciusko, Mokronowski und Wilhorski bestand; sie wurden zu Warschau mit dem Beyfall des Volks, besonders Kosciusko, empfangen. Der König wollte ihnen Ehrenzeichen geben; nicht allein wollten sie dieselben nicht annehmen, sondern der Fürst Poniatowski und mit ihm einige andere Generale, schickten bey dieser Gelegenheit alle früher erhaltenen Ehrenzeichen zurück. Die Einnahme von Warschau durch die Russen, und die Besetzung des ganzen Landes, gaben Veranlassung zu strengen Verfolgungen gegen einzelne Patrioten und zwangen dieselben, ihr Vaterland zu verlassen; Kosciusko zog sich nach Leipzig zurück. Rußland und Preußen behielten mehrerer polnische Corps im Solde. Auf den Geist dieser Truppen und auf Kosciusko's verehrten Namen bauete Kolontay seinen Plan. Die Generale Dzialynski und Zaionczek begaben sich in die russischen Provinzen. Der Plan war so gut entworfen

und ausgeführt, daß in dem Augenblicke, wo die Revolution des Kosciusko ausbrach, fast alle polnischen Truppenabtheilungen der Ukraine, Podoliens und Litthauens Mittel fanden, sich mit ihm zu vereinigen. Der noch lebende General Stephan Grabowski wagte, selbst einen Einfall in das Innere von Rußland zu machen.

Ganz Europa kennt die einzelnen Umstände der Belagerung von Warschau, welches Kosciusko drey Monate hindurch mit 10,000 Mann gegen 25,000 Russen und 40,000 Preußen vertheidigte. Man kennt die geschickte Diversion, welche Kosciusko im Rücken der preußischen Armee durch Dombrowski ausführen ließ; man kennt den Verlust der Schlacht vor Maciejowice durch den Verrath des Fürsten Poninski und die Gefangennehmung des verwundeten Kosciusko. Ehe wir von der langen Gefangenschaft des Generals Kosciusko reden, sey es erlaubt einen Irrthum zu wiederlegen, der fast allen Schriften der damaligen Zeit zum Grunde liegt, nehmlich die falsche Vorstellung, welche man sich von dem Gange der öffentlichen Meinung in Polen macht. Die meisten Schriftsteller, mit Einschluß des Fortsetzers von Rhulière, schreiben die Unruhen in Polen einer sclavischen Nachahmung der französischen Revolution zu. Aber schon vom Jahre 1784 an dachten die alten Polen nur an die alte Aristokratie; die jungen Leute wünschten eine neue Regierung, ohne ihre Idee in dieser Rücksicht zu fixiren. Die Revolution von Amerika und die Schriften der damaligen Zeit nährten diesen Geist. Die erste Rückkunft des Kosciusko aus Amerika gab ihm plötzlich einen großen Einfluß. Die Gefangenschaft des General Kosciusko beendigte fast alle militärischen Operationen. Das Blutbad von Praga und die Einnahme von Warschau durch Suwarof ließen nur um so mehr den Verlust des großen Mannes fühlen. Julian Niemcewiz, Deputirter bey dem Reichs-

tage von 1788, folgte seinem Freund Kosciusko in die Gefangenschaft. Der Tod der Kaiserin Catharina beendigte dieselbe. Der Kaiser Paul besuchte selbst den Kosciusko im Gefängnisse und reichte ihm das Schwerdt, welches Kosciusko mit den Worten ablehnte: Ich bedarf nicht mehr des Schwerdtes, da ich kein Vaterland mehr habe. Treu seinen Worten trug er bis zum Tode kein Schwerdt ferner. Der Kaiser machte ihm ein Geschenk mit mehreren Tausend Bauern. Kosciusko, aus Achtung für diesen hochherzigen Regenten, lehnte erst an der Rußischen Grenze dieses ab, von wo er ihm in passenden und dankbaren Worten schrieb.

Kosciusko begab sich mit Niemcewicz nach Nantes, um sich nach seinem zweyten Vaterlande Amerika, welches ihm allein noch übrig blieb, einzuschiffen. Die Zeitungen der damaligen Epoche haben genug von den Ehrenbezeugungen geredet, welche ihm in Frankreich und besonders bey seiner Ankunft in Amerika zu Theil wurden. Die Gründe, welche ihn veranlaßten, nach einigen Jahren die vereinigten Staaten zu verlassen, sind unbekannt. Im Jahre 1806 faßte der Kaiser Napoleon, welchen seine Siege Polen genähert hatten, noch unbestimmte Ideen über dessen Wiederherstellung. Er wollte zunächst die Polen bewaffnen, und sie unter seine Fahnen vereinigen; er fühlte wohl, daß die Zustimmung Kosciusko's alle seine Absichten erfüllen könnte. Man machte ihm Vorschläge; aber Kosciusko's Ansichten, die immer von seinen Grundsätzen ausgingen, waren so liberal und vortheilhaft für sein Vaterland, daß sie dem Kaiser nicht gefallen konnten. Ungeachtet der Weigerung Kosciusko's, im französischen Sinne zu handeln, und irgend Theil an den Begebenheiten zu nehmen, wagte man doch, eine Proclamation in seinem Namen in Polen zu verbreiten, worin man seine Ankunft meldete, und alle Polen einlud, die

Waffen zu ergreifen. Diese Proclamation war so geschickt, und ahmte so wohl den einfachen und gedrängten Styl des Kosciusko nach, daß Mehrere sich täuschen ließen; aber der Irrthum wurde bald bekannt, und dieser politische Trug schadete der französischen Regierung in Polen. Wohlunterrichtete Personen behaupten, daß wenn Napoleon den Plan hätte befolgen wollen, welchen Kosciusko ihm in einem besondern Schreiben vorgeschlagen hatte, die Katastrophe, welche der Kaiser nachher erduldete, auf immer unmöglich geworden wäre.

Der General Kosciusko, herabgewürdigt von Napoleon, verurtheilte sich selbst, in der Zurückgezogenheit zu leben; aber er lebte lange genug, um in Frankreich Zeuge zu seyn von dem Sturze des Herrschers, und von dem feindlichen Eindringen der verbündeten Heere. Sein Name und seine Reden verhinderten dort mehrmals die Plünderung von Seiten der Litthauischen Soldaten. Er starb im Jahre 1815; der Kaiser Alexander ließ seinen Verdiensten und Tugenden Gerechtigkeit widerfahren, und hatte die Großmuth, seinen Leichnam nach Polen bringen zu lassen, und zu erlauben, daß er feyerlich zu Krakau im Grabmahle der Könige beygesetzt wurde. Die Einwohner dieser Stadt, der Wiege der Revolution von 1793, sind noch jetzt beschäftigt, ihm ein riesenmäßiges Denkmal, in der Art derer, welche die ersten Jahrhunderte der polnischen Nation hervorbrachten, zu errichten. Es ist dieß ein großer Hügel, der eine mit Andenken gefüllte Urne deckt, in der Art der Denkhügel des Krakus und der Wanda, welche sich seit so vielen Jahrhunderten in der Nähe der Weichsel befinden. Alle Polen tragen wetteifernd zu diesem heiligen Denkmale bey, welches den Enkeln das Andenken eines großen Mannes zurückrufen wird, welchen sein Zeitalter nicht genug zu würdigen wußte.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

35. Stück.
Den 28. Februar 1824.

Berlin.

Bey Dümmler 1824 auf X u. 621 S. gr. 8. Geschichte der Novellen Justinian's von D. F. A. Biener, ord. Prof. der R. zu Berlin.

Dieß ist wieder ein Buch, über welches sich die Civilisten des neunzehnten Jahrhunderts freuen können, weil daraus theils jedes Lehrbuch, worin von den Quellen des heutigen Römischen Rechts die Rede ist, der Unterzeichnete nimmt die seinigen gar nicht aus, sich wesentlich berichtigen läßt, theils weil man im Einzelnen es gar oft wird nachschlagen und noch weitere zu hoffende Entdeckungen dazu eintragen müssen. Freylich betrifft der Gegenstand nicht die musterhaften bessern Zeiten des Römischen Rechts, dagegen ist er aber für die tägliche Anwendung um so wichtiger, und Wer sich z. B. nur an die spätern Verordnungen Justinian's über die Verlassenschaften erinnert, der müßte wohl eher erwarten, daß der Vortrag über das heutige R. R. den Nahmen Novellen führte, welcher theils in der Ueberschrift der so oft "Brachylogus" genannten summa novellarum, theils bey

dem Abbte von Ursperg, theils auch sonst, das ganze von Justinian neu gefaßte und seiner Einsicht nach verbesserte Recht bezeichnet, als den im Grunde sehr zufällig dabey im Gange gebliebenen oder statt Digesten in Gang gekommenen: Pandecten. Von Manchem steht zwar Nichts in den Novellen; aber von wie Manchem auch Nichts in den Digesten, zumahl wenn man diese doch auch, wie billig, dem Constitutionen-Codex entgegen setzt? Käme es darauf an, bey der sehr schweren Auswahl, was von Bücherkenntniß in den ohnehin so groß gewordenen Vortrag aufgenommen werden dürfe, eines von Beiden zu befolgen, so würde die Anm. 3. in dem dritten Grundrisse von Herrn Präs. Heise, wo, außer dem Corpus Juris im Allgemeinen, für die einzelnen Theile desselben nur vier, alle zu den Novellen gehörige, einzelne Abhandlungen angeführt werden, sich wohl noch gegen die nicht seltene Sitte vertheidigen lassen, nach welcher von den Novellen ins besondere, außer höchstens Julian, gar Nichts, sondern nur von den Digesten die Ausgabe zu Nürnberg und die zu Florenz den Zuhörern bekannt gemacht wird. Der Grund, man habe nun ein Mahl das Gothofredische Corpus Juris, beweiset eben so gut gegen die Nothwendigkeit, die Ausgaben zu erwähnen, aus welchen die Digesten, wie sie da stehen, entstanden sind, als gegen die Kenntniß der Ausgaben, ohne welche die Novellen wesentlich anders wären. Unleugbar weichen doch Haloander's und Taurellius Digesten nicht so im Ganzen d. h. Seiten lang, von den gewöhnlichen Handschriften und den ältern Ausgaben ab, wie Haloander's und Scrimger's, also die jetzt im Umlaufe befindlichen, Novellen von den frühern. Die vollständigern Ueberschriften der Stellen abgerechnet, und mit diesen wußte man die längste Zeit doch eigentlich nichts Rechtes anzufangen, ist dort wohl kaum eine ganze

Zeile anders, hier hingegen sind bekanntlich nach und nach aus höchstens sieben und neunzig eigentlichen Gesetzen ihrer hundert und acht und sechzig und mehr geworden, dieß ist den Zahlen nach, d. h. abgesehen von der Länge, ungefähr wie wenn man bis tief ins sechzehnte Jahrhundert nur etwa neun und zwanzig Bücher der Digesten oder sieben Bücher des Constitutionen-Codex gehabt hätte. Wem wäre es da eingefallen, davon Nichts zu sagen, weil denn doch jetzt alle funfzig oder alle zwölf da seyen?

Die Vorarbeiter des Verf. sind Herr Etats Rath R. Cramer und der sel. Weis, welche beide fast zu gleicher Zeit Untersuchungen über die Novellen angestellt haben, dann Savigny besonders mit seinen Nachrichten von Handschriften, vor allen der Wiener, und Haubold wegen Dessen, was er für Julian gethan hat. Aber freylich hat die Geschichte solcher einzelen, wie man richtig gesagt hat, weder durch ein inneres noch durch ein äußeres Band zusammengehaltenen Verordnungen ihre eigenen Schwierigkeiten. Alle Sammlungen dieser Art sind leicht von Anbeginn an unvollständig, wozu hier die Verschiedenheit der griechischen und lateinischen Sprache noch besonders beytrug, da der Eine nur die in jener, der Andere nur die in dieser abgefaßten Gesetze verstand und abschrieb; sie werden, wenn sie nur nach der Zeitfolge angelegt sind und die Jahre nicht so nach Zahlen bestimmt werden, wie bey uns, leicht unordentlich, und endlich nehmen sie bald etwas Fremdartiges bald auch Wiederholungen auf, wenn eine Sammlung durch eine andere ergänzt werden soll. Der Verf. beweiset, daß Justinian keine Sammlung als solche bekannt gemacht hat, auch nicht ein Mahl von den zwölf ersten Jahren nach der repetita praelectio seines Constitutionen-Codex, wo es, da Tribonian noch lebte, mit Gesetzen rasch vorwärts gieng, also habe man bloß Privatsamm-

K (2)

lungen" gehabt (im Gegensatze einer Kaiserlichen gehören dahin auch die in Canzleyen von Behörden vorhandeneh) und deren finden sich drey: 1. die bey Julian's "Auszuge" das Wort richtig verstanden, 2. die bey den noch vorhandenen griechischen Handschriften von hundert acht und sechzig Verordnungen und 3. die bey der ehemaligen vulgata (denn jetzt ist etwas ganz Anderes gewöhnlich) zum Grunde liegenden (S. 52), wir haben aber noch Manches anders woher, und wenn dieß auch aus einer Sammlung war und diese auch das enthielt, was die drey erwähnten, so müßte sie freylich die vollständigste von allen gewesen seyn. Die Spuren dieser Sammlungen verfolgt der Verf. mit der ihm eigenen Kenntniß der Geschichte des Mittelgriechischen Rechts, von welcher hier nur zwey Proben stehen mögen, zum Beweise, daß auch was vom V. nicht absichtlich erörtert wird, doch nicht leer ausgeht, erstens daß Eustathius älter ist, als die Basiliken S. 124, zweytens, daß die Basiliken bey Weitem nicht so darauf ausgingen, Justinian's Werke zu verdrängen, wie diese es in Rücksicht ihrer Vorgänger gethan hatten, nicht ein Mahl so, wie unsere neuen Gesetzgebungen thun, und dieß beweiset S. 145. aus einem in Venedig handschriftlich erhaltenen, im jus graeco romanum abgedruckten griechischen Aufsatze über bloße Verträge, in welchem ein Mitglied eines griechischen Gerichts-Hofes die zu seiner Zeit neben den Basiliken fortdauernde Gültigkeit der Digesten ausführt. Das letzte Capitel der Geschichte der Novellen im Orient, sechzig Seiten, beschäftigen sich mit dem Gebrauche, den man im Kirchen-Rechte von den Novellen machte, und es ist leicht einzusehen, daß da auch manches Neue vorkommt, denn wie Wenige nehmen, zugleich am Römischen Rechte und am kirchlichen, lebhaften Antheil?

S. 222. fängt die zweyte Abtheilung, die Ge-

schichte der Novellen im Occident, an. Zuerst Julian, der die arengae (harangues) beym Anfange und beym Ende weggelassen hat. Von diesem Buche hat Herr Prof. Bluhme eine Handschrift in Vercelli und Herr Prof. v. Lancizolle eine in Wien gefunden, welche beide am Ende, hinter mehrerm Andern, auch die Mos. Ll. collatio haben, wovon so lange Zeit nur eine einzige alte Handschrift bekannt war. Zur Zeit von Irnerius sey die nachherige vulgata gefunden worden, welche hundert vier und dreyßig Verordnungen Justinian's enthielt, wie sich aus der von Savigny zuerst benutzten Wiener Handschrift ergibt, und welche so sehr oft im Gegensatze von Julian (den novellae) Authentiken heißen, ein Nahme, der jetzt bekanntlich nur die Verweisungen auf sie andeutet, der aber bestimmt genug ist, sobald man liber authenticorum sagt, denn jene Verweisungen haben, so Viel wir wissen, nie ein Buch ausgemacht. Woher aber der Nahme Authentike kommt, ist die Frage. Von interpretatio authentica oder glossa authentica gewiß nicht. Daß authentica der griechische Nahme für eine Verordnung gewesen sey, wie Unterzeichneter geglaubt hatte, ist wenigstens in so fern falsch, als S. 35..37. die Nahmen, die sich diese Verordnungen selbst geben, aufgezeichnet sind und darunter ist dieser nicht. Indessen kommt es doch nicht selten vor, daß in einer Provinz andere Benennungen sind, als in der Hauptstadt, daß etwas in einer Sammlung anders heißt, als im Einzelnen (z. B. in unserer Hannoverschen Gesetzsammlung ist gar Manches, was sich kein Gesetz nennt), der ähnliche Nahme autoritas kommt im spätern Latein für Verordnungen vor, und die Beziehung auf Julian machte es, wie auch der Verf. zugibt, sehr natürlich, die Abschriften, welche auch Eingang und Schluß enthielten, das authenticum zu nennen, ungefähr wie die

Würzburger originalia legum, die freylich auch nur ein Auszug waren, in Beziehung auf noch dürftigere Auszüge so heißen. Daß die Glossatoren dieß nicht bestimmt sagen, wenn sie es nicht thun, was der Verf. doch selbst bezweifelt, beweiset bey der zufälligen Art, wie sie solche Dinge erwähnen, wohl nicht Viel, sonst müßte man ja nach Vielen glauben, Irnerius habe den liber authenticorum immer für unecht gehalten (S 267); daß der Novellen-Auszug damahls, als der Nahme authenticum aufkam, in Bononien noch nicht bekannt war, ist wohl nicht gewiß, wie lange kann der Nahme vor Irnerius da gewesen seyn zu Ravenna und sonst, wenn gleich Odofredus in seiner Erzählung von dem Kommen nach Bononien den Julian nie besonders erwähnt? Daß ein neu aufgefundenes juristisches Buch, gegen den ersten, der solche Bücher wieder in Gang brachte, wie man sich den Irnerius vorstellt, in einer einzelnen Rechtssache angeführt werde, ist doch nicht das Gewöhnliche, und sollte man auch nur in Bononien das Justinianische Recht je vorgetragen haben, ohne von seinen Verordnungen über die Gleichstellung der Agnaten und Cognaten in der Intestat-Erbfolge, weder aus Julian noch sonst Etwas zu wissen? Der Verf. nimmt die Worte des Joannes, authenticum habe man es genannt eo, quod prae caeteris legum libris auctorizabilis videtur, wie wenn dieß der einzige Grund seyn sollte und der Entdecker habe mit diesem Nahmen sagen wollen, dieses Buch gehe allen andern vor; dieß liegt aber in dem Worte authenticum nicht, so wenig wie wenn Jemand von einer "Verordnung" spricht, in diesem Ausdrucke gesagt ist, es sey die neuste, oder so wenig wie Zasius das in genere quam in specie functionem recipiunt per solutionem irgend glücklich (den Erfolg abgerechnet) mit fungibiles ausgedrückt hat.

Julian's Novellen wurden durch die Sammlung, worin jede einzelne vollständiger enthalten war, verdrängt. Die Worte des Odofredus: si aliquis vult scire librum auc. (authenticorum) debet habere librum novellarum et in eo studere, erklärt zwar der Verf., Letztere müßten zum bessern Verständniß der Erstern studiert werden; Dieß ist aber im Sinne der bessern Neuern gesprochen. Da Odofredus ausdrücklich sagt: quidquid est in libro nov. est in libro auct., so heißt sein debet: er braucht nur, es reicht hin, wenn er es thut.

Die Eintheilung in Collationes schreibt der Verf. höchstens dem Irnerius zu, weil die Wiener Handschrift sie nicht hat und die Zahl neun den neun Büchern des Coder entspricht. Da aber, wie er selbst anführt, Odofredus die Eintheilung in Collationen (er sagt nicht in neun, es könnte die in drey gewesen seyn, die bey einem Canonisten vorkommt, (S. 274.)) als Etwas nennt, worin der liber auth. von Justinian's Rechtsbüchern abweiche, so ließe sich wohl sagen, in einigen Handschriften seyen Collationen gewesen, in andern nicht, und dann ist die Absonderung der neun Bücher des Constitutionen-Coder von den drey letzten älter als die Glossatoren (nach einer Leipziger Handschrift und nach Odofredus [zu Tres partes] allmähligem portati). Neun Collationen gangbarer und drey Collationen ungewöhnlicher Novellen nähme Niemand lieber an, als Unterzeichneter, der die Eintheilung in ¾ und ¼ auch bey den Digesten so gut brauchen kann; aber tres collationes, quae non sunt in usu nostro könnte auch heißen, diese Eintheilung ist nicht gewöhnlich und daß nach dieser auch Novellen vorkämen, die man in der gewöhnlichen nicht fand, war dabey wohl möglich. In den neun Collationen waren denn gewöhnlich acht und neunzig Titel, aber auch wohl mehr oder weniger, denn die Collationen waren nicht ein Mahl

immer angegeben, und die Zahlen fehlten bey den Titeln gar oft. Wie es nun bey den Ausgaben ward, beschreibt der Anh. I. von S. 317 . . 431. Verzeichniß der Novellen = Ausgaben, ursprünglich das Einzige, was der Verf. liefern wollte. Nach dem Vielen, was nun vorausgeht und wovon diese Anzeige so Wenig hat sagen können, wird es nun weit verständlicher, Was Haloander an den Novellen gethan hat. Seine Handschrift, Bolognin's Abschrift der Handschrift zu Florenz, war eine von denen mit hundert acht und sechzig Verordnungen, worunter aber auch Novellen von Justin II. und Tiber waren und hinter drey Bekanntmachungen der Eparchen; die Handschrift zu Florenz ist aber verstümmelt, weil die Novellen darin nur so stehen, wie in den Basiliken. Haloander hat nur 122 (nicht 123) Novellen und 16 (eigentlich 15) Auszüge; dazu 7 Rubriken, 20 (nicht 19) Lücken und die drey letzten Stücke gerechnet, kommen 168 heraus. Daß Haloander wegen der Geheimniß = Krämerey von Bologninus und um seinen Dominicaner nicht in Verlegenheit zu bringen, nicht sagen durfte, woher er seine Handschrift habe, die ihm um so lieber war, je weiter sie von den Handschriften und Ausgaben mit der Glosse abwich, die er doch bey 33 Novellen nicht entbehren konnte, ist bekannt. Warum aber in der Herwagischen Ausgabe von 1541 weder der Herausgeber noch seine Quellen, wahrscheinlich die Handschrift zu Venedig, genannt sind, warum von Augustin's Ausgabe, die mit Hülfe dieser Handschrift besorgt werden sollte, wir nur die Vorrede (in Form einer Zueignung) von 1544 haben, warum endlich Scrimger seine Handschrift, wohl auch die von Venedig, nicht genannt hat, sind lauter Räthsel. Diese Handschrift befolgt nicht die Basiliken und enthält 25 (nicht, wie S. selbst glaubt, nur 23) von den 168 mehr als H., dagegen 4 we=

nigen: Die Ausgabe von Contius 1559 mit ihrer "zehnten collatio" (in einem ganz andern Sinne, als wie ehemals die libri feudorum so hießen) worin 65 in den 97 nicht enthaltene geliefert werden, im Grunde gewiß kein übler Gedanke, den aber nur Russard, der die neun ersten Collationen nicht abtheilt, die Ausgabe von 1562 zu Lyon von Pratejus, in die 1570 zu Basel vorgenommene Veränderung der Ausgabe von 1541, beybehalten, die Nachdrucke von diesen verstehen sich von selbst; aber Contius selbst hat 1571 diese zehnte collatio aufgegeben und 1576 nicht wieder aufgenommen, wie die zweyte civ. Litt. Gesch. S. 250 verleitet worden war, zu sagen: Die Handschrift aus der Bibliothek der K. Catharina von Medici (wahrscheinlich eine von denen, die sonst der Marschall Strozzi hatte) sicher hat ein index, aber auch von 168 Novellen, ist von Cujas in der Expositio befolgt und dann von Contius in der nicht glossirten Ausgabe von 1571 und der glossirten von 1576, und so denn auch von Charondas 1575, Pacius 1580 und von dem, dessen Ausgaben denn jetzt so sehr gewöhnlich sind, von Dion. Gothofredus. — Contius hat dabey die neun Collationen auf die 168 Novellen eingerichtet (wobey vier von den 97 glossirten ihre Collationen, gegen dreyßig aber ihre Stelle in derselben Collation ändern mußten). Vorzüge und Fehler der hiesigen Ausgabe. Für die Besitzer derselben mag hier bemerkt seyn, daß N. 159. die Haloandrische Uebersetzung hat, nicht die vulgata, daß Nov. (auch 35...37 und) 166...168 im Auszuge unnöthiger Weise da stehen, da man sie vollständig dabey hat, daß das sechste Edictum doppelt da steht, denn es ist schon N. 122., und daß Zeno's Verordnung, unter denen hinter den Novellen von Leo, im Anfange so fehlerhaft ist, wie es in derselben Ausgabe vorher zu c. 12. C. 8, 10. gestanden war. Unter den Ausgaben ohne Jahrzahl

steht zuerst eine, die, nach einer Recension in den Heidelberger-Jahrbüchern von 1816 (vermuthlich von dem juristischen Mitarbeiter, der ein Mahl "entschieden einer unserer ersten Litteratoren" genannt worden ist) und einer davon, wie es scheint, unabhängigen Stelle in Herrn OAR. Spangenberg's Einleitung, auf der hiesigen Bibliothek seyn soll, und wovon der Verf. fragt, ob sie nicht auf einem Irrthume beruhe, da sie nicht aufzufinden gewesen sey. Darauf kann Unterzeichneter sehr bestimmt antworten, denn er hat die Ausgabe vor sich liegen, welche das Mißverständniß veranlaßt hat, es ist die, unter den Ausgaben mit der Jahrszahl, als Num. 3. und bey 1477 hier angegebene der Institutionen und des s. g. Volumen von Schöffer (wie man jetzt im Hochdeutschen sagt und schreibt: Schäfer), die der Verf. selbst gesehen hat. Hinter den Institutionen ist Ort und Zeit (1476) und Drucker und Wappen roth, wie Vieles, angegeben, hinter den tres libri steht es so, wie hier S. 323. angegeben ist, auch roth; hinter den collationes allein steht Nichts und am Ende des Bandes hinter den consuetudines feudorum auch nichts, und so hat man es denn für eine Ausgabe ohne Ort und Jahr ansehen können. Hölzerne Typen sind es gewiß nicht, wie jeder zugeben wird, der in der Geschichte der Buchdrucker-Kunst Bescheid weiß; schon das in civitate Maguncie impressorie artis inventrice et elimatrice deutet auf den Guß, den dieser Petrus erfunden hatte, da Joannes (Guttenberg) Nichts davon wußte. In Herrn RR. Weck prodromus ist N. 15. o. irgend etwas Anderes, nur nicht unsere Bibliotheks-Nummer, diese (die Seitenzahl des Real-Catalogs) wäre jus Rom. 22 b. Zwey andere Berichtigungen hat der Verf. schriftlich mitgetheilt, deren erste durch den eben erwähnten Mitarbeiter an den Heidelberger Jahrbüchern nöthig geworden ist, Num. 33. vom Jahr 1512

ist bey Panzer ganz einfach Julian von Boerius; die zweyte betrifft Num. 91. a. die Herr Beck aus Num. 90. gemacht hatte. Von S. 431..486. geht der Anh. II. Verzeichniß der Novellen, (auch der 13 Edicte, der Novellen von Justin II. und Tiber und der einzelen Verordnungen) wo sie griechisch oder lateinisch vorkommen. Anh. III. Neu aufgefundene Novellen. Drey bisher ungedruckte aus der Wiener Handschrift, eine Vergleichung einer schon von Pithou aus einer Handschrift herausgegebenen, und die zwey, welche aus derselben Wiener Handschrift schon Savigny in der Zeitschrift hatte drucken lassen, alles um so mehr wesentliche Ergänzungen der vulgata, da die beiden letztern und die verglichene ursprünglich lateinisch sind. Freylich alle nur örtlich, bis auf N. 68. über die Rechte des Ehegatten, der wieder heirathet, da er Kinder hat, die, wie man jetzt sagen würde, transitorisch ist, ein Begriff, der S. 295 und 296 schon aus der Glosse vorkommt. Eine alte Uebersetzung von Nov. 87 steht zwar in der Wiener Handschrift auch, sie fehlt aber hier. — Anh. IV. S. 500..550 Chronologie der Novellen und Uebersicht (nach Vollständigkeit und Chronologie) ihrer Sammlungen, nähmlich der 168, der bey Julian befindlichen, und der 97 in der vulgata gewöhnlichen. Vielleicht wäre bey der ersten Ordnung (S. 535.), die nur die Jahrzahl enthält, auch eine Verweisung auf Julian und auf die vulgata zu wünschen gewesen, um die Frage zu beantworten: Es ist gegeben die Zahl unter den 168, welches ist die bey Julian und die in der vulgata? — Anh. V. bis S. 578. Beschreibung der wichtigsten Handschriften nach Catalogen, Stellen aus Augustinus u. A. und der Beschreibung durch noch Lebende, die sie gesehen haben, besonders Herrn Prof. Bluhme noch in

den Nachträgen. Die Handschriften sind die von Florenz, von Venedig, im Vatican (nicht mehr aufzufinden), die beym hiesigen Corpus Juris gebrauchten, die Wiener, Pariser und Münchner. Von dem Verzeichniß, das Catharina von Medici gehört hat und das wahrscheinlich in der K. Bibliothek zu Paris ist, sagt S. 88. es seyen wohl nur einige Blätter vielleicht in einer andern Handschrift. Endlich Anh. VI. von S. 578 bis S. 610. Vermischte Stücke z. B. daß die griechische Verordnung über die Verlassenschaft von Freygelassenen, welche in keiner Ausgabe des Constitutionen-Codex steht, als in der hiesigen, wo sie c. 4. C. 6, 4. ist, Herr Prof. Bluhme in der palimpsesten Handschrift des Constitutionen-Codex zu Verona gefunden hat.

Daß dieses "Endlich" nichts weniger heißt, als man müsse froh seyn, daß das Buch nicht mehr enthalte, braucht wohl nicht erst gesagt zu werden. Es ist nur der Ausdruck des Gefühls, diese Anzeige sey wohl für manchen Leser zu lang, so Vieles auch absichtlich weggelassen ist, was der Unterzeichnete gern gesagt hätte, z. B. von der Dankbarkeit des Verf. gegen die Unterstützung, die er gefunden hat, und von der, man könnte in litterarischer Rücksicht fast sagen: etwas zu weit getriebenen Schonung im Nichtanführen der Fehler, die Andere begangen haben. (S. 562 Z. 4. des neuen Absatzes muß es statt Texte heißen: Legate). Hugo.

Ebendaselbst

Bey Mittler: Neue Grundlegung zur Metaphysik, als Programm zu seinen Vorlesungen über Logik und Metaphysik dem Druck übergeben von Dr. F. E. Beneke. 1822. 33 S. gr. 8.

In den letzten 40 Jahren sind so viele neue Grundlegungen zur Metaphysik angekündigt worden, daß man schon seit geraumer Zeit, nicht mit Unrecht, jede solche Ankündigung mit zweifelndem

Mißtrauen aufnimmt, und vom Verfasser vor Allem eine Erklärung darüber verlangt, was denn nun seine neue Grundlegung von den anderen Verschiedenes habe, wodurch er das Ziel zu erreichen hoffen dürfe, welches von so Vielen vor ihm vergebens erstrebt worden sey. Der Verf. der vorliegenden neuen Grundlegung (der diese wenigen Bogen, welche nur das Verhältniß von Vorstellen und Seyn im Allgemeinen behandeln, außer dem auf dem Titel angegebenen nächsten Zwecke, deshalb vorzüglich dem Druck übergeben, um, vor einer ausführlichen Darstellung seiner metaphysischen Ansichten, eine Prüfung ihrer Grundsätze zu veranlassen) gründet seine Hoffnung eines glücklicheren Erfolges seiner Bemühungen vorzüglich auf zwey Punkte. Zuerst nämlich ist er nicht darauf ausgegangen, wie die meisten neuen Grundleger unserer Zeit, eine Wahrheit noch außer der Wahrheit der allgemeinen Menschenvernunft, oder wohl gar ihr gegenüber, aufzustellen (wo man denn doch zuletzt, auch bey dem besten Gelingen, zwischen zwey entgegengesetzten unumstößlich wahren Ueberzeugungen zu stehen kommt); sondern von der Thatsache ausgehend, daß in dem Bewußtseyn der allgemeinen Menschenvernunft mit unerschütterlicher Gewißheit eine Beziehung des Vorstellens auf ein Seyn angelegt ist, stellt er sich die Aufgabe, den Ursprung dieser Beziehung zu entdecken, und dadurch dieselbe aus der dunklen Ueberzeugung des Gefühls zur klaren Ueberzeugung des Erkennens zu steigern. Hiemit hängt dann der zweyte Punkt auf das Innigste zusammen. Fast alle metaphysischen Theorieen unserer Zeit, wenn man sie genauer analysirt, enthalten irgend ein Bild, ein Gleichniß, welches in allen ihren Entwickelungen als Grundanschauung, oder auch wohl als begründende Anschauung, wiederkehrt: die Kantische das Bild von einer zusammenfassenden Form und einem zu-

sammengefaßten Stoffe des Erkennens; die Fichtesche das Bild des Sich-Setzens und Entgegensetzens des Ich, die naturphilosophische das Bild der inneren Bewegung des Absoluten, oder des Begriffes, oder wie sie sonst diesen Urgrund nennt, wodurch aus der Identität der Gegensatz hervorgehe. Dieß mag sich nun Alles recht artig anhören, und in der Phantasie ausmahlen lassen; mißt man es aber nach dem strengen Richtmaaße des Erkennens, so wird man nicht leugnen können, daß doch ein Bild, ein Gleichniß, nicht die Sache selbst, und die dem erkennenden Geiste eigenthümliche Thätigkeit, in Wirklichkeit weder ein Formen, noch ein Setzen, noch ein Hin- und Her-weben ist, wie ein geistreicher Schriftsteller nicht unpassend das sinnliche Bild der naturphilosophischen Schule noch mehr versinnlicht hat. Wie wäre es nun, wenn man einmal das Verhältniß von Vorstellen und Seyn, ohne alles Bild und Gleichniß, und wie es von der dem menschlichen Erkennen eigenthümlichen Thätigkeit wirklich erzeugt wird, betrachtete?

Dies nun hat der Verf. in diesem Programme versucht. Er geht dabey von der Thatsache aus, daß wir Alles, was wir Vorstellung nennen, außer auf uns selbst, als vorstellendes Subject, noch auf ein Seyn beziehn, welches dadurch vorgestellt werde. Daher unstreitig die Idealisten zu viel beweisen, welche die Unmöglichkeit eines solchen Beziehens, aus der Unmöglichkeit ableiten wollen, aus uns selbst zum Seyn hinauszugehen, um dasselbe mit dem Vorstellen zu vergleichen. Auf irgend eine Weise muß uns das Seyn gegeben seyn, sonst gäbe es eine solche Beziehung für uns überhaupt nicht, auch nicht einmal als Irrthum: denn ein einfacher Begriff, wie das Seyn, kann nicht erdichtet werden. Allerdings nun zeigt sich, bey genauerer Zergliederung unseres Bewußtseyns, Eine solche Vergleichung als möglich. Unser eigenes Seelenseyn nämlich ist ja in unserer Gewalt; wir können unsere Vorstel-

lungen wieder vorstellen, können eben so Gefühle und Begehrungen vorstellen (z. B. um über ihre moralische Beschaffenheit zu urtheilen), und diese Vorstellungen mit dem in ihnen vorgestellten Seyn vergleichen. Bey dieser Vergleichung zeigt sich dann ferner, daß die Vorstellungen von allen unseren Seelenthätigkeiten mit diesen, oder mit dem in ihnen vorgestellten Seyn, übereinstimmen: daß ihr Vorstellen unmittelbar durch mehr oder weniger vollkommene Wiederholung des Seyns, ohne irgend einen entstellenden oder entfremdenden Zusatz, etwa von einer Erkenntnißform, geschieht. So unvollkommen also auch in einzelnen Fällen die Wiederholung unsers Seelenseyns bey seinem Vorgestelltwerden seyn mag (zuweilen findet dieselbe auch vollkommen Statt), so enthält doch die richtige Vorstellung nichts, was nicht auch im Seyn enthalten wäre; und wir haben also in jeder Vorstellung dieser Art in der That die so lang gesuchte Vorstellung eines An-sich, oder Seyns, welches so vorgestellt wird, wie es, an und für sich und unabhängig vom Vorstellen, wirklich ist. — Der Verf. zeigt dann im Folgenden, wie auf diese einzig mögliche, unmittelbare Erkenntniß eines Verhältnisses zwischen Vorstellen und Seyn, eine vermittelte sich stützt, durch welche wir des Seyns außer uns gewiß werden: eine Vermittelung, anfangs der associirenden Einbildungskraft, später des in Schlußfolgen sich entwickelnden Erkennens. Der Materie nach sind beide einander gleich; verschieden nur in der Form, welche durch den Grad der geistigen Entwickelung bestimmt wird, so daß also die gesunde Menschenvernunft des unmündigen Kindes und die des zur höchsten Klarheit des Erkennens gesteigerten Philosophen durch dieselbe Vermittelung zur Beziehung des Vorstellens auf ein Seyn gelangen; nur hat sich in dem Letztern die frühere sinnliche und lose Vorstellungsweise zu einem scharfen Denken in Begriff- und Urtheils-Formen umgebildet. — Zuletzt bestimmt der Verf., den gegebenen Entwicke-

lungen gemäß, die Gränzen und die Vollkommenheit des menschlichen Erkennens überhaupt. Uns selbst erkennen wir, wenn wir uns richtig erkennen, unmittelbar so, wie wir an und für uns wirklich sind. Auch unter den Erkenntnissen des vermittelten Erkennens aber ist eines, welches das Seyn vorstellt, wie es an und für sich wirklich ist: die Erkenntniß anderer menschlicher Seelen. Wer das Denken, Fühlen, Wollen eines andern Menschen erkennen will, muß in seinem Erkennen das Seyn desselben nachbilden, muß so denken, fühlen, wie er. Schon aber hier finden sich viele Fälle, wo unser Erkennen das zuerkennende Seyn nicht zu erreichen vermag; und diese Unfähigkeit wird um so größer, je verschiedener die Eigenthümlichkeit der zu erkennenden Individuen von der unsrigen wird. Noch mehr muß sie natürlich wachsen, wenn wir aus dem Gebiete des menschlichen Seyns in das des thierischen übergehn; und was in den vollkommneren Thieren noch mehr oder weniger uns gleichartig ist, und also seinem wahren Seyn nach von uns erkannt werden kann, geht vollends verloren bey der Erkenntniß der unvollkommneren Thiere. Noch weiter hinabsteigend endlich, können wir von Pflanzen und unorganischen Körpern wenig mehr, als daß sie überhaupt sind, und allenfalls ein dunkles Gleichniß ihres Seyns, erkennen. Auch zeigt sich bey genauerer Betrachtung, daß selbst die allgemeine Menschenvernunft, in Bezug auf die letztgenannten Gegenstände keine Ansprüche auf größere Uebereinstimmung von Vorstellen und Seyn macht; denn sie verlangt zwar, daß uns bey dem richtigen Vorstellen eines fremden Denkens, Fühlens, Wollens so zu Muthe werden solle, wie dem Denkenden, Fühlenden, Wollenden selbst: schwerlich aber, daß uns auch bey dem Vorstellen eines Baumes oder Steines so zu Muthe werden solle, wie dem Baume oder Steine selbst zu Muthe sey: was doch unstreitig der Fall seyn müßte, wenn wir ihr Seyn so vorstellten, wie es an und für sich selbst ist.

F. E. B.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

36. Stück.

Den 1. März 1824.

Paris.

Chez Firmin Didot: Lettre à M. Dacier, secretaire perpétuel de l'Academie royale des inscriptions et belles lettres, relative à l'alphabet des hiéroglyphes phonetiques employés par les Egyptiens pour inscrire sur leurs monuments les titres, les noms et les surnoms des souverains Grecs et Romains; par M. Champollion le Jeune. 1822. 52 und 4 Steintafeln.

Der Verf. dieser kleinen Schrift hat die Akademie der Inschriften zu Paris mehrere Sitzungen hindurch mit seinen Entzifferungen Aegyptischer Schriftdenkmale beschäftigt, und, wenn das gelehrte Europa denselben gleiches Vertrauen schenkt wie die ausgezeichneten Kenner des Aegyptischen Alterthums in jener Gesellschaft zum großen Theile gethan haben, uns einen wichtigen Schritt zur Gewinnung einer Altägyptischen Litteratur weiter geführt. Die Abhandlungen, die er der Akademie vortrug, hatten zuerst den Unterschied der demotischen und hieratischen Schrift zum Gegenstande, und sollten den Beweis liefern, daß beide nicht alphabetisch, sondern wie die Hieroglyphen selbst ideographisch, Sinnzeichen, seyen. In gegenwärtigem Briefe

präludirt er einer dritten Abhandlung über die Hieroglyphen selbst, und behandelt darin eine besondere Classe derselben, welche er, weil sie die Stelle eigentlicher Lautzeichen vertreten, phonetische nennt. Seine Meinung geht nämlich dahin, daß die Aegypter, sobald sie fremde Namen, die in ihrer Sprache keine Bedeutung haben konnten, in Hieroglyphenschrift ausdrücken wollten, sie dieselben in einfache Laute auflösten, und diese nun einzeln mit Hieroglyphen bezeichneten, deren Ausdruck mit jenen Lauten anfing: ungefähr wie die Chinesen noch heut zu Tage sich helfen, um ausländische nomina propria anzugeben. Diese Entdeckung hatte der Verf. zuerst an dem demotischen Texte der Inschrift von Rosette gemacht. Die Namen Alexander, Ptolemäos, Arsinoe, Berenike u. s. w. fanden sich nach der Auflösung der Inschrift mit einzelnen Zeichen für die Buchstaben geschrieben, nur mit Auslassung vieler kurzen Vocale und gewissen Vertauschungen, von denen hernach die Rede seyn wird; eben so geschrieben entdeckte man eine Anzahl anderer auf einer Papyrusrolle mit griechischer und demotischer Schrift, deren Herausgabe nächstens von Raoul-Rochette zu erwarten steht. Diese beiden Documente genügten, um daraus ein förmliches Alphabet dieser Schrift zusammen zu setzen, dessen Prüfung indeß erst nach ausführlicheren Mittheilungen möglich seyn wird. Nun wandte sich der Verf. an die hieroglyphische Schrift. Der Stein von Rosette bietet leider nur den Namen des Ptolemäos in diesen Charakteren, erkennbar als das erste nomen proprium der Inschrift, und durch den von den Franzosen cartouche genannten Einschluß; um diesen mit Sicherheit in die einzelnen Elemente zerlegen zu können, ist ein andrer eben so geschriebner nöthig, wozu der Name der Kleopatra genommen wurde, der auf dem Obelisk von Philä neben dem ganz auf gleiche Weise wie auf dem Stein von Rosette bezeichneten Namen Ptolemäos steht, wie meh-

rere Indicien schon vornweg abnehmen ließen. Hier fand nun wirklich der Entzifferer die einzelnen Charaktere an der Stelle, wo er es erwartete, wieder, z. B. den Löwen bey Ptolemäos an der vierten, bey Kleopatra an der zweyten Stelle, worin also ganz deutlich die Hieroglyphe für L erkannt wurde, und so bey allen andern Buchstaben. Nur das T macht eine Ausnahme, welches in Ptolemäos durch das Segment einer Sphäre, hier durch eine offne Hand dargestellt wird; und hiebey müssen wir zuerst die schlimme Erfahrung machen, die die Evidenz der Entzifferung um vieles vermindert, daß die Aegyptier keineswegs einer constanten Regel folgten, nach der sie einen Buchstaben immer durch dieselbe Hieroglyphe bezeichnet hätten, sondern darin mannichfach abwechselten, bey manchen Buchstaben mehr, bey andern weniger. So hat S nach dem, am Schlusse gegebenen tableau des signes phonétiques 11 verschiedene Zeichen, L, wie manche andern Buchstaben, nur 2. Ein anderer eben so bedenklicher Umstand ist die große Entstellung der Namen, die sich die Aegyptier nach Champollions System erlaubt haben. Willkührlich gehen sie indeß nur mit den Vocalen um, die sie nach Belieben auslassen und angeben, und unter einander seltsam vertauschen, wie denn dasselbe Zeichen für H, AI, I, IO vorkommt. Weit mehr Gesetz und Regel findet dagegen in dem Gebrauch der Consonanten statt, obgleich auch in diesen die Namen oft sehr unkenntlich erscheinen; Δ und Γ kommen nie vor, dafür immer T und K, für Φ steht Π; sehr häufig werden P und Λ verwechselt, wovon der Grund in der Landessprache der Thebais, die sich im Baschmurischen Dialekt am meisten erhalten haben soll, gesucht wird. So kommen denn Formen heraus, wie ΛΛΚΣΑΝΤΡΣ für Ἀλέξανδρος, ΤΒΛΗΣ für Τιβέριος, ΤΟΜΤΗΝΣ und ΤΜΗΤΙΗΝΣ für Domitianus. Diese beiden Punkte müssen natürlich, wenn auch nicht mißtrauisch gegen das Ganze dieser Methode, doch schwierig und

vorsichtig in allen einzelnen Punkten machen. Bestimmt überzeugt sind wir indeß nur, daß das Σ, was Herr Champollion am Ende einiger Namen hinzuthut, auf einem Irrthum beruht. So lies't er ΒΡΝΗΚΣ für Βερενίκη, ΚΗΣΡΣ häufig für Καῖσαρ. Oder sollten diejenigen, die den Namen in Hieroglyphenschrift übertragen hab'en, des Griechischen so unkundig gewesen seyn, daß sie Nominativ und Genitiv verwechselten? Darnach findet denn Herr Champollion erstens die Namen Ptolemäos, Berenike, Kleopatra — den erstern aber niemals mit den Zunamen Philadelphos, Philometor u. s. w., die stets durch ideographische Hieroglyphen ausgedrückt wurden, dagegen mit dem Beynamen Alexandros und zu Denderah auch ΠΤΟΛΜΗΣ ΝΗΟΚΗΣΡΣ, Νεο-Καῖσαρ, in welchem Namen der Verf. der Kleopatra Sohn, den unglücklichen Cäsarion, erkennt —; dann erstaunend oft den Namen Αὐτοκράτωρ (ΑΟΤΟΚΡΤΡ), allein, oder mit Hinzufügung der speciellen Namen des August, Tiber, Domitian, Trajan, Hadrian, der Sabina, eines Antonin. Für sich stand der Name Αὐτοκράτωρ, so viel man weiß, auf dem Zodiacus zu Denderah, nämlich auf demjenigen, den die Franzosen bey der Absägung zurückgelassen haben — und bedeutet dann nach der Meinung des Verfs, wie öfter auf Aegyptischen Münzen, entweder Claudius oder Nero. Ob man daraus auf die Epoche, in der das Bildwerk im Ganzen gearbeitet worden ist, schließen dürfe, muß eine genauere Betrachtung des Zusammenhangs, in welchem diese phonetischen Hieroglyphen auf demselben stehen, lehren. — Wir glauben von der kurzen Abhandlung genug gesagt zu haben, um die Aufmerksamkeit auch unserer Leser auf diese, gewiß nicht aus der Luft gegriffne, Entdeckung zu leiten, die bey methodischem Weiterforschen noch fernere Aufklärung verheißt: wenn nicht der Verf. die sichere Bahn unbefangner Combination verlassend, sich jetzt schon auf das ruderlose Luftschiff der Hypothese

begeben will, wie es uns fast am Ende bedünken will, wo er er behauptet: er habe Spuren dieser phonetischen Hieroglyphen auch in weit ältrer, Pharaonischer, Zeit gefunden, und getraue sich zu beweisen, daß diese, wenn nicht die Quelle, doch das Muster seyen, nach welchem die Völker Vorderasiens ihre, ebenfalls vollständiger Bezeichnung der Vokale entbehrenden, Alphabete gebildet hätten.

Description d'un étalon métrique, orné d'hiéroglyphes, découvert dans les ruines de Memphis par les soins de M. le Chevalier Drovetti, consul général de France en Egypte. S. 19 in Quart. Mit einer Kupfertafel.

Der Maaßstab, welchen Drovetti zu Memphis gefunden hat und Hr. Jomard hier als ein bedeutendes Hülfsmittel zur Entdeckung des metrischen Systems der alten Aegyptier herausgibt, ist eine Elle aus Holz von Meroe, von bedeutender Breite und Dicke, auf drey Seiten mit Hieroglyphen, Abtheilungen und Zahlzeichen bedeckt, und nur auf der Rückseite leer. Die Hieroglyphen lassen wir, als zur Erklärung des Ganzen nichts beytragend, hier bey Seite, und die von einzelnen derselben versuchte Erklärung dahingestellt, und haben dann nur mit drey Streifen zu thun, von denen zwey auf der obern Fläche, einer auf der Seite zunächst an jenen beiden sich befindet, und welche alle drey durch queerdurchschneidende Linien in 28 Fächer gesondert sind. Aber nur von dem mittelsten Streifen unter diesen drey enthält ein jedes Fach oder Feld ein Zeichen, und darum wollen wir von diesem zuerst reden. Zur linken sind erstens vier Felder abzusondern, welche merklich größer sind als alle übrigen; denn während von diesen jedes $18\frac{1}{2}$ Millimeter beträgt, messen jene $19\frac{1}{2}$. Eben so sondern sie sich durch die Bezeichnung. Alle vier haben das Zahlzeichen für 4 mit einem Queerstrich darüber; daneben die Hieroglyphe der Elle — einen ausgestreckten und beym Ellenbogen im rechten Winkel gebogenen Vorderarm — mit dem Zei-

chen 1. Dazu haben diese vier Felder entsprechende Zeichen in dem obersten daranliegenden Streifen, die ersten drey die Ziffern für 1, 2, 3, nur in grösserer Form als sie sonst vorkommen, das vierte eine palma oder Hand ohne Daumen. Hieraus schließt der Verf. mit großer Evidenz, daß diese vier Abtheilungen von Fingerbreite einem andern Maaßstabe angehören als die übrigen, einer ältern, daher mit 1 bezeichneten Elle, und daß sie in diesem eine Palme ausmachen. Das Zahlzeichen 4 in jeder Abtheilung deutet an, daß die vier Felder zusammen gehören, jedes ein Viertel der Palme ist. Weniger klar ist, was er behauptet, daß die ganze Elle 27 Zolle des alten Maaßes betrage, also die 24 übrigen, nach Abzug der ersten vier, 23 eben der Art messen; da dies nach den gegebenen Evaluationen wenigstens nicht genau herauskommt. So viel von der Bezeichnung eines älteren Maaßstabs neben dem zur Zeit, wo die Elle gemacht wurde, offenbar gemeingültigen. Dieser beginnt mit einem großen Zeichen für 2, dann folgen neun Felder, welche alle das Zeichen der Elle mit der Ziffer 2 tragen, zur Anzeige, daß sie dem jüngern Maaßstab angehören, dann funfzehn, die die Ziffern von 16 bis 2 rückwärts gezählt tragen, die Einer durch senkrechte Striche, die Zehner durch die Form des griechischen Π, die Zwey durch eine horizontal gelegte Gabel bezeichnend. Diesen funfzehn Feldern entsprechen nun eben so viel daran gränzende auf dem dritten Streifen an der Seite des Instruments, die offenbar alle in so viel Unterabtheilungen getheilt seyn sollen als die dazugehörigen Zahlen angeben; aber entweder durch Schuld des Aegyptischen Verfertigers oder des neuen Zeichners — denn nur ein Faksimile ist in die Hände des Herausgebers gekommen — finden sich dieser Unterabtheilungen in einigen Feldern zu viel, in andern zu wenig, worin aber durchaus keine Absichtlichkeit vermuthet werden kann. Die Länge des gesammten Maaß-

stabes ist 520 Millimeter, von denen nach Abzug der 77 für die Palme 443 für die neue Elle bleiben. Ein wie höchst wichtiger Beytrag diese bestimmten und sichern Ergebnisse, die aus der einfachen Betrachtung des alten Werkzeugs hervorgehen — denn einige Combinationen, die der Verf vom Standpunkt seines besondern metrischen Systems hinzufügt, übergehen wir billig — zur Kenntniß der Aegyptischen Maaße sind, leuchtet von selbst ein; daß dadurch sichre Pfade für weiteres Forschen und Combiniren geöffnet werden, beweiset unter andern eine kleine Abhandlung desselben Verf., die uns aus der Revue encyclopédique 47eme Cahier Nov. 1822 besonders abgedruckt in die Hände gekommen ist, unter dem Titel:

Note sur un manuscript Egyptien sur Papyrus renfermant des plans de monumens avec les mesures écrites en chiffres hiéroglyphiques. Mit einer Kupfertafel.

Herr Jomard findet auf einem Aegyptischen Mspt. in der bibliothèque du Roi in der obern Reihe eine Anzahl geometrischer Figuren, in denen er Pläne von Gebäuden, und zwar namentlich von solchen langen und verschlungenen Katakombengängen entdeckt, die die Griechen Syringen nannten. Nun stehen bey diesen kleinen Grundrissen Zahlen, die offenbar die Dimensionen der Gebäude ausdrücken, wie gleich bey dem ersten die Angabe von 70 Ellen. Der Verf. der Note bemerkt scharfsinnig, daß der Plan des Gebäudes selbst in der Zeichnung $\frac{1}{500}$ von 70 Aegyptischen Ellen in der Ausdehnung habe, und gründet darauf die Behauptung, daß diese kleinen Grundrisse sämmtlich nach einer genauern Reduction des Maaßes gezeichnet worden sind: welcher Genauigkeit Zweck und Nutzen freylich noch keineswegs einleuchtet.

K. O. M.

Halle.

Ge. Christiani Knappii, Scripta varii argumenti maximam partem exegetici et historici. Edi-

tio secunda, multis partibus auctior et emendatior. T. I. II. mit fortlaufenden Seitenzahlen und vierfachem Register. S. 739. in gr. 8. 1823.

Wenn von der Sammlung der kleineren Schriften eines akademischen Lehrers eine zweyte Auflage noch während seines Lebens unter uns erfordert wird, so darf man darin ein Zeichen ihres inneren Werthes sehen, das gewiß unzweydeutiger als jedes andere ist; dieß Zeichen wird aber ganz untrüglich, wenn der Inhalt der Schriften so beschaffen ist, daß ihr Werth nur nach dem Maaße der gründlicheren Gelehrsamkeit geschätzt werden kann, die bey seiner Behandlung angebracht worden ist. Wie sich nun dieß auch bey der vorliegenden Sammlung bestätigt, dürfen wir unsern Lesern nicht erst sagen, denn der ehrwürdige Nahme, den sie an der Stirne führt, macht es überflüssig; aber ein glückliches Zeichen von der Anerkennung ihres Werthes dürfen wir auch deßwegen in der neuen Auflage sehen, weil sie die Veranlassung gegeben hat, daß ihr Werth noch erhöht worden ist. In der neuen Ausgabe sind nicht nur drey neue Abhandlungen, Nr. XV. XVI. XVII. hinzugekommen, sondern auch in jeder der älteren hat die nachbessernde Hand des Verf. theils Zusätze theils andere Aenderungen angebracht, durch welche ihr Inhalt und ihre Form beträchtlich gewonnen hat. Die erste der neu hinzugekommenen Abhandlungen Nr XV. S. 541-573. ist noch exegetischen Inhalts über die Stellen Röm. X, 4-11. und Deuteronom. XXX. 11-14 die zwey andern sind historisch, denn Nr XVI. S. 573-667. enthält die Biographie von Justus Jonas, dessen Angedenken der Hr. D. bey dem dritten Jubelfeste der Reformation vor sechs Jahren auf die schicklichste und würdigste Art erneuerte, und die letzte Nr. XVI. S. 668-673. gibt eine Uebersicht der sämmtlichen Bibelausgaben, die aus den Hallisch-Frankischen, Cansteinschen und Callenbergischen Instituten hervorgegangen sind. Zu der Biographie von Just. Jonas sind selbst noch zwey Auctarien hinzugekommen, die für Rec. einen besondern Werth haben; doch gesteht er, daß ihm einige der kleinen Aenderungen in den älteren Abhandlungen noch stärker angezogen haben, weil ihm darin die Bescheidenheit des wahrhaftig gelehrten und die Gewissenhaftigkeit des echt religiösen Forschers so sichtbar geworden ist. Er möchte daher eine Vergleichung dieser Abhandlungen in ihrer älteren und in ihrer jetzigen Form mehreren unserer angehenden Theologen als Gegenstand eines eigenen Studiums empfehlen, denn sie könnten gewiß den größten Nutzen daraus ziehen, wenn sie ihn auch durch etwas Beschämung erkaufen müßten.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

37. 38. Stück.
Den 4. März 1824.

Bonn.

Bey Eduard Weber: Bhagavad-Gita, id est Θεσπέσιον μέλος, sive almi Krishnae et Arjunae colloquium de rebus divinis, Bharateae episodium. Textum recensuit, adnotationes criticas et interpretationem latinam adjecit Aug. Guil. a Schlegel. 1823. 8. maj. S. XXVI u. 190. (5 Rthl. 12 gr. geh.)

Vieles ist in einem Zeitraume von ungefähr zwanzig Jahren in Calcutta und Serampur für die Sanskrit-Sprache geleistet worden; selbst gelehrte Brahmanen haben, mit den Engländern wetteifernd, es unternommen den Meisterwerken ihrer Litteratur durch den Druck die Verbreitung im In- und Auslande zu erleichtern. Aber leider sind die Werke, die wir ihren Bemühungen verdanken, nicht von der Art, daß sie in Bezug auf Correctheit und kritische Bearbeitung den Europäischen Forscher ganz befriedigen könnten. Wir sind daher dem rastlosen Eifer eines der ausgezeichnetsten Gelehrten Deutschlands innigen Dank schuldig, daß er seit vielen Jahren ununterbrochen der Erforschung der

Indischen Sprache und Litteratur obliegend, es unternommen hat, die vielfachen Versuche der Gelehrten am Ganges zu berichtigen und zwar zuerst in der neuen Auflage eines Werkes, welches an Wichtigkeit und vielseitigem Interesse durch nichts übertroffen wird, was bis jetzt von der Indischen Litteratur bekannt geworden. — In der Vorrede entfaltet der Herausgeber in gedrängter Kürze die Grundzüge der Sanskritischen Metrik und Prosodie, und erklärt insbesondere die Einrichtung der 16sylbigen Verse, worin der Mahâ-Bhârata, Ramâyana, und andere epische Gedichte, größtentheils abgefaßt sind. Ferner spricht er die Grundsätze aus, nach welchen er die Wörter des Textes, die er in der Calcutter Ausgabe ohne irgend eine Trennung gefunden, abgetheilt hat. Wir sind in dieser Beziehung vollkommen mit dem Herausg. einverstanden, so wie auch über die von ihm zuerst eingeführte planmäßige Vermeidung des Anuswâra in der Mitte eines Wortes, weil es hier weniger als am Ende zur Erleichterung des Verständnisses beyträgt. Nur glauben wir, daß wenn man z. B. in b'avanti das Anuswâra verwirft, man auch nicht mit Hrn. v. Schlegel prâ·jali schreiben dürfe, weil hier und in vielen ähnlichen Fällen, wo er das Anuswâra beybehalten hat, der Nasal eben so entschieden ein Palatin, als in b'avanti ein Dental ist. Wir möchten das Anuswâra in der Mitte der Wörter auf die beiden Fälle beschränkt wissen, wo es entweder; wie in ari·dama, sa·nata, sa·zara am Ende eines Wortelementes für ein primitives m steht (welches nach Maaßgabe des folgenden Consonanten entweder beybehalten oder in einen anderen Nasal verwandelt wird), oder wo, nach der eingeführten orthographischen Gewohnheit, ein Nasal nothwendiger Weise mit Anuswâra geschrieben werden muß, nämlich vor Zischlauten und h. Die aufgestellten Grundsätze der Wort-Abtheilung haben wir nur

an einigen Stellen verletzt gefunden, z. B. L. 11. sl. 49 dürfte budd'iyôgâd von dem folgenden Worte nicht getrennt seyn. Vielleicht aber würde es nicht unzweckmäßig seyn, wenn man die Trennung, welche hier der Herausg. sich erlaubt hat, auf alle analoge Fälle ausdehnte, so daß man, wenn ein tönender Endconsonante vermöge des folgenden Buchstaben beybehalten, oder wenn durch dessen Einwirkung ein vorhergehender dumpfer Consonante nur in den entsprechenden tönenden übergeht, die beiden Wörter trennte, und daß man die Verbindung nur auf die selteneren Fälle beschränkte, wo ein Endconsonante durch den Einfluß des folgenden Buchstaben, aus der Klasse, welcher er angehört, heraustritt, sich dem letzteren assimilirend, z. B. tazza für tadza. Vieles würde durch solches Verfahren an Deutlichkeit und leichterem Verständniß einer ohnehin mit vielerley Schwierigkeiten verbundenen Sprache gewonnen werden, wofür auch der gelehrte Herausg. in seiner Vorrede das Wort führt. Daß es derselbe nicht für nothwendig halte, in allen Einzelnheiten den Gewohnheiten der Indischen Copisten nachzufolgen, hat er auch dadurch bewiesen, daß er, von dem herrschenden Gebrauche abweichend, die unnütze Verdoppelung der Consonanten, welchen ein r vorangeht, unterlassen hat. Ueberhaupt zeigt sich in jeder Hinsicht in vorliegender Ausgabe des Bhagawad-Gita ein wohlüberlegter Plan, welchen der Herausg. niemals aus dem Auge verlor; auch die typographische Correctheit verdient alles Lob. Wir haben nur wenige Versehen wahrgenommen, welche der Aufmerksamkeit des Herausg. entgangen sind und die wir hier erwähnen wollen: Lect. III. sl. 22. avaptavyam für avâptavyam, Lect. IV. sl. 27 agnai für agnau, Lect. VII. sl. 30. b. fehlt die Partikel za vor mâm; Lect. IX. sl 5. butâni für bûtâni; Lect XIV. sl. 1. jnâttvâ für jnâtvâ.

Die lateinische Uebersetzung trägt in vielfacher

Hinsicht das Gepräge der Vollkommenheit; sie ist fließend, gedrungen, kraftvoll und deutlich, und gibt den Sinn des Originals, wo nicht von Wort zu Wort, doch mit demjenigen Grade der Treue, welcher mit einer sorgfältigen Rücksicht auf Klarheit und Schönheit des Styls vereinbarlich war. Nur an einigen Stellen sind wir mit der Auslegung des Hrn. v. Schl. nicht zufrieden. Das 23te mit der ersten Hälfte des 24ten Sloca des dritten Buches würden wir wörtlich so übersetzen: "Denn wenn ich jemals nicht begriffen wäre in Handlung unermüdlich, so würden meinem Wege folgen die Menschen, o Partha, sämmtlich; es würden zu Grunde gehen diese Welten, wenn ich nicht Handlung übte" In diesem Sinne übersetzt auch Wilkins, im Einverständnisse mit dem Scholiasten Sridharaswâmin, welcher das Praesens Ind. anuvartantê für gleichbedeutend mit dem Potentialis anuvarteran erklärt, und den ganzen Vers als den Folgesatz des vorhergehenden angibt, eine Erklärung, womit jeder einverstanden seyn wird, welcher zugibt, daß im Sanskrit, wie der Commentar versichert, ein Präsens Ind. statt des Potentialis stehen könnte. Hr. v. Schl. scheint über diesen Punkt mit dem Commentar nicht einverstanden zu seyn, (im Falle er ihn bey dieser Stelle zu Rathe gezogen hat) denn er übersetzt anuvartantê als Praesens, und betrachtet den ganzen Vers als Zwischensatz, indem er übersetzt: At si ego unquam non versarer in opere impiger, quandoquidem mea vestigia sectantur homines, o Prithae fili, omnimodo, pessum ituri essent hi mortales, nisi opus ego peragerem. Es soll hier nicht geleugnet werden, daß die Stelle wovon die Rede ist, allerdings eine doppelte Auslegung zulasse, und daß sich manches zur Rechtfertigung der Auslegung des Herausgebers sagen ließe: allein an einer andern Stelle (Lect. 10 sl. 4 fühlen wir uns von einem Fehlgriffe des Hn. v. Schlegels

vollkommen überzeugt. Er nimmt nämlich die von einander unabhängigen Worte suk'am, du:k'am-b'avô für ein Compositum, und erkennt nicht an, daß das folgende b'âvô der Wohllautsregel gemäß für ab'âvô stehe. So erklärt es auch der Commentar, welcher ab'âva für das Gegentheil von b'ava darstellt, so wie du:k'a für das von suk'a und ab'aya für das von b'aya. Auch Wilkins übersetzt in diesem Sinne, "Pleasure and pain, birth and death, fear and courage". Ob ab'âva durch Tod übersetzt werden müsse, wollen wir hier unentschieden lassen; als das Gegentheil von b'ava, welches der Commentar durch udb'ava erklärt, heißt es, streng genommen, die Nicht-entstehung, das Nicht-werden. Wir geben hier, des Zusammenhanges wegen, nach Schl.s Uebersetzung die ganze Periode, in welcher die bestrittenen Worte vorkommen: Mens, scientia, erroris repudiatio, patientia, veritas, perseverantia, tranquillitas, conditio voluptatis dolorisve capax, timor ac securitas etiam, mansuetudo, aequabilitas, hilaritas, castimonia, largitudo, nobilitas ac ignobilitas, hae sunt proprietates animantium singulatim ex me derivatae". Wahrscheinlich nimmt Hr. v. Schl. die Wörter suk'a· du:k'a· b'avô für ein Compositum, nach Analogie von arindama, purandara, indem er es als Adjectiv auf das folgende b'âvo bezieht. Schwerlich aber dürfte sich diese Ansicht grammatisch rechtfertigen lassen, indem Composita dieser Art nur auf eine kleine Anzahl von Wurzeln beschränkt sind, wozu b'û nur in so fern gehört, als das davon abstammende b'ava ein Compositum mit âs'itam bildet (S. Wilkins N. 795). Allein zugegeben daß b'ava auch mit anderen Wörtern in eine ähnliche Verbindung treten könne, so würden wir dennoch die Auslegung des Hrn. v. Schl. bestreiten, weil es uns zu einleuchtend scheint, daß der Dichter in dem Verse, wovon hier die Rede ist, lauter Gegensätze gegen einander stelle.

Noch an einer anderen Stelle finden wir Hrn. v. Schl. im Widerspruche mit der Erklärung des Scholiasten und des Englischen Uebersetzers, wo Rec. ebenfalls den beiden letzteren sich anzuschließen nicht umhin kann. Der 20te Sloca des 17ten Buches ist nicht ohne Schwierigkeit, und im Hitopadêsa wo er aus dem Zusammenhange gerissen steht, kaum verständlich. Es kommt hauptsächlich auf die Deutung des Wortes anupakâzinê an, welches der Commentar erklärt durch pratyupa kârâsamart'âya (asamart'âya) nicht des Gegendienstes wegen, nach unserer Ueberzeugung mit vollkommenem Recht; denn die Gabe, wovon hier die Rede ist, wird derjenigen entgegengesetzt, welche nach dem folgenden Sloca des Gegendienstes wegen (pratyupakârântam) und in der Erwartung einer Belohnung, wie Erlangung des Himmels, nach den Worten des Commentars (svargâdip'alam - uddis'ya) gegeben wird. Das Wort pâtrê erklärt der Commentar als die Person, welcher gegeben wird, bemerkend daß der Locativ für den Dativ stehe (was sehr häufig der Fall ist) und durch pâtrab'ûtâya erläuternd. Die Richtigkeit dieser Auslegung (wir wollen die Scholiasten nicht als unfehlbare Richter anerkennen) bestätigt sich vollkommen aus dem 22. Sloca, wo im Gegensatze zu dês'a kâlê za pâtre za gesagt wird adês'a kâlê yad dânam apâtrêb'yas za dîyatê, welche Gabe an unschicklichem Orte, zur Unzeit, und Unwürdigen gegeben wird. Wir glauben daher das 20te Sloca mit Zuversicht folgendermaaßen übersetzen zu dürfen: "Es muß gegeben werden, heißt es; welche Gabe gegeben wird ohne Rücksicht auf Gegendienst, zu ihrer Zeit, an ihrem Orte, und einem Würdigen, diese Gabe wird für schicklich geachtet. Hr. v. Schl. übersetzt: hac persuasione largiendi officium nobis incumbere (dâtavyam iti), quae largitio fit ei, qui haud gratiosus est apud potentes (anupakârinê), justo loco ac tempore, et

promerito (pâtrê), ea largitio essentialis memoratur. — Der Grund der Bedeutung, welche der Herausg. dem Worte anupakârinê gibt, ist uns nicht ganz klar; er nimmt es für einen Dativ, und dieses soll auch nicht bestritten werden, wir nehmen es aber für einen Dativ, der einen Zweck, einen Beweggrund ausdrücke, in welcher Beziehung der Dativ im Sanskrit noch häufiger gebraucht wird, als zur Bezeichnung des eigentlichen Dativ-Verhältnisses, wofür gewöhnlicher der Genitiv, nicht selten auch der Locativ steht. Upakârinê (um von der Negation zu abstrahiren) käme also von upakârin, durch das Suffix in aus upakâra abgeleitet. Upakâra hat neben den Bedeutungen, welche Wilson von diesem Worte anführt, offenbar die von Gegendienst, Vergeltung, welches aus unserer Stelle erhellt, wie auch aus einer anderen Episode des Mahâ-Bhârata (brâhmanavilâpa, L. 1 sl. 9), welche nächstens gedruckt erscheinen wird, wo upakrta, aus denselben Radikaltheilen bestehend, in derselben Bedeutung vorkommt. Upakârin hieße also das mit Gegendienst begabte, und upakârinê wegen des mit Gegenendienst begabten. Dieses Wort könnte auch als Locativ von upakârina angesehen werden, welches durch das Suffix ina nach Analogie von p'alina (fruchtbegabt) gebildet wäre — Wilkins scheint anupakârinâ gelesen zu haben, oder er setzte dieses als die richtigere Lesart voraus, oder er wollte sich nicht ganz wörtlich seinem Originale anschließen, sich begnügend den Sinn auszudrücken, den er durch folgende Worte nicht verletzt hat: the charity, which is bestowed by the disinterested etc. Wir müssen den Leser um Entschuldigung bitten ihn bey dieser Stelle so lange aufgehalten zu haben; wir hielten es aber für nothwendig, unsere Gründe ausführlich auseinander zu setzen, warum wir der Auslegung unseres Herausg. nicht beytreten können, dessen Uebersetzung im allgemeinen so vortrefflich ist

und die philosophische Tiefe der Gedanken des Originals so klar ausspricht.

In den Anmerkungen hat sich der Herausg. ebenfalls, als vollkommenen Meister seines Gegenstandes gezeigt, und auf wenigen Blättern viel Gelehrsamkeit entfaltet, was uns den Wunsch eingeflößt hat, daß er noch mehrere der schwierigeren Stellen seiner kritischen Beleuchtung unterworfen hätte. Auch würden wir Auszüge aus den Scholien mit Dank aufgenommen haben, welche dem Kenner zur Aufklärung des Textes oft trefflich zu statten kommen, wenn es gleich nicht rathsam ist, sich ihrer Leitung mit zu großer Zuversicht und ohne gewissenhafte Prüfung anzuvertrauen. Hr. v. Sch. bemerkt aber in der Vorrede (S. XXV) daß es ihm nur möglich gewesen sey, einen Theil des Commentars von Sridharasvâmin in Paris abzuschreiben, woraus er einen nicht geringen Nutzen geschöpft zu haben bekennt. Wir dürfen uns also nicht darüber wundern, daß er, der Hülfe des Commentars entbehrend, die oben erwähnten Stellen nicht so übersetzt hat, wie er durch die belehrenden Aufschlüsse der Scholien unterstützt, gewiß gethan haben würde. Rec. verdankt deren Benutzung der freundschaftlichen Güte des Hrn. Prof. Bernstein, welcher ihm eine mit Bengalischen Buchstaben geschriebene, und mit Sridharasvâmin's Scholien versehene Handschrift mitgetheilt hat. — Der Raum verstattet uns hier nicht, auf alles Treffliche aufmerksam zu machen, was in des Herausgebers gelehrten Anmerkungen enthalten ist; wir können uns jedoch nicht enthalten, davon einiges zu berühren. S. 102. beugt Hr. v. Schl. dem Irrthume vor, wozu Wilson's fehlerhafte Ableitung des Wortes sanga den minder Erfahrenen verleiten könnte. Wir sind mit Schlegels Erklärung dieses Wortes vollkommen einverstanden, nur würden wir die Wurzel, wovon es abstammt, nach dem Beyspiele Forster's, lieber mit dentalem

s schreiben. Die Indischen Grammatiker sind nämlich auf den sonderbaren Einfall gerathen, diejenigen Wurzeln mit anfangendem s, welche diesen Buchstaben bey vorhergehendem anderem Vocal als a, zufolge einer Wohllautsregel in s verwandeln, gleich von Haus aus mit s zu schreiben. Auf ähnliche Weise behandeln sie die Wurzeln, welche mit dentalem n anfangen, aber durch ein r welches ein vorgesetztes Präfix enthalten mag, sich verleiten lassen ihren Anfangsbuchstaben in das sogenannte cerebrale n zu verwandeln. Nach unserer Ueberzeugung muß aber eine Wurzel so geschrieben werden, wie sie außer dem Einflusse fremdartiger Elemente erscheint, und was nur in Folge eines Wohllautsgesetzes steht, kann nicht als Urform angenommen werden. Hr. v. Schl. ist gewiß in diesem Punkte mit uns einerley Meinung, allein er wollte sich wahrscheinlich nicht von der unter den Grammatikern herrschenden Gewohnheit entfernen, darum schreibt er auch S. 117. das Suffix iman, welches in dem Worte mahiman, enthalten ist, imaniz, nach einer grammatischen Methode, welche in Wilsons Wörterbuche dem Anfänger oft zum Nachtheil, dem Kenner aber niemals zum Vortheil gereicht.

Mit Recht bemerkt der Herausg. S. 105, daß die Lehre von dem Wisarga in den Grammatiken nicht befriedigend behandelt sey, was er selbst über diesen Gegenstand sagt, scheint uns zwar im Wesentlichen gegründet, doch glauben wir, daß das Wisarga nicht als etwas Selbstständiges aufgefaßt werden dürfe, welches seine euphonischen Veränderungen habe, da es selbst stets ein euphonischer Stellvertreter ist, entweder von s oder von r. Man gebe also unter den Wohllautsregeln von s an, in welchen Fällen es am Ende eines Wortes ungeändert erhalten, oder in einen verwandten Zischlaut verwandelt werde; ferner wann es in Wisarga, und wann in r übergehe; auf dieselbe Weise ge-

be man die Veränderungen des r an, und man wird mit der Lehre dieser beiden Buchstaben zugleich die von Wisarga vollkommen erschöpft haben. Wenn man aber mit den Grammatikern sagt, daß Wisarga in s und r übergehe, so scheint uns dieses eben so ungegründet, als wenn man z. B. sagen wollte, daß Wörter, welche mit t enden, in ihrer Beugung diesen End-Buchstaben vor Vocalen in d verwandeln, und daß nach dieser Regel vidam (den wissenden) von vit komme, weil letzteres die Form ist, welche vid am Ende eines Satzes, oder Verses (so mit außer dem Einflusse des folgenden Buchstaben) annimmt, wie h'âs (Licht) bey ähnlicher Stellung in h'â: und pitar (Vater!) in pita: übergeht.

Was der Herausg. S. 22 über die Bedeutung und den Gebrauch des Wortes pramâna sagt, scheint uns vollkommen gegründet und bestätigt durch die passende Zusammenstellung einer Stelle des Hitopadesa mit einer ähnlichen des Nalus. Wenn wir aber in der letzten Hälfte des Sloca's, wovon hier die Rede ist, an Schl.s Uebersetzung eine schätzbare Berichtigung anerkennen, so sind wir doch mit seiner Uebersetzung der ersten Hälfte nicht ganz zufrieden. Hr. von Schlegel scheint nämlich hier das Wort etâvat für ein adverbium zu nehmen, indem er es durch hactenus übersetzt, während es offenbar der Nominativ eines durch das Suffix vat aus êtat abgeleiteten, aber selten vorkommenden Pronomen im Neutrum ist. Die Construction ist ganz übereinstimmend mit einer Stelle des Dêvîmahâtmyam (aus dem Markhandêya-Purâna), wo man liest: êtavadd'i mayâ vrtam (dieses wurde von mir gewählt). Das Mascul. von êtavat findet man in der Episode brahmanavilâpa das Mâhâ Bhârata (L. I. sl. 8.): êtâvân purusas tâta yasmin Krtana nas'yati, der ist ein Mensch, mein Sohn, in welchem das Gethane nicht untergeht (d. h. der Dankbare); auch findet man es in einigen Stellen

des Hitopadêsa, so daß keinem Zweifel Raum bleibt, daß êtâvat als declinirtes Pronomen gebraucht werde. — Ob b'vat einen Vocativ habe, oder nicht, wollen wir hier nicht untersuchen, sondern nur bemerken, daß Forster in seiner Grammatik sowohl diesem Wort, welches streng genommen kein Pronomen ist, als auch allen Pronominen einen Vocativ beylege. Den Aufschlüssen, welche Hr. v. Schlegel über den Gebrauch des Wortes pramâna gibt, sey es uns erlaubt hier noch beyzufügen, daß es auch, in der Bedeutung von arbiter, nach Art der Adjective, mit der Person, worauf es bezogen wird, in Geschlecht und Zahl übereinstimmend gefunden werde. So liest man in einer Episode des Mahâ-Bharata (Draupadî-pramât'a), welche Rec. dereinst bekannt zu machen gedenkt: munzêmam adamâzâram pramânâ yadi tê vayam (solve hunc vilem, si tibi nos arbitri sumus!). — In der letzten Anmerkung gibt der Herausg. Rechenschaft von einer, wie uns scheint, sehr glücklichen Verbesserung des Textes des 78ten Sloca des 18ten Buches. Obwohl vier von ihm ganz verglichene Pariser Handschriften mit der verdächtigen Lesart der Calcutter Ausgabe übereinstimmen, so wie auch die bereits erwähnte Bernsteinische Handschrift, und diejenige, welche der Englischen Uebersetzung von Wilkins zum Grunde liegt: so sind doch die von Hrn. v. Schl. auseinandergesetzten Gründe zu einer Aenderung so überwiegend, daß wir nicht das geringste Bedenken tragen, der scharfsinnigen Vermuthung beyzustimmen, nach welcher er an die Stelle von druvânîtir matir mama setzt druvanîti matir mama. Die Construction, wie sie aus dieser Conjectur hervorgeht, ist ganz übereinstimmend mit einer von dem Herausg. citirten Stelle des Ramâyana (II. Cap. 10, sl. 29), ferner mit dem 10 und 11. Sloca des 6 Buches des Nalus.

Zum Schlusse haben wir noch zu bemerken, daß

die typographische Eleganz des vorliegenden Werkes mit seiner inneren Vortrefflichkeit in schönstem Einklange steht. Mit Vergnügen verweilt das Auge auf der geschmackvollen, in jeder Hinsicht musterhaften, Sanskrita-Schrift, welche der Herausg. im Auftrage des Königl. Preußischen Ministeriums des öffentlichen Unterrichts, in Paris durch einen geübten Künstler hat verfertigen lassen, und welche hier zum erstenmal in einem zusammenhangende Texte erscheint. Eine besondere Erwähnung verdient die beym Guße dieser Schrift getroffene sinnreiche Vorrichtung, wodurch die über- und unter zusetzenden Zeichen dergestalt den Buchstaben eingefügt werden können, daß jede Zeile nur aus Einer festgeschlossenen Reihe besteht. — Hier wird es vielleicht nicht am unrechten Orte seyn, zu erwähnen, daß mittelst eines bey Dekker in Berlin veranstalteten wohlgelungenen Abgusses dieser Schrift bereits eine Sammluug auserlesener Episoden des Mahâ-Bhârata in der Druckerey der Königl. Preußischen Akademie der Wissenschaften gedruckt ist, welche nächstens mit Deutscher Uebersetzung, im Versmaaße des Originals, erscheinen wird. Auch ist eine Grammatik der Sanskrita-Sprache unter der Presse. F. B. — p.

Jena.

1823 in der Crökerschen Buchhandlung auf VIII u. XXXVI u. 918 S. ohne das Register u. einen Anhang von Formularien auf 36 Seiten. gr. 8. D. Joh. Lud. Schmidt's (ehemahls) HR... und Prof... zu Jena.. practisches Lehrbuch von gerichtlichen Klagen und Einreden, mit einigen Zusätzen und Berichtigungen von D. Adf. Diet. Weber (ehemahls Consistorial-Vice-Director und) Prof. zu Rostock. Neu herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet von D. Chph.

Martin, Geh. Just. u. OAGRath zu Jena. Achte Ausgabe. Unsere Leser erwarten gewiß weder von unsern Anzeigen überhaupt, noch von dem Unterzeichneten insbesondre, eine wohl gar bis auf neue Auflagen gehende Vollständigkeit aller neu erschienenen Bücher, und eben so wenig erwarten sie von Letzterm die Beurtheilung eines funfzig Jahre alten Buchs, das bey Geschäftsmännern der untern Classen so bekannt ist und dessen Verfasser seine Vorrede mit den Worten anfängt: "seitdem "ich sehr viele Processe von mancherley Art unter "Händen gehabt", die ihm der Unterzeichnete weit entfernt ist nachzusprechen, ob er es gleich wohl noch eher könnte, als manche glauben, zumahl die, welche bey ihren Wünschen, daß unsre academischen Rechtslehrer sich niemahls von den practischen Arbeiten der Spruch-Collegien ganz zurückziehen möchten, ihm die Ehre anthun, sich seiner zu erinnern. Also hier nur Einiges zur Geschichte dieses Buches, theils aus den Vorreden, theils was diese nicht sagen. Eigene Bücher de actionibus waren schon lange nicht unerhört, obgleich das Verhältniß zu denen de ordine judiciario, dem Processe, etwas schwankend blieb. Einigermaßen bezogen sie sich auf den Titel besonders der Institutionen, der denn wohl bey den Vorlesungen nach der Titelfolge dafür büßen mußte, daß er so weit hinten stand, ohngefähr wie bey denen über die Pandecten-Titel die Appellationen gewöhnlich weggelassen und nur in besondern Vorlesungen nachgeholt wurden. J. H. Böhmer de actionibus war mit zu Ausarbeitungen, wie sie im Geschäftsleben vorkommen, bestimmt. Auf mehrere lateinische Lehrbücher folgte das deutsche des verstorbenen HR. Schmidt in Jena, der vorher mit einem lateinischen Institutionen-Compendium kein besonderes Glück gemacht hatte und nach den von ihm noch im Umlaufe befindlichen Geschichtchen auch keines verdiente, der nun aber von diesem Bu-

che über die Klagen einen unterscheidenden Beynahmen bekam, da der Nahme Schmidt, der zufälliger Weise bey uns in Göttingen unter den Professoren nie vorgekommen ist, dort lange Zeit mehrfach im Verzeichnisse derselben stand. Von 1774 bis 1792 erschienen vier Auflagen, deren zweyte wenigstens auch die Grausamkeit hatte, von welcher der Unterzeichnete gern Beyspiele sammelt, um sich damit zu entschuldigen, nähmlich die, daß die Zahl der Paragraphen geändert wurde, dieß sieht man aus Anmerkungen zu der ersten Vorrede, denn von den folgenden ist weder die Jahrszahl noch die Größe angegeben. Die deutsche Sprache scheint leider auch diesem Buche geholfen zu haben, wie so vielen. In demselben Jahre 1792 fieng der Sohn des Verfassers E. Gf. einen, wie man damals so gern sagte, theoretisch practischen Commentar über das Buch in einem andern Verlage an, der nun auch in der zweyten Ausgabe einen neuen Bearbeiter gefunden hat und fünf Bände beträgt. Als es in der Zwischenzeit, 1798 zu der fünften Auflage des Lehrbuchs selbst kam, ward der sel. Weber vermocht, auch bey ihm, wie bald darauf bey Höpfner's Commentar über die Institutionen, Vaterstelle zu vertreten. Es war aber, wie oft in solchen Fällen, doch nur ein Stiefvater, alle Behauptungen des eigentlichen Verfassers sollten bleiben und nicht immer hatte der Herausgeber Lust, es ausdrücklich zu sagen, wenn er verschiedener Meinung war. In der Sprache des Wechselrechts müßte man sagen, schon Weber hütete sich, den vom sel. Schmidt ausgestellten Wechsel zu indossiren, wie man nach dem Titel glauben konnte, daß er gethan habe, daß also wenn Schmidt keinen großen Credit hätte, man sich auf das bessere Haus von Weber verlassen könnte. Die Sprache ward verbessert, die es wohl nöthig gehabt haben mag, und es kamen Anmerkungen hinzu, besonders auch für das, was man

in Deutschland Litteratur nennt. Auch die sechste Auflage von 1803 blieb im Wesentlichen unverändert. Von der siebenten ist Nichts gesagt. Die gegenwärtige achte kam in Hände, die man sie, Was den Ruf gerade in Büchern dieser Art betrifft; gar nicht besser wünschen konnte, aber auch Herr GJR. Martin hat den Wechsel nicht indossirt, um so weniger als es ihm an Muße fehlt, und Wer wird ihm diese nicht wünschen? ein eigenes Lehrbuch von Klagen und Einreden auszuarbeiten, da das gegenwärtige zu Vorlesungen, die aber überhaupt auf manchen hohen Schulen erst wieder in Gang gebracht werden müßten, zu weitläuftig ist. Nur bey den Bemerkungen verspricht er viele Zusätze, nahmentlich auch Verweisungen auf Bücher, die freylich der ursprüngliche Verfasser und zum Theil selbst der vorige Herausgeber nicht kennen konnte. Daß die Formulare nun einen eigenen Anhang machen, ist schon bey der Angabe der Seitenzahlen dieses Buchs bemerkt. Hugo.

Paris.

Bey Plancher: Mémoires pour servir à l'histoire du Charles XIV Jean, roi de Suède et de Norwège: contenant l'itinéraire d'un voyage en Suède: la relation de la révolution de 1809; la vie politique et militaire de Bernadotte comme général français; son élection comme prince royal du Suède; ses actes et sa correspondance; ses campagnes contre Napoléon en 1813 et 1814; la campagne de Norwège; la fin du règne du roi Charles XIII; l'avènement de Charles XIV Jean; son couronnement à Stockholm et son Sacre à Drontheim. Le tout recueilli et rédigé sur des actes authentiques; par le chef d'escadron Coupé de St. Donat, Chevalier etc. ancien officier Supérieur de l'état major du prince

de Ponte-Corvo; et B. de Roquefort, membre de la Société royale des Ant. de France, de l'académie de Goettingue etc. 1820. 8. 1. Th. XXVII u. 362. 2. Th. 358 Seiten.

Diese Schrift würde in unsern Blättern gar nicht angezeigt werden dürfen, wenn sie sich nicht zur Warnung und dadurch auch zur Hoffnung benutzen ließe, daß sie nicht ein böses Zeichen seyn und daß die französische Litteratur nicht in die Zeit zurückkehren möge, worin ihr ein stellvertretender Klingklang für verschollene Gefühle, Leichtfertigkeit im Urtheilen und Oberflächlichkeit in den Sachen, fade Gallanterien und verwirrende Nachlässigkeiten vorgeworfen wurden. Das hat sich in Frankreich während der schweren Stürme und Arbeiten geändert, aber das findet sich alles in der vorliegenden Schrift wieder ein. Sie verspricht das militairische und politische Leben des jetzigen Königs von Schweden aus ungedruckten Nachrichten und liefert seine Kundmachungen aus den Zeitungen, ohne auch nur Schlegel's Denkschriften zu benutzen; von solchen Dingen, wie die Manegeverbindung zu Paris, oder das Verhältniß mit Davoust in der Schlacht von Jena ist die Rede nicht. Bey den Schwedischen Armeebülletins wird die Bemerkung gemacht, daß sie zu sehr à la Napoléon wären, damit dieses aber nicht übel genommen werde, heißt es sogleich: daß die Leyer (soll wohl die Pr. Armee seyn) noch immer göttlich töne, obgleich Nero (wohl Napoleon) sie gespielt habe. Doch, daß aus einer Armee eine Leyer wird, ist gar nichts gegen die Skandinavier. Sie haben Seeräuber werden müssen, weil sie den Ruhm für alles und den Tod für nichts geachtet haben. Das Paßwesen in Schweden mag nicht gerühmt werden, weil so viele andere Verwaltungssachen zu rühmen sind. Nach dieser Logik schadet der eine Ruhm dem andern, man darf davon, wie von Papiergelde, nicht zuviel in Cours setzen. Nach derselben Logik scheinen auch die beiden Sätze, daß es mit dem Paßwesen in Schweden immer (?) genau genommen sey und jetzt noch genauer genommen werde, in nothwendiger Verbindung als Grund und Folge verstanden zu seyn; und wenn es mit dieser nothwendig fortschreitenden Paßgenauigkeit seine Richtigkeit hat, so dürfen wir bald in jedem Paß wenigstens die Steinzeichnung von dem Inhaber erwarten. Uebrigens täuscht auch die Reisebeschreibung, (worin die Franzosen, bey ihrem regen Beobachtungssinne gewöhnlich glücklich sind). Sie sollten mit unserer neuesten Reisebeschreibung über Schweden, von Schubert verglichen werden. Aber das gieng nicht, und wie sieht es mit der Rechtschreibung aus! Von Gonheim soll unser General Wangenheim seyn.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

39. Stück.

Den 6. März 1824.

Göttingen.

Bey Vandenhoeck und Ruprecht: Encyklopädie und Methodologie der Arzneikunde zu Vorlesungen entworfen von D. Friedrich August Klose, Privatdocenten an der Georg-August-Universität, 1823. VIII. und 127 S. gr. 8.

Die Ueberzeugung, daß bey dem großen Umfange der Arzneykunde, bey den vielen zu ihrer Erlernung nöthigen Anlagen und Mitteln, bey den schweren, zu ihrer Ausübung erforderlichen Pflichten es zu allen Zeiten, aber jetzt, wo sie durch Verbannung manches für nun unbrauchbar Gehaltenen, durch unzählige Bereicherungen und Berichtigungen eine mannichfach veränderte, vielfältig ausgedehnte, aber wegen des vielen noch nicht hinlänglich klaren, wegen vieler grundlos aufgestellter Systeme in mehrfacher Hinsicht so unbestimmte Gestalt angenommen hat, daß es fast unmöglich wird, das ganze Gebiet derselben umfassend und gründlich zu bearbeiten, weshalb viele Studirende, den Nutzen der vorbereitenden und Hülfswissenschaften zu wenig würdigend, rein praktische Studien treiben, vor-

züglich nöthig sey, den Anfängern einen allgemeinen Begriff von der ganzen Wissenschaft und dem Zusammenhange ihrer Theile, von dem Nutzen derselben, von den zu ihrem Studium und zu ihrer Ausübung nöthigen Anlagen, Fleiße und Pflichten, von dem jetzt herrschenden Zeitgeiste derselben zu geben, sie zu belehren, in welchen Fächern sie schon im Anfange der Praxis gründliche Kenntnisse haben müssen, welche sie dagegen erst in späteren Jahren bey reiferer Erfahrung erlernen können, so daß sie Neigung für die Wissenschaft gewinnen, sich ein subjectiv angemessenes Ziel stecken, und die Methode zum Studium der einzelnen Fächer selbst finden können, daß ferner bey Vorlesungen über diese Gegenstände mehr ei enen, als fremden Gedanken zu folgen sey, bestimmten den Verf. zur Herausgabe dieser Schrift.

Sie gibt zuerst (S. 1-18) eine Darstellung des Ursprunges und der Ausbildung der Arzneykunde, um zu zeigen, wie dadurch einzelne Theile derselben sich zu besonderen Fächern erhoben, und sie allmälich die jetzige Gestalt erhalten hat. Dann folgt (S. 18-19) eine kurze historische Uebersicht der Unterrichtsweise der Arzneikunde; hernach spricht Verf. von dem Zwecke und den Quellen derselben, von den natürlichen physischen, moralischen und geistigen Anlagen und deren Ausbildung, wo er Selbstkenntniß und Selbstbeherrschung dringend empfiehlt. Nun geht der Verf. das Studium selbst durch, wo er den Arzt in der nämlichen Ordnung, in welcher die verschiedenen Wissenschaften von der Schule bis zur eigenen Praxis erlernt zu werden pflegen, folgen läßt. Die Vorbereitungswissenschaften werden in die entfernteren, oder Schulwissenschaften: todte und lebende Sprachen, Styl und Rhetorik, Mathematik, Geographie, Geschichte, und Kenntniß der positiven Religion nach mehreren Confessionen, dann in die näheren (Naturwissenschaften und Philosophie), welche,

als zu dem Studium der Arzneikunde führend, meist erst auf der Universität erlernt werden, getheilt. Diesen vorangeschickt sind daher: eine allgemeine Anweisung zum akademischen Studium, Einiges über die Mittel zu diesem, nämlich: Vorlesungen und Bücher nebst Anleitung zu zweckmäßiger Benutzung beider, ferner eignes Forschen durch Beobachten, Versuchen und Nachdenken. S. 36 ff. folgen die Naturwissenschaften: Anthropologie nebst Psychologie, Naturgeschichte, Physik uud Chemie. S. 55. ff. enthält die Philosophie, S. 57. ff. die Hülfswissenschaften und Künste, welche dem Arzte, wenn auch nicht nothwendig, doch sehr nützlich sind, als: Technologie, Zeichenkunst u. a. m. Die Anatomie (S. 58 ff.) ist als Grundlage für die ganze Arzneikunde ausführlich bearbeitet; eben so die Physiologie (S. 69 ff.), Nahrungsmittellehre (S. 72), die Arzneimittellehre; (S. 73 ff.), welche in Waarenkunde, Pharmacie, Pharmakodynamik und Receptirkunst getheilt wird. Giftlehre (S. 77), Pathologie (S. 78 ff.), allgemeine und besondere, nebst ihren Unterabtheilungen. Hygiäne (S. 84), Therapie (S. 85 - 86), Klinik (86 ff.), nöthige Vorkenntnisse und richtige Benutzung der stehenden und ambulatorischen Kliniken als Auscultant und Practicant. Hierauf folgen die einzelnen Zweige der praktischen Medicin (S. 89 - 96) als: Chirurgie, Geburtshülfe, Augenheilkunde, und Seelenheilkunde; auch der Thierarzneikunde ist in Kurzem gedacht; von jedem werden theoretische Kenntnisse allen Aerzten empfohlen, und die zu Ausübung desselben erforderlichen, besonderen Fähigkeiten, Vorkenntnisse und Mittel angezeigt. S. 96 ff. handeln über Staatsarzneikunde, welche in medicinische Polizey und gerichtliche Medicin zerfällt: Litteratur der Arzneikunde (S. 102 ff.), Geschichte derselben (S. 103 ff.): ältere, mittlere, neuere, medicinische Völker- und Staatengeschichte, Litterar- und Gelehrtengeschichte, prag-

matische Geschichte, welche wieder nach den verschiedenen practischen und theoretischen Fächern abgetheilt ist. Nachdem nun der Verf. die Hauptwissenschaften durchgegangen ist, spricht er über: Benutzung der öffentlichen Bibliotheken, vorzugsweise Betreibung eines besondern Faches, Vorbereitung für das Examen, Ausarbeitung der Inauguraldissertation, öffentliche Vertheidigung derselben oder aufgestellter Thesen, worin er zeigt, daß diese akademischen Forderungen nicht bloß zu Prüfung der Kenntnisse der Candidaten dienen, sondern daß ihnen die Vorbereitung dazu durch genauere Prüfung und Vergleichung der einzelnen Gegenstände tiefere und vielseitigere Kenntnisse derselben und allgemeine Ansichten über sie verschaffe; ferner über: Bearbeitung der akademischen Preisaufgaben, wissenschaftliche Reisen, welche besonders dem schon etwas Erfahrenen empfohlen werden, über das Studium des Arztes im Anfange der Praxis. — S. 120 ff. handelt von der Praxis in der mitteln, niedern und vornehmen Classe, über diejenige in kleinen Städten und auf dem Lande, in großen Städten, über die Praxis als Familienarzt. S. 121 ff. wird von der Ausübung einiger einzelnen Zweige, als der Chirurgie und Geburtshülfe gesprochen. S. 122. 123. betrachtet den Arzt als Staatsbeamten, nämlich den Hospitalarzt, den Physikus, den Medicinalrath und Militärarzt. —

Von jeder Wissenschaft ist ein kurzer Begriff, von vielen auch der Unterabtheilungen derselben gegeben; dann folgen die zu ihrem Studium nöthigen Vorkenntnisse und Mittel nebst einer aus der Natur der Wissenschaft selbst entlehnten Methode dazu, bey jeder sind die neuesten, besten Schriften nach der frühesten und der neuesten Ausgabe angeführt. Das ganze Buch ist in vom Anfange bis ans Ende fortlaufende Paragraphen getheilt; die einzelnen Gegenstände aber sind durch Ueberschriften bezeich-

net. Vor dem Texte steht eine Uebersicht der Materien in fortlaufender Ordnung; nach demselben aber befindet sich ein vollständiges alphabetisches Register.

Haarlem.

Bey van Walre: Disputatio de Mysticismo, auctore E. A. Borger, Philos. Theor. et Litt. Hum. in Acad. Lugd. Bat. P. O. Ediderunt Instituti Teyleriani Theologici Moderatores. 1819. 148 Seiten in gr. Quart.

Die Teylersche Societät in Haarlem hatte die verwickelte und höchst schwierige Preisaufgabe ausgehen lassen: Quibus causis factum sit, ut multis hujus aetatis Theologis ac Philosophis obscurus quidam sensus, qui etiam Mysticismus appellatur, inprimis placere videatur? — Utrum illa ratio religioni ac virtuti perniciosa sit, nec ne? — Si perniciosa sit, quaeritur, quo pacto huic malo medicina afferri queat, ne latius serpat? — Denique, quatenus sensus, in judicatione et usu religionis cum naturalis tum divinitus patefactae, succurrere rationi ejusque locum tenere et possit et debeat? Der gelehrte Borger folgt in seiner Beantwortung der Ordnung der Aufgabe, und versucht zuvörderst in einer Einleitung den Begriff des Mysticismus zu erörtern. Die gewöhnliche Eintheilung der Seelenvermögen, Vernunft, Wille, Gefühl, vorangestellt, bestehe der Mysticismus in einem Uebergewicht des letzten, welches als die Wahrnehmung des Zustandes, worin der Geist jedesmal begriffen ist, bestimmt wird. Mystiker ist folglich derjenige, welcher mehr dem Gefühle, als der Vernunft gehorcht. Tritt eine gewisse Thätigkeit der Einbildungskraft hinzu, so werde jetzt Anschauen, was vorhin bloß Fühlen war. Indeß betreffe dieser Unterschied nicht das Wesen

des Mysticismus, sondern dieses liege in dem Entgegengesetzten der Verstandesthätigkeit oder in dem Unmittelbaren. Demnach wohne der Mysticismus in dunkelen wie der Verstand in klaren Vorstellungen. In Beziehung auf die Religion strebe der Mysticismus nach einer innigsten unmittelbaren Vereinigung mit Gott (Unio mystica), welche zwischen der einfachen Liebe Gottes oder einer Uebereinstimmung des menschlichen mit dem göttlichen Willen und einer Vermischung mit der göttlichen Natur in der Mitte liege.

Das erste Kapitel betrachtet die Ursachen des gegenwärtigen oder in Deutschland herrschenden Mysticismus. Diese Ursachen seyen entweder allgemeine, die sich insonderheit auf den Mysticismus des Gefühls, den practischen oder religiösen, oder besondre, den Gelehrten eigenthümliche, welche sich vorzugsweise auf den Mysticismus der Phantasie, den theoretischen oder theologischen beziehen. Allgemeine Ursache sey zuvörderst ein vorhergegangener unglücklicher Zustand der Religion in Deutschland, wodurch aller Glaube an das Positive der christlichen Religion auf eine Uebereinstimmung mit dem begreifenden menschlichen Verstand zurückgeführt sey, und das Entgegengesetzte hervorrufend, die übersehenen Ansprüche des Gemüths und Gefühls erweckt habe. Sodann wird in gleicher Hinsicht der Druck des öffentlichen Lebens und die Beschränkung der bürgerlichen Freyheit geltend gemacht, und wie diese das religiöse Gefühl anzuregen pflegen, auseinandergesetzt. Zu den besondren Ursachen gehöre zuhöchst die neueste oder Schellingsche Philosophie, welche in sich mystisch, die eigentliche Mutter des Mysticismus sey, wozu sich in unsrer Zeit viele Philosophen und Theologen bekennen. Es fragt sich sonach, wie diese mystische Lehre geschichtlich verursacht worden? Zu diesem Behuf wird zuerst die Kantische Philosophie betrachtet, wie dieselbe durch ihre Beschränkung der theoretischen Vernunft überall

auf den Glauben zurückweise, dann aber auch die Phantasie veranlaßt habe, sich an die Stelle der gedemüthigten Vernunft zu erheben, um durch intellectuale Anschauung sich der Erkenntniß des außer Raum und Zeit Seyenden zu bemächtigen. Noch näher als die Kantische stehe die Fichtesche Philosophie dem Mysticismus. Denn Fichte lehre, wie die Mystiker, obgleich auf eine verschiedene Weise, die Bekämpfung der äußeren sinnlichen Natur; Fichte schreibe vor die Annäherung an die moralische Weltordnung, die er Gott nenne, und also eine Vereinigung mit Gott, wohin auch die Mystiker trachten; Fichte trenne endlich seinen Gott oder die moralische Weltordnung nicht als ein äußerlich bestehendes Wesen von unsrer sittlichen Natur, und knüpfe sonach das menschliche Wesen auf das innigste mit der Gottheit zusammen. Nach diesen Vorbereitungen sey in dem Schellingianismus der vollendete Mysticismus an das Licht gefördert. Durch die absolute Intuition werden wir mitten in das Absolute hineinversetzt, und alle Schranken des Erkennens, die in den früheren Systemen übrig geblieben waren, aufgehoben; man vernehme hier: was außer Gott, sey nicht einmal; so fern wir eigne Personen zu seyn scheinen, seyen wir abgefallen von Gott, unsrem wahren Seyn nach hingegen mit diesem Eins; und durch Versöhnung mit Gott werde auch jener Schein vernichtet. Ueberhaupt erhelle die vollkommne Uebereinstimmung der Schellingschen Lehre mit dem Wesentlichen des Mysticismus, obgleich sie sich von anderen Gestalten derselben unter andern dadurch unterscheide, daß in ihr die Phantasie als das Vorwaltende, das Gefühl als ein Untergeordnetes auftrete: weshalb dieses System seiner Natur nach mehr als andre mystische mit der Poesie verwandt sey. An diesem Punkte werden sodann manche Erörterungen und Bemerkungen angeknüpft, wie man in

Deutschland die Religion mit der Poesie in Berührung gebracht, insonderheit auf eine poetische und künstlerische Ausstattung des äußeren Cultus gedrungen und ferner den römisch katholischen Gottesdienst erhoben habe. Alles dieses soll vorzugsweise von den Schellingianern ausgegangen seyn, die schon durch die Verwandtschaft ihrer Philosophie vermöge des poetischen Characters derselben mit dem Catholicismus, dahin getrieben würden.

Hiernächst ist zu beurtheilen, ob der Schellingsche Mysticismus der Religion und der Tugend zuträglich oder nachtheilig sey. Diese Beurtheilung wird nach Kantischer Eintheilung auf drey Hauptpunkte zurückgeführt, Gott, Freyheit und Unsterblichkeit. Gott aber sey nach Schelling keine moralische Natur, handle aus einem irrationalen Princip, ja bringe aus demselben das Böse hervor; so daß dieser Gott wenigstens auf keine religiöse Verehrung Anspruch habe. Ferner zerstöre diese Lehre unsre persönliche Freyheit und die Tugend in dem Sinne, wie diese Wörter von Allen verstanden werden. Die Schellingsche Unsterblichkeit endlich, anfangend mit dem Aufhören der Existenz unsrer Persönlichkeit, sey ein Ungeheuer, ohne alle Triebfeder zur Tugend. Indem ferner der Schellingschen Lehre zufolge die Religion beruhe auf der Anschauung des Absoluten, d. h. auf der Phantasie, so daß der Verstand ausgeschlossen sey, werde alle Gewißheit der Religion gefährdet; vorzüglich wenn sonach behauptet werde, auch die christliche Religion sey Poesie; denn hier möge nun von der objectiven Religion die Rede seyn, oder von der subjectiven Ueberzeugung, so gehe sie zu Grunde, sobald irgend ein Einfluß der dichtenden Phantasie zugegeben werde. Zuletzt wird untersucht, ob der von den Schellingianern angepriesene Catholicismus seinem Wesen nach den religiösen Sinn in der That mehr befriedige als der Protestantismus; wo der

Verf. unbedingt gegen alles Sinnliche und Symbolische für die nackte Einfachheit des protestantischen Cultus entscheidet.

Das dritte Kapitel beschäftigt sich mit der Heilung, die gegen dieses Uebel des Mysticismus, welches eine fieberhafte Wuth genannt werden könne, anzuwenden. Es soll nichts gethan, sondern der Natur und der Zeit die Herstellung überlassen werden. Die Krankheit werde ohnehin bald ihr Ende erreichen; denn keine überwältigende Vorherrschaft entweder des Verstandes oder des Gefühls in Hinsicht der Religion sey dauerhaft: sodann vermöge insbesondre das Gefühl den Verstand nicht lange unter dem Druck zu erhalten; die allgemeinen Ursachen, welche die Bildung des neuern Mysticismus begünstigten, hätten aufgehört: das Abweichende der Schellingschen Lehre von dem gemeinen Menschenverstande werde ihren Fall beschleunigen: endlich werde die Unbeständigkeit der Deutschen Nation, und ihr rastloses Jagen nach Neuem den seit einiger Zeit geheqten Mysticismus bald seinem Schicksal überlassen.

Das vierte Kapitel behandelt die Frage: wie fern in der Beurtheilung und dem Gebrauch der natürlichen sowohl, als der geoffenbarten Religion das Gefühl dem Verstande zu Hülfe kommen, und dessen Stelle vertreten könne und müsse? Der Vf. theilt diese Aufgabe, so daß er zuvörderst die Erkenntniß von Gott und göttlichen Dingen, sodann unser Verhältniß zu Gott und göttlichen Dingen berücksichtigt. In jener Hinsicht könne es keinen Fall geben, in welchem das Gefühl befugt wäre, die Stelle des Verstandes einzunehmen, sondern seyen wir einzig und allein auf diesen und die heilige Schrift angewiesen. In Beziehung auf die praktische Religion oder unser Verhältniß zu Gott und den göttlichen Dingen, ist die Vernunft- und geoffenbarte Religion zu unterscheiden. In Betreff der Vernunftreligion vermöge uns der in Zeit und

Raum beschränkte Verstand gewissermaaßen zu lehren; daß es eine letzte Ursache oder ein göttliches Wesen gebe, die Nöthigung aber zu der Verehrung dieses göttlichen Wesens sey nicht in dem Verstande, sondern in dem religiösen Gefühl enthalten, welches älter sey denn alle Verstandesthätigkeit. In so fern tritt also das Gefühl an die Stelle des Verstandes, als dieser jenes religiöse Verhältniß der menschlichen Natur zu Gott nicht zu beweisen im Stande ist. In der geoffenbarten Religion hingegen habe sich das Gefühl nie anzumaaßen, sich an den Platz des Verstandes zu drängen. Sehr verschieden falle die Beantwortung aus, wenn gefragt wird, wie fern hie und dort das Gefühl dem Verstande zu Hülfe kommen dürfe und müsse. Denn da sey es nicht zu leugnen, daß das Gefühl eine bedeutende Triebfeder sey den Verstand zur Untersuchung der göttlichen Dinge zu spornen, daß es unsre Ueberzeugung von Gott und der Religion bestätige, auf das innigste mit unserem Gemüth verbinde, und zu einem sittlichen und religiösen Leben erst fruchtbar mache.

Daß in diesem Buche keine Gedanken vorkommen, welche nicht in früheren Deutschen Büchern häufig wiederholt und besprochen worden sind, lehrt schon die vorstehende Uebersicht. Der Verf. hatte sich an eine Aufgabe gewagt, die in Deutschland selbst wohl erst nach geraumer Zeit für die Lösung reif seyn wird. Um so mehr ist zu beklagen, daß der Verfasser ohne alle Critik der Quellen schrieb. Für einen ausländischen und mit Deutschland nicht näher bekannten Gelehrten hat er sehr vieles gelesen; aber das Untauglichste dem Echten gleich geachtet, und von diesem, wie es nicht anders geschehen konnte, Manches übersehen. Er stellt sich ferner in seiner Schrift als einen entschiedenen Kantianer dar, ohne jedoch von diesem System viel mehr als das äußere Gepräge und Formelwesen angenommen und durchgedacht zu haben. Dessen ungeach-

ter bleibt er bey dem sich diesem System zufolge darbietenden Maaßstab stehen, ja denkt nicht daran, denselben erst einer Prüfung zu unterwerfen. Man erinnert sich, daß vor verschiedenen Jahren P. van Hemert sich in den Niederlanden ohne Erfolg bemühte, der Kantischen Lehre einigen Eingang zu verschaffen, und darüber an dem hartnäckigen Damm der geltenden Meinung fast zu Grunde ging. Die angezeigte Schrift hat in Holland überall eine entschiedene Anerkennung gefunden, und ihre Kantische Rüstung sich ohne Widerspruch als die glückliche Schutzwehr gegen eine später unter den Deutschen Denkern eingerissene Verwirrung geltend gemacht. Dieses ist der ironisirende Lauf der Zeiten, und das fortschwankende Loos menschlicher Meinung, welches in aller Geschichte und jedem Lande sein Entsprechendes findet. Daß diese Kantische Befangenheit dem Verf. nicht bloß das Verständniß der folgenden Systeme, sondern auch des Mysticismus überhaupt trübte, liegt am Tage. Wir wollen nichts darüber sagen, wie er insonderheit den Sinn des Fichte'schen Systems gänzlich verfehlte, und die gesammte Kette philosophischer Fortbildung in Deutschland nur fragmentarisch, und nirgends in ihrer lebendigen Verknüpfung wahrnahm. Wichtiger dünkt uns auf die haltungslose und willkürliche Bestimmung des Mysticismus zu achten; eine Richtung, die überall noch keineswegs zur Genüge erkannt, oder nur in ihrer historischen Gestaltung begriffen und durchforscht ward. Daß man auf dem in dem vorliegenden Buche eingeschlagenen Wege nicht hineinkomme, scheint eben keiner langwierigen Beweisführung zu bedürfen. Eine überlieferte aus der Verschiedenheit der Erscheinung abgeleitete Eintheilung von Geistesthätigkeiten wird auf das bequemste ohne weitere Bestimmung vorausgesetzt als ihre äußerliche gegenseitige Abgrenzung, und so wenig durchgebildet, daß wenn plötzlich zum Behuf der weiteren Erklärung die

Phantasie auftritt, die Bedeutung und die Stelle dieses Moments im Ganzen wie eines nach der Theilung gebornen Kindes sich nirgends recht will fügen lassen. Ohnehin ist der Verf. der Phantasie über die Maaßen gram, nicht bedenkend, daß ohne dieselbe nicht einmal eine historische Thatsache aufgefaßt werden mag. Abgesehen davon, daß hier von einer Vernunftthätigkeit überall nicht die Rede ist, sondern nur von dem begreifenden und vermittelnden Verstand, wird der Mysticismus bloß als Zustand der Seele betrachtet. Gesetzt, derselbe wäre als solcher psychologisch richtig und vollständig erörtert, so reicht dieses nicht über eine Beschreibung hinaus desjenigen, was in der Seele vorgeht, wenn ihr eine mystische Tendenz beywohnen soll. Das Wesen dieser Tendenz bleibt damit unbestimmt. Es werde angenommen, dasselbe bestehe in dem Verhältniß der endlichen Wesen zu dem unendlichen, welches der Verf. schwankend genug durch den Ausdruck, Vereinigung mit Gott (conjunctio cum Deo) bezeichnet, und zwar einer solchen Vereinigung, worin der endliche Geist Gott unmittelbar zu fühlen oder zu schauen wähne. Demnach läge nun der Forschung ob, diese Thätigkeit des menschlichen Geistes in diesem bestimmten Verhältniß in ihrer geschichtlichen Bildung darzulegen, unabhängig von jedem psychologischen Vorurtheil. Wenn Kant behauptet, Raum und Zeit seyen die reinen Formen aller äußeren und inneren Anschauung, so ist es völlig gleichgültig, ob ihn bey der Aufstellung und Durchführung dieser oder andrer Lehren, der sogenannte Verstand oder das sogenannte Gefühl oder die Phantasie geleitet habe. Schickt man sich vollends zum Urtheil und zur Würdigung an, so kann das Gesetz der Kritik noch weniger von einem eignen Begriff einer Seelenthätigkeit und deren vorausgesetzten Wirksamkeit in dem vorliegenden Fall, oder von einer psychologischen Construction des Urhebers, entlehnt seyn. Ferner sperrt sich der

Verf. auf das entscheidenste gegen die Möglichkeit, daß das Gefühl durchgängig in den Verstand aufgelöset werden könne. Während er nehmlich das übrige dunkle Gebiet des Gefühls dem Licht des Verstandes überantwortet, bleibt ihm eine Stelle, und zwar die Gesammtheit desjenigen, was man strenger und eigentlich Religion zu nennen gewohnt ist, übrig, wohin die Verstandesthätigkeit nicht reiche, und der nichts in dieser Entsprechendes angetroffen werde. Dieses aber läßt sich in keinem Sinne durchführen, so fern das Gefühl nicht über den Verstand hinausgesetzt werden soll. Es erklärt sich zwar der Verf. nicht mit gehöriger Bestimmtheit über das Verhältniß des Gefühls zum Verstande, aber es erhellt dessen ungeachtet deutlich genug, daß wo er jenes diesem nicht unterordnet, er sich beide als nebengeordnet denkt. Es sey das Letztre. Sonach muß, in der Wissenschaft nehmlich, was vermöge des Gefühls sich als dem menschlichen Geist wesentlich bewährt, der Verstand sich auf seine Weise anzueignen, und über jeden Zweifel empor zu heben vermögen. Dieses leuchtet um so mehr ein, wenn es die Einsicht in eine über beide in der Ordnung der Dinge erhabene Wahrheit, vor Allem, wenn es die höchste Wahrheit gilt. Hier schwankt der Verf. am auffallendsten, bekennt, daß er seinen früherhin gehegten Glauben an den ontologischen und kosmologischen Beweis für das Seyn Gottes abgeschüttelt, daß das Gefühl uns aufrecht erhalten müsse, wenn der Verstand wanke, und tröstet sich am Ende mit der Hoffnung, daß ihm Niemand, sogar Kant nicht, seine Beruhigung bey dem physicotheologischen Beweise nehmen werde. Die religiöse Verehrung Gottes sey überall nur auf das Gefühl gegründet. Diese ehrenwerthen persönlichen Aussagen dahingestellt, ist offenbar, daß wenn das Bewußtseyn von Gott in dem Gefühl enthalten ist, der Verstand schon vermöge seiner Gegenwirkung gegen jenes dieselbe höchste Gewißheit als die höchste, worin jede

andre begriffen ist, seiner Grenze und Natur gemäß zu erzeugen angewiesen wäre. Es ist hier nicht die Stelle, dieses und Andres auszuführen, und wir setzen nur noch einige Worte über Mysticismus hinzu. Soll man Mystiker denjenigen nennen, welcher behauptet, nicht bloß seiner übrigen Lebensgestaltung, sondern auch der inneren Geistesthätigkeit nach mit Gott in einem Wechselverhältniß zu stehn? eine Behauptung, die, wo nicht dem Ausdruck doch dem Wesen nach, in dem gemeinsten Glauben, und einem überall verbreiteten ja nüchternen philosophischen Denken, vorkommen möchte. Oder tritt der Mysticismus erst dann ein, wenn derjenige, welcher jener Ueberzeugung lebt, dieselbe nicht zu beweisen im Stande ist? Wie aber, wenn ein Andrer den Beweis führen könnte desjenigen, was bey dem Ersteren nur Ahnung ist? Würde nun der Letztre noch Mystiker zu nennen seyn? Hingegen wenn Einer vorgäbe, in dem Sinne Organ des göttlichen Willens und Denkens zu seyn, daß dasselbe ohne weitere Entgegengesetzung seiner und der göttlichen Natur als die unabweisliche endliche Schranke, ohne sein Zuthun sich in und durch ihn ausspräche, so würde vermuthlich Niemand anstehen, hier den Mysticismus zu erblicken. Man sage nicht, daß diese Bestimmung, ohne sein Zuthun, bereits zu dem Gefühl hinleite. Denn das Wesen des Gefühls besteht mit nichten bloß im Leiden, wie es bey dem Verf. unseres Buches heißt, sondern dasselbe wirkt nicht minder selbstthätig zurück als der Verstand. Jener mystische Verkehr ist auch nicht bloß auf das Verhältniß mit der Gottheit beschränkt, sondern kann sich auf andre Wesen, z. B. auf die Natur, beziehen. Würde man sich nun bequemen, jenen Character als den Stempel des Mysticismus anzusehen, so wäre man genöthigt, die Schellingsche Philosophie vom Begriff des Mysticismus zu scheiden, und damit fiele die ganze weitläuftige Verhandlung des

Verf. zu Boden. Auf jeden Fall erhellt, daß hier mehrere und verwickeltere Momente zu beachten sind, als worauf in unsrem Buche Rücksicht genommen worden.

Die Lateinische Sprache ist mit einem Verständniß, einer Klarheit, Energie, Gewandtheit und Beherrschung ihres Reichthums gehandhabt, wie es sich immer seltener hervorthut, und wir, seitdem der Vf. vor drey Jahren aus den Lebenden geschieden, nicht leicht sich erneuern sehen möchten. Dessen ungeachtet sind wir geneigt, in dieser Abhandlung eine Bestätigung unsrer Meinung zu erblicken, daß insonderheit die Philosophie sich immer mehr von demjenigen entferne, welches noch seinen freyen angemessenen Ausdruck in der Römersprache findet.

T.

Paris und Strasburg.

Chez F. G. Levrault: Considérations générales sur la classe des insectes. Par André-Marie-Constant Duméril. Ouvrage orné de LX planches. 1823. X. 272 S. in 8.

Dieses Werk des schon längst unter uns, als gewandten und scharfsinnigen Systematikers, bekannten Verfassers ist eigentlich nur die Erweiterung des Artikels über die Insekten, welchen derselbe für das große Dictionaire des sciences naturelles bearbeitet hatte, erscheint jedoch hier von Neuem durchgesehen und auf mehrfache Weise durch Bemerkungen und Beobachtungen erweitert. Die Kupfer sind unter der Leitung von Turpin von Prêtre illuminirt und ungemein genau, gefällig und für den Zweck des Verfassers, eine übersichtliche Anleitung zum Studium der Insektenkunde zu geben, vollkommen ausreichend. Sie enthalten über 350 Abbildungen, in denen das Charakteristische recht gut hervorgehoben ist. Das System, welches der Verfasser zum Grunde legt, ist in seinen Grundzügen genau dasselbe, das er schon im Jahr 1806 in seiner Zoologie analytique, ou méthode naturelle

de Classification des animaux rendue plus facile à l'aide de tableaux synoptiques dargelegt hat, und es hält nicht schwer sich damit zu befreunden, da es folgerecht ist und nicht bloß in die Augen fallende Merkmale, sondern auch die natürlichen Gruppirungen nach gemeinschaftlicher Nahrung und Lebensart berücksichtigt. Unter Insekten versteht der Vf. die Thiere ohne Rückgrad, mit gegliederten Bewegwerkzeugen; namentlich an dem Mittelstück des Körpers, ohne Kiemen, sondern statt derselben mit Seitenöffnungen zum Athmen, die mit den innern Luftorganen in Verbindung stehen, versehen. Die Ordnungen bestimmt er nach dem Daseyn oder der Abwesenheit, und der Beschaffenheit der Flugwerkzeuge; die Unterordnungen der Koleopteren nach den Tarsen; die Familien nach verschiedenen gemeinsamen Merkmalen; im Ganzen stellt er 8 Ordnungen und 60 Familien auf. — Unter den allgemeinen Bemerkungen findet sich allerdings Vieles Interessante, jedoch auch vieles Unrichtige. So setzt er die Begattungswerkzeuge der männlichen Spinnen noch in die Palpen, so daß er also völlig unbekannt mit den entscheidenden Untersuchungen hierüber von G. R. Treviranus — "Ueber den innern Bau der Arachniden" — erscheint. Dasselbe verräth sich in seinen Bemerkungen über die Sinneswerkzeuge der Insekten. Den Sinn des Gehörs spricht er zwar den Insekten nicht ab, weiß aber seinen Sitz nicht anzugeben, wahrscheinlich weil er nicht an die Fühlhörner denkt, die er für Organ des Tastsinnes hält, während mehrere Gattungen Coleopteren ihre Antennen gar nicht einmal zum Tasten brauchen könnten, wenn sie auch dazu dienen sollten, da sie bey einigen zu kurz, bey andern zu lang und unbequem zu diesem Gebrauch gestellt sind. Den Sitz des Geruchs findet er in den Seitenöffnungen — stigmata — der Respirationsorgane, die wahrscheinlich nur zum Ausathmen bestimmt sind. G. R. Treviranus vermischte Schriften II. 2. S. 147 setzt sie mit siegenden Gründen mit den Freßwerkzeugen in Verbindung. Eben so unbefriedigend sind seine Bemerkungen über die Gesichtswerkzeuge. Ueberhaupt zeigt der Verf. nur geringe Bekanntschaft mit der Litteratur des Auslandes, wie man aus seinem angehängten kurzen Abriß der Geschichte der Entomologie leicht sieht, wo er nur die bekanntesten Systematiker anführt.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

40. Stück.
Den 8. März 1824.

Göttingen.

Bey Vandenhoeck und Ruprecht: Beyträge zur Botanik von Fr. Gottl. Bartling und Heinr. Lud. Wendland. Erstes Heft (mit dem besondern Titel: Diosmeae descriptae et illustratae a Fr. Theoph. Bartling, Phil. D. in univ. litt. Goetting. bot. priv. doc. et Henr. Lud. Wendland, hortul. reg. Herrenh.) 1824. X und 214 Seiten in Octav nebst zwey Kupfertafeln.

Unter dem vorstehenden Titel beabsichtigen die Verf., diejenigen ihrer botanischen Arbeiten bekannt zu machen, deren Umfang es zweckmäßig erscheinen läßt, sie weder als selbstständige Werke auftreten zu lassen, noch auch in einer eigentlichen Zeitschrift ihnen einen Platz anzuweisen. Das erschienene Heft enthält, wie auch der besondere Titel anzeigt, eine monographische Bearbeitung der Diosmeen, unter welcher Benennung die Verf. indessen nicht die Diosmeen R. Browns in ihrem ganzen Umfange, sondern nur die Thunbergsche Gattung Diosma, oder die Gattungen Diosma, Agathosma, Barosma, Adenandra, Empleurum und vier hier zuerst aufgestellte begreifen. In der Einleitung werden die Kennzei-

chen, worin die Diosmeen, welche insgesammt im südlichen Afrika einheimische Sträucher sind, übereinstimmen, ausführlich angegeben, und zugleich die nöthigsten Bemerkungen über ihre Verwandtschaft zu den Rutaceen beygebracht, indem sie als eine eigene Gruppe der letzteren bestimmt und als solche durch fünf fruchtbare Staubfäden, durch an der Spitze mit einem drüsenartigen Fortsatz versehenen Antheren und durch einfache Blätter ohne Nebenblätter characterisirt werden. Eine synopsis generum folgt auf die Einleitung. Zu Gattungskennzeichen haben die Verf. außer der Beschaffenheit des Discus, besonders die Bildung der Blumenblätter und der unfruchtbaren Staubfäden, wenn solche vorhanden sind, die Gestalt der Staubbeutel und ihrer Fortsätze, die Länge des Griffels u. s. w. angewandt. Die neuen Gattungen sind: 1. Euchaetis, ausgezeichnet durch bärtige Blumenblätter, durch die Abwesenheit unfruchtbarer Staubfäden, durch undeutlichen Discus und kurzen Griffel mit köpfiger Narbe — eine bis jetzt unbeschriebene Art — 2. Coleonema, leicht an den pfriemenförmigen in einer scheidenartigen Rinne der Blumenblätter liegenden unfruchtbaren Staubfäden zu erkennen. Die einzige Art ist Diosma alba Thunb. 3. Acmademia. Lang genägelte Blumenblätter und die aufrechten conischen Glandeln der Antheren sind die Hauptmerkmale dieser Gattung, welche aus Diosma obtusata Thunb., D. tetragona Linn. fil. und drey neuen Arten gebildet ist. 4. Macrostylis, von allen übrigen Gattungen durch einen nach dem Verblühen sich bedeutend verlängernden Griffel und von Euchaetis insbesondere durch die nicht köpfige Narbe und durch die Bildung des Discus verschieden. Außer zwey neuen Species gehören Diosma barbigera Thunb. und Agathosma barbata Spreng. hierher. Auch unter den zu den ältern Gattungen gehörigen Arten finden sich mehrere bis jetzt unbeschriebene, dagegen

haben aber die Verf. manche in neuern Zeiten unterschiedene mit längst bekannten nach genauerer Untersuchung wieder verbunden. Uebrigens sind alle Species nach eigner Ansicht beschrieben und die Synonyme so viel als möglich nach Originalexemplaren berichtigt, wozu die Verf. durch gütige Mittheilungen von mehreren Seiten in den Stand gesetzt wurden. Das angehängte Verzeichniß der zweifelhaft gebliebenen Diosmeen mag zugleich den Wunsch aussprechen, daß es den Besitzern solcher Arten gefallen möge, durch Mittheilung derselben den Verf. zur Ausfüllung der in ihrer Arbeit befindlichen Lücken behülflich zu seyn. — Die beiden Kupfertafeln sollen die in den Fructificationsorganen befindlichen Kennzeichen der einzelnen Gattungen versinnlichen.

Bg.

Berlin.

Bey August Rücker: **Versuch einer Würdigung des Pulses.** Von D. Joh. Ludw. Formey, Königl. Preuſs. Ober-Medicinal-Rathe etc. 1823. VIII u. 304 Seiten in 8.

Die Veranlassung zu den Untersuchungen über diesen Gegenstand hatte dem bald nach der Herausgabe der vorliegenden Schrift verstorbenen berühmten und verdienten Verf., wie er in der Vorrede erzählt, seine eigne Krankheit gegeben. Seit mehreren Monaten von einer höchst schmerzhaften organischen Darmkrankheit befallen, habe er häufig den theilnehmenden Zuspruch seiner Mitärzte erhalten, welche seinen gesammten Zustand und seinen Puls untersuchend, trotz der heftigsten Schmerzen, die er erlitten, und einer anhaltenden Schlaflosigkeit, so wenig als er selbst eine merkliche Abweichung seines Pulses von seiner gewöhnlichen Beschaffenheit entdecken konnten. Dieser Umstand veranlaßte ihn, über die Ursache dieser Erscheinung nachzudenken und seine Bemerkungen aufzuzeichnen. Gleich wie der König Friedr. Wilhelm der erste während seiner An-

fälle von Podagra zur Abkürzung der Zeit und zur Beschwichtigung der Schmerzen, einen oder den andern Grenadier seiner Fußgarde in Oel gemalt, und unter das fertige Gemälde die Worte: pinxi in doloribus, gesetzt habe, so könne er aus gleichen Gründen unter die gegenwärtige Schrift setzen: scripsi in doloribus. Er fand aber in seinen Ansichten über den Puls manches nicht klar, in den Erklärungen darüber vieles nicht befriedigend, und bemühte sich, durch die Benutzung der besseren älteren und neueren physiologischen und pathologischen Schriften über diesen Gegenstand, die entdeckten Lücken auszufüllen. Enthalte auch seine Schrift nicht Entdeckungen und neue Aufschlüsse über den Puls, so stelle sie doch die naturgemäßeren Ansichten und Erklärungen vereinigt auf. Bis jetzt besitze die Heilkunde keine rationelle Pulslehre, doch fehle es keineswegs an Materialien dazu. Dem angehenden Heilkünstler sey aber ein sorgfältiges Studium und eine mit Ueberlegung anzustellende Untersuchung des Pulses nicht genug zu empfehlen. Das gedankenlose Zählen und Untersuchen der Pulsschläge, ohne Würdigung der Beziehungen des Pulses auf den gesammten Krankheitszustand, sey eine Gaukeley, gegen welche sich alle besseren Aerzte aussprechen müsten. Durch Lehre und Beyspiel müsten sie den Werth des Pulses auf die diesem wichtigen Symptome und Zeichen gebührende Stufe zurückführen; dies könne aber nur dann geschehen, wenn der Werth des Pulses nicht überschätzt und ihm nicht in Fällen, wo er keine Wichtigkeit hat, eine scheinbare beygelegt, und wenn derselbe nicht überall mit den bedeutungsvollsten Geberden untersucht werde. Fern müsse ein solches täuschendes Verfahren von dem, seine Würde nicht verkennenden, Arzt künftig bleiben, und es möge gegenwärtige Schrift zur Erreichung dieses Zweckes beytragen!

Rec. ist weit entfernt läugnen zu wollen, daß in

Ansehung der Beurtheilung und Untersuchung des Pulses mancher Mißbrauch Statt gefunden hat. Dagegen ist er aber auch der Meinung, daß der Vorwurf der Ueberschätzung des Werthes des Pulses den Aerzten nicht mit Grund so allgemein gemacht werden könne. Längst hat man eingesehen, daß der Puls für sich ein oft unsicheres, täuschendes Zeichen sey (man erinnere sich an das, was schon Celsus über das: Venis enim maxime credimus, fallacissimae rei gesagt hat, so wie an den Ausspruch: pulsus sanus, urina sana, aeger moritur, und an den: pulsus mendaces esse, ut medicos), und es ist längst selbst in den Handbüchern der Pathologie und Semiotik gelehrt worden, daß, da die Ursachen, welche den Puls verändern können, so vielfältig seyen, da der Puls in Krankheiten des Nervensystems bey der größten Gefahr natürlich seyn könne, und überdem Alter, Geschlecht, Temperament, Diät und andere zufällige Dinge Einfluß auf ihn hätten, man bey der Untersuchung desselben sorgfältig alle Nebenumstände erwägen und den innern Zustand nicht bloß nach ihm beurtheilen müsse. Wenn der Verf. aber noch (S. 2.) sagt, daß die Bearbeitung dieser Lehre der Gegenstand unzähliger Forschungen gewesen sey, und daß man, weit entfernt, darüber Klage führen zu können, daß dieser Theil der Semiotik nicht gehörig beachtet worden sey, es vielmehr bedauern müsse, daß die Vorliebe für diese Doctrin die Untersuchungen nur zu sehr vervielfältigt habe, und daß die zu tief eingehenden Forschungen nicht selten in unbrauchbare Subtilitäten und sophistische Spitzfindigkeiten ausgeartet seyen, so können wir dabey ebenfalls nicht unbemerkt lassen, daß auch jene Subtilitäten der Pulslehre von einsichtsvollen Aerzten längst nachgewiesen worden sind und daß diese Lehre von ihnen einfacher und naturgemäßer dargestellt worden ist.

Nach des Verf. Meinung (S. 9-10.) konnte aber

die Lehre vom Puls keine richtige Aufklärung erhalten, weil ihre Grundlage auf einem seit Theophilus beybehaltenen Irrthum beruhte. Man habe nämlich zu allen und auch noch in den neueren Zeiten als richtig angenommen: daß die wechselseitige Ausdehnung und Zusammenziehung und eine Statt habende Vergrößerung und Verkleinerung des Umfanges der Arterien die Ursache des fühlbaren Pulses sey. Es sey aber, besonders noch mehr durch Parry's lehrreiche Versuche, außer allen Zweifel gesetzt, daß bey dem fühlbaren Pulsschlage durchaus keine Erweiterung und darauf folgende Zusammenziehung der Schlagadern Statt finde, sondern daß sie sich wie todte Canäle verhielten und keine selbstständige Veränderung hervorbrächten, und daß der Puls der Erfolg der stärkeren Anstrengung der Systole des Ventrikels sey, welche Anstrengung während der Diastole aufhöre, in welchem Moment die Arterien den durch den Druck des Bluts vermehrten Durchmesser wiederherstellten. Die Hauptursache des Pulses sey also ein starker und hervorstechender Impuls, welcher von der Zusammenziehung des linken Ventrikels herrühre, und von dem Blutstrome, bey seinem Durchgange, den mit Gewalt über ihren normalen Durchmesser zusammengezogenen Arterien mitgetheilt werde. Die eigenthümlichen Kräfte der Arterien, welche diese Erscheinung, so wie die Modificationen des Pulsschlags unterstützten, seyen die Federkraft und die von Bichat unter dem Namen von Contractilité par defaut d'extension, und von Parry unter dem von Tonicity angenommene und nachgewiesene Zusammenziehungs-Fähigkeit dieser Gebilde. Die Arterien hätten keine von ihren eigenthümlichen Kräften herrührende und vom Herzen unabhängige Pulsation. Sie verhielten sich hinsichtlich des Pulses größtentheils passiv. Die Bewe-

gungen, die in ihnen wahrgenommen werden, seyen lediglich secundäre, durch den Impuls der aus dem Herzen hineingetriebenen Blutsäule verursachte Erscheinungen. Diese Bewegungen bestünden in einer, während der Systole des Herzens, statthabenden geringen Ausdehnung der Wände der Arterien, die sich während der Diastole wieder auf sich selbst zurückzögen, und in einer Ausdehnung derselben, theils in die Länge, theils auf der Seite, welches man Locomotion nennt. Hiernach dürfe man als ausgemacht annehmen, daß der Puls das Maaß der Lebenskräfte des Herzens angebe, keineswegs aber das der Arterien selbst, und daß bey den heftigsten und häufigsten Pulsschlägen deshalb keine erhöhete Vitalität in den Schlagadern selbst Statt finde.

Wenn man nun aber auch zugeben wollte, was jedoch auch von den Physiologen noch nicht durchaus geschehen ist, daß Parrys physiologische Ansicht von dem Puls ganz außer Zweifel gesetzt, und daß die bisherige Lehre von der abwechselnden Erweiterung und Verengerung der Arterien falsch oder übertrieben sey, wenn wenigstens die Erweiterung und Zusammenziehung der Arterien nur unbedeutend, die Hauptursache des Pulses die Zusammenziehung der Herzkammer, welche das Blut gewaltsam in die Arterien treibt, seyn mag, so möchte es sich doch noch sehr fragen, ob jene Ansicht einen so großen Einfluß auf die pathologische Lehre von dem Puls habe, und ob die frühere so sehr unbrauchbar sey, wie unser Verf. meint. Denn wenn es auch in Bezug auf die nächste Ursache des Pulses richtiger wäre, anzunehmen, daß der Puls das Maaß der Lebenskräfte des Herzens angäbe, nicht aber das der Arterien, so finden wir doch nicht, daß sonst die Anwendung, die von dieser Lehre auf die Beurtheilung des kranken Zustandes nach dem Pulse gemacht wird, von der bisherigen so sehr verschieden sey. Man vergleiche nur, was

unser Verf. über den häufigen, schnellen, seltenen, langsamen, großen, vollen, starken, kleinen, leeren, schwachen, harten, weichen, regelmäßigen und unregelmäßigen Puls gesagt hat, und man wird außer der Beziehung der Hauptursache der Modificationen des Pulses auf die Vitalitätsverhältnisse des Herzens keine anderen Resultate als die bisherigen in Bezug auf Diagnose und Prognose finden. Denn der aus dem Puls gezogene Schluß über das Verhältniß der Lebenskraft, die auf die Organe des Kreislaufs wirkenden Reize und überhaupt den Antheil derselben an den Affectionen anderer Organe, so wie auch über die Menge des Blutes ꝛc. ist sonst derselbe, nur daß die nächste Ursache des Pulses hier vorzüglich auf das Herz, dort zugleich auf die Arterien bezogen wird. Doch hat man ja sonst auch schon das Herz als das Hauptagens bey dem Kreislaufe des Bluts angesehen und in dem Pulse das Maaß der Kräfte, die es in der Fortstoßung des Blutes anwendet, gesucht. Uebrigens ist aber wohl zu merken, daß im kranken Zustand (den Parry, wie ihm schon Kreysig über die Krankheiten des Herzens Th. 3. S. 241. mit Recht vorgeworfen, sich zu einseitig an seine Versuche mit lebendigen Thieren haltend, zu sehr außer Acht gelassen hat), eine selbstthätige und freywillige Erweiterung der Arterien, ein freywilliges Schlagen derselben Statt finden kann, daß dieselben manchmal auch unabhängig von dem Herzen den Kreislauf bewirken und Abweichungen des Pulses, die dem Herzschlag nicht entsprechen, verursachen können. Außerdem muß auch noch bey der Erklärung mehrerer Pulsarten als des harten und weichen, des vollen und leeren ꝛc. auf die Beschaffenheit der Arterien, die Menge des Blutes u. s. w. Rücksicht genommen werden.

J. W. H. Conradi.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

41. 42. Stück.

Den 11. März 1824.

Kopenhagen.

In Commission in der Gyldendalischen Buchhandlung 1823: Critisk Undersögelse af Danmarks og Norges Sagnhistorie eller om Trovaerdigheden af Saxos og Snorros Kilder. Ved Peter Erasmus Müller. Saerskilt aftrykt af det kongelige danske Videnskabers Selskabs Skrifter. 314 Seiten in Quart.

Die zweyte von den beiden vorliegenden Abhandlungen, welche Snorres Quellen und Glaubwürdigkeit untersucht, haben wir bereits im Jahr 1821. Stück 157. angezeigt und nach Verdienst gerühmt. Sie ist auf Beschluß der königlichen Academie der Wissenschaften zu Kopenhagen neu abgedruckt, weil sie in jenem Format und mit einer lateinischen Uebersetzung versehen, die hier natürlich fehlt, bestimmt war, in die große Ausgabe der Heimskringla eingerückt zu werden, und dieses Werk seiner Beschaffenheit nach nicht in jedermanns Hände gelangen kann.

Wir haben also hier nur über die erste, aber später geschriebene Abhandlung Bericht zu erstatten.

Gleichfalls eine Frucht von des Vf. Studium über die altnordische Sagengeschichte, erörtert sie Glaubwürdigkeit und Quellen der ersten neun Bücher des Saxo Grammaticus, welche nämlich die dänische Fabelzeit, wie Snorre die norwegische, begreifen. So ähnlich die Arbeit mit der vorigen ihrer Idee nach ist, so mußte doch die Ausführung sehr verschieden werden, da Snorres Quellen, denen er oft wörtlich gefolgt ist, sich so ziemlich nachweisen lassen, und eigentlich nur die vierzehn ersten Bücher sein Eigenthum sind; dagegen über Saxos Grundlage konnten nur mehr oder minder gewisse Vermuthungen statt finden, außerdem rührt Anordnung und Einkleidung ganz von ihm her, hat nichts mit Andern gemeinsames und zeigt vielmehr eine scharf bestimmte Eigenthümlichkeit.

Im Ganzen betrachtet, ist die historia danica des Saxo sowohl in Beziehung auf die Zeit, in welcher sie geschrieben wurde, als auf ihren Inhalt und ihre Sprache eine ausgezeichnete Erscheinung. Diejenigen, welche sich dem ersten und natürlichen Eindruck überließen, wurden eben so von dem freyen, ungewöhnlich ausgebildeten Geist als von dem reichen Inhalt und der lebendigen Anschauung überrascht, die sich in einer fremden, damals noch nicht so leicht zugänglichen Sprache mit solcher Eindringlichkeit und zierlichen Kunst ausdrückte, und legten dem Werk einen großen Werth bey, ohne sich mit critischen Sorgen über den Inhalt zu belästigen. Dieses Gefühl veranlaßte schon ziemlich früh die dänische Uebersetzung von Wedel (1575), und vor kurzem (1818) hat Grundtvig das Werk neu und, wie uns scheint, nach jenem Gesichtspunkt sehr glücklich ins Dänische übertragen, dabey mit dem ihm eigenen Eifer in einer sonst auch lesenswerthen Vorrede seinen Landsleuten empfohlen. Den schwierigen Punkt der Glaubwürdigkeit übergeht er zwar nicht ganz, berührt ihn aber nur, und wendet ihn

wie es im Sinne jener Ansicht wohl zulässig ist, mit der Bemerkung ab, daß der Grund von Saros Erzählungen ohne Zweifel Wahrheit enthalte, da aber die Ueberlieferung schon unvollständig und verwirrt zu ihm gekommen sey, er nichts mehr habe thun können, als sie nach seiner besten Einsicht benutzen; was nicht geschichtliche Wahrheit enthalte, erfreue sich doch einer geistigen, weil es aus dem Leben selbst geschöpft sey. Bey dieser oder einer ähnlichen Erklärung kann sich aber die Critik, die auch ihr Recht hat, nicht beruhigen; die Zeit des vollen Glaubens an die Sagengeschichte geht bey den Völkern, wie bey einzelnen Menschen vorüber, und es ist ein Glück, wenn der Gegensatz nicht allzuscharf schneidend auftritt, alles Gute und Achtungswürdige der frühern Periode zernichtend. Jeder, der die Quellen der altnordischen Gedichte selbst nachsah, mußte bey der Betrachtung des Saxo zu Bedenklichkeiten und Zweifeln nothwendig angeregt werden: manches konnte mit der beglaubigten Geschichte sichtbar nicht bestehen, anderes war an sich nicht wohl möglich oder stand mit weitern Behauptungen im Widerspruch. Von diesem Standpunkt aus gab es aber sehr verschiedenartige Urtheile. Suhm, in seiner dänischen Geschichte, betrat die erste Stufe der Critik, die gleichwohl auf den verderblichsten Weg führt (man darf dies sagen, und kann doch seine Gelehrsamkeit und seine großen Verdienste hochachten), indem er die Wahrheit der alten Sagen, die er in der That fühlte, zu entdecken, gleichsam als Gold aus dem Sande herauszuwaschen glaubte, wenn er den Erzählungen ihren Schmuck, den Begebenheiten selbst ihr wunderbares abnähme. Er übersetzte also nur die Poesie des Saxo in Prosa. Gegen diese in der That viel zu glaubige Ansicht hatte die übercritische Schule, deren Häupter wir nicht zu nennen brauchen, gewonnen Spiel; was ist leichter zu zeigen, als daß kein

ne wahrhafte Geschichte entsteht, wenn man z. B. den Odin als einen gewöhnlichen Menschen, etwa nur als einen Betrüger, handeln läßt? Von ihr ward, im schärfsten Gegensatz, Saxo so gut wie jede andere Sagengeschichte in Bausch und Bogen verworfen; von ihm sollte nicht die Rede seyn und man beschuldigte ihn noch dazu absichtlicher und muthwilliger Verfälschung, ja man bedauerte die Mühe, die man auf die Betrachtung leerer Träumereyen und gehaltloser Märchen wendete. Frey von dieser Starrheit mit einem bessern und belebten Geist ist die neuste deutsche Abhandlung von Dahlmann (Einleitung in die Critik der Geschichte von Altdänemark, in den Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte, 1. Band 1822) geschrieben. Er hat eigene Untersuchungen über den Saxo, und ist weit davon entfernt, dessen geistige Kraft und poetischen Werth zu verkennen, gleichwohl ist auch er zum Verneinen geneigt und gelangt zu einem Resultat, welches den acht ersten Büchern des Saxo allen geschichtlichen Werth raubt. Er nimmt an, Saxo habe echte, schriftliche Quellen nicht nur nicht gesucht, sondern sogar von sich gestoßen, seine Quellen seyen alte Abenteuer und Gedichte gewesen, die er von Dichtern und vom Volk geborgt und nach Sage und Volksmeinung, und wo diese schweigen, nach Gutdünken und Willkür zusammengesetzt habe. Quellen dieser Art hält er aber in Beziehung auf die Geschichte für völlig werthlos. Recht characteristisch ist der Ausspruch, daß der Untergang jener von Carl dem großen gesammelten deutschen Gedichte, wenn auch ein großer Verlust für die Poesie, als ein Gewinn für die Geschichte zu betrachten sey.

Hr. P. E. Müller gehört zu keiner von beiden Parteyen; mit andern Worten: er erkennt in jeder Richtung das wahre neben dem falschen. Er gibt zu, daß die Quellen, aus welchen Saxo

schöpfte, durch Zusätze und Veränderungen von Jahrhunderten bereits getrübt waren und mehr oder weniger ihre Wahrheit von der geschichtlichen sich entfernt hatte; ihm ist daher das Daseyn mancher dänischen Könige, die Saxo anführt, zweifelhaft oder völlig unbegründet, so wie er Ordnung und Folge derselben nicht anerkennt. Er nimmt ferner an, Saxo habe die Sagen nach seiner nothwendig beschränkten Ansicht eingetheilt und zusammengestellt und diese Ansicht könne leicht falsch und unstatthaft gewesen seyn. Dagegen behauptet er auf der andern Seite, daß Saxos Quellen nicht durchaus eines geschichtlichen Grundes entbehrten und weil nicht alles, was er aus der heidnischen Zeit erzähle, wahr seyn könne, man deshalb einer jeden seiner Angaben den Glauben absprechen müsse. Er leugnet eine absichtliche und willkührliche Verfälschung und erkennt sogar Spuren von Critik, zwar einer an sich schwachen und haltungslosen, die aber Zeugniß von einem redlichen Willen gibt. Er sieht in Saxos Werk eine Anzahl echter altdänischer Sagen erhalten, deren Zeitalter gewißlich nicht kann angegeben werden, die aber aus innern Gründen sich in verschiedene, immer erkennbare Epochen der heidnischen Heldenzeit ordnen und zusammenstellen lassen. Diese Quellen hält er zum Theil für glaubwürdig und spricht ihnen damit einen geschichtlichen Werth und einen wahrhaften Inhalt zu.

Eine solche Ansicht kann ihre rechte Bedeutung erst durch die Ausführung gewinnen und diese erhält sie in vorliegender Abhandlung nach einem einfachen und natürlichen Plane. Schritt für Schritt untersucht der Verf. die einzelnen Erzählungen in den neun ersten Büchern des Saxo, jede für sich nach ihrer innern Beschaffenheit und nach den äußern Zeugnissen, und bringt die Arbeit ebenmäßig zu Ende mit der ihm eigenthümlichen Klarheit und dem schon früher gewonnenen Geschick in der Handhabung dieser

immer vorsichtig zu berührenden Gegenstände. Ein Auszug scheint uns etwas unfruchtbares, wir laden zum Lesen, vielmehr zum Studium der Schrift selbst ein, denn es versteht sich, daß über manchen einzelnen Punkt weitere Untersuchungen, zulässig, sogar nothwendig sind, und abweichende Resultate sich ergeben können. Vielleicht ist eins und das andre mythisch bedeutender und älter als es hier dargestellt wird, dagegen auch manches Mythische in Beziehung auf Geschichte von geringerm Werth. Wir wollen einiges berühren, um Beyspiele von dem Verfahren des Verfassers und dem Vortheil zu geben, den solche Untersuchungen der Wissenschaft gewähren. Gleich im ersten Buche wird nachgewiesen, daß ein Wechselgesang zwischen Hadding und seinem Weibe derselbe ist, wovon Snorres Edda den Anfang enthält und welchen sie den Göttern Niord und Skade zuschreibt; hier hatte also Saxo ein sehr altes Lied aufgenommen. In der Sage von Frode zeigt sich gerade das Fabelhafte älter und mehr gegründet, als das historische Element, da das eddische Mühlenlied sich schon auf Frode und die goldne, saturnische Zeit, die unter ihm soll geblüht haben, bezieht. Daß die deutschen Dichter des Mittelalters den milden König Fruote von Dänemark und gewiß nicht aus dem Saxo gekannt haben, scheint dem Verf. entgangen zu seyn. Die Stellen, die sich darauf beziehen, sind gesammelt in der Zeitschrift Askania von Wilhelm Müller 1820 S. 156. 157. Bey Helge dem Hundingstödter gibt das Zeugniß der beiden Eddalieder, deren ganzen Inhalt doch Saxo nicht benutzte, eine alte Sage unzweifelhaft kund. Zu der Erzählung von Hrolf, Helges Sohn, läßt sich eine isländische Sage vergleichen, worin beide übereinstimmen, das gehört zu dem uralten Inhalt, sonst aber ist die isländische Sage theils älter theils jünger als Saxo. Sehr merkwürdig ist der Beweis, daß das alte Biarkamâl

hier in einer Paraphrase sich erhalten hat. Von diesem berühmten, durch den ganzen Norden verbreiteten Gesang läßt sich das Zeitalter mit einiger Sicherheit ausmitteln, schon im 11. Jahrhundert hieß es ein altes Lied und rührt leicht aus dem 7. spätestens aus dem 9. Jahrhundert. Zugleich werden die Dunkelheiten der lateinischen Bearbeitung glücklich erläutert durch die Bemerkung, daß Saxo zwey verschiedene, dialogisirte Gesänge unrichtig vermischt hat. In Snorres Heimskringla sind einige Bruchstücke des alten Liedes erhalten, die sich nun mit Saxos Worten vergleichen lassen. Wir wollen hier nur eine Strophe anführen: (Olaf des heil. Sage S. 348).

vekat ek ydor at vini ne at vifs rûnom,	Nicht weck' ich euch zum Wein, nicht zum Gespräch mit Jungfrauen;
helldr vek ek ydor at hördom Hilldar leiks	ich wecke euch zum harten Spiele der Hildur (Kriegsgöttin).

Bey Saxo:

non ego virgineos jubeo cognoscere ludos,
nec teneras tractare genas aut dulcia nuptis
oscula conferre, et tenues adstringere mammas.
Non liquidum captare merum, tenerumque fricare
femen et in niveos oculum jactare lacertos;
evoco vos ad amara magis certamina Martis.

Welch ein Contrast zwischen der schlichten alten Sprache und Saxos zierlichen Gedanken und kunstreichen Worten! nichts kann uns lebhafter eine Anschauung von seiner Behandlung der Sagen und Lieder gewähren. Hothers Streit mit Balder enthält eine der ältesten Mythen von Baldurs Tod durch Hödur, welche die Edda in ihrer Bedeutung und in richtigem Zusammenhang erzählt, die von Saxo aber ohne Sinn und ungeschickt als eine historische Begebenheit dargestellt ist. Dagegen was von Amleth erzählt wird, scheint nicht alt und eine Dichtung des Isländers Arnold, der sie dem Sax-

geliefert haben mag. Bey Dan Mikillati wird gezeigt, daß Saxo unter drey austheilt, was Snorre einem einzigen zulegt; Suhm hat mehr von ihm, aber das beruht auf spätern, unbegründeten Zusätzen und kann als völlig unhistorisch verworfen werden. Die Geschichte von Erik Ragners Sohn ist eine Reihe von Unwahrscheinlichkeiten und ungereimten Dingen und sieht ganz aus, als sey sie zu bloßer Unterhaltung gedichtet worden; hingegen gehört die Sage von Hogne und Hethin abermals ganz erweislich zu den ältesten Denkmälern: die alten Skalden spielen darauf an und Snorres Edda erzählt sie, nur einfacher und darum besser. Bey der Geschichte von Stärkodder, einer der schönsten voll Kraft und Leben, wird die Vermuthung geäußert, daß deutsche (freylich ganz schuldlos verschwundene) Gedichte könnten benutzt worden seyn. Es ist nur die Frage, ob im 11. Jahrh. schon deutsche Gesänge in Dänemark bekannt waren? späterhin gewiß, wie durch Zeugnisse kann bewiesen werden. In dem 7. Buche wird eine neue Quelle Saxos entdeckt, indem er sehr wahrscheinlich vier epische Volkslieder oder Balladen, dergleichen die Kjämpe-Viser enthalten, und gerade bey den anziehendsten Geschichten zu Grund gelegt hat; unter diesen auch das über den ganzen Norden verbreitete Lied von Signe und Habor. Da diese Lieder aus alter Ueberlieferung stammten, gleichwohl keine Zeitbestimmungen enthielten, so glaubte Saxo klug zu thun, oder nach seiner Weise critisch zu verfahren, wenn er sie an das Ende der mythischen Zeit setzte. Im 8. Buch wird das Alter des Gedichts von der Brawallaschlacht vertheidigt, auf welches sich Saxos Beschreibung derselben gründet. Ein schlagender Beweis liegt in dem Umstand, daß die Namenliste noch den alten Reimbuchstaben gemäß geordnet ist. Außerdem stimmt Saxo mit einem von ihm unabhängigen isländischen Denkmal, Sögubrot genannt,

und das Gedicht, welches er benutzte, rührte aus der heidnischen Zeit, wiewohl es mit der Brawalla-schlacht selbst nicht gleichzeitig ist, die in die erste Hälfte des 8. Jahrhunderts fällt; Saxo, durch falsche Voraussetzungen verleitet, schob sie in das 6te Jahrhundert zurück. Die Geschichte von Jarmerich und Bicke glaubt der Verf. sey nicht aus isländischen Denkmälern, sondern aus Volkssagen genommen, die in dem 12. Jahrhundert aus einer Mischung von deutschen Gedichten und alten dänischen Erinnerungen sich gebildet hätten; das Ganze aber sey dem Norden fremd gewesen. Eine Angabe, die genauere Prüfung und weitere Untersuchung erfordert, weil sie nicht ohne Einfluß auf die Ansicht von der Originalität der eddischen Lieder, die den deutschen Fabelkreis und eben auch diese Sage von Jörmunrekr berühren, bleiben kann. Eine Sage von König Snio, die andere Chroniken doch erzählen, hat Saxo nicht, war sie ihm bekannt, so hat er sie aus einer Art von critischem Gefühl ausgeschlossen. Was die Auswanderung der Longobarden betrifft, so hält der Verf. Saxos Beschreibung davon, obgleich Paulus Diaconus, selbst ein Longobarde, etwas ähnliches berührt, in so weit für unbegründet, als sie nicht aus echten, nordischen Quellen geschöpft sey; dagegen scheint es ihm auch nicht ausgemacht, was zumal deutsche Schriftsteller behaupten, daß man den Auszug der Longobarden aus Scandinavien, namentlich aus dem nördlichen Jütland bestimmt leugnen müsse. Da in dieser Angabe an sich selbst nichts ungereimtes liege, so dürfe sie nicht verworfen werden. Saxo, glaubt der Verf., habe die Nachricht aus deutschen, eben durch Paulus Diaconus veranlaßten, Sagen erhalten, die im 11. oder 12. Jahrhundert nach Dänemark eingedrungen wären. Thorkills Reisen nennt der Verf. ein wahres Gegenstück zu den Reisen des Arabers Sindbad; indem er darin theils eine moralische, theils eine re-

ligiöse Absicht erblickt, betrachtet er sie als eine Dichtung, aus welcher auch nicht ein Zug für die Geschichte zu gewinnen sey. Bey Ragnar Lodbrok wird gezeigt, daß Saro aus vier verschiedenen Quellen seine Erzählung zusammengesetzt, die er vergeblich zu einem Ganzen hat verbinden wollen. — Wir haben nur ausgehoben, was am deutlichsten das Verfahren erkennen läßt, welches der Verf. angewendet hat. Sowohl die bejahende als verneinende Partey wird manches für sich finden, eben so viel gegen sich; möchten beide durch diese Schrift zur Einsicht geführt werden, daß man Saros Werk nicht beurtheilen kann, wenn man sich nicht genau die Lage vorstellt, in welcher er schrieb. Fast jede der Sagen, woraus es zusammengewebt ist, hat ihr eigenthümliches Wesen und verlangt nach besonderen Gesetzen beurtheilt zu werden; unter einen Hut, wie man sagt, lassen sie sich nicht bringen. So viel ist gewiß, man wird den Saro, wenn man die altdänische Vorzeit zu untersuchen gedenkt, nicht bey Seite legen dürfen; wer ihn aber gebrauchen will, muß außer der Unbefangenheit und dem Scharfsinn auch die reiche Kenntniß von den übrigen Denkmälern des nordischen Alterthums besitzen, die Hrn. P. E. Müller eigen ist.

Wien.

Verhandlungen der k. k. Landwirthschaftsgesellschaft in Wien. 1. Band 1. Heft. 1816. 2. Heft 1818. — 2. Bd. Hf. 1. 2. 1821. 4.

Eine Gesellschaft in der Hauptstadt des Kaiserstaates, mit allen Hülfsmitteln reichlich versehen, unter der Protection eines ausgezeichneten Freundes der Wissenschaften, des Erzherzogs Johann, von den Großen des Reiches eifrig unterstützt, muß ungewöhnliche Erwartungen erregen. Die vorliegenden vier Hefte zeigen zum Theile schon die Erfül-

lung derselben, zum Theile wenigstens Vorbereitungen und Unternehmungen, die auf den landwirthschaftlichen Betrieb in der östereichischen Monarchie mit der Zeit mächtig einwirken müssen; — sie zeigen zugleich, mit welchen Hindernissen man zu kämpfen hat, wie sehr dieses Gewerbe in manchen Gegenden noch in seiner Kindheit ist. Sämmtliche Aufsätze sind gediegen, viele von allgemeinem Interesse. Daß man ihnen mehr Richtung auf das unmittelbar Praktische, als Zurückgehen auf die naturwissenschaftlichen Grundlagen des Gewerbes bemerkt, soll nicht gerade als Tadel angeführt werden, doch könnte es für die Folge rathsam seyn, jeder Einseitigkeit sorgfältig zu begegnen. In Ansehung der Verfasser ist es eine erfreuliche Merkwürdigkeit, daß unter denselben 3 Aebte, ein Graf Colloredo und ein Landgraf von Fürstenberg sich befinden.

Die Gesellschaft trat 1806 zusammen, erhielt 1807 die Billigung der Hofcanzley und die Weisung, sich einen Protector zu wählen nnd sodann die Statuten zu entwerfen. 1808 ward die Wahl des Erzh. Johann bestätigt, 1812 wurden die Statuten vorgelegt und genehmigt. Die niederösterreichische Regierung ist beauftragt, bey Verhandlungen über wichtige Gegenstände der Landwirthschaft das Gutachten der Gesellschaft einzuholen, die Kreisämter und die gutsherrlichen Wirthschaftsbeamten sollen dieselbe nachdrücklich unterstützen. Was dem aufmerksamen Leser der Statuten sogleich auffällt, nämlich, daß nicht für rege Theilnahme aller Gesellschaftsglieder gesorgt ist, sondern nur der Ausschuß handelnd erscheint, kam späterhin wirklich zur Sprache, da der Ausschuß selbst diesen Uebelstand bemerkte, und Vorschläge machte, die Wirksamkeit des Vereins zu erhöhen. Die Sammlungen, aus Naturalien, Modellen, Büchern bestehend, sind der Be-

schreibung nach (2. Bd. 1. Heft) schon reich und werden fortwährend anwachsen, da z. E. ein eigener geschickter Modellist unterhalten wird, auch die Geldkräfte so beträchtlich sind, daß man unter andern den Aufwand von 2748 Fl. W. W. (732 Rthl. Conv.) nicht scheute, um eine Smithische Erntemaschiene bauen zu lassen.

Rec. macht nur die wichtigsten Aufsätze nahmhaft, um den Werth dieser Zeitschrift zu erkennen zu geben. I. Bd. 1. Heft Schultschick über das Verhältniß des Futterbaues zum Getreidebau. Der Vf. zeigt aus Thärs Zahlensätzen, daß wenigstens auf vier Joch Acker eine Kuh gehalten werden müsse, in Böhmen aber kommt kaum auf 12. J. eine, dieß Land hat Fleischmangel während es 1 Mill. Kühe mehr ernähren könnte. Die Wirthschaftsbeamten in Oesterreich werden als unfähig geschildert. Die Vertheilung der Gemeinweiden fruchtete nicht, weil auf den Antheilen nur Getreide gebaut wurde, weßhalb der Verf. gesetzliche Verpflichtung zum Futterbau auf diesen Stücken wünscht. Der Ausschuß verwirft dieß mit Recht, wünscht dagegen freye Veräußlichkeit der Grundstücke, ohne zu verkennen, daß die Verfassung ihr im Wege steht. — Beschreibung des Bezirkes Lilienfeld, von dem dortigen Abte Ladislaus Pirchner. Sämmtliche Topographieen sind nach einerley, in diesem Hefte mit abgedruckten Schema abgefaßt, worin man nur etwa nähere Angabe der Bodenart, z. E. der Farbe, Consistenz, des Trockenheitsgrades, vermissen könnte. Aus der genannten musterhaften Beschreibung lernt man zwar eine höchst unvollkommene Betriebsart kennen, doch sonst manches Merkwürdige, z. B. das Abbränden (Urbarmachen durch Verbrennung der Holzäste auf dem Boden). Die Verkohlung geschieht in liegenden Meilern; vielleicht schon vor Beckmanns Empfehlung dieser Methode? die

Holzriesen d. h. hölzerne Gerinne, in denen das Scheitholz auf Eis herabgleitet, werden ausführlich beschrieben, und gerade so, wie sie von den Holzhauern des Dorfes Pontirone im Canton Tessin (nach Schinz) angelegt werden

2. H. Mehrere Versuche mit Säemaschienen. Sie können als Beyträge zur Erforschung des passendsten Aussaatsquantums gelten, wobey Rec. erinnert, daß man für diesen Zweck auf die Vervielfältigung der Aussaat gar kein Gewicht legen sollte; sie verdient erst Betracht, wenn die Stärke der Saat sich gleich bleibt. Die folg. Resultate zeigen, wie sich der Ertrag bey Verstärkung der Aussaat vermehrt. 1 Metze aufs Joch entspricht genau $\frac{1}{2}$ Scheffel Preußl. auf 1 Pr. Morgen. $\frac{2}{3}$ Metzen Weitzen gaben 12 Mtz. Ertrag, $1\frac{1}{3}$ Mtz $18\frac{7}{8}$, 2 M. aber $23\frac{1}{2}$ Ertrag, die obengenannte Erntemaschiene hat sich bey dem Schneiden des Weitzens und Rockens brauchbar erwiesen. Rec. hält die Umdrehung der schneidenden Scheibe für unzureichend und erwartet mehr von einer Scheibe, an welcher mehrere sensenartige Klingen wie Tangenten angebracht wären. — Von Bartenstein über trifolium repens. Die Nützlichkeit für Schaafweiden ist schon sonst bekannt. 1 Joch ($2\frac{1}{4}$ Preuß. Morgen) nährt 14=18 Stücke bis zur Stoppelweide. — Kausch über den Milzbrand. — v. Bartenstein über die Hofwyler Armenschule. Die treffliche Anstalt kann nicht genug empfohlen werden, auch hat der Kaiser den vorgelegten Plan gebilligt und zur Errichtung solcher Schulen die Erlaubniß gegeben; ein bedeutendes Beyspiel, welches häufige Nachahmung verdient. Nur ist es wohl zuviel gehofft, daß die Kinder noch etwas von ihrem Verdienste heraus bekommen können (S. 197), da selbst die Hofwyler Schule noch bis auf diesen Tag die Kosten nicht zu decken vermag. Ueber das Stockroden v. v.

Donauer. II. Band 1. Heft. — Ueber die Schafwäsche. Das Sortiren der Wolle kann nicht füglich von dem Landwirthe im Kleinen geschehen, die schlechte Wäsche schadet dem Wollhandel; darauf wird der Vorschlag einer Waschanstalt gegen bestimmte Abgabe gegründet, der es indeß schwer genug werden möchte, das Vertrauen auf ihre Redlichkeit zu gewinnen und zu erhalten. — v. Wittmann erzählt einen merkwürdigen, vollkommen gelungenen Versuch, die Sommerstallfütterung der Schaafe mit Heu und Stroh vorzunehmen. Die Thiere befanden sich vortrefflich und liebten den Stall so sehr, daß sie auf der Wiese nichts fressen mochten, der Wollertrag war 3 Pf. vom Stück nach der Wäsche, oder 10 Proc. höher als von dem weidenden Vieh. Schaafmütter erhalten jährlich 7 Ctr. Heu und 5 Centner Stroh. — Drewsen über das Misrathen des Klees. Man bemerkt es in Dänemark auf Feldern wo er seit langer Zeit gebaut wird; auch in zweyter Tracht gibt er doch nur einen Schnitt. Die Ursache liegt hier weder im Saamen, noch im seichten Pflügen, auch räumt der Vf. ein, daß anderwärts der Klee ohne Wahrnehmung einer solchen Ermüdung des Bodens, wie er es nennt, gebaut werden kann, z. B. in Belgien. Der Verf. vermag keine befriedigende Erklärung zu geben. (Vielleicht ist sie in der Erschöpfung des Kalkgehaltes im Boden zu finden; tiefes Pflügen hilft einigermaßen ab, weil es den Kalk in die Höhe bringt, und die Belgier helfen dem Kleewuchse durch Kalken und Asche streuen. Doch erfordert dieß Versuche.) — Topographie des Bezirkes Zwettl, von dem Abt Berthold. Unerwartet ist es, hier die underdrains in Gebrauch zu finden. Mehrjährige Versuche haben die Unschädlichkeit des Melkens der Schaafe für Kraft und Wollentrag dargethan. 100 Stück gaben in den

7 Melkwochen 50 Pf. guten Käse und 45 Pf. Schmalz (ausgelassene Butter). 2. H. Zwey Aufsätze beschreiben auf das genaueste die Impfung der Schaafblattern. Besonderes Interesse haben die Nachrichten von Schubernigg über die fürstlichen Esterhazischen Schäfereyen, welche 150,000 Stück zählen, viele Rechnungsführer, 5 Districtscontroleure, 3 Thierärzte und einen Director beschäftigen. In 13 Jahren wurden 680,000 Stück geimpft, wobey der Verlust nur 2 Proc. betrug. Eine kleine Heerde wird zur Erhaltung des Impfstoffes durch das ganze Jahr angewendet. Der Wollentrag ist im Hauptdurchschnitt $2\frac{1}{3}$ Pf. vom Stück, nach der Wäsche, und die "fürstliche Wolle" ist im Auslande sehr beliebt (S. 162). — Beschreibung des Bezirks Weitra, vom Lgr. v. Fürstenberg. Es sind hier 29,100 Joch Acker, 14,400 Joch Wiese und gegen 28,000 J. Wald, also beynahe soviel als Acker! Manche statistische Nachrichten machen diese landwirthschaftl. Topographieen auch für auswärtige Leser nützlich, obgleich sie für den österreichischen Staat selbst ungleich höheres Interesse haben müssen. Rec. sieht der Fortsetzung dieser Verhandlungen mit Verlangen entgegen.

K. H. Rau.

Breslau.

De signis seu signetis notariorum veterum in silesiacis tabulis, praemissa brevi comparatione tabularum silesiacarum cum germanicis, scripsit Dr. Jo. Gust. Theoph. Bueschingius, Prof. extr. historiae artis medii aevi rerumque diplomaticarum, et archivarius Universitatis literariae Vratislaviensis. Cum C. signetis in VII. tabulis lithographicis. 1820. IV. und 45 S. Quart.

Von dieser Schrift, zu der das neue Amt des Verf. Veranlassung gab, gilt das duplex libelli dos est. Der erste Theil, aphorismi ex arte diplomatica Silesiaca überschrieben, enthält eine kleine Specialdiplomatik von Schlesien. Viel Eigenthümliches läßt sich nicht erwarten, da die Schlesische Diplomatik erst mit dem Ende des 12. Jahrh. anfängt; die ältest bekannte Urkunde ist von 1175. In dem was der Verf. über Sprache, Schrift, Formeln ꝛc. der Schlesischen Urkunden anführt erkennt man den sorgfältigen Beobachter. In einer Herzogl. Urkunde von 1297 heißt diese selbst series. Man schrieb zuerst lateinisch, vermuthlich erst gegen das Ende des 12. Jahrh. Deutsch, Böhmisch, Polnisch; der Verf. hat nicht die Epoche des Urkunden-Gebrauchs dieser Sprachen genauer angeben können. Monogramme kommen erst seit Carl IV. (S. 8. ist quintum ein Druckfehler für quartum), verlängerte Schrift nur in der ersten Zeile vor. (S. 2. ist ungenau ausgedrückt, als wenn es kaiserliche Urkunden gäbe durchaus mit verlängerter Schrift geschrieben). Der Schlesische Kirchencalender kennt einen doppelten Stenzels oder H. Stanislaustag, 8. May und 6. Oct. Als Investiturzeichen werden pileus und clavis erwähnt. Einige Urkunden haben hängende Siegel von Wachs mit Papier belegt, die sonst selten sind. S. 15 flg. folgen nun die Signete nebst den dazu gehörigen Unterschriften, von 1289-1550. welche letztere deutsch ist. Besonders ist, daß die Schlesischen Notare außer dem Jahre Christi und der Indiction fast immer das Regierungsjahr des Pabstes angeben, nicht der Herzoge. Der Verf. hat, wo es nöthig war, kurze Erläuterungen beygefügt, auch bey jedem bemerkt, aus welchem Archiv es genommen sey.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

43. Stück.
Den 13. März 1824.

Philadelphia.

Bey S. Potter und Comp.: A search of truth in the science of the human mind. Part first. By the rev. Frederick Beasley, D. D. Provost of the university of Pennsylvania, member of the philosophical society of Philadelphia, and a presbyter of the episcopal church. 1822. VIII u. 561 Seiten in gr. 8.

Diese Untersuchung über das Wahre in den Theorien über den menschlichen Geist ist das erste ausführliche Werk philosophischen Inhalts von einem Gelehrten in den nordamerikanischen Freystaaten, das dem Recens. bekannt geworden ist. Es gewährt die Ueberzeugung, daß daselbst die philosophische Forschung und Speculation bereits dieselbe Höhe erreicht hat, auf welcher sie sich gegenwärtig in England befindet. Ihm liegt zwar nur die Absicht zu Grunde, die Lehren des Lockeschen Empirismus gegen dasjenige zu rechtfertigen, was die beiden Schotten Reid und Stewart an diesen Lehren tadelten und zu verbessern bemüht waren. Allein diese Absicht ist mit genauer Rücksicht auf die wichtigsten

Streitigkeiten in der theoretischen Philosophie und mit Scharfsinn ausgeführt, daher das Werk von denen nicht übersehen werden darf, welche sich mit den Untersuchungen über den Ursprung und die Wahrheit der menschlichen Erkenntniß beschäftigen wollen. Daß aber darin auf Kant's transscendentalen Idealismus, der in England und Frankreich keine völlig unbekannte Sache geblieben ist, keine Rücksicht genommen ward, kann dasselbe der Beachtung nicht unwerth machen. Und man möge es doch nicht übersehen, daß dieser Idealismus die Aufmerksamkeit der Deutschen nur eine kurze Zeit im vorzüglichen Grade beschäftigte, und daß es jetzt sehr wenige in Deutschland gibt, die die Critik der reinen Vernunft studieren, daß hingegen Locke's Werk vom menschlichen Verstande in England und Frankreich noch immer einen solchen Werth besitzt, daß es von Allen gelesen und durchdacht wird, die sich eine wissenschaftliche Bildung verschaffen wollen. Es muß also der Verf. in Ansehung seiner Leistungen bloß nach dem Standpunkte in der Philosophie, den er haben konnte, beurtheilt werden, und in dieser Rücksicht fügen wir folgendes bey. Der Lockesche Empirismus ist nicht nur darauf gerichtet, den Grundsatz der Aristotelischen Schule: Nihil est in intellectu, quod non antea fuerit in sensibus; gegen die Scholastiker und Cartesianer vollkommen zu rechtfertigen, sondern auch das Zuverlässige in der menschlichen Erkenntniß oder die sicheren Principien für dieselbe nachzuweisen. Auf die Bestimmung der Verschiedenheit der Kräfte, welche dem menschlichen Geiste beywohnen, und der Art und Weise, wie sie thätig sind oder die mannichfaltigen Bestandtheile des menschlichen Erkennens hervorbringen, hat sich Locke wenig eingelassen. Reid und Stewart hingegen beschäftigen sich mehr mit dieser Bestimmung und wollen über die ursprünglichen Vermögen des menschlichen Gei-

stes Licht verbreiten, oder was in der Thätigkeit dieses Geistes bey der Erzeugung der Erkenntniß vorgeht, genauer aufklären. Hiebey stützen sie sich auch auf eine Forschung und Zergliederung der Thatsachen der Erfahrung in Ansehung des menschlichen Erkennens, und suchen dadurch zu zeigen, daß Locke darin nicht immer Sorgfalt genug bewiesen habe. Und allerdings kann jenen beiden Philosophen das Verdienst nicht streitig gemacht werden, in Ansehung mancher Erkenntnißart dasjenige, was darin enthalten ist, schärfer aufgefaßt und genauer bestimmt zu haben, als vor ihnen geschehen war. Inzwischen besitzt doch Locke's Absicht und Verfahren einen Vorzug vor der neuen Richtung, welche Reid und Stewart den Untersuchungen über den menschlichen Geist geben wollten; denn die Aufsuchung des Zuverlässigen und Gewissen in den menschlichen Erkenntnissen ist weit wichtiger, als die Bemühung, die Art und Weise zu bestimmen, wie die menschliche Geisteskraft den mannichfaltigen Inhalt des Bewußtseyns entstehen lasse, und ob dieser Inhalt aus einer einzigen sich nach und nach entwickelnden Fähigkeit, oder aus mehreren ursprünglich ganz verschiedenen Vermögen abzuleiten sey. Hr. Beasley ist nun beflissner zu zeigen, daß die Verbesserungen, welche Reid und Stewart der Lockeschen Lehre vom menschlichen Geiste haben angedeihen lassen wollen, keine Verbesserungen ausmachen, sondern entweder Falsches enthalten, oder dadurch veranlaßt worden sind, daß jene Lehre mißverstanden wurde. Um aber die Art einigermaaßen kenntlich zu machen, wie er seine Absicht ausgeführt hat, wollen wir die Hauptsache von dem angeben, was er in dem ersten Buche seines Werkes über die ursachliche Verbindung der Dinge, und im zweyten über die Naturbeschaffenheit der Empfindungen und Wahrnehmungen äußerer Gegenstände zur Abweisung der Angriffe auf

Locke in der schottischen Schule anführt. Es verdient dies aber um so mehr beachtet zu werden, da es diejenigen Grundlehren der theoretischen Philosophie betrifft, die auch in den neuesten Zeiten die Gegenstände der wichtigsten Streitigkeiten unter den Philosophen gewesen sind, und in Deutschland zur Entstehung neuer philosophischer Systeme Veranlassung gegeben haben.

Bekanntlich stützte Hume seine Angriffe auf die Realität des Princips von einer ursachlichen Verbindung der Dinge in der Natur darauf, daß dieser Verbindung, als solcher, Nothwendigkeit zukomme, eine Nothwendigkeit des Verbundenseyns der Ursache mit der Wirkung aber in keiner Thatsache der Erfahrung, wovon wir annehmen, daß darin etwas als die Ursache eine Wirkung hervorgebracht habe, angetroffen werde, mithin auch die Annahme einer solchen Nothwendigkeit einen falschen und nicht aus der Erfahrung herrührenden Zusatz zu dem, was diese von dem Nacheinanderseyn der Dinge lehrt, ausmache, folglich nach den Grundsätzen des Lockeschen Empirismus, wovon Hume in der Bestreitung der Realität des Princips von einer ursachlichen Verbindung der Dinge ausgieng, ein leerer Begriff sey. Nun sind zwar Reid und Stewart niemahls dem Humeschen Skepticismus zugethan, sondern vielmehr bemüht gewesen, ihn zu widerlegen. Allein sie haben allerdings aus Rücksicht auf das Humesche Raisonnement gegen die ursachliche Verbindung der Dinge an den Begriffen und Lehren von dieser Verbindung manches anders bestimmt, als sonst von den Philosophen bestimmt wurde. Nachdem nun Hr. B. die Bedeutung der Wörter Ursache, Wirkung, Gesetz der Natur, und die Lehren der berühmtesten Philosophen älterer und neuerer Zeit darüber, mit Einschluß der Humeschen Einwendungen gegen die Richtigkeit dieser Lehren angeführt hat, be-

leuchtet er zuvörderst die Behauptungen Reid's und Stewart's, daß wir zur Einsicht der Wahrheit des Satzes, Jede Veränderung müsse eine Ursache haben, nimmermehr durch Wahrnehmung und Thatsachen der Erfahrung, oder durch's Raissonnement darüber gelangt seyen können, sondern daß diese Wahrheit auf ein ursprüngliches und instinctartiges Princip in der Einrichtung unserer geistigen Natur bezogen werden müsse, und daß ferner das Daseyn einer wirkenden Ursache (causa efficiens) nicht in der materiellen Welt könne nachgewiesen werden, daß daher im Gebiete der Naturforschung keine Reihen von Ursachen und Wirkungen gefunden, sondern nur Anzeigen von einer beständigen Verbindung gewisser Objecte, die sich zu einander wie ein Zeichen zu dem dadurch Bezeichneten verhalten, nachgewiesen werden können. Beide Behauptungen stellt Hr. B. nicht nur als unbegründet, sondern auch als ungereimt dar, und sein Witz hat ihm allerdings starke Waffen des Angriffes darauf in die Hände gegeben. Inzwischen müssen wir doch auch bemerken, daß sich die Beziehung des Princips von dem Entstehen aller Veränderungen aus einer vorhandenen hinreichenden Ursache auf eine zum Wesen des menschlichen Geistes gehörige Einrichtung, zu einem guten und den richtigen Regeln für die Erforschung des geistigen Lebens im Menschen angemessenen Sinne deuten und ausbilden lasse. Diese Einrichtung darf freylich nicht mit dem Instincte der Thiere verglichen, oder diesem gleichgesetzt werden, denn sie bewirkt vielmehr dasjenige im Menschen, was diesen im Erkennen und Handeln vorzüglich über die Thiere erhebt. Auch ist es nicht der Wahrheit gemäß, wenn Stewart sagt, mit der Wahrnehmung einer Veränderung sey das Gefühl der Ueberzeugung davon, die Veränderung habe durch die Thätigkeit einer Ursache ihr Entstehen erhalten, eben so nothwendig verbunden, wie

mit jeder Empfindung die Ueberzeugung vom Daseyn unsers empfindenden Ich. Daß aber der menschliche Geist in der Betrachtung der Veränderungen der Natur von jeher nach dem Grundsatze: Ex nihilo nihil fit, verfahren ist und zu jedem Werden eine vorhandene Ursache aufsuchte, um es begreiflich zu finden, dieß kann nicht als Folge von angestellten Beobachtungen betrachtet werden, sondern rührt von einem Bedürfnisse unsres Geistes her, das nicht von Außen erst in denselben gekommen ist. Denn von vielen Veränderungen in der Natur waren die eigentlichen Ursachen lange Zeit hindurch gänzlich unbekannt, gleichwohl wurden doch Ursachen davon angenommen, aber wegen des Mangels richtiger Einsichten von der Natur durch den Einfluß des Aberglaubens bestimmt. Daß ferner der Mensch sich Werkzeuge verfertigt und als Mittel zur Erreichung gewisser Absichten anwendet — und dies thut er schon auf der niedrigsten Stufe seines Daseyns — setzt bey ihm die Annahme einer ursachlichen Verbindung unter den wirklichen Dingen voraus, mag auch das Bewußtseyn dieser Verbindung noch ganz dunkel seyn. Was nun aber den Hauptgrund der Humeschen Zweifel an einer ursachlichen Verbindung der Dinge, oder den Mangel der Einsicht einer nothwendigen Verbindung zwischen der Ursache und ihrer Wirkung betrifft, so sucht Hr. B. ihn auf folgende Art zu entkräften. Man muß, sagt er, den Begriff von einer nothwendigen Verbindung der Wirkung mit der Ursache nicht verwechseln mit dem Begriffe von einer Wirksamkeit der Ursache bey dem Hervorbringen ihres Effects, welche Begriffe Hume für identische Begriffe nahm, und daher meinte, durch die Bestreitung der Realität des ersten werde zugleich die Realität des letzten aufgehoben. Daß wir nun nicht vermögend sind, eine nothwendige Verbindung zwischen den Ursachen und Wirkungen zu entdecken,

sondern bloß eine beständige Folge dieser nach jenen, sey schon längst von den Philosophen eingesehen und eingestanden worden. Der Grund dieser beständigen Folge liege aber in den Tiefen der Natur, oder in dem Willen des Urhebers der Welt, der mit gewissen Dingen die Wirkungen, welche wir in Ansehung derselben bemerken, verbunden habe, aber auch eine ganz andere Ordnung aufzustellen im Stande gewesen sey, daher kein Mensch zu beweisen vermöge, daß irgend ein Ding die ihm beygelegte Wirkung hervorbringen müsse. Daß hingegen angenommen werde, in jeder Ursache sey eine Wirksamkeit, eine sich äußernde Kraft vorhanden, wodurch die Wirkung hervorgebracht wird, und die Kraft stehe unter Gesetzen, dies beruhe auf unveränderlichen Thatsachen der Erfahrung und auf richtigen Schlüssen des Verstandes aus diesen Thatsachen, sey daher auch unbestreitbar. Recens. gesteht gern daß durch die Unterscheidung des Begriffes von einer aus der Beschaffenheit der Ursache herrührenden nothwendigen Verbindung der Wirkung mit derselben und des Begriffes von einer bloß durch ihre Erzeugnisse sich offenbarenden Wirksamkeit, Kraft und Energie eines Dinges das Humesche Argument gegen die ursachliche Verbindung einen großen Theil seiner Stärke verliere. Allein darüber ist von Hr. B. keine Auskunft mitgetheilt worden, warum wir zu jeder Veränderung an den Dingen, das Wirken oder die Thätigkeit einer Ursache hinzudenken. Denn wenn wir auch aus unzähligen Fällen in der Erfahrung wissen, daß entstandene Veränderungen von vorhandenen Ursachen herrührten, so dürfen wir doch hieraus noch nicht schließen und annehmen, es sey schlechterdings unmöglich, daß etwas ohne eine Ursache entstehe.

Der zweyte Angriff der schottischen Schule, vorzüglich Reid's, auf Locke's Theorie über die menschliche Erkenntniß ist der Hauptsache nach fol-

gender. Die Philosophen haben seit den ältesten Zeiten angenommen, durch die Eindrücke, welche die äußern Gegenstände auf die Sinnwerkzeuge machen, würden in der Seele von diesen Gegenständen Vorstellungen und Bilder hervorgebracht, wodurch sie allererst zur Kenntniß der Gegenstände gelange, die Gegenstände also von ihr nicht unmittelbar empfunden und erkannt. Diese Annahme sey aber den einleuchtendsten Aussprüchen des allen Menschen gemeinsamen Bewußtseyns (die Reid den common sense nannte) entgegen, und habe zu den größten Irrthümern und Ungereimtheiten geführt, den Idealismus und neuern Skepticismus in Gang gebracht, und nicht nur die Erkenntniß des menschlichen Geistes gänzlich verfälscht, sondern auch alle Verbesserung und Erweiterung dieser Erkenntniß verhindert. Die Lockesche Theorie über die menschliche Erkenntniß treffe aber der nähmliche Tadel, indem es eine Grundlehre derselben ausmache, daß die Empfindungen äußerer Dinge nur aus Bildern und Vorstellungen bestehen. Rec. war auf dasjenige sehr begierieg, was Hr. B. zur Vertheidigung Locke's anführen würde. Es ist allerdings der Aufmerksamkeit vorzüglich werth, kann aber nicht für befriedigend und den Streit beendigend gehalten werden. Darin, daß Locke, wenn er die Empfindungen äußerer Dinge Bilder von diesen Dingen nennt, der Lehre der Scholastiker von den speciebus intentionalibus, oder der Lehre der Cartesianer, daß in der Seele, lediglich Gedanken und Begriffe vorhanden seyn können, weil sie ein bloß denkendes Wesen ausmache, nicht gehuldigt habe, ist von Hr. B. sehr gut dargethan worden. Denn jener Philosoph hält es für nothwendig, alle äußere Empfindungen auf reale Dinge außer uns als auf Etwas zu beziehen, das durch den Eindruck auf die Sinne die Empfindungen, nach einer vom Menschen nicht erforschbaren Weise hervorge-

bracht habe, und bestreitet eben deßwegen die Lehre des Malebranche, daß wir alle Dinge in Gott sähen. Allein Locke setzt die Erkenntniß der äußern Dinge durch die Empfindungen der Erkenntniß der Zustände unsers Ich (welche Erkenntniß er der Reflexion, die von ihm auch ein innerer Sinn, aber doch nur bildlich genannt wurde, zuschrieb), und der Erkenntniß Gottes durch die Schlüsse von dem Daseyn der Welt auf einen höchsten Urheber derselben, in Ansehung der Gewißheit und Evidenz sehr nach, hielt daher auch für nöthig besondere Gründe anzuführen, woraus erhellen sollte, daß wir uns auf die Zeugnisse der Sinne von einer äußern Welt verlassen könnten, und jene Empfindungen nicht den Bildern im Traume gleichstellen dürften. Und wenn derselbe Philosoph sagt, daß die sinnliche Erkenntniß der abgeleiteten Eigenschaften der Körper mit ihren Objecten wohl eben so wenig Aehnlichkeit haben möge, als die Wörter in der Sprache mit den dadurch bezeichneten Begriffen; so erhellet hieraus auch wieder, daß er keine unmittelbare Erkenntniß von äußern Dingen annahm. Ueberhaupt hat Locke darüber, worin die Empfindungen und Wahrnehmungen welche das objective Daseyn und die Gegenwart der erkannten Gegenstände unmittelbar verkündigen, von den Bildern der Einbildungskraft und von den Erinnerungen, die sich auf das ehemals Empfundene und Wahrgenommene beziehen, verschieden sind, niemahls eine Untersuchung angestellt. Dies ist um so mehr zu bedauern, da er, in der Bestimmung der verschiedenen Arten der menschlichen Erkenntniß die richtigen Regeln der Naturforschung befolgend, über jene Verschiedenheit gewiß viele Aufklärung mitgetheilt haben würde. Es darf jedoch auch nicht übersehen werden, daß die Sprache, in der er philosophirte, in dieser Rücksicht ihm große Hindernisse in den Weg legte. Die psychologischen Kunstausdrücke

sind überall noch sehr unvollkommen, viel Bildliches enthaltend, und die mannichfaltigen Zustände des geistigen Lebens nicht bestimmt anzeigend. Dies gilt aber von den Ausdrücken für die verschiedenen Erzeugnisse der menschlichen Erkenntnißkraft ganz vorzüglich. In der englischen Sprache haben nun, so wie in der französischen, die Wörter Idee und Begriff (notion) eine Beziehung auf alle Arten des Erkennens erhalten, die nicht von einem Schriftsteller beliebig aufgehoben werden kann. Die deutsche Sprache ist in dieser Rücksicht weit tauglicher, denn sie enthält einen Reichthum von Wörtern zur Bezeichnung der Verschiedenheiten an dem menschlichen Erkennen. Wenn daher dasjenige, worin Anschauungen und Wahrnehmungen von den Erzeugnissen der Einbildungskraft, der Erinnerung und des denkenden Verstandes verschieden sind, jemahls gehörig aufgeklärt werden soll, so wird es zuerst durch Hülfe der deutschen Sprache geschehen müssen. Reid hat freylich durch die Bestreitung der vom Descartes herstammenden, auf den von diesem Philosophen angenommenen Gegensatz zwischen Geist und Körper, und auf seine Hypothesen oder vielmehr Hirngespinste über die Einrichtung und Verbindung des Gehirns mit der Seele gestützte Lehre, daß alles Erkennen, auch das durch Empfindungen, aus bloßen Vorstellungen und Bildern von Dingen bestehe, noch kein Licht angezündet, durch dessen Hülfe die wahre Naturbeschaffenheit des Empfindens und Wahrnehmens eingesehen würde. Aber es liegt darin doch eine Veranlassung und Aufforderung, dieser Beschaffenheit genauer nachzuforschen, und den Unterschied zwischen Wahrnehmungen und Vorstellungen, wie er in den, dem Geiste nach gesunden Menschen vorkommt, sorgfältiger aufzusuchen. Dadurch würde ganz gewiß aller Idealismus und Skepticismus von Grund aus zerstört werden.

Im dritten Buche wird von den Beweisen aus Thatsachen der Erfahrung und durch die Induction gehandelt. Das vierte Buch enthält Untersuchungen über den Gesichtssinn und dessen Wirkungsart, über Erscheinungen, Visionen und Seelenkrankheiten, über die Beurtheilungskraft, die Aufmerksamkeit und das Gedächtniß. Wenn in beiden Büchern auch nur bekannte Wahrheiten vorgetragen werden, so haben sie doch durch die Darstellung ein besonderes Interesse erhalten, und sind mit manchen lehrreichen Erläuterungen versehen worden. Für den zweyten Theil sind die Untersuchungen über die übrigen Kräfte und Erzeugnisse der menschlichen Seele, die in dem ersten Theile noch fehlen, bestimmt, und das ganze Werk wird also, was man in Deutschland gemeiniglich eine empirische Psychologie nennt, umfassen.

In der Polemik des vor uns liegenden Theiles haben wir oft diejenige Gemüthsstimmung vermißt, die auch den bestrittenen Gegnern gern Gerechtigkeit widerfahren läßt, und ihnen nicht schon im voraus die Absicht beylegt, aus bloßer Neuerungssucht ausgemachte Wahrheiten zum Nachtheile für die Religion, das Gewissen und den Anbau der Wissenschaften bestreiten zu wollen. Hume hat durch seine Angriffe auf die Lehren von der ursachlichen Verbindung der Dinge die Zahl der Gottesleugner nicht vermehrt (und er selbst wollte nicht zu diesen gehören), auch den Eifer in der Erforschung der Ursachen des Entstehens der Naturdinge nicht vermindert, wohl aber das Nachdenken über den Ursprung und die Zuverlässigkeit unserer Erkenntnisse von dieser Verbindung in große Thätigkeit versetzt. Reid und Stewart hingegen gingen auf die Ergründung und Befestigung der wichtigsten Wahrheiten für die menschliche Vernunft aus, und daß sie sich von manchen Behauptungen Locke's nicht überzeugen konnten, hat sie

nicht zur Bestreitung jener Wahrheiten geführt. Weit schädlicher für Wissenschaft und Geistescultur ist das mystische und theosophische Kauderwälsch, das sich für eine höhere Philosophie, oder für eine nicht durchs Denken, sondern nur durchs Schauen erreichbare Weisheit von Gott, dem Menschen und dem Weltall ausgiebt und seit einigen Jahren in Deutschland bey phantastischen Köpfen in großem Ansehen steht. Oft will es sogar für den Ausdruck oder Ausbruch großer Frömmigkeit gehalten seyn, und verwandelt doch das Heiligste für den Menschen in ein sinnloses Spiel der Phantasie oder amalgamirt es mit grobsinnlichen Gefühlen, wodurch noch nie echte, in guten Thaten sich offenbarende Frömmigkeit hervorgebracht worden ist.

Berlin.

Bey G. Reimer: Die Logik in ihrem Verhältnisse zur Philosophie geschichtlich betrachtet von Julius Braniß. Eine im Jahre 1822 von der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin gekrönte Preisschrift. 1823. 66 Seiten in 8.

Die Aufgabe, worauf diese Preisschrift sich bezieht, war folgendermaaßen abgefaßt: "Die Logik wie sie ist behandelt worden, seitdem man angefangen hat in deutscher Sprache zu philosophiren, soll verglichen werden mit der Aristotelischen, sowohl ihrem Umfange nach, als auch in Beziehung auf die Art, wie die Lehrsätze, welche diese Disciplin bilden, bestimmt sind; der Ursprung der Abweichungen soll nachgewiesen und das Verhältniß derselben zu den verschiedenen philosophischen Schulen dieses Zeitraums angegeben werden." (S. diese Anzeigen vom J. 1820. S. 1822.) Die Preisschrift umfaßt aber nicht die ganze Aufgabe, denn die Vergleichung der Behandlung der Logik, seitdem man

angefangen hat in deutscher Sprache zu philosophiren, d. i. seit Wolf, mit der Aristotelischen fehlt darin gänzlich, sondern ist darauf beschränkt, zu zeigen, welchen Einfluß die Verschiedenheit der Ergebnisse der Speculation, die Descartes, Locke, Leibnitz, Kant und Fichte über den Ursprung und die Wahrheit der menschlichen Erkenntnisse, oder über die Möglichkeit und die Bedingungen eines Wissens anstellten, auf die Bestimmung mancher Lehren derselben gehabt habe. Was nun hierüber vom Hrn. Verf. beygebracht worden ist, macht sowohl durch die Richtigkeit und Genauigkeit des Inhalts, als auch durch die Deutlichkeit der Darstellung einen lehrreichen Beytrag zur Geschichte der Bearbeitung der Logik in den neuern Zeiten aus. Daß auf bloße Spitzfindigkeiten, womit vorzüglich die Schlußlehre von einigen Logikern hat verbessert werden sollen, keine Rücksicht genommen worden ist, kann nur gebilligt werden. Wohl hätte aber die Bemühung derjenigen, welche in der Logik bloß eine formale Wissenschaftslehre aufstellen wollten, die ontologische Untersuchungen über die Realität der menschlichen Erkenntnisse daraus verwiesen, und ihren Inhalt und Umfang bloß durch das Bewußtseyn des Acts des Denkens und seiner Gesetze begründeten, nicht mit Stillschweigen übergangen werden sollen. Denn die Anzeige dieser Bemühungen lag mit in der Aufgabe, die der Hr. Verf. zu lösen sich vorgenommen hat. Selbst Kant, wie auch S. 60 f. angeführt worden ist, hat die Logik nicht auf seine Transscendental-Philosophie, sondern diese in Ansehung desjenigen Theils, der die Zahl und den Inhalt der reinen Begriffe des Verstandes und der Ideen der Vernunft betrifft, auf jene gestützt. In der Begründung der Logik durch das Bewußtseyn der Gesetze des Denkens hat er aber auch außer seiner Schule viele

Nachfolger gefunden. Und die Lehre von der Bedeutung und Verschiedenheit der Denkformen, und von den allgemeinen Bedingungen einer verstandesmäßigen Ordnung und strengen Folgerichtigkeit im Denken, hat durch die Trennung der Logik von der Ontologie, oder von dem Streite über das Wesen der Dinge nach dem idealistischen und realistischen Standpunkte in der Philosophie nichts verloren, sondern vielmehr an Bestimmtheit und allgemeiner Brauchbarkeit ihrer Lehren für die formale Ausbildung jeder Art wissenschaftlicher Erkenntnisse gewonnen.

Sulzbach.

In der v. Seidelschen Kunst- und Buchhandlung: Neue Homilien der höheren Gattung auf die Feste des Herrn und seiner Heiligen, von Cassiodor Franz Joseph Zenger, Beneficiaten zu Paulsdorf bey Amberg. 1823. in 8.

Vergleicht man die vorliegenden Homilien mit den vom Verf. im J. 1817, herausgegebenen, so gebührt jenen ein merklicher Vorzug, man mag auf Materie oder Form sehen. Jene erscheint nicht mehr so unfruchtbar dogmatisirend, ist mehr aus dem Gebiete der Moral geschöpft und auf Veredlung des inneren und äußeren Lebens der Zuhörer berechnet; diese gefällt sich nicht so sehr mehr in tändelnden Spielen des Witzes, in leerem Wortschwalle und in Anhäufung unpassender und heterogener Bilder, sondern ist körnichter und bündiger. Aber freylich fehlet noch immer sehr Vieles zu Homilien der höheren Gattung. Selbst über den Begriff der Homilie an sich betrachtet, die doch der analytischen Methode huldigt, scheint der Verf. nicht mit sich einig zu seyn. Er gibt zwar selten ein, die Einheit der Rede oder der Predigt sicherndes Thema an, wohl aber zählet er mehrere, aus gleicher

Materie geschöpfte und logisch coordinirte Haupttheile auf, welche leicht unter ein gemeinschaftliches Thema zu stellen sind, wodurch dann der synthetischen Redeform Genüge geleistet wird. Eben deßhalb schickt der Vf. auch seinen Predigten, denn so müssen wir seine Homilien nehmen, erweckliche Exordia vorauf, welche sonst mit der Mannichfaltigkeit des Inhalts von Homilien nicht wohl vereinbar sind. Nur kündigen diese nicht selten das Thema zu früh an, und anticipiren manches, was erst der Abhandlung zugehörte, worunter denn die Aufmerksamkeit eher verlieren als gewinnen muß. Die Themata sind in der Regel aus dem Texte geschöpft, aber zuweilen werden sie ihm erst durch weit hergeholte Allegorien abgewonnen; wie z. B. das Thema auf die Himmelfahrt Mariä aus Luc. 10. 42 "a. Maria hat Jesum, den Sohn Gottes, wie Martha, in ihr Haus, und sogar in ihren jungfräulichen Leib aufgenommen, sie hat auch sein göttliches Wort, wie Magdalena in ihre Seele aufgenommen; b. Maria wurde dagegen von ihm mit Leib und Seele in den Himmel aufgenommen". Eben so aufs Fest der Verkündigung Mariä: das Betragen der seligsten Jungfrau bey der Empfängniß des göttlichen Sohnes, ein Muster a. der entfernten Vorbereitung zur Empfangung der heiligen Communion durch die Reinigkeit des Gewissens; b. ein Muster der näheren Vorbereitung durch die Andacht des Herzens". Außerdem sind einige Themata zu viel umfassend, wie z. B. "a. Warum sollen wir dem dreyeinigen Gott dienen? b. Wie sollen wir ihm dienen?" Andere passen nicht zur Gelegenheit des Festes; wie z. B. aufs Osterfest: "Vom gesellschaftlichen Umgange. Hierbey muß a. eine gute Absicht; b. eine kluge Wahl der Personen; c. die Auferbaulichkeit (Erbaulichkeit) der Gespräche Statt haben." In der Ausführnng, welche im Ganzen eine, gewisse Klarheit, nur keine Tiefe

hat, stößt man auf gar zu weit getriebene Allegorien, wie schon einige der vorerwähnten Hauptsätze erwarten lassen; auf Behauptungen, wo man Beweise erwartet, und auf kleinere Details als man sich in Predigten, erlauben sollte. So beschreibt der Verf. S. 344 ff. einen Marsch und eine Stellung der Franzosen im letzten Kriege nahe um den Wohnort seiner Gemeinde her, unter namentlicher Angabe von Oertern, Bergen, Flüssen, Heerführern, und schließt dann mit der Behauptung, daß seine Gemeinde bloß unter dem Gnadenmantel der Himmelskönigin von einem feindlichen Einfalle verschont geblieben sey. Einzelner auffallender Ideen, wie z. B. 65 Gott habe gewollt, daß sein Sohn von einer vermählten Jungfrau geboren würde, um, unter Anderem, das große Geheimniß der Menschwerdung des Sohnes Gottes eine Zeit lang vor den Teufeln verborgen zu halten, (!) — wollen wir nicht erwähnen, weil der Vf. sie leicht bey einem der heiligen Väter nachweisen, und so, seiner Meinung nach, sie hinlänglich gerechtfertigt zu haben glauben könnte. Die Sprache des Verf. endlich hat im Ganzen etwas Oratorisches, aber desto mehr wird Ohr und Gefühl durch zu moderne Benennungen wie Visiten und Gegenvisiten ꝛc. S. 170, durch fremde Worte, als Exhortationen, Sodales, Publicanen ꝛc. und noch mehr durch platte, und derbe Ausdrücke beleidigt, wie z. B. die folgenden sind: Frauensvolk, Spiel- und Saufbrüder, ausgelassene Burschen und Mädchen, Spaßmacher, himmlische Wollüste, Maulchristen, Sclaven des Teufels, Unrath der Sünde, die geistliche Waare am unrechten Orte auskramen, Gott läßt sich nichts umsonst thun u. s. w. Dergleichen Ausdrücke sind des erhabnen Gegenstandes geistlicher Reden unwürdig, sie beleidigen den religiösen Sinn, womit jeder in die kirchliche Versammlung eintritt, sie empören, statt zu erschüttern.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

44. Stück.

Den 15. März 1824.

Rom.

In collegio urbano apud Burliaeum: M. Tullii Ciceronis de re publica quae supersunt edente Angelo Maio Vaticanae bibliothecae praefecto. 1822. in Quart. LVI und 256 S. mit dem Brustbilde Pius VII. dem das Werk gewidmet ist, einem Kupfer, das die Personen des Dialogs bey dem Scipio versammelt darstellt, und einer Tafel in Queerfolio voll Schriftproben aus der Vaticanischen Handschrift.

Das allgemeine und lebhafte Interesse, welches die wiedergefundenen Bruchstücke dieses Meisterwerkes seit der ersten Bekanntwerdung des Fundes erregten, spricht sich fortwährend in zahlreichen Abdrücken, Bearbeitungen und Uebersetzungen aus, die zum Theil dicht hinter einander erschienen, zum Theil versprochen sind. Auch ist dies ohne Zweifel das wichtigste Ueberbleibsel aus dem Alterthume, das wir bis jetzt dem Eifer des glücklichen Finders und gelehrten Herausgebers verdanken. So oft und laut sich seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften, die Sehnsucht nach diesem verlorenen Werke

des Cicero äußerte, alle Nachforschungen eines Petrarca, Poggio, Bessarion, Polo, Joh. Sturm und anderer waren vergebens. Eine Handschrift des Werkes sollte in England verbrannt, eine andere im Kloster Riddagshausen bey Braunschweig abhanden gekommen, eine dritte in Fulda im dreyßigjährigen Kriege von Soldaten zerrissen und zur Streu für die Pferde verbraucht seyn. Diese und ähnliche Gerüchte und die Fruchtlosigkeit aller Nachsuchungen bewirkten endlich, daß man die Hoffnung aufgab, und auch auf andere Spuren weniger achtete. Mai bemerkt, daß nach dem zwölften Jahrhundert keine wahre Nachricht von einer vorhandenen Handschrift vorkomme. Derselben Meinung war auch Bernhardi als er im Jahre 1798 aus den politischen Stellen der übrigen ciceronischen Werke sechs Bücher vom Staate zusammensetzte. (disc. prélimin. p. XI). Als eine Fabel verwarf schon Fabricius und jetzt Mai (S. XXII.) auch die bey Bullart befindliche Nachricht von einer noch 1576 in der Moskau gefundenen prächtigen Handschrift mit goldenen (Anfangs-) Buchstaben. Ref. hält diese wohlverbürgte Nachricht, die aber bey Bullart verdreht erscheint, für viel zu wichtig um nicht noch einmal auf die Quelle derselben aufmerksam zu machen. Es ist dieses schon 1750 von Schmauß (weil. Prof. Jur. zu Göttingen) im 9ten Stücke der Hannoverischen gelehrten Anzeigen geschehen, wo die Erzählung des glaubwürdigen Augenzeugen (Laurentius Müller in s. Polnischen, Liefländischen — und anderen Historien — Frankfurt 1585. 4) abgedruckt ist. Die Handschrift war 1581 im Besitz eines Wolhinischen Edelmannes Woinowsky. "Derselb hatte, sagt Müller, auß der Bibliotheca in der Wallachey als der Despot vom Herrn Lasky eingesetzet, und der Türkische Gubernator der Alexander geschlagen worden, herrliche schöne monumenta scripta bekommen. Darunter auch die

libri Ciceronis de Republica ad Atticum, mit güldenen Buchstaben auf Pergament geschrieben waren in einem umbschlage mit einem unbekandten Sigel verpitschieret gewesen, wie man noch sehen kondt: Und mußte sie etwa ein großer Herr in werth gehalten haben". Jene Bibliothek war nicht, wie Schmauß es verstand, in der eigentlichen Wallachey. Bekanntlich wird insgemein von den Polen, Türken, Griechen die Moldau Wallachey genannt. Es ist die Bibliothek in Soczowa der damaligen Hauptstadt der Moldau und Residenz des Despoten Jacobus Basilicus oder Joh. Heraclides gemeint, mag nun dieser Abenteurer, der mehrere Jahre im Vatikan Handschriften abschrieb, Frankreich und Deutschland durchreisete, und in Wittenberg studirte, die Handschrift aus irgend einer Bibliothek an sich gebracht haben, oder mag dieselbe schon früher vielleicht aus Constantinopel nach der Moldau gekommen seyn. Woinowsky erhielt sie, wie aus den angeführten Worten erhellt, ums Jahr 1561. Müllers Erzählung, die auch von Zeiler (Epistolische Schatzkammer 500. S. 579.) von M. ab Isselt (sui temporis historia. S. 736 f.) von Rabener (Amoenitates histor. philol. S. 431 ff.) ausgeschrieben ist, war ohne Zweifel die erste Quelle der von Mai verworfenen Nachricht bey Bullart. Sie trägt ganz das Gepräge der Wahrheit, und kann der von Fabricius angeführten Nachricht, daß der Kardinal Bessarion das Werk mit vielen Kosten in Polen aufsuchen ließ, und den Worten des P. Ramus bey Mai sive sub signo claustrisque ut audio a certis hominibus tamquam sibyllini libri retineantur (libri de R. P.) zur Erklärung dienen. Auch finden sich noch andere Spuren vom Daseyn dieser Handschrift, die aber erst weiter verfolgt werden müssen. Wer sollte nicht in den von Schmauß ausgesprochenen, aber so viel man weiß, von niemand beachteten Wunsch: daß doch ein oder

ein anderer großer Herr nach dieser prächtigen Handschrift nachforschen zu lassen sich die Mühe geben wollte, jetzt insbesondere mit einstimmen, da die in dem Vaticanischen Codex rescriptus erhaltenen Theile des Werks in ihrem mangelhaften und verdorbenen Zustande bey einem jeden, der sich nicht durch die Lücken und andere sinnstörende Schwierigkeiten gar abschrecken läßt, ein noch größeres Verlangen nach dem Ganzen erregen müssen. Daß wir in den Vaticanischen Fragmenten nebst den schon früher bekannten nun schon ein ganzes Drittheil des Werkes besitzen, ist eine bloße Vermuthung des Herausgebers, die sich schon mit der Menge und Reichhaltigkeit der Sachen, die bestimmten Nachrichten zufolge in diesen Büchern abgehandelt waren, und mit Ciceros Verheißungen I. 8. und 23. nicht vereinigen läßt. Doch hat der Herausgeber, der hier alle seine früheren schätzbaren Leistungen noch bey Weitem übertrifft, an vielen Stellen den Sinn des Fehlenden scharfsinnig errathen und mit großer Belesenheit oft aus entfernten Andeutungen ergänzt, auch den meisten schon früher bekannten Bruchstücken ihre Stellen angewiesen, und so Alles in einen Zusammenhang gebracht, der vieles aufhellt und lesbarer macht. Sollte hierbey auch mitunter das Wahre verfehlt seyn, was Rec. allerdings von mehreren Stellen mit Gewißheit behaupten darf, aber nicht ohne seitenlange Auseinandersetzungen zeigen kann, so wird man doch durch das viele Treffliche bewogen, an anderen Stellen, wo den Vermuthungen über Anordnung und Ergänzung sich eben so wahrscheinliche Vermuthungen entgegenstellen ließen, dem wirklich ausgezeichneten Seherblicke und schöpferischen Geiste des Herausg. mehr zu trauen. In der praefatio handelt derselbe von dem Jahre, in welchem Cicero das Werk schrieb, von seinem Zweck dabey, von dem Plan des Dialogs, und dem Jahre, in welchen er verlegt ist, dann untersucht er

wem das Werk gewidmet sey. Daß dies Atticus war, wird ohne gehörigen Grund in Zweifel gezogen. Im 5ten und 6ten Capitel zählt er die Schriftsteller auf, die bis zum siebenten und von da bis zum zwölften Jahrhundert des Werks gedenken, und dann die fruchtlosen Nachforschungen nach dem verlornen Schatze, und kommt endlich auf den von ihm entdeckten Codex rescriptus, der aus dem Kloster des heiligen Columbanus bey Bobbio in die Vatikanische Bibliothek kam, und den er im 9ten und den 11. Abschnitten mit großer Genauigkeit und Einsicht beschreibt. Von dem Werke des Cicero, das mit Augustins Commentar zu den Psalmen überschrieben ist, sind im Ganzen 302 Seiten erhalten, wegen der überaus großen Buchstaben ist aber die Ausbeute geringer als man nach der Anzahl der Seiten vermuthen sollte. Der Herausg. hatte bey der Entzifferung der Schriftzüge weniger Mühe als bey dem Ordnen der ganz verlegten und zum Theil mangelhaften Lagen und Blätter der ursprünglichen Handschrift, er hat aber dieses so glücklich zu Stande gebracht, und diesmal so genau Rechenschaft davon gegeben, daß nur an einigen Stellen darüber Zweifel seyn oder eine andere Anordnung nothwendig erscheinen kann. Das Alter der Handschrift, bemerkt der Herausgeber, kann man nicht mit Gewißheit bestimmen, doch sey es nicht unwahrscheinlich, daß sie ins zweyte oder dritte Jahrhundert gehöre. Wie unsicher aber die Schlüsse auf das Alter bey dieser Art von Buchstaben sind, hat neulich Niebuhr bey Gelegenheit eines anderen Palimpsests gezeigt. Viel Sorgfalt hat der Herausgeber auch auf die schon früher bekannten Fragmente des Werks gewandt. Viele Stellen in den schon früher gesammelten sind von ihm nach den Ausgaben und nach Handschriften der Schriftsteller, von welchen sie angeführt werden, berichtigt, und mehrere neue Bruchstücke aus verschiedenen

Schriftstellern, besonders aber aus den Kirchenvätern, Lactantius und Augustinus gesammelt. Noch mehrere würden sich bey einer länger fortgesetzten Lectüre ihm dargeboten haben, und bey mehreren aufgenommenen ist sehr zu bezweifeln ob sie wirklich Ciceros Worte und Gedanken enthalten. Nicht alle ähnlichen Gedanken und Aussprüche der Späteren brauchen nothwendig aus Cicero's Werk geschöpft zu seyn. Aber der Herausgeber beschuldigt auch den Livius eines plagium ingens, weil er den Camillus von der vortheilhaften Lage der Stadt Rom Aehnliches sagen läßt als hier (II. 5.) steht. Das brauchte Livius nicht von Cicero zu lernen; quis est tam negligens, sagt Cicero, qui non habeat animo notata planeque cognita? Auch S. 262. steht eine ähnliche Bemerkung des Herausgebers. — Was die Vaticanischen Bruchstücke selbst betrifft, so erscheinen sie nicht buchstäblich aus der Handschrift abgedruckt, der Herausgeber hat es sich aber zur Pflicht gemacht, in den kritischen Bemerkungen unter dem Texte über jede Aenderung genaue Auskunft zu geben, so daß nirgends darüber Zweifel seyn kann, wie er in der Handschrift gelesen hat. Die ziemlich fehlerhaft geschriebene Handschrift ist an vielen Stellen von einer zweyten Hand corrigirt, öfters mit Einsicht; auch ist bekannt, daß dieses Geschäft oft von Gelehrten übernommen ward, und daß wir den Terenz, Horaz, Livius u. s. w. nach der Durchsicht von angesehenen Männern, Viri Clari und Consulares, besitzen. An mehreren Stellen ist auch offenbar eine andere correctere Handschrift dabey zu Rathe gezogen. Doch sind andere Verbesserungen willkührlich und falsch und höchstwahrscheinlich nicht bloß von jener zweyten sondren von mehreren anderen Händen beygeschrieben. Der Herausgeber theilt beyde Lesarten mit, wo sie lesbar waren und erklärt sich nach inneren Gründen bald für die alte bald für die neue. Auch sind viele

Stellen von ihm sehr treffend berichtigt. Mehrere Verbesserungen verdankte er dem Hn. Staatsrath Niebuhr, der ihm während des Drucks seine Bemerkungen zum beliebigen Gebrauch mittheilte. In den erklärenden Anmerkungen gibt der Herausgeber den Sinn und Zusammenhang der Fragmente an und Vermuthungen über das was fehlt, erläutert historische Dunkelheiten, und weiset vorzüglich sorgfältig die ähnlichen Stellen bey Cicero selbst und älteren Schriftstellern wie auch bey den Späteren, die ihn vor Augen haben konnten, nach. Auch unter diesen Bemerkungen finden sich viele treffende, die mit Dank angenommen zu werden verdienen und wofür man Irrthümer und Versehen, die hin und wieder vorkommen, dem ersten Herausgeber zugute halten darf. Daß zur Erklärung sowohl als Critik dieser Bruchstücke noch viel zu thun ist, kann niemanden entgehn, doch hier ist nicht der Ort, unsern Beytrag dazu zu geben. Außer dem index historicus und Latinitatis ist auch ein Verzeichniß von den in diesen Bruchstücken citirten Schriftstellern, und von den noch ungedruckten Schriftwerken die der Herausgeber im Commentar erwähnt, endlich auch ein conspectus orthographiae codicis Vat. gegeben. —

Fast gleichzeitig erschien unter demselben Titel

Ebendaselbst

auf XLIV u. 127 Seiten im größesten Quartformat mit sehr breitem Rande ein Abdruck des bloßen Textes der Vatikanischen sowohl als der übrigen Fragmente, von dem eben angezeigten an wenigen Stellen abweichend. Mehreres, was dort unter den Addendis steht, ist hier schon eingetragen. Diese Ausgabe enthält auch die praefatio, die Indices, und die Kupfer nebst einem specimen codicis, das in manchen Stücken von jenem abweicht.

Unsere Universitäts-Bibliothek besitzt in dieser

und der ersteren Ausgabe ein Geschenk des Herrn von Reden, Königl. Gesandten zu Rom.

Von der Römischen Ausgabe mit Noten erschien

Stuttgart und Tübingen

bey Cotta ein vollständiger genauer Abdruck in Octav auf LVI u. 360 Seiten, der bis zu den Indices mit jener auch in den Seitenzahlen und Zeilen übereinstimmt. Nur an wenigen Stellen sind Druckfehler der Römischen Ausgabe stillschweigend verbessert; doch sind auch diese unter den addendis und corrigendis wieder mit aufgeführt. Dagegen sind einige neue Druckfehler der Tübinger Ausgabe nicht angegeben, nämlich S. 84. l. XXXIII. statt XXX. S. 138. familiarum st. familiarium S. 156. annorum st. amorum. S. 211. aut st. aus. S. 233. aput st. caput und Graeciae st. Graecia. S. 262. (d.) muß das Citat 1. 28. seyn. S. 205. (3.) lib I. 4. st. 41. u. A. Die Kupfer fehlen. Das specimen Cod. Vat. enthält andere Stellen als das, welches sich in beiden Römischen Ausgaben befindet. Auch steht S. 77. Note 2. eine sehr falsche Bemerkung, die in der Römischen Ausgabe schon berichtigt ist, wahrscheinlich durch einen umgedruckten Bogen. Für Leser, denen nur die Deutsche Ausgabe zur Hand ist, stehe die veränderte Note (2) hier: Si vocabulo ipsi intelligit Romanos Scipio, supplendum videtur: pestilentissimis Tiberii Gracchi consiliis Romae nuper expressam vidimus. Sin potius eo vocabulo ipsi intelligit Athenienses (quod valde arbitror), supplendum est: pestilentem fatentur. Porro in hiatu nihil fere latet aliud quam descriptio vitiorum quae singulis rerum publicarum generibus insunt. Der Tübinger Abdruck der Römischen Ausgabe wurde mit des ersten Herausgebers Bewilligung gleichzeitig nach den einzelnen Bogen gemacht, woher diese Verschiedenheiten entstanden seyn mögen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

45. Stück.

Den 18. März 1824.

Königsberg.

Die Königl. Deutsche Gesellschaft zu Königsberg hatte den 18. Januar 1821 in der öffentlichen Sitzung, welche sie an diesem Tage zu der Feyer der Preußischen Königskrone zu halten pflegt, eine Preisfrage aufgestellt, die, durch Wichtigkeit des Inhaltes so wohl als durch Möglichkeit einer treffenden Beantwortung, eben so gründliche Einsicht als weise Ueberlegung zu erkennen gibt, und mithin dazu beyträgt, die allgemeine Hochachtung, die dieser Gesellschaft gebührt, zu vermehren. Der Gegenstand dieser Preisfrage war:

"Die historisch-grammatische Untersuchung der deutschen Beywörter".

Die Gesellschaft wünschte, daß man sich bey Lösung der Aufgabe auf die Gothische, Altoberdeutsche, und Mittelhochdeutsche Sprache beschränke, und machte zugleich getreue Benutzung aller wichtigern Schriftsteller und sorgfältige Angabe der Belege für die aufzustellenden rein erfahrungsmäßigen Regeln zur unerläßlichen Bedingung. Der Preis war 50 holländische Ducaten.

Den 18. Januar dieses Jahres wurde das Urtheil der Gesellschaft öffentlich ausgesprochen. Der Linnäus der Sprachwissenschaft, Jacob Grimm, hatte eine Beantwortung eingesandt, und es würde überflüssig seyn hinzu zu setzen, daß Ihm der Preis zuerkannt wurde.

Jeder gründliche Sprachforscher wird mit uns der Gesellschaft so wohl als der Wissenschaft zu dem Erfolge, den die Aufgabe hatte, Glück wünschen.

Leipzig.

Kirchengeschichte von Dänemark und Norwegen von D. Friedr. Münter, Bischof von Seeland, Königl. Dänischem Ordens-Bischof, Professor der Theologie auf der Universität zu Kopenhagen, Groß-Kreuz des Danebrogs-Ordens und Danebrogsmann. Erster Theil. 1823. S. 587. in 8.

Wenn die Kritik bey irgend einem Werke schon aus dem bloßen Namen des Verfassers ein günstiges Vorurtheil ziehen darf, so mag es ihr bey dem vorliegenden gestattet seyn; wenigstens kann sie sich des vorläufigen Urtheils unmöglich enthalten, daß sie schwerlich von einem andern Verfasser ein vorzüglicheres über diesen Gegenstand erwarten dürfte. Der Herr Bischof hat schon in mehreren Fächern der theologischen Wissenschaft, besonders in den historischen die ausgebreitetste und die mannichfaltigste Gelehrsamkeit erprobt. Er hat sich nahmentlich in der älteren Geschichte des christlichen und des vorchristlichen Nordens schon vielfach als gründlich gelehrten Forscher legitimirt. Er hat mit dem betriebsamsten, Jahre hindurch fortgesetzten Sammlers-Eifer alle literarische Hülfsmittel dazu zusammengebracht, und er ist auf dem heimischen Grund und Boden der Geschichte selbst in einer Lage, die ihm auch die Benutzung von allen antiquarischen erleich-

tert, und selbst den Zugang zu diplomatischen mög=lich macht. Von diesen vereinigten Umständen darf man sich gewiß in dieser Special=Geschichte der Dänischen und Norwegischen Kirche etwas sehr vorzügliches versprechen, noch mehr darf man es nach dem Plane, den sich der Hr. Bischof dazu entworfen, und in der Vorrede zu diesem ersten Bande mitgetheilt hat; es mag daher auch zweckmäßig seyn, zuerst bey diesem etwas zu verweilen. Vier große Abtheilungen sind von ihm dazu bestimmt, das Ganze in vier Bände zusammen zu bringen. Der vorliegende erste enthält die Einführungs=Geschichte des Christenthums in Dänemark und Norwegen und könnte allenfalls auch als eigenes für sich bestehendes Werk betrachtet werden, daher ihm auch ein eigener Titel gegeben ist. Der zweyte ist für die Kirchen=Geschichte des Mittelalters, der dritte für die Reformations=Geschichte von Dänemark und Norwegen bestimmt, und in dem vierten soll endlich die kirchliche Geschichte dieser Länder noch bis auf unsere Zeit herabgeführt werden. Was aber die besondere Behandlungsart der Geschichte in diesen verschiedenen Perioden betrifft, so befürchtete der Verf., daß die synchronistische Behandlung für die Leser zu ermüdend werden, und allzuviel chronikartiges in die Erzählung bringen dürfte, und entschied sich daher für eine andere, nach welcher die kirchlichen Haupt=Erscheinungen jeder Periode unter gewisse generelle Rubriken gebracht, jeder eine eigene gleichsam monographische Abhandlung gewidmet, zuletzt aber alle in einer chronologischen Tabelle wieder in ein Ganzes vereinigt werden sollen. Die besondern Erscheinungen, welche auf diese Art in jeder Periode auszuheben seyn dürften, sind auch noch voraus angegeben, wodurch man auch voraus die Gewißheit erhält, daß man doch eine höchst vollständige und reiche Beschreibung von dem Zustand der Religion und der Kirche in Dänemark und Nor=

wegen aus jeder dieser Perioden erhalten wird; dabey mag aber auch hier diese Behandlungsart auch um deßwillen für zulässigtr und anwendbarer erklärt werden, weil man ja zugleich — woran auch S. VI. von den Verf. erinnert wird — weil man zugleich voraus sieht, "daß die Kirchen-Geschichte "von zwey Reichen, die niemahls viel über zwey "Millionen von Menschen enthielten, und im Nor-"den an den Gränzen der cultivirten Welt lagen, "nicht so sicher in die Weltgeschichte und in die all-"gemeine Geschichte der Kirche eingreifen kann, "als die Kirchen-Geschichte von Italien, Frankreich "oder Deutschland" also eine synchronistische Darstellung auch weniger wichtig macht. Hingegen darf man bey dem Plane des Hrn. Bischofs noch auf einen eigenen Vortheil rechnen, den wir recht hoch anzuschlagen geneigt sind. Mehrere der besondern, und zwar mehrere der wichtigsten Partien, aus denen das Ganze seiner Geschichte zusammenwachsen soll, sind schon von ihm mit einem höchst gelehrten Fleiße bearbeitet, und auch in seinem Magazin für Kirchen-Geschichte und Kirchen-Recht des Nordens in seinen vermischten Beyträgen zur Kirchen-Geschichte, in seiner dänischen Reformations-Geschichte und in der Einleitung zu dieser dem Publico mitgetheilt worden. Diese Vorarbeiten dürfen jetzt nur in das Ganze an dem gehörigen Orte eingefügt werden, und daraus darf man nicht nur die Hoffnung einer gewissern Vollendung des Ganzen schöpfen, sondern man darf auch hoffen, ein vollendeteres Werk zu erhalten, denn diese Vorarbeiten werden gewiß bey dem Geschäft ihrer Einfügung in das Ganze noch manchen schätzbaren Zusatz von der bessernden Hand des Verf. erhalten. Wir geben daher dem Plane unsere sehr eigennützige Zustimmung, doch kann sich Rec. des Wunsches nicht entbrechen daß bey dem Eintritt in jede neue, Periode dem Leser wenigstens eine synchronistische Ue-

bersicht der kirchlichen und politischen Haupt-Ereignisse, wodurch sie sich auszeichnet, möglich gemacht und zwar nicht bloß durch eine Tabelle, sondern durch ein ausgefüllteres, wenn schon nur in großen Zügen gezeichnetes Gemählde voraus übersehbarer gemacht werden könnte. Der Wunsch ist aber wieder etwas interessirt, denn bey einem solchen historischen Gemälde von der Hand des Verf. könnte man ja gewiß seyn, daß man die Züge — nicht aus der Luft, sondern aus dem Innersten der Geschichte heraus gegriffen finden würde.

Was die innere Anordnung dieses ersten Bandes betrifft, so ist darin die Geschichte der ersten Einführung des Christenthums in Dänemark und Norwegen in vier Bücher vertheilt, von denen aber das erste sehr zweckmäßig der Beschreibung des früheren Skandinavischen Heidenthums, oder nach einer genaueren Bezeichnung, des früheren Zustands der Religion unter den gothischen Völker-Stämmen im Norden gewidmet ist. Diese Beschreibung mußte nothwendig gegeben werden, sie erforderte aber gerade die mühsamste und gelehrteste Forschung, weil es dabey galt, die Spuhren einer älteren noch vor dem Odins-Dienst im Lande einheimischen Religion zusammen zu suchen, die sich nur noch in wenigen zum Theil sehr zerstreuten und verwitterten Denkmahlen erhalten haben. Die Forschung wird dadurch noch erschwert, weil man hier doch auch schon vor der Ankunft Odins und der Asen in Skandinavien auf Ideen und Gebräuche stößt, die eine unverkennbare Verwandtschaft mit den später eingeführten, und damit auch ihre gemeinschaftliche Abstammung verrathen. Eine kleine Verwirrung ist dadurch würklich auch in die Untersuchung des Vfs. hineingekommen, der kundige Leser aber wird mit Vergnügen die bedachtsame Vorsicht wahrnehmen, womit sich hier der Verf. ohne seine Ansicht von

dem Ganzen zu verbergen, von einigen der besondern Punkte wegzudrehen wußte, über die man neuerlich am meisten gestritten hat, so wie sich schon in dem moralischen Sitten-Gemählde des heidnischen Skandinaviens seine höchst vertraute Bekanntschaft mit dem Geiste des alten Nordens S. 161-165. erproben wird.

B. II. Geschichte der Einführung des Christenthums in Dänemark in fünf Capiteln. Mit Recht wird hier bey der Fabel, daß noch im ersten Jahrhundert die zwey Schüler Petri, Aegisthus und Marianus, in den Norden gekommen und die Apostel der Angelsachsen geworden seyn sollen, S. 107 nur kurz verweilt, und sehr wahrscheinlich gemacht, daß diese ihre erste Bekanntschaft mit dem Christenthum erst nach ihrem Einfall in England im J. 449. aber damahls nur eine feindliche machten. Genauer werden dafür die ersten Versuche beschrieben die von Friesland aus zu der Einführung des Christenthums in die Nachbarschaft der Elb-Gegenden durch den h. Willebrod, und bald darauf bey dem Vorrücken der Franken unter Carl dem Großen über die Elbe durch den h. Willehad in Nordalbingen gemacht wurden. S. 212-225; etwas ausführlicher und auch etwas besser geordnet wünschte man aber freylich die Notizen die man nun S. 226-230. über den damahligen politischen und statistischen Zustand von Dänemark, über die Vertheilung des Landes und über das Band, das die getrennten Theile zusammen hielt, über den herrschenden Stamm und die Verhältnisse seiner verschiedenen Zweige gegeben, jedoch nur gleichsam im Vorbeygehen gegeben findet. Diese Notizen werfen das trefflichste Licht auf die Umstände, welche auf der einen Seite der neuen Religion den Einzug in das Land erschweren und auf einer andern begünstigten; daher ist an ihrer gehörigen Stellung nicht wenig gelegen: doch gehört vorzüglich auch noch der Abschnitt S.

232-237. dazu, worin die Vorstellung, welche sich der heidnische Normann dieses Zeitalters vom Christenthum machte, echt historisch geschildert ist, denn daraus erklärt sich besonders die Erscheinung, daß sich zuerst so viele von ihnen, und selbst von ihren Großen ihr Heidenthum abkaufen, und zum Theil sehr wohlfeil abkaufen lassen, wie-wohl es im Ganzen immer etwas beträchtliches austragen mochte, was sich allein der fromme Kaiser Ludwig der erste ihre Bekehrung kosten ließ. Bey der Erzählung der ersten Bekehrungs-Versuche, welche der Erzbischof Ebbo unter ihnen machte, S. 243-251 fürchtet Rec. fast, daß der Hr. Bischof seinem alten Collegen das Verdienst, sich freywillig zu dem Missions-Geschäft hergegeben zu haben, etwas zu hoch angerechnet haben dürfte, denn schwer läßt sich glauben, daß nur rein religiöse Gründe auf den Mann gewirkt haben möchten, da auch so manche politische, wie z. B. die Rücksicht auf die kaiserliche Gesandtschaft die er sich zugleich auftragen ließ, bey ihm in das Spiel kommen konnten. Dafür findet auch Rec. den Ehren-Sitz eben so verdient als gerecht, der dem h. Anschar S. 266 bey seiner Einführung in die Geschichte bereitet und angewiesen wird, wiewohl er S. 273 noch etwas über den Apostel von Deutschland, den h. Bonifaz gestellt ist, was doch den dänischen Historiker wenn schon von deutscher Abkunft verrathen könnte. Die Genauigkeit und Besonnenheit, des unparteyischen kritischen Forschers findet man hingegen in allem was sonst zu der Geschichte Anschars und seines nordischen Apostolats gehört; ja wir möchten es selbst dieser Besonnenheit zuschreiben, daß er S. 505, bey der zum Vortheil Anschars durchgesetzten Vereinigung des Bremischen Bisthums mit dem Hamburgischen einen Umstand ganz unbenutzt gelassen hat, der sonst die Bereitwilligkeit des Pabstes Nicolaus I. jene Vereinigung

gegen die Protestationen des Erzbischofs Günther von Cöln, zu bestätigen am natürlichsten erklären könnte. Wir meinen den heftigen Streit, der zwischen dem Pabst und dem Erzbischof wegen der Ehescheidung des Königs von Lothringen ausbrach, allein wenn die päbstliche Bestätigungs-Bulle — was sich doch vielleicht bezweifeln ließe, in das J. 858 gesetzt werden muß, so brach allerdings jener Streit ein Paar Jahre später aus. Uebrigens wird in diesem zweyten Buche die Geschichte des Christenthums in Dänemark noch bis zu dem entschiedenen Siege herabgeführt, den es zu Anfang des eilften Jahrhunderts unter der Regierung Knuds des Großen, dem jedoch bey dieser Gelegenheit gar nicht geschmeichelt wird, über die Ueberreste des Heidenthums erhielt, die sich bisher immer noch im Lande erhalten hatten.

B. III. Geschichte der Einführung des Christenthums in Norwegen. S. 431-510. Unstreitig macht diese die anziehendste Partie in dem Werk aus, weil es hier bey dem Streite, den das Christenthum mit dem Heidenthum zu bestehen hatte, am ehrlichsten und am rechtlichsten zuging, und weil sowohl die Geschichte als der Character des h. Olaf, der ihm hier den Sieg verschaffte, so viel romantisches hat. Schon um der ersten Ursache willen wird man aber gewiß auch im vierten Buch, das noch die Einführung des Christenthums in den Colonien von Norwegen, nämlich in Island, auf den Faröischen, orkadischen und Schettlands-Inseln und in Grönland S. 519-560 beschreibt — man wird gewiß auch hier mit dem größten Vergnügen bey seiner Einführung in Island, und nur vielleicht mit noch größern bey dem so gehaltvollen S. 564-570. angehängten Schluß-Betrachtungen des Verf. verweilen, welche den zweckmäßigsten und fruchtbarsten Total-Eindruck zurücklassen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

46. Stück.
Den 20. März 1824.

Paris.

Bey dem Verf. rue du Bac Nr. 59. und allen Buchhändlern Frankreichs und des Auslandes: Mémorial de Sainte-Hélène ou journal où se trouve consigné, jour par jour, ce qu'a dit et fait Napoléon durant dix-huit mois; par le Comte de Las Cases. T. 1. 484 S. T. 2. 454 S. T. 3. 442 S. T. 4. 460 S. T. 5. 482 S. T. 6. 455 S. T. 7. 446 S. T. 8. 527 S. 1823. in Octav. — Jeder einzelne Band mit einem Inhaltsverzeichnisse, der Letztere mit einem über das Ganze sich erstreckenden versehen, auch sind einige Charten und Abrisse über die Insel und den Kriegsschauplatz in Italien beygefügt.

London.

Gedruckt für W. Simpkin u. R. Marshall: Napoleon in exile, or a voice from St. Helena. The opinions and reflections of Napoleon on the most important events of his life and government, in his own words. By Barry E.

O'Meara, Esq. his late surgeon. In two volumes. Vol. I. fourth edition. S. XXVIII und 512. — Vol. II. S. 542. 1822. in Octav, mit einigen Kupferstichen, das Bild N. darstellend, einem fac simile seiner Handschrift, einem Abrisse seiner Wohnung in St. Helena u. m. A.

Den reichen Inhalt beider Werke einiger Maßen befriedigend in unsern Blättern mitzutheilen, versagt der uns verstattete Raum, auch scheint es überflüssig, da Jeder, der an den großen Angelegenheiten unserer Tage Antheil genommen hat, schon mit diesen Büchern bekannt seyn, oder sie selbst zur Hand nehmen wird. Es ist eine sehr natürliche Neugierde zu erfahren, wie der große Verbannte seine Verbannung getragen habe; auch lassen die Aufschriften jener Werke schon abnehmen, wie viele Aufschlüsse man über sein früheres Leben und seine Verhältnisse darin finden werde. Nicht nur die neugierigen, Alles schnell verschlingenden Leser und die mephistophelischen Naturen, die über alle menschliche Hoheit spottend durch das Leben gehen, sondern auch Geschichtforscher, Geschichtschreiber, Staatsmänner, ja die Edelsten der Menschen werden Belehrung darin finden, sollten sie auch mit wehmüthigem Gefühle diese Bücher aus der Hand legen, weil so selten einem Sterblichen zugetheilte Kräfte, nicht ohne eigene Schuld, dieß Ende finden mußten. Hier in unsern Blättern ist nur auf Das hinzuweisen, was Geschichte und Politik etwa hier Neues finden werden.

Beider Schriftsteller Glaubwürdigkeit und Treue bey der Aufzeichnung wird unter Anderm auch dadurch sehr unterstützt, daß sie von einander Wenig wußten, daß sie kaum ein Paar Mahle auf der Insel sich gesprochen haben, gleichwohl in allen wesentlichen Theilen übereinstimmen und sich ergänzen. Eine gewisse Verschiedenheit, die aus der Eigenthümlichkeit beider Völker, zu denen die Verf.

geboren, hervorgeht, ist nicht zu verkennen, auch stand L. C. seinem Kaiser weit näher, er gehörte zu dessen engern Gesellschaft; der Irländer bleibt immer nur Arzt, seiner bewiesenen Gesinnung wegen zwar geschätzt, doch nicht so vertraut, Manches konnte mit ihm auch nicht auf gleiche Weise besprochen werden. Einige Schonungen bey der Mittheilung deutet L. C. durch Striche an, O'M. läßt Alles ausdrucken, doch braucht er zuweilen auch nur Anfangsbuchstaben bey Nahmen, die den Leser nicht eben beym Rathen werden irren lassen. Beide sind große Verehrer ihres Helden, bey L. C. artet dieß Gefühl in eine Art Abgötterey aus, in eine Alles vergessende Liebe, wie man sie zu einer Geliebten hegt; die kleinen Geschenke, die er zum Andenken erhält, sind ihm unschätzbare Liebespfänder, die kleinsten Beweise von Theilnahme nimmt er dankbar als Entschädigung für alle Leiden an. Napoleon ist ihm der erste und edelste aller Sterblichen in jeder Hinsicht, Alles an ihm ist wahrhaft, groß, unübertrefflich, auch die berühmten bulletins enthalten durchaus Nichts als Wahrheit. Obwohl in des Kaisers Staatsrath und an dessen Hof angestellt, war er ihm doch zuvor wenig bekannt geworden, in einer Rede im Staatsrathe war er stecken geblieben; nach der verlorenen Schlacht eilt er herbey, und ist glücklich genug, den Gegenstand seiner Liebe ins Elend begleiten zu dürfen. Nach der Rückkehr von Elba ward L. C. von Dem, der vorläufig das Amt des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten versah, mit den Worten zu einer Stelle vorgeschlagen. comme fou, mais fou de V. M. Der Irländer ist bey gleicher Verehrung nüchterner, er gehört zu den neugierigen politischen Aerzten, kein Ausdruck kommt häufiger bey ihm vor, als: I asked him. Von solchen Männern wird Niemand eben ein freyes Urtheil über ihren Helden erwarten, aber darin liegt auch gar

nicht die Bedeutung dieser Bücher, sondern in N's Aeußerungen, die gewissenhaft von deren Verfassern zu Papier gebracht worden sind. Zwar hat der Verbannte das von ihnen Aufgezeichnete nicht selbst gebilligt — nur einen sehr kleinen Theil des Memorials hat er in der Handschrift gesehen und verbessert, das Ganze aber ähnlich zu behandeln stillschweigend abgelehnt, — er spottet vielmehr scherzweise über den ganzen Plunder (rabachage, fatras,) und glaubt, daß es ein schönes Stück Geld als Geschenk für den kleinen Emanuel abwerfen werde: aber an der Treue und dem redlichen Willen ist bey Beiden nicht zu zweifeln, wenn auch kleine Irrthümer mit untergelaufen seyn sollten. Tischreden großer Männer sind schwerlich je mit größerer Gewissenhaftigkeit aufgezeichnet worden, man läßt sie für das gelten was sie sind; diese Bücher sind ihnen zu vergleichen. Der Franzose ermüdet durch die Gewissenhaftigkeit, jeden Tag das gehabte Gespräch aufzuzeichnen, daraus entstehen Wiederhohlungen; das Wesentliche dieser acht Bände hätte in zweyen vorgetragen werden können. Der Irländer ist kürzer und weniger ermüdend; dagegen aber hat Ersterer auch Manches, was bey dem Andern nicht gefunden wird. Napoleon hat Jenem die Geschichte seiner Italiänischen Feldzüge in die Feder gesagt, sie genau mehrere Mahle durchgesehen und verbessert; sie wird von den gewöhnlichen Lesern vielleicht überschlagen werden, weil sie freyer von Anecdoten ist, aber sie behält ihren bleibenden geschichtlichen Werth: es ist zu bedauern, daß durch die frühere Abreise des Grafen der Aufsatz unvollendet geblieben, und daß er in das Tagebuch theilweise eingeschaltet worden ist, er sollte ein besonderes Werk ausmachen. Auch kommt in dem Memorial ein kurzer ähnlicher Abriß über N's. spätere Feldzüge vor, und Einiges, auf gleiche Weise in die Feder gesagt, über die früheren Zeiten der Franzö-

sischen Umwälzung. — L. C. war beym Anfange der Französischen Unruhen ausgewandert, man erhält daher über der Ausgewanderten Lebensweise in und um Coblenz mehrere Nachrichten, die von der unglaublichen Anmaßung und Unwissenheit dieser Menschen zeugen. Ganz Frankreich ist ihnen ergeben, sie brauchen sich nur zu zeigen, um mit offenen Armen daselbst aufgenommen zu werden; das Gerücht, daß Madame royale einen siegreichen Erzherzog heirathen könne, empört Alle — weil es un mariage du garnison wäre. Zurückgekehrt lebt der Graf noch einige Zeit in den Salons des Faubourg St Germain, unzufrieden und trotzig. Auch über diese Vereine, die für den Mächtigsten selbst eine Macht blieben, für die er nach seiner Aeußerung zu Viel oder zu Wenig gethan habe, erhält man nicht unbedeutende Nachrichten. Nachdem es endlich aber bey unserm Verf. zum Durchbruche gekommen, nachdem er Mitglied des Staatsraths und des Hofstaats des Kaisers geworden war, so erfährt man auch über diese manche kleine Züge, die nicht zu übersehen sind, z. B. wie Cambaceres im Staatsrathe die Verhandlungen fortsetzt, wenn der Kaiser ermüdet etwa eingeschlafen ist. An seinem Hofe, ernst wie er war und streng auf Ordnung haltend, fehlte es doch nicht an Hofleuten mit ihren Intriguen und Anekdoten auch über des Herrn geheime Liebschaften, oder an Pagenstreichen, wie der, welcher dem Persischen Gesandten gespielt ward, der bey einem Hof-Concert an die Wand gelehnt eingeschlafen war, und dem die Possenreisser den Stuhl wegziehen, wodurch seine Füße Haltung hatten, so daß er ins Gleiten kommt, nun aber, ohne die Sprache zu verstehen, böse Gesichter schneidet und man sie ihm ohne Worte zurückgibt. Der Hof bleibt sich doch immer in Etwas gleich, selbst unter einem solchen Herrn, der seine Umgebungen indeß zu zügeln weiß, wenns Noth

thut: doch haben sie auch ihm abgelernt, daß man nur den ersten Sturm ausbrausen lassen müsse, und N. selbst sagt, seine Heftigkeit sey oft nur Kunst gewesen, um Furcht einzuflößen.

Dieß Alles ist jedoch minder bedeutend, das Wichtigste in beiden Büchern liegt in Napoleons Bekenntnissen, in den mitgetheilten Entwürfen, die er verfolgte, in den Urtheilen über Personen und Sachen, mit denen er in Berührung kam. Allerdings äußert man Manches in der Lebhaftigkeit des Gesprächs, was eben buchstäblich nicht zu nehmen ist; Alles kann nicht immer gleich gegenwärtig seyn, unwillkührliche Irrthümer und Gedächtniß-Fehler laufen mit unter, einige kann man auch hier ganz genau nachweisen; schwerer ist zu sagen, Was solchem Irrthume oder der Leidenschaft beyzumessen ist, und Was mit Absicht Irriges gesagt wird. Dieß Alles darf man nicht vergessen, wenn man die hier mitgetheilten Aeußerungen als Quellen der Geschichte benutzen will; aber dieß Alles zugegeben, so wird man dennoch oft genug durch den Adlerblick überrascht und hingerissen; man muß gestehen, daß zu Dem, was man geschichtliche Wahrheit nennt, die sich mit und durch die Zeit bildet, ein großer Beytrag in diesen Werken gefunden wird.

Ueber die Jugend des Hochgefeyerten findet man hier viele, die ersten zuverlässigen Aufschlüsse. Nach der Schlacht von Lodi sagt er, seyen ihm die ersten Gedanken des Strebens nach höherer Herrschaft gekommen. Nach dem 18. Brumaire, über welchen mehreres Neue vorkommt, erkennt Siéyes alsbald seinen Mann: der weiß Alles, kann und will Alles, ihr habt von nun an einen Herrn und Meister, sagt er zu den Umstehenden. Und ein solcher war zur Rettung Frankreichs nöthig, Europa erkannte es an. Die Franzosen bedurften einen Herrn; selbst Die, welche ihn nach St. Helena begleitet hatten, können vom Kampf mit und gegen einander

nur durch sein Ansehen von blutigen Auftritten abgehalten werden. Napoleon rühmt sich, er habe stets nach Berechnung gehandelt, Herzklopfen habe er nie gekannt, doch habe er seine Entwürfe den Umständen augepaßt, und darin liege die höchste Klugheit: er vergleicht sich mit der Vorsehung, hält sich für ein Felsen-Stück, das von der Natur in den unendlichen Raum sey geschleudert worden, das seine Bahn durchlaufe; er sey weder grausam, noch falsch und treulos, seine Hand sey rein von Verbrechen; Pichegrü hat sich selbst das Leben genommen, kein Grund sey vorhanden gewesen, ihn heimlich zu ermorden: Aehnliches über ähnliche Beschuldigungen.

Von jenem übermenschlichen Standpunkt aus, sieht er auf der Menschen Treiben und will es regeln. Kleinigkeiten können nicht aufhalten; er liebt die Wüste, ungestörter von Außen kann er da den Bildern seines Geistes freyen Spielraum lassen. Er erscheint den Menschen gern als ein Wesen höherer Art, setzt sie in Erstaunen, und erlaubt sich, was gewöhnlichen Menschen nicht erlaubt wäre. Eine entsetzliche Polizey, die er verachtet, muß ihm dienen; Enghien muß sterben, er soll mit Verschwörern gegen ihn verbunden seyn, in gleichem Falle sagt er, würde ich noch jetzt eben so handeln; die Verletzung des fremden Gebiets ist Nichts. Der Graf Cobenzel will nicht die Friedensbedingungen von Campo Formio eingehen, die Buonaparte fordert, darauf faßt er einen Schenkteller von Porcellain, ein theures Geschenk Catharinens II. wirft ihn auf den Boden, wo er in Trümmer fliegt und sagt: also wird die Oestreichische Monarchie zerstieben.

Menschlichen Gefühlen ist er nicht fremd, aber er weiß sie zu beherrschen, ihnen nachzuhängen hat er nicht Zeit. Er liebt und schätzt seine beiden Gemahlinnen, sie sind ihm ergeben. Nach einer Schlacht in Italien kommt er Nachts über das

Schlachtfeld, ein Hündchen springt wimmernd an ihm auf, es schien ihn zu seinem verwundeten, sterbenden oder gebliebenen Herrn hinzerren zu wollen: Napoleon macht Betrachtungen über das Gefühl, das ihn ergreift, und warum ihn der Tod der Tausenden gleichwohl ungerührt gelassen habe; man erfährt nicht, daß dem Herrn des Hundes wär geholfen worden, wenn noch zu helfen war. Er ist nicht unempfindlich gegen den Umgang mit geistreichen Frauen, er kann auf seine Weise liebenswürdig gegen sie seyn; aber in ihrem Kreise müssen sie bleiben. Frau v. Staël deren große Geistesgaben er übrigens anerkennt, die ihn mit der Frage verfolgt, welches wohl die größte Frau je gewesen sey, erhält zur Antwort, die, so die meisten Kinder in die Welt gesetzt hat. Viele Züge kommen indeß vor, die beweisen, daß er ein Gefühl für die gesellige Sitte des alten Adels hatte, ganz von allen politischen Zwecken der Versöhnung abgesehen. Das Großartige ist ihm das Liebste, der Stadt Paris empfiehlt er, statt der vielen kostbaren, Nichts hinter sich lassenden Festschmäuse die Ausgaben zu daurenden Denkmählern zu verwenden. Seine eigenen Unternehmungen zeichnen sich dadurch aus: der Weg über den Simplon, über den Cenis, die Anlagen in Antwerpen, auch das, was verborgen Vielen bleibt, die Cloake zu Paris u. v. A. In Kunst und Wissenschaft waltet dieselbe Liebe vor. Corneille ist sein Mann, er würde ihn zum Fürsten erhoben haben, wenn er zu seiner Zeit gelebt hätte, sagt er, denn alles Große muß er belohnen; Racine folgt nachher, aber das Süßliche in ihm liebt er nicht, und Voltaire als Trauerspiel-Dichter erhält mit Recht fast nur Tadel. In anderer Beziehung ist seine Meinung über die öffentliche Vorstellung des Tartuffe sehr merkwürdig. Fremdes Urtheil, sey es auch noch so verbreitet, besticht ihn nie.

Der Beschluß folgt im nächsten Stück.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

47. Stück.

Den 20. März 1824.

Paris und London.

Ueber Las Cases Mémorial de Sainte-Hélène und O'Meara's Napoleon in exile, Beschluß.

Er achtet der Menschen sittliche und gottesfürchtige Gesinnung, jene ist nothwendig, diese trostreich, darum stellt er die katholische Kirche wieder her, hält auf gute häusliche Ordnung; aber der Papst kann ihn nicht zur Beichte vermögen, noch kann er überredet werden, öffentlich zum Abendmahle zu gehen, der Glaube fehlt, und die Handlung ist ihm doch zu heilig, um sie in ein leeres Schauspiel zu verwandeln. Er glaubt an Gott, er erklärt sich im Memorial gegen den Fatalismus und für die Freyheit des menschlichen Willens, doch kehrt viel häufiger immer die Macht des Schicksals wieder, gegen die der Mensch Nichts vermag. Dem Mysticismus ist er feind, so wie der Herrschaft der Römischen Curie, auch den Jesuiten, denn, ihrem Glauben gemäß, ist ihr General der Souverain der Souveraine. Von den Französischen Freymauerern sagt er (O. M. 1. 185): A set of imbeciles who met à faire bonne chère, and perform some ri-

diculous fooleries. However they do some good actions. They assisted in the revolution, and laterly to diminish the power of the pope and the influence of the clergy. When the sentiments of the people are against the government every society has a tendency to do mischief to it. — Er ist ein Verehrer der Wissenschaft, auch hört er Chladni und belohnt ihn kaiserlich, die großen Gelehrten Frankreichs haben der schönsten Auszeichnung sich zu erfreuen; das ist sein ernster Wille, daß durch die Schulen die Kenntnisse verbreitet werden, doch vornehmlich mathematische und naturwissenschaftliche Kenntnisse, Erdbeschreibung und Geschichte, positive Religions- und Rechtslehre; den Ideologen ist er eben so entgegen wie den Vorstellungen Galls und seine Gelehrten müssen vom Politischen sich fern halten. — Er steht, um mit dem Dichter zu reden, das Größe groß, das Kleine klein. Aber auch das Kleinste entgeht ihm nicht. Der Kaiser muß an seinem Hofe eine sogenannte Etikette einführen, denn die Franzosen sind, sagt er, zwar hingebend, aber auch geneigt unbequem vertraulich zu werden, es müssen Schranken seyn; aber die hohen Hofdiener selbst frey von den Dienstleistungen bey gemeinen menschlichen Bedürfnissen (saletés) bleiben; der Kaiser darf sich nicht nackt zeigen, il n'est que dans la civilisation. Ordnung, Sparsamkeit, Redlichkeit in der Verwaltung will er durchaus, er hat Mittel gefunden auch bey der nöthigen Pracht am Hofe der Verschwendung und den Veruntreuungen im Einzelnen auf die Spur zu kommen; nur seiner ersten Gemahlin große Ausgaben kann er nicht regeln, aber eine Putzmacherin, die sie dazu verleitet, muß ins Gefängniß. Sein von Natur schwacher Körper wird durch die überwiegende geistige Kraft der unglaublichsten Anstrengungen fähig. Das letzte Ziel ist, Frankreich zum mächtigsten Rei-

che der Erde zu machen; die Franzosen sollen Herren der Welt werden, ihr Ehrgeiz bietet die Mittel zur Ausführung, er aber will ihrer Aller Herr seyn. Was Dem widerstrebt, das muß nieder; die Landung in England war ernstlich gemeint, sie ist nur aufgeschoben; so wenig aber kennt er die Britten, daß es ihm ganz ausführbar und dauernd scheint, wenn er das Volk gegen die Aristocraten, Burdett und die Opposition über das verworfene Ministerium einmahl gehoben hat. Viele Hundert Englische Schleichhändler sind in Dünkirchen ihm behülflich zu Allem, eine Lady dient als Spion um 3000 Pf. monathlich; jene saubern Gäste wollen ihm auch den jetzigen König herüberbringen, im Nothfall todt; er schlägt es aus. Die Züge nach Indien beschäftigen ihn und scheinen ihm ausführbar. Wenn einmahl England, und Die, welche es mit ihm halten, darnieder liegen, dann fangen die Reize des Kaiserlichen Schäferlebens an, die man hier dargestellt findet; es ist die Schuld seiner Widersacher, daß diese goldne Zeit nicht früher eingetreten ist; er will nicht Krieg, seine Feinde, die ihn nicht willenlos als ihren Herrn anerkennen wollen, zwingen ihn dazu. Jene goldene Zeit wird nun also geschildert. Der heilige Bund und der daraus hervorgehende ewige Friede ist, wie er sagt, eine von ihm entlehnte Idee; ist die glückliche Stunde gekommen, so wird der Europäer aller Orten sich wie zu Hause finden; gleiches Maaß gleiches Gewicht, dieselbe Münze, dieselben Gesetze werden durch Europa gelten, der Kaiser aber wird mit seiner Gemahlin, im höhern Alter en vrai couple campagnard mit eigenen Pferden langsam durch's Land reisen und als wohlthätige Gottheit dem Unrecht an Ort und Stelle wehren, und Glück und Seegen aus dem Füllhorn über das lang geängstigte Europa verbreiten.

Wenn die Ausschmückung für die Zuhörer war,

die Wahrheit des Entwurfs im Ganzen und Großen ist nicht zu bezweifeln. Im Gefühle der in ihm wohnenden Kraft, zum Herrschen geboren, dem endlichen Ziel nachstrebend, übersieht er, was der gemeinste Verstand nicht übersehen hätte. Den Schauspieler Talma, den er ehrt, darf er nicht mit dem Orden schmücken, die Sitte widerstrebt; im Vollgenuß seiner Macht findet er es unmöglich. Nun aber, was ist Dieß gegen die Unterwerfung der Europäer unter dieselben Gesetze, die Zerstörung aller Eigenthümlichkeit, ihrer gewohnten Sitte? Als das Glück von seinen Fahnen weicht, da sind Spanische Pfaffen Dummheit, der harte Winter in Rußland, der Verrath eines geborenen Franzosen in den Leipziger Schlachten, der Verrath der Baiern, der der Marschälle bey der Vertheidigung von Paris u. s. die alleinigen Ursachen: das Alles kann verbessert werden, er kehrt von Elba zurück, Einiges muß man in der Form dem Volke, den Thoren und Intriguanten vorläufig einräumen, im Niederlande ist die kaiserliche Krone zu befestigen. Ganz den frühen Eifer findet er zwar nicht, aber die Dummheit Grouchy's und der blinde Zufall, der das einfältigste Benehmen des Feindes begünstigt, zwingen ihn doch allein zur zweyten Abdankung, die ihn so fort gereut, während der von ihm mit Recht und nach Gebühr verachtete Polizey-Minister ihn auf die Englischen Schiffe treibt. Vergebens räth ihm Talleyrand in Leipzig, um jeden Preis Frieden zu machen, seine Kraft werde nicht mehr gleichmäßig vom Volke unterstützt; Clarke gibt ihm später in Frankreich, während des glorreichen Feldzuges daselbst, den gleichen Rath, er kommt aber schlimm an; endlich schien denn nur noch übrig zu bleiben: Alles oder Nichts.

Die Mitwirkung jener Ursachen wird Niemand läugnen, aber die entscheidendste von Allen verschweigt er sich immer. Er überhört den Ruf der

Völker, er übersieht, daß Etwas in der Europäischen Menschheit lebt, was durch das Erstaunen über eine übermenschliche entwickelte Kraft eine Zeitlang schweigt, was aber doch zuletzt unaufhaltsam hervortritt: die Menschen wollen nicht allein, auch von dem Größten und Mächtigsten ihres Gleichen nicht als Mittel zu dessen Zwecken gebraucht werden: und wenn damit ihr eigener Vortheil auch verbunden wäre; so wollen sie doch nicht, was in so großer und ungewisser Ferne sich erst zeigt. Die Völker wollen ihre Freyheit, nicht das kaiserliche Schäferleben; die Einzelnen wollen Kinder und Eigenthum nicht weiter zur Erreichung solcher großartigen, auf einen in ferne Zukunft gehenden Entwurf hergeben, und selbst die, welche er aus dem Staube gehoben, wollen endlich das Leben genießen; nach seiner Aeußerung haben diese mehr denn Andere ihn verrathen und früher verlassen. Von welcher Wehmuth wird man ergriffen; was hätte ein Mann, mit solchen Kräften versehen, der Welt deren Herr er war, der wahren Freyheit der Völker und der Einzelnen seyn können!

Der Mensch soll nicht die Vorsehung spielen, nicht unter die Götter sich setzen wollen, er soll sich beschränken. Napoleons Nahme wird indeß nie unvergehen, obwohl in anderer Beziehung als er glaubt; die kommenden Geschlechter werden stets vor dieser riesenmäßigen Gestalt erstaunend weilen.

Wegen seiner Urtheile über Personen und Sachen lassen sich nur hier einige Winke über deren Bedeutung geben, wir müssen die Leser auf jene Bücher verweisen. Zwar sagt L. C., daß das Eigenthümliche an N. gewesen sey, mit unglaublicher Ruhe über sich und seine Gegner, gleichsam als wenn von Fremden die Rede sey, zu sprechen; mit seinem größten Feinde würde er, nach abgemachter Sache, haben leben können. Aber diese Haltung ist nur angenommen, und wenn sie vor

Wellingtons Nahmen selbst nach L. C., nicht besteht, so fehlt doch auch sonst nur zu oft das ruhige Urtheil; es scheint ein Trost auf dem Felsen, um mit einem seiner Gegner zu reden, wie der Büttel mit dem Beile so durch Rede oder Schrift seine Feinde zu richten. Das Brittische Ministerium ist ihm ein ausgesuchter Haufe von Bösewichtern, Meuchelmördern, Dummköpfen und Verräthern an dem eigenen Volke. Pitt, der im schlimmsten Fall doch nur für England wollte was Buonaparte für Frankreich beabsichtigt, — sein Volk über andere erheben — dingt Meuchelmörder gegen ihn; doch läßt N. zuletzt seinen Gaben Gerechtigkeit widerfahren: allein Lord Castlereagh ist dessen von dem Weihrauch, der ihm im Auslande gestreut wird, trunkener Affe; Wellington ist wieder der unterthänige Diener des Letzten, der außer der Kunst zu schlagen, die er oben ein schlecht genug versteht, zufolge eines von der Frau von Staël entlehnten Ausdrucks, nicht zwey gesunde Ideen im Kopfe hat. Stein's Verfolgung wird gerechtfertigt, aber seinem Geiste und seiner Vaterlandsliebe widerfährt Gerechtigkeit. Wer bisher geglaubt hat, daß dem Marschalle Berthier einiger Antheil an den Siegen seines Herrn gebühre, der wird eines Bessern belehrt. Er ist, was man nicht erwartet hätte, eine Art Siegwart, der in Aegypten neben seinem Zelt, ein anderes schöneres hat, worin das Bild seiner Geliebten aufbewahrt wird, welchem er sich als Priester Weihrauch darbringend naht. Sein eigentliches Verdienst ist, daß er die mündlichen Befehle des neben ihm im Wagen sitzenden Kaisers nach der Ankunft, es sey bey Tag oder bey Nacht, schleunigst ausfertigt. Für solches Verdienst, das auch ein gemeiner und gewandter Schreiber sich erwerben konnte, beschenkt ihn sein Herr mit 40 Millionen. Sollten die Völker nicht endlich auch merken, wie theuer solche Belohnungen für so ge=

ringe Verdienste ihnen zu stehen kamen? Bernadotte kommt noch viel schlimmer weg, Napoleon hat ihn, beyläufig gesagt, für Die, welche noch Anderes glauben, nicht zum Könige machen wollen, er wirft sich vor, endlich seine Einwilligung zur Wahl gegeben zu haben. Carnots edlem und freyen Geiste widerfährt Gerechtigkeit. Talleyrand, der ihm doch oft einen guten Rath gegeben, ist ein Verräther, stumm wie ein Fisch wenn man ihn ausfragen will, sonst geschwätzig wie ein altes Weib; mit Wohlgefallen wird das von Andern entlehnte Urtheile über ihn angeführt, daß man keine Veränderungen auf seinem Gesichte merken werde, wenn ihm Jemand von Hinten einen Tritt gebe. Auch Josephine, die erste Gemahlin, die N. als seinen Schutzengel betrachtet, bleibt nicht verschont, Alles muß heraus. Die Rechnungen ihrer Gläubiger, Früchte ihrer Verschwendungen, finden den Weg nach Elba; auch schlägt sie die zur Bezahlung ihrer schuldigen Rechnungen erhaltenen Gelder unter; um als Kaiserin aber sich zu behaupten, empfiehlt sie ihrem Gemahl einen Knaben, bey eigener Unfruchtbarkeit, unterzuschieben (L. C. III. 355. 356). Chateaubriand wird nach L. C. vom christlichen Unglauben durch die Bemerkung eines Buchhändlers in London bekehrt, der ihm sagt, jenes sey keine beliebte Waare mehr; nun schreibt er seinen Geist des Christenthums, er wird vom Kaiser angestellt schreibt, gegen ihn. Ist es nicht merkwürdig, daß dieß und so vieles Andere ungestraft in Paris gedruckt und verkauft wird, wo Ch. Minister des Auswärtigen ist? Merkwürdig ist, auch daß die Schreiber gesunde Glieder, so viel man weiß, bis jetzt behalten haben.

Dieß mag genug seyn, beide vorliegende Bücher sind voll von Aehnlichem, eben deßhalb werden sie verschlungen werden, denn es läßt sich abnehmen, daß auch die Größten der Erde nicht geschützt sind ge-

gen Den, der eine Zeitlang für ihres Gleichen oder für ihren Herrn galt, und der besiegt von ihnen schied. Den Werth, den dieß Alles in unsern Augen hat, brauchen wir nicht anzugeben, aber wohl ist hinzu zu fügen, daß, wer sich anmaßen könnte, hier Trug und Leidenschaft von Wahrheit immer zu scheiden, daß der auch bey einigen dieser Urtheile Aufschlüsse mancher Art finden würde.

Was den Verbannungsort und des Verbannten Behandlung daselbst betrifft, so ist auch darüber noch ein Wort zu sagen. In beiden Schriften nimmt es einen großen Theil ein, und die Verf. sind einstimmig in der schlechten Behandlung durch Sir Hudson Lowe. Die Gefangenschaft wird von dem Verbannten als eine widerrechtliche Handlung, als entwürdigend für ein gekröntes Haupt betrachtet. Aber England hat zu keiner Zeit diese Würde in ihm anerkannt, und wenn die übrigen Verbündeten ihm den Kaiser-Titel ließen, als er nach Elba ging; so ächteten ihn Alle, als er von da, das gegebene Wort brechend, wiederkehrte. Daß er sich aus freyen Stücken auf Englische Schiffe begeben habe, ist nicht andem, er war dazu genöthigt, kein anderer Ausweg blieb. Das Vertrauen, das er für sein Wort fordert, in England ein stilles, bürgerliches Leben zu führen, konnte kaum irgend erwartet werden. Reineke Fuchs, der Buße thun will, fällt dem Leser unwillkührlich ein. Aber gab es keinen bessern, gesündern und gleich sichern Ort als diesen wüsten und wie es scheint ungesundern Felsen, als man zuvor glaubte, im Weltmeer?

Nach Buonaparte's Meinung wäre, wenn nicht England doch America der schickliche Ort gewesen. Für die N. A. V. St. war, wir glauben deren Freyheit so fest begründet, vielleicht Nichts von ihm zu besorgen. Für das Spanische und Portugiesische America aber hätte sich für seinen Geist und für eine Thätigkeit eine neue Welt aufgethan. Was

aber war zugleich für die anderen Europäischen Besitzungen in jenem Welttheile und bey Europa's Lage endlich für diesen Welttheil selbst alsdann zu besorgen! Sollten die Verbündeten leichtsinnig es übersehen? Dringend nöthig war es, dafür zu sorgen, daß das Entkommen von Elba nicht wiederhohlt werde, für England doppelt auch deßwegen, weil viele gutmüthige Menschen das erste Entspringen der Brittischen Regierung Schuld gegeben hatten. Sagt er doch selbst, die einzige Hoffnung frey zu werden liege darin, daß Europa völlig beruhigt werde und daß man die Kosten dann werde sparen wollen, oder weil die Könige seiner bedürfen würden gegen die Völker, oder diese gegen jene, denn daß sie sich selbst helfen könnten hat er nicht geglaubt; oder endlich weil Europa seiner bedürfen werde, um sich gegen Rußlands Uebermacht zu schützen. War ein gleich sicherer, bequemerer und gesunderer Aufenthalt zu finden, so hätte er gewählt werden sollen, wir unsers Theils wagen aus Mangel an Kenntniß nicht abzusprechen. Sicher war er, denn der Verbannte ist von dort nicht entkommen. Absicht war es zugleich, im Gefühl eigener Würde, ihn als einen gefangenen General und mit den solchem Range gebührenden Ehren zu behandeln. Die Kosten waren bedeutend für das Englische Volk, mehr denn 400,000 Pfund (gegen drittehalb Millionen Thaler) jährlich; nie hat ein Gefangner so viel gekostet. Gleichwohl fehlte Manches gleich zu Anfang, eine erträgliche Wohnung mußte erst eingerichtet werden, zu einer bessern wurden die Sachen aus England später herbeygeschafft, zuweilen waren die Lebensmittel verdorben, von ferne herbeyzuschaffen, an vielen Bequemlichkeiten, woran Europäer gewöhnt sind, und vollends Franzosen, die in solchem Wohlstande gelebt hatten, trat öfters Mangel ein. Auch Napoleon klagt darüber, doch sein großartiges Gemüth kannte andere Schmerzen,

er sagt einmahl: Non, mes véritables souffrances ne sont point ici!

Es war eine schwere Aufgabe für den Statthalter die Sicherheit mit Anstand, Achtung und Milde für den Verbannten zu verbinden. Ohne mit Gewißheit abnrtheilen zu wollen, da man Sir Hudson Lowe's Instructionen, auf die er sich stets zu seiner Vertheidigung beruft, nicht alle genau kennt, scheint es doch, daß er dem Geschäfte nicht gewachsen war, daß er an Kleinigkeiten hing, und höchst ängstlich war, der Gefangene möge ihm entkommen. Wer aber gibt sich auch zu solchem Geschäfte her? Nun entdeckt man einen, obwohl ziemlich unschuldigen, auf Seide geschriebenen und einem nach Europa zurückkehrenden Matrosen in die Kleidung eingenähten Brief von L. C.; der Entdeckung folgt des Letztern Verhaftung und Entfernung von der Insel. Ganz ohne Grund waren die Besorgnisse des Entkommens wohl nicht, obwohl der Verbannte selbst jene Unbesonnenheit L. C. nicht theilt, und den Antrag sich des gleichen Mittels zu bedienen stillschweigend ablehnt, auch von L. C. vielmehr glaubt, daß das Unglück ihm zu Kopf geschlagen und er verwirrt geworden seyn müsse, da er solche Thorheit habe begehen können. Allein man müßte doch, bevor man entscheidet, genauer alle Versuche kennen, die sonst zur Befreyung mögen gemacht worden seyn, sie stehen nur von der andern Seite zu erwarten. N. will stets den Kaiser spielen, S. H. L. nur einen General Buonaparte anerkennen, über diesen Streit steigt die Erbitterung; N. sieht es selbst ein, aber um keinen Preis will er den General Buonaparte anerkennen, lieber einen andern selbst gewählten Nahmen annehmen und unter diesem incognito leben. Man sieht den Grund der Feinheit nicht leicht ein. Die Wohnung des Generals oder Kaisers ist nicht gesund, als Kaiser hätte er billig plantation-house, die Wohnung des Statthalters,

haben sollen, der konnte mit einer schlechtern sich behelfen, das will dieser aber nicht. N. wünscht auf der andern und bessern Seite der Insel zu wohnen, auch das wird nicht zugegeben, von da schien das Entkommen zur See leichter, auch kommt vor, daß N., nach seinem eigenen Dafürhalten 100 Millionen an anderen Orten sogleich zu Gebote stånden, und daß er, einmahl frey, leicht 60000 Anhänger um sich werde versammeln können. Die ausgestellten Englischen Wachen sind ihm ein Gräuel, auf seinem Wege, auf seinem Spazierritt will er sie nicht treffen, einen Englischen Offizier, der in sein Gefolg gemischt ihn begleiten sollte, will er nicht dulden; nun entsagt er der Bewegung, die ihm so nöthig war. Dagegen nimmt er warme Bäder, sitzt ununterbrochen mehrere Stunden in denselben, ißt darin. Die Aerzte mögen entscheiden, ob dieß seinem Zustande angemessen war, aber er hat keinen Glauben an die Aerzte; allen, die sich ihm nahen, sucht er zu beweisen, daß ihre Kunst nichtig, und daß sie sämmtlich nur Charlatane und Geldschneider wären. Zu beschäftigen weiß er sich immer, würdig auch, weibische Klagen kommen nicht über seine Lippen, dagegen Schimpfreden über Lord Bathurst und den Statthalter. Eine gemeine Klugheit schien zu rathen Diesen zu schonen; mit Nichten. Er hat einmahl eine Unterredung mit ihm, in welcher er ihn einen Henkersknecht oder Büttel (bourreau) einmahl über das andere nennt. Nachher glaubt er selbst S. H. L. sey mehr dumm als böse. Der Admiral Malcolm, der Buonaparte's Vertrauen besitzt, rechtfertigt ihn gleichfalls und behauptet man thue ihm Unrecht. In der That scheint der Statthalter kleinlich, ängstlich, er markt um die täglichen Ausgaben, er will nur etwa die Hälfte 8000 Pfund jährlich übernehmen; aber ein Geschrey war in England, der Gefangene koste viel zu viel, und er mag wohl Weisungen erhalten haben. Na-

poleon's Silbergeräth wird nun verkauft um die Ausgaben des täglichen Haushalts theilweise davon zu bestreiten. Das Gefolg des Gefangenen trägt auch mit dazu bey, die Mißhelligkeiten zu mehren. Mit dem Admirale Cockburn, der die Verbannten nach der Insel geleitete, waren sie nicht eben unzufrieden, als dieser den angekommenen Statthalter bey Napoleon einführen wollte, wurden sie zuerst nicht angenommen, nachher wurde S. H. L. zugelassen, aber dem Admiral, der ihn vorstellen wollte, ward die Thür von einem großen Schweizer vor der Nase zugeschlagen und die Franzosen bemerkten sein langes Gesicht. Das Ende von Napoleons Leben findet sich nicht in diesen Büchern.

G. S.

Paris.

Bey Fochard: Des fièvres et des maladies pestilentielles, par A. F. Chomel, Médecin attaché à l'hôpital de la Charité. 533 S. in 8.

Das Werk, welches hier angezeigt wird, zerfällt in zwey Hauptabtheilungen: in der ersten wird von den Fiebern im Allgemeinen und ihren verschiedenen Gattungen, in der zweyten von den pestilentiellen Krankheiten gehandelt, wohin der Verf. den typhus oder la peste d'Europe, die Pest im Orient, das gelbe Fieber und den englischen Schweiß (la Suette) rechnet.

Um den Leser gleich anfangs mit dem Geiste, welcher in dieser Schrift herrscht, bekannt zu machen, will Rec. die in dem Avant-Propos ausgesprochenen Grundsätze anführen, von denen der Verf. ausgeht, die seine Arbeit geleitet haben und die er nur allein bekennt. Beseelt von dem Grundsatze weder dieses oder jenes System zu vertheidigen, noch einem ausschließend zu huldigen, will er nur dasjenige zusammenstellen, was man über die Fieber

bestimmtes weiß, d. h. ihre Ursachen angeben, und ihre Phänomene und ihren Vorlauf beschreiben, wobey der Einfluß sowohl, den die verschiedenen Arzneymittel auf den Gang derselben äußern, als auch die Umstände, unter welchen sie am vortheilhaftesten gereicht werden können, nicht aus der Acht gelassen wird. Was zweifelhafte, schon lange bestrittene Punkte betrifft, darüber bringt er bloß eine historische Andeutung bey. Was endlich die Beschreibung der eigenthümlichen pestilentiellen Krankheiten anlangt, so ist diese bloß compilatorisch, da er keine derselben selbst beobachtet hat. Die im ersten Theile enthaltenen Capitel sind: Chap. I. Des fièvres en général. Chap. II. Des fièvres continues. Chap. III. De la fièvre continue simple. Chap IV. De la fièvre inflammatoire Chap. V. De l'état bilieux et de la fièvre bilieuse. Chap. VI. De la fièvre muqueuse. Chap. VII. De la fièvre nerveuse. Chap. VIII. De la fièvre adynamique. Chap. IX. Des fièvres intermittentes nebst ihren Unterabtheilungen, die von Chap. X. bis Chap. XVII. abgehandelt werden. Chap. XVIII. De la fièvre rémittente. Chap. XIX. De la fièvre hectique. Im zweyten Theile spricht der Verf in fünf Capiteln von den pestilentiellen Krankheiten, die Rec. gleich anfänglich nahmhaft gemacht hat.

Der Plan dieser Blätter gestattet es nicht, die vorliegende Schrift einer weitläuftigen Kritik zu unterwerfen. Rec. wird daher den Inhalt desselben auf die gleiche Weise anzeigen, daß das Wesentliche in der Schrift angedeutet und das Bekannte darin unberührt bleibt. Als völlig bekannte Sachen übergeht Rec. die Definition des Wortes Fieber, dessen Ab- und Unterabtheilungen, so wie die Behandlungsweise, welche der Verf. in den verschiedenen Krankheitszuständen anwendet, indem in dieser weder neue Ansichten entwickelt sind, noch daß man

über das eigentliche Wesen des Fiebers neue Aufschlüsse von ihm erhält. Denn darüber ist man längst einverstanden, daß das Wort Fieber von jeher in einer höchst vaguen Bedeutung gebraucht worden ist, nur frägt es sich, ob es für die Wissenschaft ein bedeutender Gewinn ist, wenn mit dem Worte nur un groupe particulier de maladies belegt, und mit mouvement ou appareil fébrile, die symptomatischen Fieber bezeichnet werden sollen, wie der Verf. solches will. Obgleich er anfangs erklärt hat, daß er bloß als Eclectiker beurtheilt seyn wolle, so kann Rec. hierbey nicht unbemerkt lassen, daß dem nicht so ist, vielmehr tritt er als Gegner von Broussais und als Vertheidiger der allgemeinen Fieber auf. Nachdem er im ersten Capitel das Irrige der Broussais'schen Ansichten, die er als eine fastidieuse dialectique betrachtet, glaubt erwiesen zu haben, geht er zur Vertheidigung der Existenz der allgemeinen Fieber über und bemühet sich das wirkliche Vorhandenseyn derselben auf die Weise darzuthun, daß er hierbey nur die Erfahrung als alleinige Wegweiserin wählt; allerdings der richtigste Weg, nur kommt es darauf an zu wissen, ob es dem Verf. wirklich gelungen ist, in die Mysterien der Natur einzudringen. In dieser Hinsicht muß Rec. frey bekennen, daß die Gründe, welche der Verf. zu Gunsten seiner Meinung beybringt, weder neu, noch überzeugend sind, noch weniger aber, daß sie das Gepräge der Unfehlbarkeit an sich tragen. Rec. der über ein viertel Jahrhundert seine Kunst ausübt und manche Betrachtung über diesen Gegenstand angestellt hat, ist der festen Ueberzeugung, daß es keine allgemeine Fieber gibt. Er betrachtet vielmehr jeden fieberhaften Zustand als abhängig von irgend einem Localleiden, und die hieraus entstehenden Fieberbewegungen als den Ausdruck der Stimmung, worin der Körper durch die Local-Affection versetzt worden ist. Abweichungen in den ver-

ganisch-animalischen Funktionen constituiren die Krankheiten, gleichviel ob der sie veranlassende Reiz eine Entzündung erregt, oder ob er eine solche Beschaffenheit mit sich führt qualitative oder quantitative Veränderungen in unserer Maschine zu veranlassen, oder aber endlich ob er unter der Form von Orgasmus oder Erethismus sich ankündiget; immer aber werden die auf den Körper einwirkenden Schädlichkeiten und die nothwendig dadurch hervorgerufenen krankhaften Veränderungen irgend eines Gebildes oder eines Systems einen Zustand bedingen, der dem Wesen nach, im engen oder weiten Sinne des Wortes genommen, mit einem entzündlichen zu vergleichen ist; Verschiedenheiten, wozu der unbefangene und vorurtheilsfreye Beobachter in der Ausübung seiner Praxis täglich Belege finden wird. Der Verf. scheint auch die in der Natur begründete Wahrheit, daß die Krankheiten locale Ursachen voraussetzen, lebhaft gefühlt zu haben, nur hütet er sich sie geradezu anzuerkennen, weil er sein Gebäude völlig umstürzen würde, während er es jetzt freylich wankend aber dennoch aufrecht erhält. Als Beleg des eben Gesagten will Rec. einige Stellen aus dem Werke selbst anführen. S. 17 heißt es: — Nul doute qu'il ne fût plus satisfaisant pour l'esprit de reconnaître, dans la texture des parties, une lésion manifeste à laquelle on pût rattacher la série de symptômes qui se sont présentés. Mais faut-il admettre des lésions là ou le sens n'en decouvrent pas? et ne vaut-il pas mieux avouer qu'elles nous echappent? ferner wird S. 20. gesagt, daß die Diognosis der Fieber oftmals sehr schwierig sey: Soit que des simulacres d'inflammations accompagnent ces maladies, soit que l'inflammation d'un viscère important se masque sous les traits d'une fièvre idiopathique, und am Ende seines Raisonnements wirft er S. 22. die Frage auf:

les fièvres sont-elles liées à une altération encore inaperçue dans la texture des solides ou dans la composition des humeurs? Nous l'ignorons entièrement, et peut-être l'ignorerons-nous toujours. Rec. wiederholt es, daß man sich die Entstehung der krankhaften Erscheinungen, die wir unter den Collectivnamen Krankheit zusammenfassen, nur in dem Sinne denken kann, nach welchem wir diese Erscheinungen als den mehr oder weniger verbreiteten äußeren Ausdruck des Leidens irgend eines Theils betrachten, wobey aber über das Wie? das tiefste Stillschweigen beobachtet werden muß, da es dem Menschen nicht gestattet ist, in irgend etwas zur Vollendung zu gelangen. Nach diesem nochmaligen Glaubensbekenntniß über des Rec. Ansicht der pathologischen Erscheinungen im menschlichen Körper, verwahrt er sich aber zugleich aufs feyerlichste gegen solche Deutungen, wodurch man ihn als Vertheidiger von Broussais's Lehren im engen Sinne nehmen möchte. Nach diesen Prämissen geht der Verf. zur Beschreibung einer jeden Fiebergattung insbesondere über, zeigt ihre Verschiedenheiten an, erörtert ihre Ursachen und schlägt die Mittel vor, welche die Erfahrung aller Zeiten dagegen empfohlen hat. Man würde sich aber irren in der Exposition dieser verschiedenen Materien neue Aufschlüsse über die Ursachen der verschiedenen Fiebergattungen zu erhalten, oder aber auf eine zweckmäßigere und sichere Behandlung derselben hingeleitet zu werden; dasjenige, was in einem jeden praktischen Lehrbuche der Medizin hierüber gesagt wird, findet man hier von Neuem wieder angeführt. Daher begnügt sich Rec. das sich hier Findende nur summarisch anzugeben.

Weit entfernt die Verdienste des Verf. schmälern oder aber dessen Arbeit für überflüssig erklären zu wollen, glaubt Rec. sehr gern, daß das vorliegende Werk ein Bedürfniß für dasjenige ärztliche Publicum seyn mag, in welchem der Verf. lebt. Nur für uns deutsche Aerzte ist dieses Werk völlig entbehrlich, da wir bey dem uns zu Gebote stehenden classischen Apparat der Medicin wohl nicht erst nöthig haben von Fremden zu lernen, welche Regeln und Cautelen wir bey der Behandlung der verschiedenen Fiebergattungen zu befolgen und wahrzunehmen haben, die man unter den Namen von eigenthümlichen, gallichten, faulichten, catarrhalischen Fiebern u. s. w. begreift. Schließlich bemerkt Rec., daß des Verf. Fleiß in der Zusammenstellung von Thatsachen, sein Streben nach Deutlichkeit u. Wahrheit bey der Bearbeitung seines Gegenstandes, und die Anerkennung der Verdienste sowohl fremder als einheimischer Aerzte Seiten sind, wodurch sich das Werk vortheilhaft auszeichnet.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

48. Stück.
Den 22. März 1824.

Berlin.

Die siebente Ausgabe des Lehrbuches der juristischen Encyclopädie vom GJR. R. Hugo, bey August Mylius 1823, ist schon vor einem Jahre fertig geworden. Sie beträgt XXXVI. und 608 S., also 56 S. mehr, als die vorige sechste, und der Verf. hat dabey Etwas angebracht, wovon er hofft, es werde mehr als Einem Leser angenehm seyn und vielleicht bey andern Büchern, deren neue Ausgaben sich "vermehrt und verbessert" nennen, nachgeahmt werden, nähmlich ein Sternchen vor jeder Zeile, die neu geschrieben worden ist, damit Wer das Buch schon kennt das neu Hinzugekommene auf den ersten Blick unterscheiden könne. Ein Uebelstand ist dieß Mahl freylich, daß dasselbe Sternchen im Register ganz etwas Anderes bedeutet, da Herr Universitätssecretaire Riedel in den Registern zu diesen Lehrbüchern zuerst damit die neu geprägten oder umgeprägten lateinischen Kunst-Wörter bezeichnet hat, wie es nun schon in mehreren andern Schriften angenommen ist. Allenfalls ließe sich vor diese unglückseligen Wörter ein † setzen, das ja schon lange den Tod bedeutet und

für das, was zum Tode verurtheilt ist, also ganz gut paßt.

Die Zusätze betreffen theils die Fortsetzung der Geschichte, da ja, in der vorigen Ausgabe, selbst der 20. Sept. 1819 noch nicht erwähnt seyn konnte, theils die neuen Entdeckungen in der Geschichte des Römischen Rechts, die Handschrift, die Clossius in Mailand, und die Ordnung der Stellen in jedem größern Digesten-Titel, die Bluhme in allen Ausgaben, welche hierin die Handschrift zu Florenz befolgen, gefunden hat. Von Mai's Palimpsesten ohne Nahmen, die also wohl seine Palimpsesten schlechtweg heißen können, ohne daß es Verwechselungen veranlaßt, ist nur noch in den Verbesserungen beym Inhalte die Rede, indem auf die erste Ankündigung derselben in gegenwärtigen Anzeigen, verwiesen wird. Zu der einzigen Ueberschrift: Ursprüngliche Eintheilung der Digesten ist eben beym Inhalte mehr als eine Seite sehr kleine Schrift hinzugekommen, die, verbunden mit den vielen Sternchen im Buche selbst bey dieser Lehre, dem Verf. das Zeugniß geben, daß er bey seinen vor einem Jahre erst zum zweyten Mahle gehaltenen Vorlesungen über die Digesten nach der Titelfolge, wie man sonst sagte, nach den Partes und Büchern, wie er auf der einen, und wie er auf der andern Seite sagen möchte, nach den drey Reihen der ausgezogenen Stellen, Manches gelernt hat, woran seine Lehrer in dem ehemals so gangbaren, jetzt so ungangbar gewordenen Vortrage gar nicht dachten. Er bescheidet sich nun wohl, es sind lauter Kleinigkeiten, wohl gar Kleinlichkeiten, die er bey seinen (ehemals) so genannten eleganten Erörterungen bezwingt, er könnte, wie Wesenbecius in Rücksicht auf die Religion that, den Zuwachs seiner Kenntnisse mit einer alluvio vergleichen, er arbeitet sich ab oder vielmehr es macht ihm Freude, einen Stein zu brechen und zu behauen, und dann wieder einen, bis es mit ihm gewiß eher,

als mit dem Baue selbst zu Ende ist, und so steht er ganz kläglich in Vergleichung mit der gediegenen Kraft da, die einen ganzen Pallast (so muß man wohl eine civilistische Abhandlung, wenn sie ein starker Groß=Octav=Band ist, über eine noch anwendbare Lehre, ansehen) hinstellt, man könnte sagen, wie durch ein Zauberwerk, wenn nur nicht doch auch die viele Geduld gerühmt würde, die dazu gehörte. Ja Was bey ihm noch schlimmer ist, und Was er sich selbst sagt auch wenn er es da noch nicht erwähnt findet, wo man es so darauf anlegt, ihn in der Demuth zu erhalten, er glaubt in seiner Beschränktheit oft, Etwas bemerkt zu haben und nachher findet sich, es war nur der Weg zu einer andern Bemerkung, um derenwillen nun wohl gar ein Theil des Vorigen wieder aufgegeben werden muß. Wohl dem Manne, sagt er dann zu sich selbst, der das, was er zur Erweiterung seines Faches beyträgt, gleich beym ersten Gusse so makellos gibt, gleich alle Gründe für eine Wahrheit sieht und nie durch einen falschen Schein getäuscht wird. Er ist gerechter, als ich! Darf der Unterzeichnete, wie er sich so oft bey seinen Beyträgen zu diesen Anzeigen die Freyheit nimmt, bey dieser Gelegenheit eine kleine wohl gar auch wieder kleinliche Bemerkung anführen, die in dem anzuzeigenden Buche nicht steht, die aber in Zukunft dabey benutzt werden soll, bey der er einen Fehler seiner gelehrten Geschichte S. 128. verbessern kann und mit der es ihm seit einigen Wochen geht, wie dem, der seine Freunde fragte, ob sie den Baruch gelesen hätten, er habe bisher gar nicht gewußt, wie schön das Buch sey, so ist es die, der Spruch in der Bibel, Matth. 10, 29. "Kaufet man nicht zween Sperlinge um einen Pfennig" steht mit dem Wiederaufleben des Vortrags über das Römische Recht in Bononien, in einer bisher von Niemand geahndeten Verbindung. Auf diese Stelle bezieht sich nähmlich Was Hostiensis bey Ge=

legenheit des Wortes as zum Titel der Decretalen de testamentis sagt, nur aber nicht nach den verstümmelten Worten, die seit bald zwey Jahrhunderten durch Nihusens Zeugnisse aus Bononien so allgemein bekannt sind, sondern nach den vollständigen, wie sie, aber wohl zu merken, nicht in der Summa, sondern in einem ganz andern Werke desselben Schriftstellers, nach derselben Ordnung, seinem commentarius, stehen. Conring ist der Einzige, der ausdrücklich den commentarius nennt, wie es der Unterzeichnete nun, seitdem ihn Savigny auf den Unterschied aufmerksam gemacht hat, immer thun wird und sogar hinzusetzen, es sey nicht die summa. Der Pfennig im Deutschen heißt bey Hostiensis as, und so könnte man sich denn die Sache so vorstellen, Jemand sey bey diesem Spruche auf die Digesten, worin vom as so viel steht, aufmerksam geworden. Das Genauere wüßten wir denn freylich auch so nicht. Wer nun aber, wie zur Erklärung des, zwey Viertheile der Bücher-Zahl (wenn man nähmlich die Worte tres partes für die Grenze zwischen den drey ersten und dem letzten Viertheil annimmt, die es berechnet nicht sind, aber ziemlich begreiflich dafür galten), enthaltenden ff. vetus vorgeschlagen worden ist, an die Theilung des Ganzen in unciae und nahmentlich bey der lex Falcidia in quadrantes denkt, den muß es überraschen, in dem neusten Hefte der Zeitschrift B. 6. S. 160. unter den Nachrichten des Herrn D. Hach d. J. über in England befindliche Handschriften von Stücken des Corpus Juris, gerade diesen Spruch mit den zwey Sperlingen nur nicht mit asse sondern mit dipondio, einem noch mehr juristischen Worte, das Luc. 12, 6. in der Vulgata als der Preis von fünf Sperlingen steht, zu lesen und wo? Am Ende gerade des ff. vetus, gerade des Stücks der Digesten, wo der Abschreiber, der oder dessen Zunftgenosse hinter sein längst gewünschtes explicit sonst wohl hinzu=

setzte: explicial, ludere scriptor eat, zum ersten Mahle mit einem ganzen Bande, der gewisser Maßen doppelt so viel enthielt, wie einer der beiden andern, fertig war. Erst ganz vor Kurzem hat ein neues Heft eines Journals gesagt, über die Bedeutung des ff. vetus, (des) infortiatum und (des ff) novum sey mehr geschrieben (worden), als über die Geschichte des Criminal-Rechts; sollte dieß wahr seyn, woran der Unterzeichnete, nach seinen eingeschränkten Kenntnissen der gelehrten Geschichte, gar sehr zweifelt, da er von Nichts über diese bey Handschriften und alten Ausgaben so unentbehrlichen Nahmen weiß, was sich der Größe nach auch nur mit Herrn Prof. Henke's Geschichte des deutschen Criminal-Rechts vergleichen ließe, als etwa diese Ausgaben selbst, so wäre es der Mühe werth, nachzusehen, ob denn noch gar Niemand auf diese zwey Sperlinge gestoßen sey, wo die Worte: multum autem pluris estis vos auch an die dort gerühmten Beförderer einer festen Rechtsverfassung gerichtet seyn können in Vergleichung mit den Lehrern, die nur sich mit ihrer kleinen Individualität in ihren Zuhörern wieder zu finden streben, mit den Gelehrten, die gänzlich vom Leben abgetrennt sind (noch viel mehr, als wie hier S. 56. Herr OberHofgerichtsPräsid. von Drais in Manheim dieß von den Mitgliedern eines Gerichtshofs sagt), des academischen Lehrers, der die Freyheit hat, wenig zu lernen und wie die Redensarten mehr sind. Auf der letzten Seite des Buchs, bey Gelegenheit von welchem Unterzeichneter sagt, Dieses heißt es, und zwar nicht mit Sternchen, denn es steht schon lange so da: nur keine engherzige Geringschätzung Dessen, womit man sich nicht selbst beschäftigt!

Versetzungen, wegen deren es dem Unterzeichneten lieb war, durch keine Paragraphen-Zahlen an Dem, was er auch hierin für Verbesserungen hält, gehindert zu seyn, sind die Angabe der Theile des

Rechts und die Geschichte des Römischen. Ersteere, von welcher auch unsere Leser schon Mehr gehört haben, als ihnen vielleicht allen lieb ist, wie entschieden die beybehalten werden soll, die wir aus den Institutionen, seit erst Etwas mehr als sechs Jahren nun auch aus denen von Gajus kennen und die sich auf das Staatsrecht und das übrige öffentliche Recht anwenden lassen, weil Personen, Sachen und Begebenheiten bey menschlichen Dingen eine so natürliche Aufzählung sind, wie Anfang, Ende und Dauer noch bey vielen andern, eine Zusammenstellung, die nach S. 71. bey Weitem nicht so neu ist, wie sie aussieht, konnte sonst nicht frühe genug vorgetragen werden, damit die Zuhörer, welche neben der Encyclopädie auch das heutige Römische Recht hörten, dieses System aus der Encyclopädie schon kannten, ehe das heutige Römische Recht sich darauf bezog. Dieser Grund fällt nun weg, da beide Vorlesungen ganz in denselben Stunden, die eine in der ersten, die andere in der zweyten Hälfte der halben Jahre gehalten werden, also was in der Encyclopädie das Letzte ist, immer noch früher vorkommt, als im heutigen Römischen Rechte das Erste. Die Geschichte des Römischen Rechts hingegen steht weiter vorne, als in den vorigen Ausgaben. Dort war sie in die Geschichte des Deutschen Privat-Rechts eingeschaltet, ein Gedanke, den der Unterzeichnete da, wo es darauf ankommt, mit unserm Rechte bekannt zu machen, bey aller Achtung für das Römische Recht nicht so unnatürlich finden kann, als er seitdem vorgestellt worden ist, der aber in der Ausführung theils die Schwierigkeit hat, daß dieses Recht ja eigentlich schon mit der Herrschaft der Römer und dann wieder als Recht der Geistlichkeit nach Deutschland gekommen ist, ehe es auf den hohen Schulen gelehrt ward, theils aber auch Die, daß die ersten Nachrichten vom Deutschen Privat-Recht bey Römischen Schriftstellern und in Aufsätzen einiger Maßen Rö-

misch gebildeter Geistlichen vorkommen, wo sie also viel verständlicher sind, wenn die Erklärung der Ausdrücke des Römischen Rechts vorhergeht.

Hugo.

Mainz.

Bey Florian Kupferberg: Analytische Geometrie oder die Lehre von den krummen Linien mit einfacher und doppelter Krümmung und von den krummen Flächen, von Dr. Hermann Umpfenbach, Prof. d. Philos. an der Universität zu Gießen. Erster Theil. 514 Octavseiten mit 9 Steintafeln. Zweyter Theil. 138 Seiten. 3 Steintafeln. 1823.

Wir dürfen dieses Lehrbuch in Rücksicht seiner Gründlichkeit und lichtvollen Behandlung der darin vorkommenden Gegenstände, jedem Freunde der höhern Geometrie um so mehr empfehlen, als es auch durch eine zweckmäßige Vollständigkeit sich vor vielen andern deutschen Lehrbüchern dieser Art, worin insbesondere die Lehren von den krummen Flächen und den Curven doppelter Krümmung meist nur sehr oberflächlich behandelt sind, sehr vortheilhaft auszeichnet. Der erste Theil dieses Lehrbuches zerfällt wieder in 13 einzelne Bücher oder Abschnitte, von denen der erste in Aufgaben und Lehrsätzen besteht, worin die Anwendung und der Nutzen der Buchstabenrechenkunst zur Erfindung geometrischer Wahrheiten und in vielen Beyspielen das Verfahren gezeigt wird, aus den Bedingungen einer geometrischen Aufgabe die Gleichungen zu entwickeln, aus denen die gesuchten Größen entweder durch Rechnung oder Construction abgeleitet werden können. Aufgaben welche meist Theilungen von Dreyecken und Trapezien, die Bestimmung von Kreisen, welche sich selbst oder auch gegebene gerade Linien berühren und durch gegebene Punkte gehen, betreffen. Gleichungen für gerade Linien, welche durch gegebene Punkte gehen u. dgl. Die nöthigen Vorbegriffe krumme Linien durch Gleichungen zwischen den Coordinaten darzustellen. Im zweyten Buche von der Eintheilung der krummen Li-

nien, und der Veränderung der Coordinaten. 3tes B. Von dem Kreise und der Ellipse. 4tes B. Von der Parabel. 5tes B. Von der Hyperbel. 6tes B. Von der Uebereinstimmung der Ellipse, Parabel und Hyperbel mit den Kegelschnitten und den krummen Linien, welche aus der allgemeinsten Gleichung vom zweyten Grade zwischen zwey veränderlichen Größen abgeleitet werden können. 7tes B. Von den Asymptoten der algebraischen krummen Linien. 8tes B. Allgemeine Eigenschaften der algebraischen kummen Linien. 9tes B. Von den Tangenten, den Krümmungshalbmessern und den ausgezeichneten Punkten der krummen Linien, z. B. den sogenannten doppelten, dreyfachen und vielfachen Punkten, von Wendungspunkten u. dgl. 10tes B. Von dem Mittelpunkte und dem Durchmesser einer krummen Linie, von der Aehnlichkeit der Curven. 11tes B. Beyspiele von einigen algebraischen krummen Linien, von geometrischen Oertern. 12tes B. Von den Durchschnittspunkten zweyer krummen Linien, und deren Anwendung auf die Lehre von den Gleichungen. 13tes B. Von einigen transscendentischen Curven.

Der zweyte Theil enthält in 7 Büchern die Lehren von den krummen Flächen, und den Curven doppelter Krümmung. 1stes B. Von den Gleichungen des Punktes der geraden Linie und des Planes (der Ebene) auf drey Coordinatenpläne (Ebenen) bezogen. 2tes B. Von der Eintheilung der krummen Flächen und der Veränderung der Coordinaten. 3tes B. Von krummen Flächen der zweyten Ordnung. 4tes B. Von ihren Durchschnitten mit ebenen Flächen, von Berührungsebenen. 5tes B. Von den allgemeinen Eigenschaften der algebraischen krummen Flächen. 6tes B. Von der Auffindung der Gleichungen der krummen Flächen aus ihren Eigenschaften, von transscendenten krummen Flächen. 7tes B. Von den krummen Linien doppelter Krümmung. Man wird aus dem angeführten ersehen, daß der Verf. keinen wichtigen Gegenstand der höhern Geometrie, so weit sich ihre Lehren noch ohne Beyhülfe der Analysis des Unendlichen bequem entwickeln lassen, mit Stillschweigen übergangen hat. Es ist aber allerdings zu wünschen, daß der Verf. sein in der Vorrede gegebenes Versprechen, die Anwendung der Differenzial- und Integralrechnung und der Rechnung mit partiellen Differenzen auf die Lehre von den krummen Linien und Flächen, noch in einem besondern Bande nachfolgen zu lassen, auch bald erfüllen möchte.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

49. Stück.

Den 25. März 1824.

Göttingen.

Bey Vandenhoeck und Ruprecht: Ueber das Wesen und den organischen Charakter der Geschichte. Ein Schreiben an Herrn Hofrath C. F. Eichhorn in Göttingen von Dr. J. R. Thorbecke. 49 Seiten in gr. 8.

Während man die Historie früherhin wohl als eine fragmentarische, zufällige, fehlerhafte Zusammensetzung ohne viele Umstände einer ziemlich sorglosen, tadelsüchtigen und egoistischen Behandlung Preis gab, ist sie neueren Tagen hin und wieder als ein höchst kunstvoller und harmonischer Bau des Lebens vorgekommen. An demselben sey nur die unaufhaltsame Umbildung zu beklagen, der man indeß durch ein treues Festhalten der jedesmaligen Vergangenheit so viel möglich begegnen müsse. Mit welchen Vorstellungen viele sich leicht eher hätten aussöhnen lassen, wenn man etwa gesagt hätte, es sey hier von historischer Gesetzmäßigkeit und Bildung in der Idee die Rede. Aber es galt die zeitliche Gestaltung der Historie als solche, in der man überall innere Nothwendigkeit und eine unglaubli-

che Weisheit der Selbstentwickelung gewahrte, welche man sonach billigerweise mit gebührender Andacht zu verehren begann. So trat an die Stelle des bescheidnen Ideals einer pragmatischen Geschichte unversehens eine vornehmere prägnante Rede von Eigenthümlichkeiten, Ganzheiten, Organismen, denen nur noch die Metamorphose zu fehlen schien: die historische Erkenntniß aber, zuvor mit dem untersten Platz zufrieden, eine demüthige Dienerin, ohne Nahmen und Rang in der Reihe der Wissenschaften, als der auf ein über zeitliche vergängliche Bildung Hinausliegendes gerichtete Erkenntnisse, machte jetzt ohne Weiteres plötzlich Anspruch selber Eine zu seyn, ja die Mutter mehrerer andrer, insbesondere der Staats- und Rechtswissenschaften. An das Licht dieser trefflichen Einsichten wendet sich die vorliegende Schrift mit einigen, den Gegenstand auf seine eigne Idee zurückbringenden Fragen und Bemerkungen, welche der Kritik bey jedem menschlichen Bestreben sich zu erlauben vergönnet wird, und die der Verf. einem rechtskräftigeren Urtheil vorlegt. Ein bezeichnendes Motto wäre Platon's Wort (Phileb. S. 27. A): ἄλλο ἄρα, καὶ οὐ ταυτόν, αἰτία τ' ἐστὶ καὶ τὸ δουλεῦον εἰς γένεσιν αἰτίᾳ. Wenn man irgend eine historische Erscheinung, indem man sie auf ein Inneres, auf ein Vorhergehendes oder sonstiges zeitliches Moment als auf ihre Ursachen bezieht, zu begreifen beabsichtigt, mag zuvörderst gefragt werden, ob man anstatt überall etwas zu erklären, nicht vielmehr bloß der Vollständigkeit der Erscheinung genug thue. Das Innere nämlich, es sey Gedanke, Zustand oder Eigenthümlichkeit, eines Einzelnen oder eines Volkes, gedacht als zeitliche Gestaltung im Gegensatz der äußeren Erscheinung, ist in keinem höheren oder geringeren Grade historische Erscheinung als diese letztre, und wo sie, welches auf jedem Punkte der Geschichte statt fin-

det, mit derselben zusammentrifft, keines von beiden eben so wenig Resultat oder Darstellung des Anderen. Vielmehr wird ein Daseyn über beiden, verschieden von irgend einem Allgemeinen oder Gemeinsamen beider, erzeugt, welches auf jene Bestandtheile nicht wiederum zurückgeführt werden kann, dieselbe aber als Theile ihres Ganzen unter sich und mit diesem zusammenknüpft. Wie in dem einzelnen Menschen für sich, so in dem Zusammenwirken und Leben von Menschen mit Menschen: welches um so näher liegt, da Niemand glauben wird, aus irgend einer Begebenheit oder Geschichte den Antheil des Einzelnen heraussondern zu können. In diesem Sinne ist darauf hingewiesen, wie Nationen im Gegensatz der Einzelnen nicht etwa als größere, sondern als höhere Individuen wohl zu betrachten wären. Hiervon abgesehen, legt man seit einiger Zeit mehr Gewicht auf ein Causalverhältniß des Vorigen zum Folgenden, des Vergangenen zu der Gegenwart. Es ist indeß nicht abzusehen, warum man meinen sollte, letztre aus jenem eher begreifen zu können, als umgekehrt. Daß ein in der Zeit Lebendes sich umwandelnd in einem folgenden Moment zu einem Anderen und Verschiednen wird, davon kann die Ursache in keinem vorigen Zustande als solchem enthalten seyn. Ja die Verbindung des Vorigen mit dem Folgenden und die Möglichkeit ihres Wechselverhältnisses beruht nur auf dem über beiden hinausliegenden Ganzen. Den Erklärungsgrund des unter ihm Begriffenen faßt auch dieses nicht in sich. Gesetzt aber, wenn auch nicht zugegeben, die Erscheinung der Gegenwart sey aus zeitlichen Momenten zu begreifen, so wird das Princip der Erklärung ein verbundenes seyn müssen aus den entgegengesetzten Elementen des Vergangenen und Gegenwärtigen, und sonach jenem keine höhere Be-

stimmung als diesem zustehen. Obgleich auf keine Weise bestritten wird, daß eine überwiegende öfter Statt findet, aber nur dann, wenn die lebende Generation ihre Bestimmung nicht erfülle. Die gesetzliche und in einer höheren Ordnung der Dinge gebotene Folge der Geschichtserfüllung, nicht mit Beziehung auf ein Vergangenes oder Bestehendes, sondern vermöge des eignen Wesens des jedesmaligen Gliedes, ist nun zwar dasjenige, nach dessen Erkenntniß man in alter und neuer Zeit vielfach gestrebt, dem man aber bisher, wie es scheint, keinen anderen Inhalt abzugewinnen vermochte, als das ohnehin in der Geschichtserscheinung Gegebne. Dieses Setzen des Einen an die Stelle des Anderen ist indeß um so weniger zulässig, da das zeitliche Leben, obgleich seiner Idee subordinirt, auch wenn es zu einem vollkommenen Ausdruck derselben geworden wäre, sich dessen ungeachtet in seiner wesentlichen Entgegensetzung gegen dieselbe behauptet, an der höheren Bestimmung der übergeordneten Idee nur vermöge einer eignen Gegenwirkung Theil nehmend. Von dem ewig Wesentlichen abwärts gehend zu der im Werden sich bildenden Eigenthümlichkeit, dürfen wir, sobald die Geschichte z. B. eines Volkes als das Werk oder Leben desselben diesem entgegengesetzt wird, fragen, wie sie sich zu demselben verhalte? ob sie nichts weiter sey als der Ausdruck oder die Darstellung seines Wesens, und als solche von diesem zu trennen? Wenn dieses Wesen nicht ein Verschiednes wäre von dem in seiner Geschichte Ausgesprochenen, so könnte jene Frage nicht einmal aufgeworfen werden. Soll man aber sagen, daß mit der Eigenthümlichkeit eines Geschichtswesens sofort dessen Geschichte gegeben, und diese in jener vollständig enthalten sey? Im Gegentheil scheint seinerseits das Gewordene mit einer eignen Gegenwirkung das fernere Leben und die Thätig-

keit des Geschichtswesens zu bestimmen, ohne jedoch die Ursache einer folgenden Entwickelung in sich zu haben. So kann zwischen einem bereits Gegebnen und der wesentlichen Geschichtsbestimmung und Entfaltung des lebenden Wesens ein Widerspruch statt finden, wo dann die Vermittelung einer gewissen historischen Dialectik, wie sie sich in Perioden, in denen die Geschichtsentwickelung theilweise zurückbleibend, sich nicht gleichmäßig fortbewegte, öfters hervorthat, anheimfällt. — Auf diese und andre Momente ward in vorliegender Schrift versucht, die Betrachtung hinzulenken, weniger in strenger Ordnung, als in der sich eben darbietenden Aufeinanderfolge, wie es die freye Mittheilung vergönnt. T.

Leipzig.

Bey F. A. Brockhaus: Allgemeines bibliographisches Lexicon. Von Friedrich Adolf Ebert. Erster Band. A — L. 1821. gr. 4. auf XVIII u. 1076 Columnen. Zweyten Bandes 1 - 3. Lieferung. Maaler - Racan. (1821 - 22). 576 Seiten. (beide Bände complet 20 Thlr.).

Wenn sich gleich die Worte des Terentius: Quae res in se neque consilium neque modum habet ullum, eam consilio regere non potes, zunächst auf eine sehr heterogene Sache beziehen, so sind sie doch auf ein für Deutschland bestimmtes bibliographisches Lexicon in solchem Grade anwendbar, daß sie beynahe das Grab dieser Unternehmung geworden wären. Mit welcher Ueberzeugung sich auch der Verf. zur Schule der französischen Bibliographie bekennt und wie hoch er die Musterwerke ähnlicher Tendenz, welche von dort ausgegangen sind, ehrt und achtet, so konnte er sich doch nicht verhehlen, daß er, um deutschen Bedürfnissen

zu entsprechen, grossentheils seinen eignen Weg zu gehen habe. Aber diese Bedürfnisse, nirgends deutlich ausgesprochen und nirgends (wie im Auslande) durch allgemeine Anerkennung zur Norm für den Sammler erhoben, wie schwer waren sie zu erfassen, wie oft mußten sie nur geahnet, wie bisweilen aus der Analogie des Auslands sogar eigenmächtig ergänzt werden! Ueberall vertraten ihm locale und individuelle Neigungen den Weg, und wiesen ihn auf lauter einzelne Nebenpfade, auf welchen der Sammler sich nach seiner Liebhaberey ergeht, ohne sich um die seines Nachbars zu kümmern. Wie anders ist das Cabinet des Berliner Sammlers und wie anders das des Wiener zusammengesetzt, wie selten werden selbst in Einer dieser beiden Städte auch nur zwey Sammlungen sich einander ähnlich sehen, wie verschieden kauft in Deutschland der Gelehrte und der Dilettant, wie vielfache Rücksichten endlich hat in dem sich für Alles interessirenden Lande der Vorsteher einer öffentlichen Bibliothek zu nehmen! Und doch mußte auf alle diese Bedürfnisse Rücksicht genommen und wenigstens das Bleibendere aus ihnen ausgewählt werden. Zugleich galt es einen Kampf mit der (wie der Verf. aus eignen, zum Theil etwas unfreundlichen Erfahrungen nur zu gut weiß) in Deutschland noch nicht ausgestorbenen Raritätenschule, welche in Vogts bekanntem Buche nicht einen Spiegel der holländisch-deutschen Sammlerneigungen jener Zeit, sondern einen noch allgemein gültigen Sammlercodex erblickt, in welchem, zumal nach Truckenbrot's repetita lectio, die novellae constitutiones der französischen und englischen Bücherfreunde nur noch nachzutragen seyen. Auch durften aus Rücksicht auf die Geschäfte, welche deutsche Händler mit dem Auslande machen, selbst die hervorstechendsten Neigungen ausländischer Samm-

ler, wenn sie auch in Deutschland selbst wenig oder keinen Curs haben, nicht übergangen werden. Denn wirklich war sich der Verf. gleich anfangs des vielleicht etwas stolzen Plans bewußt, eine Vereinigung der ungleichartigsten Interessen zu versuchen, und kein manuel du libraire et de l'amateur des livres (obwohl er dieses Werk als seinen vorzüglichsten und besten Führer dankbar zu rühmen nie unterlassen wird), sondern ein auf wissenschaftlicher Grundlage ruhendes und zugleich die heitern Launen des Sammlers abspiegelndes allgemeines bibliographisches Lexicon liefern zu wollen.

Was ihm zu leisten verstattet gewesen, legt er mit einer Resignation vor, der man sehr Unrecht thun würde, wenn man in ihr bloß eine stolze Demuth (in der Literatur gewiß die verächtlichste aller Heucheleyen) erblicken wollte. Er hat eine zu wahre Achtung für sein Publicum, als daß er nicht die Ueberzeugung aussprechen dürfte, daß er sehr vorbereitet an die Arbeit gegangen sey, und daß er sich im Laufe derselben sein Ideal immer höher gestellt habe, um über den endlosen Schwierigkeiten und den abspannendsten Minutien nicht den Muth und den hellen Ueberblick des Ganzen zu verlieren, dessen er bey der durch die gewählte alphabetische Ordnung verursachten Entbehrung aller Ruhe- und Sammlungspunkte so sehr bedurfte. Gelang es ihm, für so verschiedenartige Ansichten und Neigungen einen Vereinigungspunct auszumitteln, ein Fachwerk zusammenzusetzen, in welchem die künftig zu gewinnenden Materialien bequemer und geordneter, als es bisher möglich war, beygelegt werden können, und jene Genauigkeit, lichtvolle Ordnung und practische Anwendbarkeit aus der französischen Bibliographie herüberzuleiten, welche — die Werke eines Einzigen abgerechnet — der formlosen deutschen Bibliographie

bisher so fremd waren, dann ist sein Hauptzweck erreicht. Dieß ist der Gesichtspunkt, aus welchem er seine Arbeit beurtheilt zu sehen wünscht. Daß er im Ganzen genommen, die allgemeinern Umrisse des ihm vorschwebenden Bildes nicht verfehlt habe, glaubt er, nach directen und indirecten Mittheilungen sehr einsichtsvoller und erfahrner Bücherkenner des In- und Auslands zu schließen, hoffen zu dürfen; aber daß er einzelne Züge dieses Bildes weiter hätte ausführen sollen, das hat er in der Vorrede zum ersten Bande so offen eingestanden, daß er die schwächern Partien seiner Arbeit namentlich angegeben hat. Und daß ungeachtet aller Aufmerksamkeit auch in den einzelnen Artikeln sich mancher Irrthum eingeschlichen, daß bey einem unberechneten Kostenaufwand ihm doch manche Hülfsmittel unzugänglich blieben, daß viele sehr schätzbare schriftliche Mittheilungen ihm erst nach dem Druck zugekommen sind, dieß legt ihm den Wunsch nahe, mit der Zeit Veranlassung zu einer neuen Bearbeitung zu finden, wie sie sein französisches Vorbild bereits dreymal zu finden das Glück gehabt hat. Auf ein besonderes Verdienst des Buchs hier aufmerksam zu machen, wird deßhalb erlaubt seyn, weil dem Verf. nur ein Theil davon zukommt. Dieses besteht in der großen Correctheit des Drucks, welche durch eine vierfache Correctur jedes Bogens in solchem Grade erreicht worden ist, daß sich in dem bisher Gedruckten ungeachtet der großen Zahlenmasse noch nicht dreyßig wesentliche Fehler gefunden haben. Die durch die unterdessen erfolgte Amtsveränderung des Verf. bisher verzögerte Fortsetzung wird mit künftiger Ostermesse wieder beginnen und dann bis zum Schluß des Ganzen ununterbrochen hinter einander erfolgen.

Ebert.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

50. Stück.
Den 27. März 1824.

Paris.

Chez Audot et Debeausseaux: Mémoires de la Société Linnéenne de Paris, précédés de son histoire depuis 1788, époque de sa fondation, jusques et compris l'année 1822. Tom. 1. 741 S. in Octav, und ebendaselbst unter besonderm Titel: Fascicule de quatorze planches faisant partie du prémier vol. des Mém. etc. — nebst Erklärung der Tafeln in Quart.

In der ersten Abtheilung des Ganzen: Histoire de la Société erfahren wir, daß diese Gesellschaft dieselbe ist, welche bereits im Jahre 1792 unter dem Titel: Actes de la Société d'Histoire naturelle de Paris in Folio den ersten und einzigen Band ihrer Schriften herausgab. Das damalige Gouvernement hatte sie genöthigt den Namen einer Linnéischen Gesellschaft aufzugeben; bald darauf wurden ihre Zusammenkünfte völlig untersagt, und erst im Jahre 1821 eröffnete sie wieder ihre erste Sitzung unter dem Vorsitz des Grafen de Lacépède, dessen preciöse Rede diesem Bande vorgedruckt ist. Es folgt eine Analyse des travaux de la Soc.

woraus sich ergibt, daß Botanik der Hauptgegenstand ihrer Beschäftigungen sey; eine Preisaufgabe für 1823, das Reglement und das Verzeichniß der Mitglieder, wovon das schöne Geschlecht einen nicht unbeträchtlichen Theil ausmacht.

Mit S. 143. beginnt die zweyte Abtheilung: Mémoires, deren Inhalt folgt. Discours sur le principe essentiel de l'ordre en histoire naturelle, et particulièrement en botanique, par Lefébure Lobsprüche auf Linné, der Tournefort zur Folie dienen muß, und eine wie uns dünkt, ganz neue Ansicht natürlicher Systeme, daß sie nämlich die Naturkörper in der Reihe aufzählten, in der sie sich zufällig darböten. — S. 13. Doutes proposés aux Naturalistes sur l'instabilité des formes qui caractérisent les corps que nous distinguons en genres et en espèces, par Girod-de Chantrans. Der Verfasser hält alle Arten im Pflanzenreich für schwankend, und will deswegen so wenig Arten, Gattungen und Familien als möglich unterscheiden, indem er sie gewissermaßen nur als ein nothwendiges Uebel betrachtet. — S. 1.8. Réflexions générales sur la vie et sur le système des molécules organiques, par M. J. P. Gasc. Alle Versuche, das Leben zu erklären, sind nach dem Verf. unzureichend. Die Masse ist todt, der Schöpfer ordnet und belebt sie, und in dem Augenblick wo er das Werk sich selbst überließe, würde das unbewegliche Chaos an die Stelle dieser bewundernswürdigen Harmonie treten. Auch einige Deutsche Philosophen und Physiologen kennt der Verf., doch wage ich nicht zu entscheiden, wie weit er sie verstanden. — S. 248. Notice des Insectes qui se voient sur la vigne ou vivent à ses depens, aves l'indication des plantes parasites de cet arbuste; par J. N. Vallot. Ein kurzes Verzeichniß. — S. 255. Enumeratio plantarum, quas in insulis Archipelagi aut littoribus Pon-

ci Euxini, annis 1819 et 1820 collegit atque detexit J. Dumont d'Urville. Der umfassendste und wohl ohne Zweifel der wichtigste Aufsatz in diesem Bande. Ueber 900 Phanerogamen werden aufgezählt, wenig neue, desto mehr von neuen Standorten, mitunter sogar mit Angabe ihrer Höhe über der Meeresfläche. Kritischen Werth gibt dieser Arbeit besonders die durchgängige Vergleichung mit Tournefort's Sammlung. Aber auch Desfontaines und Jussieu's Sammlungen wurden benutzt. Von Sibthorp konnte der Verf. leider nur den Prodromus gebrauchen. Zu bedauren ist, daß selbst bey den neuen Arten selten mehr als die Diagnosen gegeben worden. Die Kryptogamie ist vernachlässigt; außer einigen Farrenkräutern enthält sie nur Algen, deren Verzeichniß Herr Lamouroux aufstellte. — S 388. Muscologie, ou traité sur les Mousses par feu Palisot de Beauvois. Eine mit vielen Abbildungen erläuterte Vertheidigung und weitere Ausführung seiner bekannten eigenthümlichen Ansichten von den Fructificationsorganen dieser Familie und des darauf gegründeten Systems. — S. 473. Dissertation sur la plante deliquescente dans l'eau, et sur les diverses denominations attribuées au Nostock, avec l'application de quelques expressions d'alchymie et de caballe; par Vallot. Hauptsächlich über einige alte Synonyme des Nostoc bey Paracelsus u. a. — S. 488. Résumé des opinions émises par les Naturalistes modernes sur la plante appellée Nostoc, par Thiébaut de Berneaud. Was Deutsche und was Nordländer vom Nostoc halten, ist dem Verf. unbekannt; daß Carradori und Bivona-Bernardi meistens ganz andre Organismen mit dem Nostoc verwechselt haben, scheint er nicht zu ahnen. — S 495. Notice sur la Chêne-Chapelle d'Allouville, dans le pays de Caux. Dazu eine Abbildung, die sich viel=

fricht besser in einem Almanach als in den Verhandlungen einer Linnéischen Societät aufnehmen würde; und beyläufig die Bemerkung, daß Quercus pedunculata nur Varietät von Robur sey, daß man gewöhnlich auf einem Baum gestielte und ungestielte Früchte finde. — S. 502. De la nutrition dans les végétaux et dans les animaux, et considérations sur la fonction de la moelle et du collet de la racine, par J. J. Mauricet. Analogien und Differenzen beider großen Classen, doch nichts Eigenthümliches. — S. 515. Essai sur l'absorbtion des racines et sur les corps susceptibles d'être absorbés, par Troncin. Auch hier nichts Neues, als einige Irrthümer, z. B. daß die großen Wurzeln der Pflanzen absorbirende Poren haben sollen, u. dgl. m. — S. 524. Exposition de la doctrine botanique et du système de physiologie végétal que Théophraste enseignait dans ses cours privés; par Arsenne Thiébaut de Berneaud. Eine nicht unverdienstliche Arbeit, vornehmlich bestimmt, wie der Verf. selbst bemerkt, zur Widerlegung der Kritiken solcher, welche den großen Naturforscher höchstens aus Gaza's schlechter Uebersetzung kennen. — S. 541. Mémoires sur les moyens à pendre pour la conservation et la culture des végétaux pendant les voyages de long cours; par S. Perrottet. — S. 548. Coup-d'oeil sur la culture des terres dans les îles de Java et de Sumatra, avec un aperçu des avantages que leur mode d'exploitation offrirait à Cayenne et dans la Guiane française; par S. Perrottet. Beide Aufsätze gründen sich auf eigne Erfahrung und Beobachtung, und sind frey von unnützem Beywerk. — S. 555. De la culture de la Vigne chez les anciens Grecs, et de leur méthode de fabriquer le vin; par L. Reynier. — S. 573. Recherches sur les plantes connues des anciens Latins sous le nom de Ulva; par

Arsène Thiébaut de Berneaud. Im Allgemeinen werde mit jenem Namen jede Sumpfpflanze bezeichnet; wo aber von der Ulva als von einer ökonomischen Pflanze geredet werde, sey Festuca fluitans zu verstehen. — S. 598. Notice sur les îles volcaniques de Santorin, et plus particulièrement sur la nouvelle Camini; par J. Dumont d'Urville. Interessante Bemerkungen, besonders über die gegenwärtige Vegetation dieser erst seit 1707 entstandenen Insel.

Die dritte Abtheilung; Littérature appliquée aux sciences naturelles. S. 609 ff. enthält allerley Gedichte besonders von den weiblichen Mitgliedern der Gesellschaft. In der vierten Abtheilung endlich; Biographie. S. 637. findet man ein Eloge de Tournefort; biographische Nachrichten über Rast de Maupas und Ant. Gouan, nebst einem Examen de la correspondance botanique dieses letztern mit beiden Linné's, Thunberg, Haller, Seguier u. v. a. Dazu bey den Kupfern noch eine Probe von Linné's Handschrift in einem Briefe an Gouan. Der Brief fängt an: Hero accepi praestantissimum opus Tuum, V. C. etc. und Hr. Amoreux, ohne an heri nur zu denken, liest here und übersetzt: I'ai reçu, mon chez maitre, votre important ouvrage.

E. M.

Ebendaselbst

Du Bégaiement. Ses Causes, ses différens Degrés, influence des Passions, des sexes, des ages etc. sur ces vices du pronunciation; moyens thérapeutiques pour prévenir, modifier ou guérir cette infirmité; par M. Felix Voisin, D. M. 1821. 47 Seiten in Octav.

Bisjetzt habe man noch nichts Genügendes über das Stottern gesagt, auch seyen die Schriftsteller nicht einig über die Ursache desselben. Einige näm-

lich suchten die Ursache in der Größe und Schwere der Zunge, andere in der Erschlaffung ihrer Bänder, oder in zu großer Länge des Zungenbändchens, andere in der Uebereilung im Vortrage der Gedanken, oder in der fehlerhaften Stellung der Zähne, alle endlich, indem sie die Beobachtung vernachlässigten, beteten nur die Irrthümer der Griechischen Aerzte nach. Ohne Anspruch auf Unfehlbarkeit zu machen, hofft der Verf. als ein selbst an diesem Fehler leidender Arzt und Beobachter, durch eigene Bemerkungen seine Meinung wenigstens wahrscheinlich zu machen. Die oben angegebenen organischen Fehler alterirten allerdings die Aussprache, doch bewirkten sie nicht die characteristischen Symptome des Stotterns, auch erklärten sie nicht, warum Stotternde mit Leichtigkeit singen, declamiren, und wenn sie in Hitze oder Zorn gerathen, sich leicht und ohne Anstoß ausdrückten. Der Verf. unterscheidet zwey species des Stotterns hinsichtlich der Ursachen, die eine sey das Resultat der Organisation, die andre sey die Folge übler Angewöhnungen in der Jugend bey der Articulation der Töne. Diese Infirmität hänge ab von der unregelmäßigen, unvollkommenen Reaction des Gehirns aufs Muskelsystem der Organe des Sprechens. Man bemerke, daß Personen, welche in Gesellschaft durch ihren glänzenden Vortrag und eine Leichtigkeit in der Aussprache sich auszeichnen bisweilen stottern, im Falle nämlich besondere Gemüthsbewegungen, unvermuthet, die Verrichtungen ihres Verstandes störten, daher stottern Manche nur wenn sie betrunken sind, daher ist ein zufälliges Stottern bisweilen ein Vorbote des Schlagflusses und der Lähmung. Hoffentlich würde es Hrn. Esquirol der eine reiche Sammlung von Beobachtungen und eine Menge menschlicher Hirnschalen besitzt, nebst seinen würdigen Schülern, Georget und Falwet, gelingen die bis jetzt dunkelen Wirkungen

des Gehirns auf die übrige thierische Oeconomie aufzuklären. Bey einigen ist der Fehler des Stotterns so gering, daß er selbst etwas Liebliches hat. Bey andern ist das Stottern, welches die Griechen βατταριζειν, die Lateiner battarismus nannten, sehr widerlich; einige endlich, von der Natur wahrhaft vernachlässigte, theilten das schreckliche Loos der Stummen. Von letztern gibt der Verf. eine umständliche ganz aus dem Leben entnommene Beschreibung. Im Allgemeinen sind die Stotterer sehr empfindlich und leicht reizbar, gewöhnlich furchtsam, stille und beobachtend, gerathen leicht in Zorn über Kleinigkeiten, wollen lieber durch starkes Schreyen das zarte Ohr ihrer Gegner beleidigen, als es durch beschwerliche Articulation ermüden. Hr. Esquirol sah einen Stummen, als er einmal ungewöhnlich arg von seiner bösen Frau mishandelt wurde, so in Wuth gerathen, daß ihm dadurch seine Zunge wieder frey wurde. Geängstigte oder durch übergroßen Respect in Verlegenheit gerathene Stotterer dagegen, vermöchten bisweilen kein Wort hervorzubringen. Gewöhnlich dauren aber solche auffallende Wirkungen nicht lange. Sind die Stotterer gemeine Leute, so sind sie, wegen Mangel diesem Fehler einigermaaßen abhelfender Bildung, gar übel daran. Das Stottern ist im weiblichen Geschlechte nicht so häufig als im männlichen, weil ihre Sprachorgane mehr Geläufigkeit besitzen. Daher gabs auch von jeher in Frankreich mehr ausgezeichnete Schauspielerinnen als Schauspieler. Bisweilen mindert und verliert sich das Stottern mit zunehmenden Jahren. Plötzliche Veränderungen der Witterung vermehren es, auch Morgens beym Erwachen scheint es stärker als den Tag hindurch oder des Abends. Nun folgen Bemerkungen über Stimme und über Sprache, entlehnt von HHn. Fournir und Bejin, welche den Artikel, parole, im Dictionnaire

les sciences médicales bearbeiteten. Stellen aus Rousseau und Plutarch, über den Demosthenes machen den Beschluß dieser nützlichen Abhandlung.

Ebendaselbst

Chez Firmin Didot: Notice sur quelques objets d'antiquité, decouverts en Tauride dans un Tumulus près du site de l'ancienne Panticapée; par M. de Blaramberg, Conseiller d'Etat. 1822. 31 S. in 8.

Der Grabhügel, dessen Inhalt hier beschrieben wird, liegt fünf Werste von dem Platze des alten Pantikapäons; er muß einem Griechen angehört haben, da auf einer darin gefundenen Diota die Namen ΕΥΑΧΟ ΑΡΙΣΤΩΝ Εὐαρχος Ἀρίστωνος stehn, wohl die eines Magistrats einer Griechischen Stadt, der sein Zeichen auf das Gefäß drükken mußte. Die gefundenen Alterthums-Gegenstände bestehen größtentheils aus dem Mischmetall Elektron, der interessanteste ist vielleicht eine Figur, einen Zoll vier Linien hoch, darstellend einen Mann mit bärtigem Kopf, in der Hand ein Horn, an der Hüfte einen Köcher, auf eine Art Keulenstock gestützt, und die Schenkel mit Beinkleidern bedeckt. Herr von Blaramberg sieht darin einen Skythischen Herkules, Hercule scythisié, obgleich er hernach auch die Meinung zulässig findet, daß es ein bloßer Scythischer Soldat sey. Ref. würde vielleicht mit mehr Sicherheit davon reden können, wenn dem Exemplar, das er in Händen hat, nicht die lithographirte Tafel fehlte, auf der auch dieser Gegenstand dargestellt seyn soll. Doch haben die Beschreibungen auch ohne diese viel Deutlichkeit; einige beygegebene Noten von Raoul-Rochette sind fast nur Verweisungen auf dessen frühere Werke.

K. O. M.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

52. Stück.

Den 29. März 1824.

Kopenhagen.

Wir holen noch die Anzeige eines academischen Programms des Hn. Prof. Erich Christian Werlauff nach, welches bereits im Jahr 1821 erschienen ist und symbolas ad geographiam medii aevi ex monumentis islandicis. 61 S. in 4. enthält.

Die historischen und mythisch=poetischen Werke des alten Nordens sind vorzugsweise, wie sie es verdienen, bearbeitet und durch den Druck bekannt gemacht worden; jetzt ist es wohl an der Zeit, die übrigen aufgesammelten isländischen Handschriften, welche andern Wissenschaften angehören, genauer zu untersuchen, mögen sie auch von geringerm Gehalt seyn. Einiges ist dort für die lateinischen Classiker und die Geschichte des Studiums der griechischen und römischen Litteratur zu holen, reichere Ausbeute für die Theologie zu erwarten, und manches für die Geschichte der Poesie aus den isländischen Uebersetzungen romantischer Dichtungen zu gewinnen, wovon uns Pf. Müller in dem 3ten Bande der Sagenbibliothek S. 480=84. wenigstens

ein Register geliefert hat. Ein geographischer Tractat veranlaßte Hn. Prof. Werlauff zu einer Untersuchung über die Kenntnisse des Nordens in diesem Fache. Die Geographie konnte bey ihrer Verbindung mit der Geschichte nicht vernachlässiget werden; wirklich finden sich auch in den historischen Werken, wo sich Gelegenheit ergab und um die Begebenheiten selbst besser zu erläutern, mehr oder minder ausführliche geographische Beschreibungen z. B. von Schweden, Norwegen und Rußland worüber der Verf. genauere Angaben liefert. Es läßt sich nachweisen, daß die Isländer verschiedene geographische Werke des Mittelalters benutzten; sie hatten außerdem besondere Gelegenheit entfernte Völker und Länder kennen zu lernen. Als Dichter besuchten sie die nordischen und englischen Königshöfe, als Kaufleute Britanien und Frankreich, als Seefahrer drangen sie nach den Polargegenden, als Krieger giengen sie nach Rußland und Griechenland, der Wissenschaften wegen nach Erfurt, Cöln und Paris, als Geistliche nach Rom und als Wallfahrer noch weiter bis in das heilige Land. Es waren auch besondere Reisebeschreibungen von nahmhaften Verfassern vorhanden, worüber man hier nähere Nachricht findet. Leider sind sie verloren gegangen; doch haben sich einige Tractate mit einer Beschreibung der drey Welttheile erhalten, worin das Geographische wie sich aus mehrern Gründen schließen läßt, der Ertrag wirklich unternommener Reisen seyn mag. Proben daraus sind schon in den Scr. Rer. Dan. II. 25 und in der Rymbegla S. 340. bekannt gemacht. Reichhaltiger sowohl für die Fabelhafte als wahre Geographie sind aber verschiedene in der Arnamagnäanischen Sammlung aufbewahrte, bis jetzt noch ungedruckte Pergamentcodices, welche der Verf. hier äußerlich und nach ihrem Inhalt genau beschreibt; einer darunter, von zierlicher Hand, gehört in das 13. Jahrh. Das

ganze Werk besteht aus drey Theilen: der erste enthält eine Geographie der damals bekannten Welt; der zweite, welcher den meisten Werth hat, eine Reisebeschreibung von Dänemark aus durch Deutschland, die Schweitz, Italien nach Rom, von da nach Unter-Italien und Griechenland bis nach Palästina. Die Stationen der Reisenden werden aufgezählt, die Städte, wo sich ein bischöflicher Sitz oder Reliquien eines Heiligen befinden, Klöster und sonst irgend eine Merkwürdigkeit; dabey ist die Entfernung der Orte von einander angegeben. Als Verfasser, das heißt, als derjenige nach dessen mündlichem Bericht dieses Itinerarium aufgeschrieben ist, wird Abt Nicolaus genannt. Es wird wahrscheinlich gemacht, daß er der in den isländischen Annalen erwähnte Abt Nicolaus, ein Sohn Sämunds ist, der im Jahr 1154 von einer Reise zurückkam und bald darauf 1159 starb. In jedem Fall aber gehört diese Schrift in die Mitte des zwölften Jahrhunderts. Der dritte Theil ist am wenigsten wichtig, und enthält allerley historische und geographische Nachrichten, z. B. eine Beschreibung der Kirchen zu Rom, Aufzählung der Städte in Italien, Spanien, Frankreich und dergleichen.

Den zweiten Theil hat Hr. Prof. Werlauff vollständig nach der besten Handschrift abdrucken lassen, aus dem ersten nur, was Europa betrifft, und aus dem übrigen, was zur Ergänzung des Ausgewählten dienen konnte. Für diejenigen welche den isländischen Text nicht verstehen, ist eine lateinische Uebersetzung daneben gestellt; unter dem Text sind abweichende Lesearten oder Zusätze der andern Handschriften angegeben, und alles ist mit der Sorgfalt behandelt, an die wir bey der Herausgabe altnordischer Denkmähler gewöhnt sind. Wir hätten also hier eine Uebersicht von dem, was die Isländer von der Geographie im Mittelalter wußten und da diese an und für sich noch dunkel ge-

nug ist, wir auch aus dieser Abhandlung nähere Einsicht von der Art, wie sie ihre Reisen einrichteten, und von ihrem Verkehr mit entfernten Völkern erlangen, so hat uns Hr. Prof. Werlauff gewiß ein annehmbares Geschenk gemacht.

Nach Rom gab es damals aus dem Norden zwey Wege einen westlichen und einen östlichen; ebenso werden von Stade bis nach Mainz zwey Straßen bezeichnet. Die eine gieng über Verden, Minden und Paderborn. Bey Minden wird die Anmerkung gemacht: "nû skiptaz tûngur" hier verändern oder scheiden sich die Sprachen. Es könnte nur von der hochdeutschen und niederdeutschen Sprache die Rede seyn, aber die Angabe befremdet, da sie völlig unbegründet ist. Merkenswerth ist folgende Stelle. — "Thar imilli (zwischen Paderborn und Mainz, deren Entfernung auf vier Tagereisen angegeben wird) es thorp er Horus heitir, annat heitir Kiliandr, ok thar er Gnitaheidr (? Gnitaheidi), er Sigurdur vâ Fafni". Das Dorf Horus und Kiliandur ist völlig unbekannt, auch klingen die Namen seltsam; wenn Suhm in seiner critischen Geschichte darunter Herborn und Dillenburg vermuthet, so hat das nichts für sich, als die sehr entfernte Aehnlichkeit im Klang und den Umstand, das beide Orte nicht weit von einander zwischen Paderborn und Mainz liegen. Die Gnitaheide, wo Sigurd den Fafner tödtete, ist aus den Liedern der Edda hinlänglich bekannt, aber nicht wo sie lag und was der Name an sich bedeutet, denn Nußheide, wie die große kopenhag. Ausgabe der Edda (II. 871) erklärt, ist gewiß falsch. An sich mag jene Stelle, der alten Fabel nach, richtiger seyn, als bey der Stadt Luna in Italien (S. 20) die Bemerkung: "I Lunu söndum kalla sumir menn ormgard er Gunarr var i sette." In dem Sand bey Luna sagen einige, sey die Schlangenhöhle gewesen,

in welche Gunart gesetzt wurde. Gleichwohl ist weder diese Beziehung auf den Untergang des Helden, wie er in der Edda erzählt wird, noch der Umstand zu übersehen, daß schon im 12. Jahrh. Isländer die alte Sage ins Ausland und selbst in die weite Ferne versetzten. — Der andere Weg von Stade nach Mainz hält sich östlich. Valfoburg ist dunkel und Hanabruinburg kann seiner Lage nach sehr wohl Hanover seyn: aber wie ist das Wort selbst zu verstehen? der Verf. macht aus der Erklärung von Hanover (in den Urkunden Hanovere) durch hohes Ufer alta ripa den isländischen Namen deutlich, als eine bloße Uebersetzung: Hanabruinburg, nimmt er an, bestehe aus hâr, altus und brûn, crepido; was immer eine scharfsinnige Vermuthung bleibt. So viel als Beyspiel, was aus der Schrift zu lernen ist, und daß auch nach den zahlreichen und gelehrten Erläuterungen des Hr. Prof. Werlauff, welche S. 32-34. einnehmen, noch dunkeles zurück bleibt. Als Anhang folgt eine alte Ichnographie von Jerusalem nach dem Original sauber in Kupfer gestochen; dabey eine Beschreibung einiger Merkwürdigkeiten des heiligen Landes, dergleichen Meusel bibl. hist. I. P. II, S. 174 ff. anführt. Sie steht in zweyen der oben angeführten Handschriften. In den Anmerkungen kommen auch noch Auszüge aus der Kyrialax Sage vor.

Paris.

Chez Mme Herissant le Doux: Histoire naturelle des Orangers, par A. Risso, ancien professeur des sciences physiques et naturelles etc. et A. Poiteau, botaniste, peintre d'hist. nat. etc. 19 Livraisons, 1818-1819. 280 Seiten Text und 109 illum. Kupfertafeln in Folio.

Ein Prachtwerk. Chap. 1. S. 3. Recherches sur la patrie et sur les migrations de quelques sortes d'orangers les plus anciennes cultivées. Für die Geschichte der Pflanzen ist noch immer so

wenig gethan, daß auch der geringste Beytrag zu derselben willkommen seyn muß. Neue Ansichten oder Aufklärung zweifelhafter Nachrichten sucht man indessen hier vergeblich. — Chap. 2. S. 12. Exposition des charactères physiques et physiologiques des orangers. Völlig unbefriedigend; der anatomische Abschnitt ist ein dürftiger Auszug aus Mirbel; der chemische bezieht sich nicht näher auf die Orangen, als auf alle übrigen Gewächse; von dem physiologischen erwartete Ref. das meiste, denn es ist bekannt, wie viel die Pflanzenphysiologie wissenschaftlich gebildeten Gärtnern zu danken hat, aber auch hier findet man statt lehrreicher Beobachtungen fast nur seichtes Raisonnement über Ernährung, Art und Abart u. dgl. — Chap. 3. S. 27. De la classification et de la nomenclature des Orangers. Hier sagen die Verff. sehr aufrichtig: notre but est seulement d'examiner si les nombreux Orangers que nous connaissons peuvent se diviser en plusieurs groupes, soit naturels, soit artificiels, àfin de les mieux distinguer et d'en rendre l'étude plus facile; und damit haben sie den Geist und wissenschaftlichen Werth ihres Prachtwerks sehr treffend bezeichnet. — In den acht folgenden Capiteln beschreiben nun die Verf. 169 verschiedene Orangensorten, von denen 99 abgebildet sind. Die Eintheilung ist folgende: Orangers à fruit doux 43 Sorten; Bigaradiers ou orangers à fruit acide et amer 32 Sorten; Bergamotiers 5 Sorten; Limetiers 8 Sorten; Pompelmouses 6 Sorten; Lumies 12 Sorten; Limoniers 46 Sorten; Cédratiers ou Citronniers 17 Sorten. Fleiß und Genauigkeit lassen sich in diesem vornehmsten Theil der ganzen Arbeit nicht verkennen, und der bloße Pomologe kann vielleicht ganz dadurch befriedigt werden; was aber die Naturwissenschaft dadurch gewonnen, sieht wenigstens Ref. nicht ein, da das willkührliche Unterscheiden individueller und durch zufällige Einwirkungen veranlaßter Formen nur dazu dient, das

Studium der Natur zu erschweren, und die bereits gewonnenen Kenntnisse aufs Neue zu verwirren. Viele doch leider ganz vergebliche Mühe scheinen die Verf. auf die Synonymie verwandt zu haben, indem sie viel feiner unterscheiden als irgend ein Botaniker vor ihnen, und folglich die angegebenen Synonyme meistens der Form, zu welcher sie hier gezogen werden, nicht ausschließlich angehören. Die Diagnosen sind kurz und so scharf wie möglich, verrathen aber nur zu deutlich die Verkehrtheit des ganzen Unternehmens. — Im 12ten Kap. S. 209. werden nachträglich zwey neue Gattungen aufgestellt, 1. Triphasia d. i. Limonia trifoliata Jacq. 2. Glycomis d. i. Limonia trifoliata Galles., welche letztere von Correa de Serra unterschieden seyn soll. Den angegebnen Characteren zufolge scheinen beide Gattungen fast ganz allein auf die Zahl der Theile gegründet zu seyn. — Die beiden folgenden Kapitel handeln von der Kultur der Orangen in Gewächshäusern zu Paris und im Freyen im südlichen Frankreich; ziemlich ausführlich, meist auf Erfahrungen gestützt, doch scheint das angegebene Verfahren in vielen Punkten, z. B. die Mischung der Erde und das Begießen betreffend, zu sehr gekünstelt. — Chap. 15. S. 246. Des maladies des orangers, leurs ennemis; moyens curatifs. Den Werth dieses Kapitels zeigt schon die Eintheilung in folgende vier Abschnitte: über die durch atmosphärische Phänomene verursachten Krankheiten; über die feindlichen Thiere und (!) Insecten; über die parasitischen Pflanzen; und endlich über die Nachlässigkeit und Ungeschicklichkeit der Gärtner. — Den Beschluß macht das 16te Kapitel, sur les propriétés économiques des orangers; worin sogar die verschiedenen Methoden, Orangen einzumachen nicht vergessen sind. Was die Abbildungen betrifft, so sind sie viel brillanter als der Naturforscher ihrer bedarf, doch bey weitem nicht gelungen genug, um auf einen hohen Kunstwerth Anspruch machen zu können. E. M.

Hannover.

Im Verlage der Hahnschen Buchhandlung: Erklärende Anmerkungen zu Homers Ilias, zuerst herausgegeben von J. H. J. Köppen, berichtigt und vermehrt von Dr. Franz Spitzner. Vierter Band. Dritte erweiterte und verbesserte Ausgabe 1823. X u. 610 S. in Octav.

Hr. Sp. wurde von dem Verleger zu dieser neuen Bearbeitung bewogen, als bereits die ersten zehn Bogen des vierten Bandes unverändert bloß mit Hinzufügung der Accente neu abgedruckt waren. Zu diesen (Buch 13 und 14) liefert er kurze Berichtigungen und Nachträge von S. 487. an. Die Anmerkungen zu Buch 15 und 16 womit dieser Band schließt, sind von ihm neu bearbeitet. Er ist dabey selbstständiger als seine Vorgänger zu Werke gegangen, doch ohne den Plan des ersten Herausgebers, der ein brauchbares Hülfsbuch für jüngere Leser des Homer liefern wollte, zu verändern. Diesem Zwecke gemäß sind nicht nur die älteren Hülfsmittel und die neueren Untersuchungen über Sachen und Sprache sorgfältig von ihm benutzt, sondern auch viele und treffliche eigene Bemerkungen, Resultate gründlicher Forschungen besonders auf dem Gebiete der Grammatik und Kritik, kurz und faßlich vorgetragen, Bemerkungen, die auch die Aufmerksamkeit der Gelehrten verdienen. Die gründliche Sprachkenntniß des Herausgebers hat einer anerkannten wesentlichen Unvollkommenheit des Buchs, dem Mangel an Eindringen in die Homerische Sprache, in diesem Theile der Anmerkungen abgeholfen. Er hat bey seinen Erklärungen und critischen Bemerkungen den reiferen Schüler vor Augen, daher er oft auf bekannte und leicht zugängliche Hülfsmittel bloß verweiset, überhaupt genauer auf die Quellen zurückgeht und mit den Worten der alten Grammatiker erklärt. Nur werden zu oft die verschiedenen Erklärungen der Grammatiker ohne Entscheidung, selbst ohne Beurtheilung, neben einander gestellt, auch in Fällen wo wir nicht von bloßer Auctorität abhängen, sondern die Sache entschieden ist, oder sich entscheiden ließ. Wir wünschen hier mit triftiger Widerlegung oder selbst mit Weglassung der andern Meinungen die wahre oder wahrscheinlichste genau und ausführlich dargelegt zu sehen, da sonst nur gar zu leicht besonders bey dem jüngern Leser, der das Buch auch ohne Lehrer gebrauchen soll, Verwirrung und Ungewißheit über die bekanntesten Worte und Begriffe entstehen muß. Doch werden geschickte Lehrer dem abzuhelfen wissen und die Urtheilskraft des Lernenden daran üben. — Auch durch die Genauigkeit des Drucks zeichnet sich diese gründliche Arbeit sehr vor den früheren Ausgaben dieser Anmerkungen aus.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

51. Stück.
Den 27. März 1824.

Göttingen.

Verzeichniß der Vorlesungen, die von den hiesigen öffentlichen und Privat-Lehrern auf das künftige halbe Jahr angekündigt sind, nebst vorausgeschickter Anzeige öffentlicher gelehrter Anstalten zu Göttingen.

Der Anfang der Vorlesungen ist auf den 3. May angesetzt, und eine Verlängerung der Oster-Ferien wird durchaus nicht Statt finden.

Oeffentliche gelehrte Anstalten.

Die Versammlungen der Königl. Societät der Wissenschaften werden in dem öffentlichen Winter-Auditorio, Sonnabends um 3 Uhr, gehalten.

Die Universitäts-Bibliothek wird alle Tage geöffnet; Montags, Dinstags, Donnerst. und Freyt. von 1 bis 2 Uhr; Mittwochs und Sonnabends aber von 2 bis 4 Uhr. Zur Einsicht auf der Bibliothek erhält man jedes Buch, das man nach den Gesetzen verlangt; über Bücher, die man aus

derselben gesehen zu bekommen wünscht, gibt man einen Schein, der von einem hiesigen Professor unterschrieben ist.

Die Sternwarte, der botanische, und der öconomische Garten, das Museum, die Gemähldesammlung, die Sammlung von Maschinen und Modellen, der physicalische Apparat, und das chemische Laboratorium, können gleichfalls von Liebhabern, welche sich gehörigen Orts melden, besucht werden.

Vorlesungen.

Allgemeine Wissenschaftskunde.

Eine allgemeine Einleitung in das academische Studium gibt Hr. M. Beneke in den ersten Monaten des halben Jahres Mittwochs und Sonnab. um 6 Uhr M. unentgeltlich.

Ueber die Methode des academischen Studium hält Hr. M. Krause Mittwochs um 7 Uhr eine unentgeltliche Vorlesung.

Theologische Wissenschaften.

Die Encyclopädie, Methodologie und Geschichte der theologischen Wissenschaften trägt Hr. Cons. R. Stäudlin, nach seinem Lehrbuche (Hannover 1821), um 7 Uhr vor.

Eine historisch-critische Einleitung in das Alte Testament gibt Hr. M. Mathäi 5 Stunden wöchentlich um 3 Uhr.

Exegetische Vorlesungen über das Alte Testament: Hr. geh. Just. R. Eichhorn erklärt den Hiob um 10 Uhr; Hr. Hofr. Tychsen, die Salomonischen Schriften um 10 Uhr.

Eine historisch-critische Einleitung in das Neue Testament gibt Hr. Prof. Plank 5 Stunden wöchentl. um 11 Uhr.

Exegetische Vorlesungen über das Neue Testament: Hr. Cons. R. Pott erklärt die Briefe an die Römer und Corinther, mit ausführlicher Erörterung der in dem A. T. vorkommenden jüdischen Vorstellungen um 9 Uhr; Hr. Prof. Plank, in der dritten Abtheilung seiner exegetischen Vorlesung, die Briefe an die Römer und Corinther 6 Stunden wöchentlich um 9 Uhr, die Apocalypsis des Apostels Johannes Dinst. und Donnerst. um 6 Uhr öffentlich; Hr. Geh. Just. R. Eichhorn, die drey ersten Evangelisten um 9 Uhr. Hr. Prof. Hemsen erläutert die catholischen Briefe 4 Stunden wöchentlich um 3 Uhr, und bestimmt die fünfte Stunde zu Uebungen in der Erklärung schwererer Stellen des N. T. die er seinen Zuhörern angeben wird. Hr. M. Reiche erklärt die Briefe des Ap. Petrus, unentgeltlich; Hr. M. Matthäi, das Evangelium Johannes und die Apostelgeschichte Mont., Dinst., Donnerst. und Freyt. um 2 Uhr unentgeltlich — Zu exegetischen Privatissimis ist Hr. M. Reiche erbötig.

Die Apologetik trägt Hr. M. Bialloblotzky 5 Stunden wöchentlich um 3 Uhr vor.

Eine historische und vergleichende Darstellung der vorzüglichsten Systeme der christlichen Theologie gibt Hr. Cons. R. Plank, nach der dritten Ausg. seines Abrisses (Göttingen, 1822), um 11 Uhr.

Die neuere Geschichte der christlichen Dogmen trägt Hr. M. Reiche in einer bequemen Stunde vor;

Die Dogmatik und Dogmengeschichte, Hr. Cons. R. Stäudlin, nach der vierten Ausgabe seines Lehrbuches (Göttingen, 1822), um 8 Uhr;

Die christliche Ethik, Hr. Prof. Hemsen, um 4 Uhr.

Zu Privatissimis und Examinatoriis über die historische und systematische Theologie erbietet sich Hr. M. Reiche, und Hr. M. Matthäi.

Von der Kirchengeschichte trägt Hr. Cons. R. Plank die erste Hälfte um 8 Uhr vor; über die neuere Kirchengeschichte hält er Freyt. und Sonnab. eine öffentliche Vorlesung.

Die Homiletik lehrt Hr. Cons. R. Pott um 2 Uhr, so wie er auch die Aufsicht über die verschiedenen Uebungen der Mitglieder des homiletischen Seminarium fortsetzen wird. — Die homiletischen Uebungen unter der Leitung des Hn. Prof. Hemsen werden Mittw. Ab. um 6 Uhr öffentlich fortgesetzt.

Die Theorie der religiösen Catechetik, mit den ersten practischen Uebungen verbunden, wird Hr.

Superint. Dr. Trefurt 4 Stunden wöchentlich um 1 Uhr vortragen, und in zwey unentgeltlichen Stunden, Mittw. und Sonnab. um 1 Uhr, die fortgesetzten practischen Uebungen im catechetischen Seminar leiten.

Zu Repetitorien und Disputatorien über theologische Wissenschaften ist Hr. M. Bialloblotzky erbötig.

Die Uebungen der theologischen Gesellschaft werden unter der Aufsicht des Hn. Prof. Plank nach der bestehenden Ordnung ihren fernern Fortgang haben.

Die Vorlesungen der theologischen Repetenten werden, nach Ernennung derselben, am schwarzen Brete angezeigt werden.

Rechtswissenschaft.

Eine Einleitung in das gesammte Recht mit einer vollständigen Erörterung über die Quellen des alten und neuen Rechtes, gibt Hr. Dr. Valett, nach einem mitzutheilenden Grundrisse, zwey Stunden wöchentlich um 2 Uhr unentgeltlich.

Die Literär-Geschichte des Rechtes trägt Hr. Geh. Just. R. Hugo, nach der zweyten Ausg. seines Lehrbuches, um 7 Uhr vor;

Die Encyclopädie des gesammten Rechtes, eben derselbe um 10 und 11 Uhr, nach der sechsten Ausgabe seines Lehrbuches, und nach Beendigung derselben die Institutionen. — Die versäumten Anfangsstunden erbietet sich Hr. Univers. Ger. Secretär Riedel für die zu spät Ankommenden nachzuhohlen. — Hr. Hofr. Bauer trägt juristische Encyclopädie Mont., Dinst., Donnerst., und Freyt. um 8 Uhr vor;

Das Naturrecht, Privat-Recht so wohl als Staats- und Völkerrecht, Hr. Hofr. Bauer, nach der zweyten Ausgabe seines Lehrbuches, 4 Stunden wöchentlich um 2 Uhr. — Vgl. Philosophische Wissenschaften.

Das positive Europäische Völkerrecht handelt Hr. Prof. Saalfeld, nach seinem bey Vandenhoeck und Ruprecht erschienenen Grundrisse, Mont., Dinst. und Mittw. um 11 Uhr ab;

Das deutsche Staatsrecht, nebst dem Justiz-Polizey- und Finanz-Rechte, Hr. Prof. Elvers, nach eigenem Grundrisse, um 7 Uhr;

Das Staatsrecht von Hannover und Braunschweig, Hr. Prof. Saalfeld um 6 Uhr;

Das Staatsrecht von Hannover (nebst dem Privat-Rechte), Hr. Dr. Quentin 5 Stunden wöchentlich um 7 Uhr;

Das Criminal-Recht, Hr. Hofr. Bauer, nach Feuerbach, nebst dem Criminal-Processe um 10 Uhr;

Die Geschichte des Civil-Rechtes, Hr. Geh. Just. R. Hugo, nach der neunten Ausgabe seines Lehrbuches, um 9 Uhr;

Die Römische Rechtsgeschichte (nebst exegetischer Erklärung der wichtigsten Stellen bey Gajus und Ulpian, und mit Rücksicht auf das nach Ostern erscheinende Promptuarium Gajanum), Hr. Prof. Elvers um 10 Uhr;

Die Institutionen des Civil-Rechtes, nach Waldeck, Hr. Prof. Böhmer um 11 Uhr; Hr. Hofr. Bauer gleichfalls um 11 Uhr;

Die Institutionen des heutigen Civil-Rechtes, Hr. Geh. Just. R. Hugo, nach der sechsten Ausg. seines Lehrbuches, um 10 und 11 Uhr, nach Beendigung der Vorlesung über die Encyclopädie des Rechtes;

Die Institutionen des ältern so wohl als neuern Römischen Privat-Rechtes, Hr. Prof. Göschen um 9 und 11 Uhr;

Die Pandecten, oder ein allgemeines System des heutigen Civil-Rechtes, Hr. Geh. Just. R. Meister, nach einem seinen Zuhörern mitzutheilenden Grundrisse, um 9 und 11 Uhr; Hr. Prof. Ribbentrop, nach Haubold's 'Doctrinae pandectarum lineamenta, Lipsiae 1822', 6 Stunden wöchentlich um 9 und 11 Uhr, und Dinst. und Mittw. um 3 Uhr; Hr. Prof. Elvers, verbunden mit wöchentlichen kleineren practischen Arbeiten, um 9 und 11 Uhr; Hr. Dr. Jordan privatissime; Hr. Dr. Kern, nach Heise's 'Grundriß (Ausg. 3. 1819)' mit Ausschluß des Erbrechts, um 9 u. 11 Uhr, und späterhin auch um 5 Uhr;

Das Erbrecht, Hr. Prof. Göschen um 7 Uhr; Hr. Dr. Kern, nach Heise, um 7 Uhr;

Das Kirchenrecht, Hr. Prof. Böhmer, nach dem Handbuche seines sel. Vaters, um 9 Uhr; Hr. Dr. Nibel um 11 Uhr;

Das protestantische Kirchenrecht für Theologen nebst einer Uebersicht des catholischen Kirchenrechts, Hr. M. Böhmer, nach eigenem Grundrisse, 4 Stunden wöchentlich um 4 Uhr;

Das Deutsche Privat-Recht, und das Lehn-

recht, Hr. Hofr. Eichhorn, nach seinem Handbuche, um 6 und 8 Uhr, u. Mont., Donnerst. u. Freyt. um 3 Uhr;

Das deutsche Privat-Recht (mit Ausschluß des Lehnrechtes), Hr. Dr. Kraut täglich um 9 oder 10 Uhr;

Das Privat-Recht des Königr. Hannover (nebst dem Staatsrechte), Hr. Dr. Quentin 5 Stunden wöchentlich um 7 Uhr; Hr. Dr. Valett, nach einem mitzutheilenden Grundrisse, um 10 Uhr;

Das Preußische Land- und Lehn-Recht (mit Einschluß des Civilprocesses), Hr. Dr. Quentin 5 Stunden wöchentlich in einer noch zu bestimmenden Stunde;

Das Lehnrecht, Hr. Dr. Rothamel, nach Pätz, in einer bequemen Stunde; Hr. Dr. Valett, nach Böhmer (Gottingae 1819), um 2 Uhr;

Das Handels-Recht, insbesondere Wechsel- und See-Recht, mit vorzüglicher Berücksichtigung der neuesten Gesetzgebungen und des Rechtes der freyen Städte, Hr. Dr. Kraut 4 Stunden wöchentlich um 8 Uhr;

Die Theorie des bürgerlichen Processes, Hr. Hofr. Bergmann, nach einem eigenen den Zuhörern mitzutheilenden Grundrisse und mit Beziehung auf Martin, 5 Stunden wöchentlich um 4 Uhr und Dinst. und Donnerst. um 2 Uhr.

Die summarischen Processe, Hr. Dr. Ridel Mont., Dinst., Mittw. u. Donnerst. um 5 Uhr;

Eine theoretische und practische Anleitung zur förmlichen Abfassung von Verträgen, Testamenten und allen übrigen in das Gebiet der willkührlichen Gerichtbarkeit gehörenden Aufsätzen, Hr. Dr. Ridel, Dinst. u. Mittw. um 3 und Freyt. um 6 Uhr;

Die Theorie des Hannoverschen Civil-Processes, Hr. Dr. Quentin, 3 Stunden wöchentlich um 3 Uhr.

Ein practisches Collegium über den Proceß hält Hr. Hofr. Bergmann 5 Stunden wöchentlich um 9 Uhr; ein Relatorium, eben derselbe 3 Stunden wöchentlich um 10 Uhr. Hr. Dr. Brose erbietet sich zu einem Uebungs-Collegium in Führung und Beurtheilung von Rechtssachen.

Zu einem General-Examinatorium über alle Rechtstheile, in lateinischer oder deutscher Sprache, erbietet sich Hr. Dr. Jordan, Hr. Dr. Rothamel, u. Hr. Dr. Valett.

Examinatorien und Repetitorien, sowohl über das Römische Recht, als andere einzelne Rechtswissenschaften halten Hr. Dr. Jordan, Hr. Dr. Rothamel, Hr. Dr. Brose, Hr. Dr. Valett.

Heilkunde.

Die Vorlesungen über Botanik und Chemie ſ. bey der Naturlehre.

Encyclopädie und Methodologie der Medicin, mit beſonderer Rückſicht auf mediciniſche Literärgeſchichte, trägt Hr. Dr. Marx Mont., Dinst., Donnerst. u. Freyt. um 10 Uhr vor; Hr. Dr. Kloſe, nach ſeinem Handbuche (Göttingen, bey Vandenhoeck und Ruprecht, 1823), Mont., Mittw. u. Freyt. um 11 Uhr;

Neurologie, Hr. Hofr. Langenbeck Donnerst. u. Freyt. um 6 Uhr Abends u. Sonnab. um 6 Uhr Morgens;

Oſteologie und Syndesmologie, Hr. Prof. Hempel, nach der vierten Ausg. ſeiner 'Anfangsgründe der Anatomie', Dinst. und Freyt. um 11 Uhr;

Phyſiologie, Hr. Ober-Med. R. Blumenbach 6 Stunden wöchentlich um 8 Uhr;

Phyſiologie und allgemeine Pathologie, Hr. Prof. Hempel, nach der zweyten Ausgabe ſeiner 'Einleitung in die Phyſiologie', 5 Stunden wöchentlich um 8 Uhr;

Phyſiologie des Menſchen, mit beſonderer Rückſicht auf vergleichende und pathologiſche Anatomie, Hr. Dr. Spitta um 4 Uhr;

Allgemeine Pathologie und Therapie, mit vorgängiger Einleitung in die allgemeine Phyſiologie, Hr. Dr. Kraus um 6 Uhr M. oder in einer etwa bequemeren Stunde;

Allgemeine Pathologie, und allgemeine Therapie, erſtere nach Conradi, Hr. Dr. Marx, 5 Stunden wöchentlich um 4 Uhr.

Ueber die Natur und Wirkung der Entzündung im Allgemeinen und in den einzelnen Syſtemen des menſchlichen Körpers hält Hr. Dr. Spitta wöchentlich 2 Stunden, in einer am ſchwarzen Brete näher zu bezeichnenden Stunde, eine unentgeltliche Vorleſung.

Practiſche Heilmittel-Lehre, mit beſonderer Hinſicht auf Pharmacognoſie und mit Vorzeigung vergleichender Abbildungen der officinellen Pflanzen, trägt Hr. Dr. Kraus um 11 Uhr oder in einer etwa paſſendern Stunde vor; Hr. Dr. Kloſe, nach ſeinem Grundriſſe (Göttingen 1823), 5 Stunden wöchentlich um 7 Uhr;

Specielle Receptierkunde, Hr. Dr. Kraus in einer mit den Zuhörern zu verabredenden Stunde; Hr. Dr. Kloſe, nach Ebermaiers Taſchenbuch (Leipzig, 1818), Mont. und Mittw. um 6 Uhr Abends unentgeltlich;

Pharmacie, Hr. Hofr. Stromeyer der jüngere, Dinst., Mittw., Donnerst. u. Freyt. um 6 Uhr Morgens;

Specielle Pathologie, Hr. Hofr. Stromeyer der ältere, um 6 Uhr;

Specielle Therapie, derselbe um 7 Uhr;

Den ersten Theil der speciellen Nosologie und Therapie, welcher die Krankheiten der grössern Systeme des menschlichen Körpers begreift, Hr. Hofr. Himly 6 Stunden wöchentlich um 10 Uhr;

Die specielle Pathologie u. Therapie der Fieber, der Entzündungen u. der Exanthem[illegible], Hr. Hofr. Conradi 5 Stunden wöchentlich um 3 Uhr;

Die zweyte Hälfte der speciellen Pathologie und Therapie, derselbe, nach der zweyten Ausgabe seines Handbuches, um 5 Uhr.

Die Krankheiten der Schwangern, der Wöchnerinnen, so wie auch der neu gebornen Kinder handelt Hr. Prof. Mende 4 Stunden wöchentlich um 10 Uhr ab;

Die Krankheiten des weiblichen Geschlechtes (nebst der Entbindungskunst), Hr. Prof. Osiander um 11 Uhr;

Die Erkenntniß und Heilung der syphilitischen Krankheiten, Hr. Dr. Kraus in einer passenden Nachmittagsstunde;

Die Pathologie, Therapie, und Geschichte der ansteckenden Krankheiten, Hr. Dr. Marx, mit Beziehung auf seine 'Origines contagii, Caroliruhae, 1824' Donnerst. u. Freyt. um 7 Uhr unentgeltlich;

Die Krankheiten der Augen und Ohren Hr. Hofr. Himly um 3 Uhr.

Die erste Hälfte der Chirurgie trägt Hr. Hofr. Langenbeck von 1 bis 3 Uhr vor.

Die Manual-Chirurgie, so wie auch

Die Operationen bey Augenkrankheiten handelt Hr. Hofr. Langenbeck privatissime ab.

Practischen Unterricht im chirurgischen Verbande gibt Hr. Dr. Pauli um 7 Uhr Abends.

Eine Anleitung zu der Behandlung der Zahnkrankheiten und zu den dabey erforderlichen Operationen, derselbe in einer gelegenen Stunde.

Entbindungswissenschaft u. Entbindungskunst lehrt Hr. Prof. Mende 5 Stunden wöchentlich um 9 Uhr, und benutzt zugleich die im Entbindungshause vorkommenden Fälle zu practischer Anleitung; auch ist er zu Privatissimis erbötig. Hr. Prof. Osiander lehrt die Entbindungskunst um 11 Uhr, und handelt zugleich die Krankheiten des weiblichen Ge-

schlechtes ab; auch wird er fernerhin privatissime um 10 und 2 Uhr Anleitung zu den verschiedenen geburtshülflichen Operationen geben.

Die gerichtliche Medicin trägt Hr. Prof. Mende 4 Stunden wöchentlich um 4 Uhr vor; Hr. Dr. Spitta, für Aerzte sowohl als Rechtsgelehrte, um 5 Uhr.

Zu Disputier-Uebungen über medicinische Gegenstände ist Hr. Dr. Klose erbötig.

Die medicinischen und chirurgischen clinischen Uebungen in dem academischen Hospitale und in den Privat-Wohnungen der Kranken wird Hr. Hofr. Himly, nach der bisherigen Einrichtung, die er in einer kleinen Schrift 'Verfassung der medicinisch-chirurgischen Clinik zu Göttingen, 1803' entwickelt hat, fortsetzen, und bestimmt dazu die Stunde von 11 bis 12 Uhr täglich.

Für die clinischen Uebungen im chirurgischen Krankenhause bestimmt Hr. Hofr. Langenbeck die Stunde von 8 bis 9 Uhr.

Anleitung zur medicinischen Clinik gibt Hr. Hofr. Conradi in dem unter seiner Direction stehenden clinischen Institute um 10 Uhr.

Ueber denjenigen Theil der Thierarzneykunde, welcher die Beurtheilung des Aeußeren des Pferdes betrifft, hält Hr. Stallm. Ayrer eine Vorlesung.

Der Director der königl. Thierarzney-Schule, Hr. Dr. Lappe, handelt die Krankheiten der landwirthschaftlichen Hausthiere 6 Stunden wöchentlich um 7 Uhr ab; die Pathologie der Hausthiere 4 Stunden wöchentlich um 1 Uhr; die gerichtliche Thierarzneykunde um 2 Uhr; für die practischen Uebungen ist die Stunde von 10 bis 11 Uhr, sechs Mahl wöchentlich, angesetzt.

Philosophische Wissenschaften.

Allgemeine Geschichte der Philosophie, oder Darstellung und Erörterung der merkwürdigsten Lehren, auf welche die berühmtesten Philosophen ihre Systeme gegründet haben, trägt Hr. Hofr. Bouterwek 6 Stunden wöchentlich um 4 Uhr vor;

Logik und Encyclopädie der Philosophie, Hr. Hofr. Schulze 5 Stunden wöchentlich um 7 Uhr, jene nach der vierten, diese nach der dritten Ausgabe seiner Lehrbücher;

Logik, als Kunst zu denken, H. M. Beneke,

nach einem seinen Zuhörern mitzutheilenden Leitfaden, 4 Stunden wöchentlich um 6 Uhr Morgens;

Logik, als Einleitung in die Philosophie, Hr. M. Krause, nach seinem 'Grundriß der Logik. 1803' 4 Stunden wöchentlich um 7 Uhr;

Das System der Philosophie, enthaltend die Metaphysik, und die gesammte theoretische und practische Philosophie, Hr. M. Krause, nach Dictaten, um 6 Uhr;

Psychologie, Hr. Hofr. Schulze, nach seiner Psychischen Anthropologie. Ausg. 2., um 6 Uhr, nebst einer von der Mitte des Sommers hinzukommenden, der Erläuterung der in dem Anhange jenes Buches enthaltenen Lehre von den Seelenkrankheiten bestimmten Stunde Sonnab. um 7 Uhr;

Psychologie, nebst einer Uebersicht der Lehre von den Seelenkrankheiten, Hr. M. Beneke, nach einem seinen Zuhörern mitzutheilenden Leitfaden, 5 Stunden wöchentlich um 5 Uhr;

Naturrecht, nach den Principien der allgemeinen practischen Philosophie, mit besonderer Anwendung auf die Grundlehren der Politik, Hr. Hofr. Bouterwek, nach dem zweyten Theile der zweyten Ausg. seines Lehrbuches der philosophischen Wissenschaften, Mont., Dinst., Donnerst. und Freyt. um 10 Uhr;

Naturrecht, oder Philosophie des Rechtes und des Staates, nebst Darstellung und Würdigung der verschiedenen Systeme des Naturrechts, Hr. M. Krause, nach seiner 'Grundlage des Naturrechts, 1803' um 2 Uhr — (Vergl. Rechtswissenschaft) —;

Das natürliche Criminal-Recht in seinen Verhältnissen zu den merkwürdigsten Gesetzgebungen älterer und neuerer Völker, Hr. M. Böhmer, nach eigenen Dictaten, 4 Stunden wöchentlich um 5 Uhr;

Moral, in Verbindung mit einer allgemeinen Einleitung in die practische Philosophie, Hr. M. Beneke, nach einem seinen Zuhörern mitzutheilenden Leitfaden, 6 Stunden wöchentlich um 8 Uhr;

Die Grundlehren der Pädagogik und Didactik, Hr. Hofr. Schulze Sonnab. um 11 Uhr öffentlich.

Zu Privatissimis über philosophische Wissenschaften ist Hr. M. Beneke erbötig;

Zu Disputatorien über dieselben, Hr. M. Bialloblotzky.

Das philosophische Conversatorium des Hn. M. Krause wird Sonnab. von 7 bis 8 Uhr fortgesetzt werden.

Die gesammte Politik, oder die Lehre von der Verfassung und Verwaltung des Staats, trägt Hr. Hofr.

Sartorius um 9 Uhr vor; Hr. Prof. Saalfeld, nach seinem Grundrisse (bey Vandenhoeck und Ruprecht, 1820), um 10 Uhr;

Die National-Oeconomie nebst der Finanzwissenschaft, Hr. Hofr. Sartorius um 6 Uhr; Hr. Prof. Saalfeld, nach seinem Grundrisse (bey Vandenhoeck und Ruprecht), um 9 Uhr;

Die Encyclopädie der gesammten Cameral-Wissenschaften, d. i. einen kurzen Inbegriff der Landwirthschaft, Forstwissenschaft, Technologie, Bergbaukunde, Handlungs-Policey- und Finanzwissenschaft, Hr. M. Hüne 4 Stunden wöchentlich um 11 Uhr.

Die Handlungs-Wissenschaft, mit Rücksicht auf das Handelsrecht, Hr. Prof. Saalfeld, Donnerst., Freyt., und Sonnab. um 11 Uhr;

Die specielle Land- und Forstwirthschaft, Hr. M. Hüne 5 Stunden wöchentlich um 8 Uhr;

Die Landwirthschaft, Hr. M. Sprengel 6 Stunden wöchentlich um 6 Uhr M. verbunden mit Excursionen.

Die Technologie handelt Hr. Hofr. Hausmann nach Beckmann, 5 Stunden wöchentlich um 10 Uhr ab, und besucht mit seinen Zuhörern die Fabriken, Manufacturen und Werkstätten hiesiger Stadt und Gegend.

Mathematische Wissenschaften.

Die reine Mathematik lehrt Hr. Hofr. Thibaut um 4 Uhr;

Die Differential- und Integral-Rechnung, Hr. Hofr. Thibaut um 11 Uhr;

Die analytische ebene und sphärische Trigonometrie, so wie auch die Stereometrie, Hr. Prof. Ulrich um 9 Uhr;

Die Mechanik, Hr. M. Focke, um 7 Uhr;

Die practische Rechenkunst, Hr. M. Schrader in beliebigen Stunden.

Eine Einleitung in die practische Geometrie gibt Hr. Hofr. Thibaut um 2 Uhr.

Die practische Geometrie lehrt Hr. Prof. Ulrich, mit Anwendung theils von Hrn. Hofr. Thibaut ihm gütigst zugestandener theils eigener Werkzeuge, Dinst., Mittw. und Donnerst. von 5 bis 7 Uhr; Hr. M. Schrader, nach Mayer, Abends von 5 bis 7 oder 6 bis 8 Uhr; Hr. M. Focke um 5 Uhr Abends.

Die theoretische Astronomie trägt Hr. Prof. Harding um 9 Uhr vor. — Hr. Hofr. Gauß wird seine

Vorlesungen, im Fall die von Königl. Regierung ihm aufgetragene Gradmessung ihm diesen Sommer Zeit dazu übrig läßt, am schwarzen Brete anzeigen.

Zur Kenntniß der Gestirne gibt Hr. Prof. Harding in bequemen Abendstunden Anleitung.

Ueber die astronomischen Wissenschaften wird Hr. M. Schmidt um 3 Uhr eine Vorlesung halten. Da der Hr. Hofr. Gauß ihm zu diesem Behufe den Gebrauch der auf der Sternwarte befindlichen Telescope zu erlauben die Güte gehabt hat, so wird er im Stande seyn, durch dieselben die merkwürdigen Erscheinungen an den Himmelskörpern zu zeigen.

Die mathematische und physische Geographie handelt Hr. Prof. Harding um 3 Uhr ab.

Die bürgerliche Baukunst lehrt Hr. Prof. Ulrich um 10 Uhr, und verbindet damit Uebungen in architectonischen Zeichnungen; Hr. M. Schrader, nach eigenen Dictaten, verbunden mit Ausarbeitung der dahin gehörigen Risse, in zu verabredenden Stunden; Hr. Ober-Bau-Commissär Borheck, nach dem zweyten Theile seines Lehrbuches der Landbaukunst, um 10 Uhr.

Die Landbaukunst lehrt Hr. Ober-Bau-Commissär Borheck, nach Th. 1. seines Handbuches der Land-Baukunst, um 8 Uhr.

Eine Anleitung zur architectonischen Zeichenkunst gibt Hr. Zeichenmeister Eberlein in beliebigen Stunden.

Die Mühlenbaukunst lehrt Hr. Ober-Bau-Commissär Borheck um 9 oder 11 Uhr.

Unterricht im Planzeichnen gibt Hr. M. Schrader, so wie auch Hr. Zeichenmeister Eberlein.

Zum Privat-Unterricht in einzelnen Theilen der mathematischen Wissenschaften ist Hr. M. Schrader erbötig.

Naturlehre.

Die Naturgeschichte trägt Hr. Ober-Medicinal-R. Blumenbach, nach seinem Handbuche, 5 Stunden wöchentlich, um 5 Uhr vor;

Die allgemeine Botanik, Hr. Hofr. Schrader um 7 Uhr; die öconomische und Forst-Botanik, um 8 Uhr; die medicinische Botanik, Mont., Dinst. und Mittw. um 6 Uhr Abends; Sonnab. um 2 Uhr stellt er botanische Excursionen an; und gibt in den gewöhnlichen Stunden im botanischen Garten Demonstrationen. — Hr. Dr. Meyer lieset medicinische Botanik 4 Stunden wöchentlich. — Hr.

Hr. Bartling trägt specielle Botanik nach den natürlichen Familien 5 Stunden wöchentlich um 7 Uhr vor; ökonomische und Forst-Botanik Mont., Dinst., Donnerst. u. Freyt. um 8 Uhr; Medicinische Botanik vier Mahl wöchentlich um 3 Uhr. Mit den Vorlesungen verbindet er botanische Excursionen, die Sonnabends oder Sonntags gemacht werden.

Die Geognosie lehrt Hr. Hofr. Hausmann 5 Stunden wöchentlich um 7 Uhr Morgens, und stellt außerdem mit seinen Zuhörern geognostische Excursionen an.

Die Crystallographie trägt Hr. Hofr. Hausmann Dinst. und Donnerst. um 8 Uhr vor.

Zu mineralogisch-practischen Uebungen bestimmt Hr. Hofr. Hausmann die Stunde von 8 bis 9 Uhr des Mont., Mittw. und Freyt., und verbindet damit Demonstrationen im Academischen Museum.

Die Experimental-Physik trägt Hr. Hofr. Mayer, nach der fünften Ausgabe seines Lehrbuches, um 4 Uhr vor.

Die Meteorologie handelt Hr. Hofr. Mayer, nach seinem Lehrbuche, Sonnab. um 11 Uhr öffentlich ab;

Die Physische Geographie, Hr. Prof. Bunsen um 8 Uhr;

Die theoretische Chemie, verbunden mit den erläuternden Experimenten, Hr. Hofr. Stromeyer, der jüngere, 6 Stunden wöchentlich um 9 Uhr.

Von den Grundlehren der chemischen Analyse trägt eben derselbe den zweyten Theil Sonnab. um 8 Uhr öffentlich vor.

Die practischen chemischen Uebungen in dem academischen Laboratorium werden Dinst. und Freytags von 1 bis 3 Uhr fortgesetzt werden.

Die theoretische Agricultur-Chemie trägt Hr. M. Sprengel 6 Stunden wöchentlich um 11 Uhr vor.

Zu Practischen Uebungen in der chemischen Analyse der Erdarten, der mineralischen Dünge-Substanzen, der Pflanzen u. s. w. bestimmt Hr. M. Sprengel die Stunden von 2 bis 5 Uhr Mittw. und Sonnabends.

Historische Wissenschaften.

Allgemeine Länder- und Völkerkunde trägt Hr. Hofr. Heeren 6 Stunden wöchentlich um 7 Uhr vor, mit Hinweisung auf die den Zuhörern vorzulegenden Karten;

Die Philosophie der Geschichte, Hr. M. Krause, nach Dictaten, um 10 Uhr;

Die Diplomatik, Hr. Hofr. Tychsen, nach seinem Grundrisse, um 1 Uhr;

Die alte Geschichte, Hr. Hofr. Heeren, nach seinem Handbuche, 5 Stunden wöchentlich um 4 Uhr;

Die Geschichte des neuern Europa und seiner Colonien, vom Anfange des 16. Jahrhunderts bis auf unsere Zeiten, Hr. Hofr. Heeren, nach seinem Handbuche, um 3 Uhr;

Europäische Staatengeschichte nach ihren Haupt-Epochen, in Verbindung mit Ausarbeitungen in Französischer Sprache aus der Europäischen Diplomatik, Hr. M. Thospann 6 Stunden wöchentlich um 8 Uhr;

Die Geschichte der neuesten Zeit vom Anfange der Franz. Revolution bis auf unsere Zeiten, Hr. Prof. Saalfeld, nach seinem Grundrisse (bey Vandenhoeck und Ruprecht, 1821), um 3 Uhr;

Die Geschichte der Deutschen, nach 'Voigtels Deutscher Geschichte von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten. Halle. 1818', Hr. M. Böhmer 4 Stunden wöchentlich um 8 Uhr;

Die Statistik der europäischen Staaten und des Nord-Americanischen Freystaates, Hr. Hofr. Sartorius, um 2 Uhr.

Ueber die Staatskunde der Nassauischen Lande wird Hr. Hofr. Sartorius für die hier studierenden Nassauer um 1 Uhr eine Vorlesung halten.

Die Kirchengeschichte s. bey den Theologischen Wissenschaften.

Literär-Geschichte.

Die allgemeine Literär-Geschichte trägt Hr. Hofr. Reuß 4 Stunden wöchentlich vor.

Die Vorlesungen über die Geschichte einzelner Wissenschaften und Künste sind bey jedem einzelnen Fache erwähnt.

Schöne Künste.

Ueber den Deutschen Stil hält Hr. Prof. Bunsen Mittw. und Sonnab. um 1 Uhr eine Vorlesung.

Einen historischen und critischen Abriß der Geschichte der Französischen Literatur gibt Hr. Prof. Artaud 4 Stunden wöchentlich in Französischer Sprache.

Zu einem Privatissimum für solche, welche zu reisen gedenken, und von den Kunstwerken alter und neuer Zeit sich die nöthige Kenntniß zu verschaffen wünschen, um sie mit Nutzen zu sehen, ist Hr. Prof. Müller erbötig.

Die Vorlesungen über die Baukunst s. bey den Mathematischen Wissenschaften.

Unterricht im Zeichnen, sowohl im Allgemeinen als auch besonders im Landschaftszeichnen, im Zeichnen anatomischer und naturhistorischer Gegenstände, im architectonischen Zeichnen und im Planzeichnen gibt Hr. Zeichenmeister Eberlein.

Eine Einleitung zur Aesthetik der Tonkunst gibt Hr. Musik-Director Heinroth Mont., Mittw. u. Freyt. um 6 Uhr Abends. Außerdem ertheilt er Privat-Unterricht im General-Baß, Singen und Clavierspielen; und hält seine Sing-Academie Mont. Ab. von 8 bis 10 Uhr.

In der Schönschreibekunst unterrichtet der Universitäts-Schreibmeister Hr. Organist Henze.

Alterthumskunde.

Die Archäologie, und die Geschichte der Kunst bey den Alten trägt Hr. Prof. Müller 6 Stunden wöchentlich um 8 Uhr vor.

Orientalische und alte Sprachen.

Die hebräische Grammatik lehrt Hr. Cons. R. Pott um 10 Uhr;

Die Arabische Sprache, Hr. Geh. Just. R. Eichhorn um 2 Uhr; Hr. Hofr. Tychsen nach seiner Grammatik rc. um 2 Uhr.

Die Vorlesungen über das Alte und Neue Testament s. bey den Theologischen Wissenschaften.

Ueber die Metrik der Griechischen und Römischen Dichter u. über die Beschaffenheit der alten Musik hält Hr. Prof. Dissen eine Vorlesung um 5 Uhr.

Vorlesungen über die Griechische Sprache und Griechische Schriftsteller: Hr. Prof. Dissen übt Mont. u. Dinst. um 11 Uhr die Mitglieder des philologischen Seminarium in der Erklärung des Ajax von Sophocles; Hr. Prof. Müller erklärt Pindars Siegesgesänge 5 Stunden wöchentlich um 4 Uhr; Hr. Prof. Hoeck, die sämmtlichen Staatsreden des Demosthenes 5 Stunden wöchentlich um 6 Uhr; Hr. M. Lion, Plutarchs Demosthenes und Cicero Dinst. u. Donnerst. um 2 Uhr; Hr. M. Lachmann, Aeschylus Choephoren u. Sophocles Electra um 4 Uhr. — Privat-Unterricht im Griechischen gibt Hr. M. Lünemann, Hr. M. Lion, Hr. M. Lachmann, Hr. M. Bialloblotzky, Hr. M. Culemann.

Vorlesungen über die Lateinische Sprache und Lateinische Schriftsteller: Hr. Hofr. Mitscherlich

übt Sonnab. um 11 Uhr die Mitglieder des philologischen Seminarium im Disputieren, und erklärt um 2 Uhr Horazens Satiren und Episteln, nebst dem Briefe an die Pisonen; Hr. Prof. Dissen erklärt Ciceros Bücher von den Pflichten 6 Stunden wöchentlich um 3 Uhr; Hr. Prof. Müller übt die Mitglieder des philologischen Seminarium Donnerst. u. Freyt. um 11 Uhr in der Erklärung des Lucretius; Hr. M. Lion erläutert, nach seiner bey Vandenhoeck u. Ruprecht erscheinenden Ausgabe, Gellius Attische Nächte Mont., Mittw. u. Freyt. um 2 Uhr, unentgeltlich; Hr. M. Culemann erklärt die Aeneide 5 Stunden wöchentlich um 4 Uhr; Hr. M. Thospann, die fünfte Abtheilung von Cicero's Briefen, nach der Lünemannschen Ausgabe, Dinst., Mittw., Freyt. u. Sonnab. um 7 Uhr. — Privat-Unterricht im Lateinischen gibt Hr. M. Lünemann, Hr. M. Lion, Hr. M. Lachmann, Hr. M. Biallobloßky, Hr. M. Matthäi, Hr. M. Culemann.

Eine Anleitung zur Kenntniß, zum sichern Verstehen, und zur richtigen Beurtheilung der Mittelhochdeutschen Dichter gibt Hr. Hofr. Benecke Mont., Dinst., Donnerst. und Freyt. um 5 Uhr.

Neuere Sprachen und Literatur.

Die Französische Sprache lehrt Hr. Prof. Artaud, und Hr. Lector von Chateaubourg. Zu gleichen Zwecken erbietet sich Hr. M. Lion, u. Hr. M. Dubois.

Die Anfangsgründe der Englischen Sprache trägt, in Verbindung mit zweckmäßigen Uebungen, Hr. Hofr. Benecke Mont., Dinst., Donnerst. u. Freyt. um 6 Uhr Ab. vor. Ferner ertheilt Hr. M. Bodenburg Unterricht im Englischen, wobey er sich der Französischen Sprache zur Erklärung und Vergleichung bedienen wird. Geübtern wird er Milton's verlornes Paradies oder Young's Nachtgedanken erklären.

Die Italiänische u. Spanische Sprache lehrt Hr. Prof. Bunsen um 4 Uhr. Hr. M. Bodenburg lehrt das Italiänische in beliebigen Stunden, nach seiner so eben erwähnten Methode.

Die Reitbahn ist dem Hrn. Stallmeister Ayrer untergeben; der Fechtboden dem Univ. Fechtm. Hn. Castropp; der Tanzboden dem Univ. Tanzmeister Hrn. Hölzke.

Wegen der Logis kann man sich an den Logis-Commissär, Pedell Schäfer, wenden; Auswärtige, welche Logis suchen, können von ihm sowohl über die Preise, als andere Umstände, Nachricht erhalten, und durch ihn im voraus Bestellungen machen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

53. 54. Stück.
Den 1. April 1824.

Breslau und Berlin.

Archiv für Bergbau und Hüttenwesen, Herausgegeben von Dr. C. J. B. Karsten. Erster Band. 1818. IV. u. 152 Seiten. Zweyter Band. 1820. IV. 219 u. 176 Seiten. Dritter Band. 1820. 252 Seiten. Vierter Band. 1821. 324 Seiten. Fünfter Band. 1822. 439 Seiten. Sechster Band. 1823. 436 Seiten in Octav. Bey jedem Bande mehrere Kupfertafeln.

Seitdem das treffliche Freyberger Bergmännische Journal sein Ende erreicht hat und die von dem Herrn Baron von Moll zu München mit so großer Sorgfalt redigirte, Bergmännische Zeitschrift äußerst langsam fortgesetzt wird, ist das Bedürfniß eines neuen Journals, welches die Kunde von den raschen Fortschritten des Berg- und Hüttenwesens fortlaufend verbreitet, recht fühlbar geworden. Das Berg- und Hüttenmännische Publicum muß daher dem Herrn Geheimen Oberbergrath Karsten zu Berlin sehr dankbar seyn, für die Herausgabe des vorliegenden neuen Archives. Bey dem berühmten Herausgeber vereinigt sich Alles, was diesem Unternehmen, den größten und dauerndsten Einfluß auf

die Verbreitung Berg- und Hüttenmännischer Kenntnisse und dadurch auf die Vervollkommnung der für Deutschland so wichtigen Gewerbe des Bergbaues und Hüttenwesens sichern kann. Der reiche Inhalt der ersten sechs Bände legt das Zeugniß ab, daß die Erwartungen des Publicums im hohen Grade befriedigt worden.

Da nach dem Plane des Herausgebers das Archiv für Bergbau und Hüttenwesen Alles umfassen soll, was auf die polizeyliche, ökonomische, wissenschaftliche und technische Ausübung desselben Bezug hat, so zerfällt der in dieser Zeitschrift zu bearbeitende Gegenstand, in den staatsrechtlichen, staatswissenschaftlichen, statistischen, metallurgischen, phlogurgischen, und eigentlich technischen Theil. Dieser oder der Haupttheil, begreift drey Unterabtheilungen, nehmlich: die Bergbaukunde im engeren Sinne, die Aufbereitung der Erze und die Hüttentechnik. In jedem Hefte, deren zwey gemeiniglich einen Band ausmachen, ist der Inhalt unter drey Hauptrubriken vertheilt. Die erste enthält ausführlichere Abhandlungen; die zweite, kürzere Notizen; die dritte ist der Litteratur gewidmet. Der Raum dieser Blätter gestattet im folgenden nur die kurze Anzeige der wichtigsten Original-Aufsätze. Viele Mittheilungen sind sehr zweckmäßig aus fremden Zeitschriften, zumal aus den Annales des mines entlehnt, über deren Inhalt unsere Blätter auch von Zeit zu Zeit Bericht erstatten.

Erster Band. Ueber den Zweck des Bergbaues und über Bergwerksverfassung und Verwaltung. Von dem Herausgeber. Sehr zweckmäßig zur Eröffnung des Archives. Dieser Aufsatz enthält viel Beachtungswerthes über die hohe Wichtigkeit der Bergmännischen Gewerbe und die beste Art sie zu betreiben und zu leiten. Viele treffliche Winke und Regeln für die zweckmäßige Einrichtung der Bergwerks-

Gesetze. Am Schlusse theilt der Verf. das neueste französische Berggesetz vom 21. April 1810 mit, und vergleicht mit demselben die deutsche und zwar besonders die Preußische, Bergwerksverfassung. — Von den Vortheilen welche die Treibarbeit auf Mergelheerden gewährt. Vom Herausgeber. Um den Einfluß, den das Treiben auf Mergelheerden auf den Erfolg der Arbeit, besonders auf das Silberausbringen haben würde, genau kennen zu lernen, wurden im Jahr 1813 auf der Friedrichshütte in Oberschlesien neun Treiben auf gewöhnlichen Aschenheerden, und eben so viele Treiben als Gegenversuch auf Mergelheerden mit möglichst gleichartigen Werken vorgenommen. Zu jedem Versuche wurden 1343 Centner Werke angewendet, welche nach der kleinen Probe 157 Mark 11¼ Loth fein Silber enthielten. Bey dem Mergeltreiben erfolgten an Kaufglötte, 50 Centner und an Kaufbley, 32 Ctnr. 108 Pf. mehr als bey dem Aschentreiben; dagegen an Heerd-Vorschläge-Abstrich- und Schlackenwerken, 30 Ctnr. 11 Pfund weniger. Bey einem gleichen Quanto Werken von gleichem Silbergehalt sind bey der Treibarbeit auf Mergelheerden 12 Mark 6¾ Loth fein Silber mehr, als bey der Treibarbeit auf Aschenheerden ausgebracht worden. Diese sehr vortheilhaften Resultate, haben die Einführung des Mergeltreibens auf obiger Hütte veranlaßt. Es würde lehrreich seyn, wenn man damit die Resultate vergleichen könnte, welche sich bey Versuchen ergeben haben, die vor einer Reihe von Jahren am Oberharze mit der Treibarbeit auf Mergelheerden angestellt sind, die aber wohl weniger günstig ausgefallen seyn müssen, weil man, so viel Referent weiß, dort die gewöhnliche Treibarbeit auf Aschenheerden allgemein beybehalten hat. — Ueber die Einführung des gemengten Pulvers bey der Sprengarbeit und über die

davon zu erwartenden Vortheile. Der Herausgeber berichtet über Versuche, die von dem Herrn Obereinfahrer Thürnagel zu Tarnowitz angestellt worden, um zu einer näheren Kenntniß der Wirkungen des mit Sägespänen gemengten Pulvers bey der Sprengarbeit zu gelangen. Sie ergaben ein so vortheilhaftes Resultat, daß man glaubte darauf rechnen zu können, mindestens den dritten Theil von dem bey der gewöhnlichen Sprengarbeit erforderlichen Pulver, durch jene Beymengung zu ersparen. — Uebersicht des jetzigen Zustandes des Bergbau's und Hüttenwesens in Schlesien. Vom Herausgeber. Die Verwaltung des Berg- Hütten- und Salzfabrications- Wesens in der Preußischen Monarchie ist dem Ministerio des Innern zugeordnet und ressortirt unmittelbar von der Ober-Berghauptmannschaft, welche in Berlin ihren Sitz hat und einen Theil jenes Ministeriums ausmacht. Von derselben sind die fünf Haupt-Bergwerks-Districte abhängig, in welche der ganze Preußische Bergwerks-Staat eingetheilt ist. Jedem dieser Bergwerks-Districte steht ein Oberbergamt vor, von welchem die in diesen Districten befindlichen Salz-, Berg- und Hüttenämter ressortiren. Die fünf Haupt-Berg-Districte sind: 1. das Oberbergamt für die Niederrheinischen Provinzen zu Bonn; 2. das Oberbergamt für die Westphälischen Provinzen zu Dortmund; 3. das Oberbergamt für die Niedersächsisch-Thüringischen Provinzen zu Halle; 4. das Oberbergamt für die Brandenburg-Preußischen Provinzen zu Berlin; 5. das Oberbergamt für die Schlesischen Provinzen zu Breslau. Der Herausgeber hat die Absicht, in dem Archive nach und nach eine Uebersicht von dem Umfange sämtlicher Ober-Berg-Amts-Districte mitzutheilen und beginnt mit dem Schlesischen Districte, zu welchem er lange in näheren Dienstverhältnissen stand. Von dem Schlesischen Oberbergamte, dessen früherer

Sitz zu Reichenbach, im J. 1778 nach Breslau verlegt wurde, ressortiren vier Bergämter: das Jauersche zu Kupferberg; das Schweidnitzische zu Waldenburg; das Münsterberg-Glätzische, zu Reichenstein und Oberschlesische zu Tarnowitz. Außerdem noch fünf Hüttenämter, die sich sämmtlich im Oberschlesischen Bergwerks-Bezirk befinden. Die Producte sind: Steinkohlen, Silber, Bley, Glötte, Schwefel, Vitriol, Vitriolöl, Rothe Farbe, Scheidewasser, Alaun, Arsenik, Gallmey, Zink, Kupfer, blaue Farbe, Eisen. Im Jahre 1816 sind für 2,023,321 Thaler Berg- und Hüttenproducte in Schlesien erzeugt und dadurch 5409 Berg- und Hüttenarbeiter beschäftigt gewesen. Der Verfasser läßt den großen Verdiensten des Grafen von Reden um die Hebung und Vervollkommnung des Schlesischen Berg- und Hüttenwesens, volle Gerechtigkeit widerfahren. — Ueber das Verfahren, die Steinkohlen in Oefen zu vercoaken und den Theer dabey zu gewinnen. Vom Herausgeber. Genaue Beschreibung und rißliche Darstellung der zu Gleiwitz in Schlesien erbaueten, mit einem Condensator versehenen Oefen zur Darstellung der Coaks für das Eisenschmelzen. — Ueber die Sprengarbeit mit gemengtem Pulver, vom Hr. Ober-Einfahrer Thürnagel zu Tarnowitz.

Zweiter Band. Zusammenstellung der verschiedenen Gestein-Spreng-Methoden mittelst des Pulvers, deren man sich, seit Anwendung des Schießpulvers zu diesem Zwecke an verschiedenen Orten bedient hat und noch bedient. (Eingesendet). — Uebersicht der im Oberschlesischen Kohlenrevier üblichen Förderungs-Methoden, nahmentlich Bremsschachtförderung und Förderung durch Diagonalen betreffend. Vom Hr. Bergmeister Heinzmann zu Tarnowitz. Der Verf.

handelt zuerst von der Streckenförderung und berücksichtigt hier die Schlepptrogförderung, die Englische Wagenförderung mit Menschenhänden, die Wagenförderung mit Pferden, die Bremsschachtförderung und Förderung mit Diagonalen, die Förderung durch Navigation. Sodann betrachtet er die Schachtförderung und zwar die Haspelförderung, Dampfmaschienen-Förderung. — Beschreibung des Verfahrens bey der Zinkbereitung auf der Lydogniahütte und der seit dem Anfange des Betriebes gemachten Veränderungen. Diese Abhandlung hat zum größten Theil den vormaligen Betriebsbeamten des genannten Werks, Herrn Hüttenmeister Freytag zur Königshütte, zum Verfasser. Auf allen übrigen Oberschlesischen und auf den nach denselben gebildeten, benachbarten Pohlnischen Zinkhütten, findet fast ein ganz gleiches Verfahren Statt. Die durch rißliche Darstellungen erläuterte Beschreibung desselben ist um so willkommener, da bis dahin über die Methode der Schlesischen Zinkgewinnung nur wenig öffentlich bekannt geworden war. Es scheint übrigens daraus hervorzugehen, daß die Schlesischen Muffelöfen manche Unvollkommenheiten haben und daß der Lüttich'sche Betrieb der Zinkdestillation vollkommner ist. — Ueber die Zustellung mit sogenannter Masse bey Hohenöfen, welche mit Coaks betrieben werden. Vom Hütteninspector Schulze auf der Eisengießerey bey Gleiwitz. — Pulverersparung auf der Königlichen Friedrichs-Grube bey Tarnowitz durch Einführung des Schießens mit einem Gemenge von Pulver und Sägespähnen. Vom Hr. Obereinfahrer Thürnagel zu Tarnowitz. In einer Nachschrift berichtet der Hr. Herausgeber, daß auch die durch das Königlich Preußische Oberbergamt zu Dortmund geleite-

ten Versuche ein erfreuliches Resultat dargeboten haben. Ein Gemenge von Sägespähnen von Buchenholz mit einer nicht gekörnten Pulvermasse nach dem Verhältnisse des französischen Jagdpulvers, hat sich vor allen Anderen am wirksamsten erwiesen. — Uebersicht von dem Umfange des Districts des Niedersächsisch-Thüringischen Ober-Bergamts, und Bemerkungen über die wichtigsten Gegenstände seiner Verwaltung. Vom Herrn Berghauptmann von Veltheim. Es ist eine erfreuliche Erscheinung, wenn der Chef eines bedeutenden Bergwerks-Haushaltes es nicht unter seiner Würde hält, sondern vielmehr mit Recht eine Ehre darin setzt, öffentlich Bericht zu erstatten, über die seiner Verwaltung anvertrauten Gegenstände, so wie über die von ihm dabey ergriffenen Maaßregeln. Von ihm darf man die umfassendsten, treuesten und mithin belehrendsten Nachrichten erwarten. Der Königlich Preußische Niedersächsisch-Thüringische Oberbergamts-District umfaßt mannigfaltige und wichtige Werke. Er enthält sehr bedeutende Salinen, auf denen im Jahre 1819, 29769 Last, oder in runder Zahl, etwa 1,085,000 Centner Salz producirt wurden; Kupfer- und Silberbergwerke; Stein- und Braunkohlenwerke; Eisensteinbergwerke und Eisenhütten; Bergwerke welche die Gewinnung von Bley, Kobalt und Spießglanz zum Gegenstande haben; Werke die sich mit Erzeugung von Alaun und Vitriol beschäftigen; Stein-Kalkbrüche und Torfgräbereyen. — Ueber Vernichtung und Abbau von Kohlenflötzen. Mit besonderer Beziehung auf Oberschlesien. Vom Hr. Bergmeister Heinzmann zu Tarnowitz. Sehr lehrreich. — Bemerkungen auf einer Bergmännischen Reise durch Sachsen und einen Theil von Böhmen. Gegenstände der Bergbaukunst und Fortschritte des Bergbaues in den letzten 20 Jahren betreffend. Mitgetheilt von dem

Hr. Oberbergmeister und Oberbergamts-Assessor (jetzt Bergrath) Schultz zu Berlin. — Die Arbeiten im schwimmenden Gebirge auf der Friedrichs-Grube bey Tarnowitz. Vom Hr. Ober-Einfahrer Thürnagel zu Tarnowitz. Auf dem Flötzkalk, welcher die Bleyerz-Lage deckt, worauf die Friedrichs-Grube bauet, liegt gemeiniglich aufgeschwemmtes Gebirge, aus Lagen von Sand, von Letten und von dort sogenannter Kurzavka einem eigenthümlichen höchst feinen, staubartigen Gemenge von Sand, Thon und Kalk zusammengesetzt. Mit großen Schwierigkeiten hat man zu kämpfen, wenn man in dieser Gebirgsart bauen muß. Sie hat nehmlich die Eigenschaft, bey anscheinender Trockenheit, viel Wasser in sich aufzunehmen, aufzuquellen und dann einen großen Druck auszuüben. Bey stärkerem Zudringen von Wasser wird die Kurzavka höchst beweglich, bricht in diesem aufgelösten Zustande mit einer kaum glaublichen Gewalt aus den kleinsten Oeffnungen hervor, so daß man mit der größten Anstrengung oft kaum im Stande ist, ihr gehörigen Widerstand entgegen zu setzen. Der Bergbau in ihr erfordert daher ganz eigenthümliche Vorkehrungen und Hülfsmittel, die hier lehrreich beschrieben werden. — Bericht über den Erfolg der Einführung der Davy'schen Sicherheitslampen gegen schlagende Wetter, in den Steinkohlengruben des Dürener Bergamts-Reviers. So sehr sich die Sicherheitslampe durch die Verminderung der durch schlagende Grubenwetter verursachte Gefahren empfohlen hat, so ist sie doch nur mehr ein Mittel zur Warnung vor denselben. Sie ist in dieser Hinsicht noch Verbesserungen bedürftig, und für die Aufhebung der Hindernisse, die durch das Wasserstoffgas dem Betriebe sich entgegen stellen, bleibt nichts übrig, als die Mittel zu verstärken, die einen Luftzug zu Wege bringen. Im Dürener Berg-

amts=Bezirk beschränkt sich das Vorkommen der schlagenden Wetter ausschließend auf einige Steinkohlengruben im Hardenberger Revier. Man bedient sich hier der Sicherheitslampen, die der Mechanicus Themar zu Aachen verfertigt. Der Drathzylinder hat auf den englischen Quadratzoll nur 618 Löcher, Statt daß Davy als das Minimum 625 für denselben Raum bestimmt.

Dritter Band. Ueber die Frage: Ob aus einer vorschriftsmäßigen, an sich und in Beziehung auf einen dritten zulässigen Muthung, nach den in Schlesien geltenden, bergrechtlichen Bestimmungen, gesetzlich ein Recht zur Belehnung gegen den Staat erworben werde? Vom Hr. Oberbergrath Steinbeck zu Brieg. — Ueber die Quecksilber=Gruben in der Pfalz. Vom Hr. Bergmeister Schulze zu Düren. Die noch im Betriebe stehenden Quecksilberreviere sind: der Pozberg bey Kussel, der Landsberg und der Stahlberg in der Gegend von Ober=Moschel. — Ueber die Anwendung der Steinkohlen bey der Darstellung des Stabeisens. Vom Hr. Hüttenmeister Abt zu Paruschowitz in Oberschlesien. Vom dem Gesichtspunkte ausgehend, daß die Darstellung des geschmeidigen Eisens aus Roheisen mittelst der in England fast allgemein eingeführten Puddlingsarbeit vor der Hand nur für wenige Punkte Schlesiens anwendbar sey, und daß es dagegen für das allgemeine Interesse von größerer Wichtigkeit seyn müsse, bey der bestehenden Holzkohlenfrischarbeit solche Reformen zu bewirken, welche eine unschädliche Anwendung der Steinkohlen gestatten, lag es im Plane, dieses Brennmaterial nur da anzuwenden, wo es die Eigenthümlichkeit der einmal üblichen und bekannten Heerdfrischerey zuließe. Man war besonders darauf bedacht, das gewöhnliche graue Roheisen, durch irgend einen Zwischenproceß dem gaa=

ren Zustande näher zu bringen und sich hierbey ausschließend der Steinkohlen zu bedienen. Anderweitige Versuche bezogen sich darauf, das Einschmelzen in Frischfeuer zu befördern und noch andere hatten die Achsicht, eine Beschleunigung des Frischprocesses selbst durch veränderte Feuerstellung und Arbeitsmethode zu bewirken. Diese wichtigen und interessanten Versuche werden von dem Hr. Abt lehrreich beschrieben.

Vierter Band. Darstellung mehrerer allgemeiner Verhältnisse der Gänge; und der Beziehung derselben zur Formation des Gebirgsgesteins. Vom Hr. Bergrath Schmidt zu Siegen. Diese Abhandlung enthält viele beachtungswerthe Beobachtungen. Uebrigens möchten sich gegen manche Behauptungen und Ansichten des Verfassers, gegründete Zweifel erheben lassen. Dahin rechnet Referent u. A. dasjenige, was über das Fortstreichen der Gänge mitgetheilt wird. Wie ist es möglich auf irgend eine Weise anzunehmen, daß die Gänge von Kulm, unweit Karbitz in Böhmen, von Zinnwald, Schönfeld, Frauenberg und Freiberg bis Roßwein und dann wieder die Gänge von Lautenthal, Clausthal, Zellerfeld, Andreasberg, Zorge, Ilfeld und Stollberg, die, von der verschiedensten Natur, in den verschiedensten Gebirgsformationen aufsetzen, Gangzüge bilden, die unter einander identisch sind? — Ueber Sicherung und Befestigung beym Bergbau. Vom Hr. Bergrath und Oberbergmeister Schultz zu Berlin. Ein schätzbarer Beytrag zur Bergbaukunst. Die verschiedenen Arten der bey dem Bergbau angewandten Befestigungsmittel lassen sich nach dem Verfasser zurückführen auf Flächenbefestigung, Riegelbefestigung, Bolzenbefestigung, Keilbefestigung, Nagelbefestigung, Zapfenbefestigung, Schraubenbefestigung, Feder- und Schloßbefestigung, verlohrne Befestigung. — Ueber die Bandseile und de-

ren Vervollkommung. Vom Hr. Bergrath (jetzt Oberbergrath) und Professor Dr. Nöggerath zu Bonn. — Ueber den Effect der Wagen auf Schienenwagen bey der Grubenförderung. Vom Hn. Oberbergamts-Referendarius von Oeynhausen zu Dortmund. Eine treffliche Untersuchung. — Erfahrungen über die Kraftverstärkung des Schießpulvers beym Sprengen, durch Vermengen mit fremdartigen Körpern. Vom Hn. Mayer, Großherzoglich Badenschen Bergmeister zu Gengenbach. Nach diesen Erfahrungen ist ein Zusatz von Kalophonium zum Pulver von großer Wirkung. — Vergleichung der Navigationsförderung auf schiffbaren Stellen, mit Pferdeförderung auf Schienenwagen, mit, oder ohne Maschinen-Schacht-Förderung. Vom Hr. Bergmeister Heinzmann zu Tarnowitz. Sehr lehrreich. — Die Arbeiten im schwimmenden Gebirge auf der Friedrichsgrube bey Tarnowitz. Vom Hr. Obereinfahrer Thürnagel zu Tarnowitz. Fortsetzung der im zweyten Bande enthaltenen interessanten Abhandlung. — Bemerkungen über den Bergbau am Harz. Vom Hr. Bergrath Schultz in Berlin. In neuerer Zeit ist beynahe nur von fremden Kunstverständigen das Bergwerkswesen am Harz beschrieben; wogegen in älteren Zeiten sehr ausgezeichnete Schriftsteller über das Bergbau- und Hüttenwesen am Harz lebten, deren Werke zum Theil noch jetzt Nutzen bringen. Wenn nun gleich Mittheilungen, wie die vorliegenden, mit allem Dank zu erkennen sind, so wird es doch einem Jeden einleuchten, daß man umfassende, genaue, tief eindringende und durchaus richtige Nachrichten über das Berg- und Hüttenwesen, nicht wohl von einem Reisenden sondern allein von Personen mit Recht erwarten kann, die täglich mit dem umgehen, was sie beschreiben und denen durch ihren

Dienst, Notizen zu Gebote stehen, die jenem entweder gar nicht, oder doch nur unvollkommen zu Theil werden.

Fünfter Band. Die Arbeiten im schwimmenden Gebirge auf der Friedrichsgrube bey Tarnowitz. Vom Herrn Bergmeister Thürnagel. Fortsetzung. — Ueber die Anwendung der bisherigen Gangtheorien auf den Oberharzischen Bergbau, mit Rücksicht auf dessen Gangverhältnisse. Vom Hrn. Zehndner F. H. Ostmann zu Zellerfeld. Referent theilt die mehrsten der von dem würdigen Verfasser aufgestellten Ansichten und kann nach eigenen Anschauungen die Richtigkeit der von demselben über die Oberharzischen Gänge mitgetheilten Beobachtungen bezeugen. — Beytrag zur Geschichte der Benutzung und Verarbeitung des Zinkes. Vom Herrn C. F. Hollunder, Königl. Polnischem Berg-Assessor zu Dombrowa. — Bemerkungen über den Bergbau am Harz. Vom Hrn. Bergrath Schultz in Berlin. Beschluß. Nach dem gewiß unparteyischen Urtheile des Verfassers, sind am Harz in den letzten zehn Jahren, vielleicht mehr als irgend sonst wo, zweckmäßige Verbesserungen im Betriebe und Haushalte der Berg-, Poch- und Hüttenwerke gemacht. Beachtung verdient die sinnreiche Erfindung des Herrn Oberbergmeisters Ey zu Zellerfeld, die Dauer des Grubenholzes, durch beständige Bewässerung zu verlängern. — Ueber die Gerichtsbarkeit der Bergämter in den Königlich Preußischen Staaten und über einige andere, zur Emporbringung des Baues zu beherzigende Gegenstände. Vom Hrn. Oberbergrath Becher zu Bonn. Der ehrwürdige Veteran ertheilt hier viele treffliche Bemerkungen und Winke die um so größere Beachtung verdienen, da sie sich auf langjährige Geschäfts-Erfahrungen gründen. — Ueber

das Torfmoor zu Linum, von den Hn. Adalb. v. Chamisso, Fr. Hoffmann und Chr. Poggendorf. Die Verfasser suchen die von dem Hn. von Humboldt herrührende Angabe, daß das Linum Torfmoor Reste von Meergewächsen enthalte, zu widerlegen und zu beweisen, daß der dortige Torf gleich dem anderer Moore der norddeutschen Niederungen, allein durch eine Zersetzung von Sumpf- und Moorpflanzen entstanden sey. — Beschreibung des bey dem Märkischen Steinkohlenbergbaue gebräuchlichen Gezähes. Vom Hrn. Oberbergamts-Referendarius von Oeynhausen zu Dortmund. — Ueber die Bestimmung des Kapitalwerthes von Steinkohlen-Zechen. Mit besonderer Berücksichtigung des Märkischen Kohlenbergbaues. Von demselben. Beide Aufsätze bewähren aufs Neue die trefflichen theoretischen und praktischen Kenntnisse des Verfassers, unsers ehemaligen gelehrten Mitbürgers. — Beschreibung der vereinigten Salinen Sooldorf und Masch, bey der Stadt Rodenberg in der Grafschaft Schaumburg, Kurhessischen Antheils. Vom Hrn. Obersalineninspector Thile zu Pyrmont.

Sechster Band. Ueber mehrere allgemeine Verhältnisse der Gänge und über die Beziehung derselben zur Formation des Gebirgsgesteins. Vom Herrn Bergrath Schmidt zu Siegen. Größten Theils zur Rechtfertigung des im vierten Bande enthaltenen Aufsatzes über denselben Gegenstand, gegen die Angriffe in der zu Bonn im Jahre 1822 erschienenen, fortgesetzten Kritik der geologischen Theorie und in der oben angezeigten Abhandlung des Hrn. Zehndners Ostmann. — Beyträge zur Bleyhüttenkunde. Von dem Herausgeber. Dieser Aufsatz enthält, so wie die nächst folgenden Mittheilungen, überaus wichtige Beyträge zur Me-

tallurgie. In einer Einleitung stellt der Verfasser allgemeine Beobachtungen über das Bleyhüttenwesen an und läßt darauf Beyträge zur Kunde einzelner Bleyhütten-Prozesse folgen, die Theils eigene Beobachtungen und Erfahrungen, Theils Bemerkungen anderer Metallurgen enthalten. — Beyträge zur Kupferhüttenkunde. — Beyträge zur Zinnhüttenkunde. — Benutzung der Hohenofen Gichtflamme zum Betrieb eines Kalkofens. Vom Hrn. Oberbergamts-Referendarius von Oeynhausen. — Ueber die Scheidung des Silbers vom Kupfer aus dem kupferhaltigen Silber. Vom Herausgeber.

Die Uebersicht des hier mitgetheilten Hauptinhaltes der vorliegenden Bände des Archives ergibt, daß bey Weitem der größte Theil der darin enthaltenen Beyträge, von Königlich-Preußischen Berg- und Hüttenbeamten herrührt. Wenn es nun gleich dem Inhalte keines Weges an Mannichfaltigkeit fehlt, so kann Referent doch den Wunsch nicht unterdrücken, daß das sehr verdienstliche Unternehmen der Herausgabe dieser Zeitschrift, die dem gesammten Berg- und Hüttenwesen in Deutschland so große Vortheile bringt, auch von anderen Seiten mehr, als bisher geschehen, unterstützt werden möge. Daß die Berg- und Hüttenmännische Praxis nur dann wahrhaft fortschreiten kann, wenn sie von einer richtigen Theorie geleitet wird; daß aber zur Erlangung einer solchen, die Benutzung vielseitiger Kenntnisse unumgänglich erforderlich ist, liegt zu klar am Tage, als daß jetzt noch bey einsichtsvollen Verwaltungen, Vorurtheile sich der öffentlichen Mittheilung von Berg- und Hüttenmännischen Erfahrungen, widersetzen könnten.

Heidelberg.

De Hypsistariis, Seculi post Christum natum quarti secta, Commentatio quam scripsit Dr. Carolus Ullmann 1823. S. 34 in 8.

Eine treffliche Probe-Schrift womit sich ein junger Gelehrter Hr. Prof. Ullmann in Heidelberg in die Reihe unserer historischen Forscher einführt, und zugleich zu dem Eintritt darein auf eine sehr würdige Art legitimirt. Der Gegenstand, den er zu dem Versuche seiner ersten Forschung wählte, scheint zwar in mehreren Beziehungen von keiner großen Erheblichkeit; nach andern aber war er desto besser zu dem Anbringen aller Operationen geeignet, denen sich der historische Forscher, so oft er sicher und gründlich zu Werk gehen will, unterziehen muß. Es ist einmahl nur äußerst wenig was man von den Hypsistariern oder Hypsistianern des vierten Jahrhunderts weiß. Fänden sich nicht einige bestimmte Notizen von ihnen bey Gregor von Nazianz in der Leichen-Rede auf seinen Vater (Orat. XVIII). der nach seiner Angabe selbst zu den Hypsistariern gehört haben soll, und würden diese Notizen nicht auch von Gregor von Nyssa (L. II. advers Eunom.) bestätigt, so könnte man fast vermuthen daß Hesychius und Suidas die allgemeine Beschreibung, welche sie von ihnen geben, bloß aus ihrem Nahmen geschöpft hätten, ohne eine weitere Kenntniß von ihnen zu haben. Selbst aus den Angaben der beiden Gregore wird es jedoch wahrscheinlich, daß es zwar zu ihrer Zeit eine eigene Gattung von Menschen geben mochte, die sich durch eine eigene Meinung, auf welche jener Nahme hindeuten sollte, auszeichneten, aber schwerlich eine besondere Secte, wenigstens gewiß keine ausgebreitete bildeten. An eine christliche Sekte kann dabey gar nicht gedacht werden, denn Gregor von Nazianz führt ja ausdrücklich an daß sich sein Vater, ehe er die christliche Taufe annahm, zu den Hypsistariern gehalten habe, und als christliche Sectirer würden sie gewiß Epiphan nicht entgangen seyn. Sie stellten oder fühlten sich vielmehr selbst auch mit der christlichen Partey im Widerspruch, denn ihre Behauptung, daß nur ein Θεος ὕψιστος sey, oder ihren reinen Monotheismus

wollten sie auch der christlichen Trinitäts-Lehre entgegen stellen. Man muß selbst vermuthen daß sie sich vorzüglich dadurch auszeichneten und die Aufmerksamkeit der christlichen Lehrer erregten, ja auch wohl absichtlich erregen und auf sich ziehen wollten. Rec. findet es selbst wahrscheinlich, daß diese Deisten des vierten Jahrhunderts, wie sie schon der scharfsinnige Wetstein nannte, zwar nicht erst durch die christliche Lehre von der Gottheit Christi, welche unter den arianischen Streitigkeiten ein so heftiges Feuer entzündete, zu dem Auffassen ihrer Meinung veranlaßt, aber doch durch die darüber entstandene Bewegung gereitzt wurden, sich lauter und stärker darüber auszusprechen, und öffentlicher auch gegen christliche Lehrer von der antiarianischen Parten damit hervorzutreten, als es vorher geschehen seyn mochte. Diese Vermuthung des Rec. durch welche diese Hypsistarier ihm vorzüglich merkwürdig wurden, hat zwar Hr. D. U. sich nicht zu verfolgen erlaubt, weil es allerdings bloße Vermuthung ist, dafür hat er aber mit sehr gelehrtem Fleiße alle Spuren, die sich in ältern Denkmahlen von der Existenz dieser Menschen-Art finden, zusammengesucht, und würklich auch mehrere, als man voraus erwarten könnte, zusammengebracht, so wie er auch mit besonderem Scharfsinn gezeigt hat, daß sie wahrscheinlich von dem eigenthümlichen, wodurch sie sich auszeichneten eben so viel aus dem Parsismus, der in Cappadocien schon früher mehrere Anhänger bekommen hatte, als aus dem Judenthum geschöpft haben mögen. Eine gleiche Probe dieses Scharfsinns haben wir auch in einer Conjectur gefunden, wodurch der Verf. S. 12 in eine Angabe Gregors von Naz. von den Hypsistariern den gewiß schicklichsten Sinn gebracht hat; daher freuen wir uns so mehr seines in der Vorrede erklärten Vorhabens, das Leben und die Schriften Gregors zum Gegenstand einer eigenen gelehrten Untersuchung machen zu wollen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

55. Stück.

Den 3. April 1824.

Göttingen.

Herr Bergcommissionsrath von Busse zu Freyberg, Correspondent der hiesigen Societät der Wissenschaften, hat derselben, unter der Unterschrift und Inhalts-Anzeige: "Die von Euler, Lagrange und Lacroix u. s. w. behauptete Trüglichkeit gewisser Differentialien, Differentialquotienten und Fonctions dérivées findet nicht statt, und die von ihnen aufgefundenen Formeln sind die unrichtigen", eine kleine schriftliche Abhandlung zustellen lassen. Sie ist von dem Herrn Verfasser bestimmt, so bald als möglich, entweder als einzelne Schrift, oder in der unter dem Titel Hesperus erscheinenden Zeitschrift, durch den Druck bekannt gemacht zu werden. Es wird also demjenigen Theile des mathematischen Publicums, welches sich für solche Untersuchungen interessirt, nicht an Gelegenheit fehlen, die Kenntniß der eigenthümlichen Ansichten des Herrn Verfassers, und der Gründe, die ihn zu denselben bestimmen, aus den ersten Quellen zu schöpfen.

Paris,

Chez Boulland-Tardieu: Recherches pour servir à l'histoire de l'Egypte pendant la domination des Grecs et des Romains tirées des inscriptions Grecques et Latines relatives à la chronologie, à l'état des arts, aux usages civils et religieux de ce pays; par M. Letronne, membre de l'Institut etc. 1823. S. LX. u. 524. in Octav.

Als die Mitglieder der Commission von Cairo und Verfasser der Description de l'Egypte die Architectur-Denkmäler dieses Landes zuerst einer genauern Betrachtung unterzogen: imponirte ihnen das Ansehen von Alterthum, welches alle Gebäude Aegyptens tragen, so wie die Uebereinstimmung des Baustyls und der Verzierungen in dem Maaße, daß sie kaum einen leisen Zweifel in sich gegen die Annahme aufsteigen ließen, alle diese Denkmäler seyen Werke altpharaonischer Zeit, woraus natürlich der Schluß sich von selbst ergab, daß in den folgenden neun Jahrhunderten von der Persischen Eroberung bis zur Einführung des Christenthums das innere Aegypten entweder zu sehr fremder Sitte angehangen habe, oder zu unmächtig gewesen sey, um etwas zu bauen, das für die Nachwelt dauern konnte. Die zahlreichen Griechischen Inschriften auf Monumenten dieses Styls wurden entweder ganz übersehen, oder aus mangelhafter Kenntniß griechischer Sprache und Epigraphik halb oder ganz falsch verstanden, oder endlich durch grundlose Hypothesen ohne Schein der Wahrheit leicht beseitigt, wie die ist: die neuen Beherrscher des Landes hätten dadurch gewissermaßen von den alten Tempeln desselben Besitz nehmen wollen. Gegen das Ansehen dieser Gelehrten erhoben sich zuerst diejenigen, welche dem Zodiacus von Tentyris eine spätere Epoche anzuweisen geneigt waren, Visconti an ihrer Spitze, aber dieser Streit, so eifrig er nun auch schon seit geraumer Zeit von beiden Seiten geführt worden ist, ist

seiner Entscheidung bis jetzt noch wenig genähert worden, weil fast jede Behauptung von einer unbewiesenen Voraussetzung ausgeht, in der sie schon auf versteckte Weise liegt. Bedeutender wirkte die fortdauernde Beschäftigung mit dem Rosetta-Stein, die Ueberzeugung hervorzubringen, daß mit den hierarchischen Instituţionen und der alten heiligen Schrift auch die alte Kunst Aegyptens lange nach der Pharaonenzeit fortbestanden habe. Indessen wurden auf zwey verschiedenen Wegen gefährliche Angriffe auf das Ansehen der Description vorbereitet. Erstens durch genauere Aufmerksamkeit auf die besagten Griechischen Inschriften, durch welche sich schon Hamilton, dann Caviglia, Caillaud, Belzoni, Hyde, vor allen Andern aber der Engländer Bankes und unser trefflicher Landsmann Gau große Verdienste erwarben. Leider ist die von dem Erstern schon lange vorbereitete Herausgabe seiner Inschriften noch immer nicht ins Werk gesetzt worden, und der Verf. dieses Werks hat sich nur Einzelnes davon verschaffen können, und Gau war bey der größten Bereitwilligkeit mitzutheilen nur im Stande, ihm einige von den Tempeln und mit ihnen zugleich copirte Inschriften zu überlassen, da alle andere von abgesonderten Steinen abgeschriebne sich in den Händen des Herrn Staatsrath Niebuhr befinden, welcher Gelehrte, wie wir mit ungemeiner Freude vernehmen, mit ihrer Herausgabe beschäftigt ist. Einen andern Weg zu demselben Ziele schlugen diejenigen ein, welche bey schärferer Aufmerksamkeit auf das Eigenthümliche und Besondre Aegyptischer Sculpturen sehr verschiedene Epochen zu erkennen glaubten, und dadurch die Ueberzeugung gewannen, daß viele von ihnen erst in nachpharaonischer Zeit entstanden seyen. Und mögen Huyot und Gau vielleicht zu weit gehen, mehrere große und ausgedehnte Tempelgebäude in Griechischer und Römischer Zeit entstehen zu lassen, mag

s jetzt noch räthlich seyn, der alten Pharaonen-Periode die Baudenkmäler nur Stück für Stück und nicht in Bausch und Bogen abzudingen: so ist es doch sehr bemerkenswerth, und bürgt für den guten Grund des Urtheils dieser beiden Künstler, daß sie Monumente auf den ersten Anblick für spätern Zeitaltern angehörig erkannten, die sich dann auch durch ihre Inschriften als solche erwiesen. Wir wollen ein recht auffallendes Beyspiel hier gleich vorausnehmen, obgleich es das vorliegende Werk erst am Ende nachträgt. Bey Esne, Latopolis, steht man Reste eines Aegyptischen Tempels, die von der Zeit sehr wenig angegriffen sind, obgleich das Gebäude von Anfang an mit einer Nachlässigkeit gebaut war, die in Aegyptischen Bauwerken höchst selten ist; auch die colorirten Basreliefs sind wenig correct und mit geringem Fleiß ausgeführt, so daß Gau sogleich einen der jüngsten Tempel des ganzen Landes darin erkannte. Die Verfasser der Description im Gegentheil, fanden am Plafond des Pronaos einen Zodiacus, der mit der Jungfrau anzufangen scheint, und standen nun nicht mehr an, dem Tempel das ehrwürdige Alter von 2700-3000 Jahren vor Chr. Geb. zu ertheilen. — Alles ohne Grund; denn eine Inschrift einer Säule des Pronaos, die Herr Letronne mit vorzüglichem Geschick entziffert hat, belehrt uns, daß einige Aegyptier unter Antoninus Pius τὴν γλυφὴν καὶ τὴν ζωγραφίαν τοῦ στύλου, Sculptur und Mahlerey einer Säule, anfertigen ließen. Die Sculptur des übrigen Tempels ist aber ganz offenbar von derselben Epoche, und so auch die Architectur. — Hr. Letronne nun, einer der gelehrtesten und thätigsten Alterthumsforscher des jetzigen Frankreichs, von eben so regem Forschungsgeiste wie gesundem und scharfem Urtheile, hat es unternommen, aus jenen Inschriften die Geschichte Aegyptens in mehrfacher Beziehung mit neuem Stoffe zu bereichern, und auch ohne Zweifel

die Kenntniß des Aegyptischen Alterthums einen bedeutenden Schritt weiter gebracht. Wir wollen von seinen gründlichen und genügenden Erörterungen, so weit es der Raum dieser Anzeigen gestattet, Rechenschaft geben.

Der erste Theil dieses Werks enthält monumentale Inschriften, und zwar solche, die auf der Façade von Tempelgebäuden eingehauen sind; wobey bemerkt wird, daß die älteren und zugleich kürzeren immer auf dem sonst unverzierten Kranzleisten, der aber bey größern Tempeln oft die Höhe von zwey Fuß hat, die spätern und längeren auf dem Architrav oder Fries (denn beides fällt in der Aegyptischen Architectur zusammen) gefunden werden. Zwar scheint gleich die erste, des Inhalts: "der König Ptolemäos, Sohn des Ptolemäos und der Arsinoe, der Geschwistergottheiten, und die Königin Berenike, seine Schwester und Frau, dies Heiligthum dem Osiris," die im J. 1818 auf einer Goldplatte unter den Ruinen von Kanobos aufgefunden wurde, und jetzt im Besitz von Sir Sidney Smith ist, nicht zu dieser Classe zu gehören; aber der Verf. macht höchst wahrscheinlich, daß diese in die Gründung des Gebäudes gelegte Platte nichts anders als eine Copie der äußern Aufschrift des Gebäudes war. In die Fundamente konnte aber diese Inschrift nicht hineingelegt werden, wenn nicht das Heiligthum zur Zeit derselben erst erbaut wurde; so ist also hier ohne Zweifel: "haben dies Heiligthum dem Osiris erbaut" zu suppliren, was der Verf. sodann auf alle Fälle ausdehnt, wo analoge Inschriften auf Façaden von Tempelgebäuden stehen. Dies ist ein Hauptpunct des ganzen Werks, und darum sucht der Verf. auch noch im fünften Capitel des zweyten Theils den consequenten Beweis zu führen, daß dies mit Recht geschehen. Auch Ref. ist davon überzeugt. Eine Inschrift ist nichts für sich, bloße Ehreninschriften kennt das Alterthum

ht; sie bewahren entweder das Andenken irgend
ner Ehrenbezeugung, oder bezeichnen Zweck und
sicht der Errichtung irgend eines Monuments.
Der König — dem Gotte" als Aufschrift eines
empels kann uns nur belehren wollen, wem der-
be gehört, und durch wen er an ihn gekommen
, wer ihn dem Gotte geweiht hat. Weihen aber
nnte man entweder vorher überhaupt noch nicht
eweihtes — dann muß es auch erst vor kurzem
baut oder wenigstens zum Behufe des Cultus
ngerichtet seyn — oder etwas einem Andern Ge-
ihtes — dies mußte aber dann in der Inschrift
gezeigt werden, weil es Niemand aus der Ellipse
rausnehmen konnte. Restauration eines Gebäu-
s kann darin nichts ändern, da sie niemals ein
echt gibt, das Ganze neu zu dediciren, auch finden
r diese in alten Inschriften immer besonders aus-
drückt. Der in der Inschrift, auf welche wir nun
rückkehren, genannte König ist Ptolemäos Euer-
tes I; Berenike seine Schwester heißt nach einem
ch sonst von dem Verf. nachgewiesenen Sprach-
brauche nur honorifice seine Schwester, da sie
gentlich seine Muhme war. Die Schrift besteht
s abgerundeten zum Theil auch verbundenen Buch-
ben und kann cursiv heißen; mit der von Böckh
rausgegebenen Papyrusrolle hat sie die Formen
ler Buchstaben gemein, doch ist die Schrift der
ztern weit verschlungener und flüchtiger; der Vf.
rgleicht letztre der ecriture expédiée, jene der
r. posée. Die zweyte Inschrift, befindlich auf
nem Propylon (einer Außenpforte) am linken
Ilufer oberhalb Philä, wo nach dem Verf. Parem-
le lag, heißt nach dessen wohlerwogner Ergän-
ng: "Für das Heil (ὑπὲρ) des Königs Ptolemäos
d der Königin Kleopatra, der Schwester und
au des Königs, der mutterliebenden Gottheiten,
: Isis, dem Serapis und den Gottheiten dessel-
n Tempels." Ptolemäus Philometor muß da-

müsse schon 17 Jahre geherrscht haben, weil sein Bruder nicht mehr neben ihm genannt wird, und er auch vor dieser Zeit zu jung war um zu heirathen (denn die Widersprüche des Porphyrios und Euseb über die Regierungszeit des Philometor werden durch Verbesserungen der Texte hinweggeräumt, von denen die bedeutendste die Armenische Uebersetzung des Euseb an die Hand gibt); doch muß das Monument noch vor dem 19ten Jahre dieses Regenten errichtet seyn, weil sonst die in diesem Jahre geborene Tochter nach dem constanten Herkommen auch in der Inschrift erwähnt seyn müßte; es ist deutlich, daß dadurch das Jahr der Errichtung dieses Propylons ziemlich genau bestimmt wird. Die Bauenden und Weihenden sind die Aegypter der Gegend. Die dritte Inschrift ist am Architrave des Pronaos von Antäopolis; Herr Letronne restituirt sie nach der genauen Copie, die Hamilton von den einzelnen Bruchstücken derselben gegeben, so daß sie den Sinn gewährt; "Der König Ptolemäos, Sohn des Ptolemäos und der Kleopatra, der glänzenden und huldreichen Götter (θεῶν ἐπιφανῶν καὶ εὐχαρίστων), und die Königin Kleopatra, des Königs Schwester, die mutterliebenden Götter, haben das Pronaon gebaut dem Antäos und den Göttern desselben Tempels. Die Kaiser Aurelius Antoninus und Verus, die Augusti, haben das Kranzgesims (τὴν στεγαστρίδα nach der wahrscheinlichen Ergänzung und Erklärung des Verf.) erneuert. Im vierten Jahre der Augusti, am neunten Paini." Die Gesammtansicht, die der Verf. von dieser Inschrift, denn das Ganze ist offenbar in einer und derselben Zeit eingehauen, aufstellt, ist eben so ingeniös wie befriedigend. Die Dedicationsinschrift des Ptolemäos stand nach der Sitte der Zeit auf der Kranzleiste; diese war herabgestürzt und von den genannten Imperatoren erneuert worden; die nun die vorige Inschrift mit Zufügung der Kunde ihres eigenen Ver-

dienstes nach dem Gebrauche der Zeit auf das Architrav setzen ließen; dies war aber damals auch schon einigermaaßen beschädigt, namentlich war durch das Herabfallen des Kranzleistens die geflügelte Kugel, der beständige Schmuck der Portale, verletzt worden; so ließ man diese Verzierung völlig wegnehmen und die Inschrift darüber führen, so aber daß einige Stellen, wo damals schon Risse und Sprünge im Stein waren, sorgsam vermieden und leer gelassen werden. Die Zeit der erstern Inschrift trifft zwischen die Heirath des Ptolemäos Philometor und seinen Tod, 164 – 147. Ein Ehrendenkmal des κοινὸν Λιν..ων, wo auch die θεοὶ ἐπιφανεῖς und εὐχάριστοι vorkommen, das der Verf. beyläufig erläutert, müssen wir hier übergehen, wo wir eben nur dem Hauptgange der Forschung folgen können. Die vierte Inschrift von dem Kranzleisten eines inneren Gemaches des großen Tempels von Ombos, heißt: "Für das Heil des Königs Ptolemäos und der Königin Kleopatra, seiner Schwester, der mutterliebenden Götter, und ihrer Kinder, dem großen Gotte Aroeris Apollon und den Göttern desselben Tempels haben die im Nomos Ombites stehenden Soldaten zu Fuß und Pferde und die andern dies heilige Gemach gebaut des Wohlwollens wegen gegen sie." Der große Tempel zu Ombos zerfällt in zwey Abtheilungen, von denen, die dem Eintretenden rechts lag, dem Sperberköpfigen Gotte, Arneris, die links dem Krokodilköpfigen, der von den Neuern verschiedentlich benannt wird, angehörte; das hier bezeichnete Gemach gehört zur ersten Abtheilung. Es ist kein Zweifel, daß es damals nicht bloß geweiht — denn dies hatte gewiß weit früher Statt gefunden — sondern, wenn nicht überhaupt gebaut, doch vollendet und mit Sculpturen verziert wurde; womit sehr wohl übereinstimmt, daß unter den Hieroglyphen des Tempels nach Saint-Martins und Champollions, des jün-

gen, Behauptung sehr häufig der Name Ptolemäos vorkommt. Wir haben zur Erklärung dieser Inschrift nur eine Bemerkung hinzuzufügen. Die letzten Worte derselben: εὐνοίας ἕνεκεν τῆς εἰς αὐτοὺς bezieht der Verf. auf das Wohlwollen der Götter, für das sie sich durch Ausschmückung ihrer Tempel dankbar erzeigen, aber es ist gewiß weit natürlicher, dieselben auf das Wohlwollen des Königs zu beziehen, so daß es den Grund von dem ὑπὲρ angibt. Die fünfte Inschrift vom Kranzleisten über dem innern Theil des kleinsten Tempels auf Philä: "Der König Ptolemäos und die Königin Kleopatra, seine Schwester, und die Königin Kleopatra, seine Frau, wohlthätige Götter der Aphrodite" hat Euergetes II. setzen lassen, nachdem er seine erste Gemahlin, welches seine Schwester war, verstoßen und seine Nichte geheirathet hatte, und nachdem die erstere sich wieder mit ihm ausgesöhnt hatte, nach 127 also: die Göttin des Tempels war wohl Nephthys. Am ausführlichsten wird die sechste Inschrift behandelt von Kranzleisten eines prächtigem Propylon zu Klein-Apollonopolis. Sie heißt, nach des Verf. Erklärung: "Die Königin Kleopatra und der König Ptolemäos, die großen mutterliebenden, rettenden Gottheiten, und die Kinder des Königs haben dies Propylon der Sonne gebaut, dem großem Gotte und den Göttern desselben Tempels". Der vorausgestellte Name der Königin führt darauf, daß Kleopatra, Ptolemäos Euergetes des II. nachgelassene Gemahlin, gemeint ist, die als Vormund ihrer Söhne, Soter und Alexander, herrschte. Der Ptolemäos ist nach des Verf., doch nicht völlig stringenten Schlüssen, Soter; die Inschrift fällt zwischen 117 und 107 vor Christo. Hieran knüpfen sich chronologische Untersuchungen über Ptolemäos Soter II. Alexander I. und II. und Auletes, in denen die Nachrichten der alten Schriftsteller mit der angeführten Inschrift, dem in

Berlin herausgegebenen Contract und zwey Inschriften zu Philä verglichen, und zuletzt die gewonnenen chronologischen Data in einer Uebersicht zusammengestellt werden. Gelegentlich wird hier nachgewiesen, daß es am Propylon zu Philä Griechische Inschriften gibt, älter als die Aegyptischen Sculpturen; die Buchstaben der erstern sind außer den Hölungen der Figuren, und auch in der Mitte derselben, wo man den Stein wegzunehmen vernachlässigte, stehen geblieben, in den Vertiefungen aber ausgetilgt. Herr Letronne gibt einige dieser Inschriften nach Gau, die eine nennt Ptolemäos Alexandros, die andre Ptolemäos mit dem Ehrennamen Dionysos, den Auletes nach dem 12. Jahre seiner Regierung annahm; sie beweisen, daß die Sculpturen dieses Propylons aus sehr verschiedener Zeit sind, da die Inschriften sogenannte προσκυνήματα enthaltend wahrscheinlich zu Basreliefs gehörten, und daß manche davon bis auf Römische Zeit herabgehen. Unter den Inschriften aus der Kaiserzeit, über die wir unsre Relation noch kürzer fassen müssen, ist die erste vom Propylon der Isis aus Tentyris, sie läßt uns wissen, daß die Einwohner der Hauptstadt und des übrigen Nomos dies Propylon der Gottheit geweiht für das Heil Augusts, des Zeus Eleutherios, im 31. Jahre seiner Herrschaft, im Monat Thoyt, am Tage σεβαστῇ, ohne Zweifel dem Geburtstage des Kaisers, der den 23. September, nach dem festen Alexandrinischen Calender den 26. Thoth fiel. Auch die zweyte ist von Tentyris, aber vom Pronaos der Nephthys, den die Tentyriten, wie sie uns berichtet, unter Tiber und dem Präfecten Avillius Flaccus, zwischen 785 und 790 nach Erbauung Roms, errichtet und geweiht haben für das Heil des Kaisers, der darin der neue August heißt. In der folgenden weiht ein gewesener Tribun, Tib. Claudius Apollinaris, ein Propylon zu Panopolis dem Gotte des Landes und Hel-

ligthums, Pan oder Chemmis, im zwölften Jahre der Regierung Trajans; er hatte es vom Geld des Tempels (oder Nomos) zu bauen angefangen, aber aus eignem Vermögen vollendet; ob gleich es jetzt ganz zerstört, sieht man doch, daß die einzelnen Theile mit Hieroglyphen und symbolischen Darstellungen angefüllt waren. Im neunzehnten Jahre derselben Herrschaft wurde zu Kysis in der großen Oase ein Propylon oder Pylon dem Serapis und der Isis geweiht; die Erbauer nennen sich zugleich οἱ γράψαντες τὴν οἰκοδομὴν τοῦ πυλῶνος, nach des Verf. Erklärung: die, welche den Bau des Pylon decretirten, indem die Einwohner des kleinen Oasenfleckens die Sache für sich allein, ohne Anregung und Unterstützung einer höhern Behörde, ausgeführt haben wollten. In einem andern Orte der großen Oase, jetzt Kasr-Zayan genannt, haben neuere Reisende eine Inschrift gefunden, des Inhalts: daß im dritten Jahre des Kaisers Antoninus Pius der σηκὸς und das πρόναον des Tempels für den großen Gott Amenebis Tchonemyros und die Götter desselben Heiligthums von neuem gebaut worden sey; auch dies, nach den Resten zu urtheilen, ganz im Aegyptischen Style. — Nachdem der Verf. diese Tempelinschriften mit größter Umsicht und Genauigkeit commentirt hat, bringt er im zweyten Theile solche Monumente bey, die sich ihrem Inhalt oder ihrer Form nach an jene zunächst anschließen. Doch nimmt hier die Untersuchung einen freyern Gang, und Erklärungen von Inschriften wechseln mit Abhandlungen über den Zustand und die Verfassung Aegyptens. So wird gleich im ersten Kapitel gezeigt, daß der ἡγεμὼν in den Griechischen Inschriften, so wie der ἔπαρχος Αἰγύπτου, der Präfect Aegyptens ist, also ein eques illustris, der aber in Aegypten nach Tacitus fast die Gewalt der frühern Könige übte; der Strateg erscheint in den Inschriften als Civilobrigkeit ein-

zelner Nomen, und wurde aus den Einwohnern des Landes erwählt, wie die Griechischen und Aegyptischen Namen der vorkommenden beweisen. Der Epistratege war nach dem Verf. für eine Provinz z. B. Thebais, was der Strateg für einen District; das Amt existirte schon unter den Ptolemäern, und wurde hernach immer an Römer vergeben. Diese Bemerkungen helfen dem Verf. die Inschrift von Antinoe zu ergänzen, die besonders darum interessant ist, weil sie zeigt, wie diese Anlage Hadrians im Innern völlig nach Weise einer Griechischen Stadt verwaltet wurde. Ein Mitglied der βουλη ist Prytan für die Phyle Athenais, zugleich Gymnasiarch und Kranzvertheiler (ἐπὶ τῶν στεμμάτων). Hierauf folgt die sehr interessante Inschrift vom Sockel des Obelisken auf der Insel Philä, den auf Bankes Vorschlag Belzoni nach England zu schaffen unternommen hatte. Die Priester der Isis τῆς ἐν τῷ ἀβάτῳ καὶ ἐν Φίλαις beschweren sich sehr dringend über Erpressungen der Königlichen Officianten in Oberägypten, wodurch ihr Heiligthum verarme und kaum zu den Opfern Geld behalte, und bitten den König Ptol. Euergetes II., an den Strategen von Thebais schreiben zu lassen, daß er diesen Bedrückungen von seiner und seiner Untergebenen Seite ein Ende mache. Die Inschrift, ist wie die fünfte der ersten Abtheilung, vom J. 126 oder 125 vor Chr. Die folgende, die Herr Eduard Rüppel auf einer kleinen Insel bey der ersten Nil-Cataracte, weiland Satis oder Dionysos-Eiland genannt, gefunden, ist durch die Fundgruben des Orients in Deutschland zuerst bekannt geworden; die βασιλισταί, welche darin nebst dem ἀρχισωματοφύλαξ und στρατηγὸς einer Anzahl sonst meist unbekannter Götter Geldsummen zu Opfern und Spenden darbringen, für das Heil des Königs Ptolemäos Euergetes und seiner Familie, und die eine Art Corporation, collegium, σύνοδος, bilden,

sind nach des Verf. Meinung, der wir beyzutreten kein Bedenken tragen, keineswegs als königliche Officianten zu fassen, sondern als eine Verbindung zur Feyer Dionysischer Sacra, unter der Protection des Königs. Darauf führt schon der Name der Insel, auf der sie ihre συνόδους halten, dann die naheliegende Vergleichung der Ἀτταλισταί, besonders das Bildwerk über der Inschrift, wovon noch in einem Nachtrage eine Abbildung gegeben wird nach einer Copie, die Herr Gau sich verschafft hatte, man sieht darauf einen Krater und zwey Thyrsusstäbe. In dem letzten der analysirten Denkmäler, welches Caviglia bey der großen Sphinx entdeckt und dem brittischen Museum einverleibt hat, danken die Einwohner von Busiris im Nomos von Latopolis dem Kaiser Nero, dem Agathodämon der Oikumene, für die Sendung des Tib. Claudius Balbillus, als Präfecten. Am interessantesten ist vielleicht die Nachricht darin, daß zugleich eine Inschrift zum Preise der Tugenden Neros τοῖς ἱεροῖς γράμμασιν, in Hieroglyphen, eingehauen wurde. So enthält auch der Obelisk von Philä in Hieroglyphen den Dank der Priester der Isis für die Gewährung ihrer oben angegebnen Bitte von Seiten des Ptolemäos; wie Letronne vermuthet und hernach Champollion der Jüngere zum Theil nachgewiesen hat. Doch von den Forschungen dieses Gelehrten, die mit den in dem angezeigten Werke enthaltenen auf ein Resultat hinausführen, haben wir im 36sten Stücke schon Rechenschaft gegeben. Schließlich bemerken wir nur noch, daß ein folgender Band dieses Werks den Rosettastein behandeln soll, und von demselben Verfasser considérations historiques sur l'état des Arts et des Institutions de l'Egypte depuis l'invasion de Cambyse jusqu'au siècle des Antonins, unter der Presse sind.

K. O. M.

Ebendaselbst.

Bey den Gebrüdern Baudouin: Relation d'un voyage à Bruxelles et à Coblentz. (1791) 1823. S. 120 in Octav.

Diese dem Grafen Anton Ludwig Franz d'Avaray, dem Begleiter des gegenwärtigen Königs von Frankreich, damahls Monsieur's, auf seiner Flucht von Paris nach Belgien im Jahre 1791, gewidmete Schrift, ist in mehr als einer Rücksicht bemerkenswerth. Theils wegen ihres Verfassers, indem sich an mehreren Stellen Ludwig der 18te selbst als Verfasser angibt und dieser Angabe durchaus nicht widersprochen worden, theils weil sie durch manche Einzelnheiten auf den Character Ludwigs des 16ten, dessen Schwäche und Unentschlossenheit sich bey keiner Gelegenheit verleugnete, so wie auf den Character der Königin und einiger andern bedeutenden Personen, ein helles Licht wirft. Daß dieselbe vor der Restauration des Königthrons in Frankreich geschrieben worden, wahrscheinlich in der ersten Zeit nach der Auswanderung des gegenwärtigen Königs, geht aus dem Schlusse derselben ziemlich deutlich hervor. Die im November 1793 ausgesprengten Gerüchte von einer nah bevorstehenden Flucht des Königs, brachten zuerst Monsieur auf den Gedanken auch an die seinige zu denken. Er theilte Peronnet, seinem Garçon de garderobe seinen Plan mit, da er von dessen Treue versichert war und derselbe besser als irgend jemand die nöthigen Anstalten zu treffen im Stande war. Da aber die Gerüchte von der nahen Flucht des Königs sich wiederum verlohren, setzte auch Monsieur die Ausführung seines Plans auf einen günstigern Zeitpunct aus; die Königin erklärte ihm jedoch schon damahls, daß früh oder spät ein solcher Schritt unvermeidlich seyn werde, versprach, ihn bey Zeiten davon zu benachrichtigen und rieth ihm auf jeden Fall bereit zu seyn. Eben so

wenig ward die zum zweyten Mahle um Ostern 1791 beschlossene Flucht von Monsieur ausgeführt. Bereitwillig hatte der Graf d'Avaray sich zum Gefährten erboten und die Besorgung aller erforderlichen Anstalten übernommen; allein König und Königin wünschten einen Aufschub, da sie selbst mit dem Plane ihrer Flucht noch nicht im reinen waren; so ward die Reise von Monsieur aufs neue aufgeschoben, ohne jedoch aufgegeben zu werden. Anfangs hatte er beschlossen gehabt, zugleich mit seiner Gemahlin abzureisen — der größeren Sicherheit wegen ward der Plan dahin abgeändert, daß Madame allein und zwar auf einem andern Wege als er selbst reisen sollte. Endlich von der Königin benachrichtigt, daß der König den Tag seiner Abreise festgesetzt habe, ward auch von Monsieur die Flucht auf denselben Tag beschlossen. Nachdem er noch vorher auf Verlangen des Königs, die Erklärung, die dieser bey seiner Abreise zurückzulassen beabsichtigte, durchgesehen und verbessert hatte, verließ er nach eilf Uhr in der Nacht vom 20-21. Jun. in Begleitung von d'Avaray, dessen englischen Bedienten Sayer und von Peronnet, mit einem alten ursprünglich auf einen Herrn und Fräulein Foster ausgestellten, von d'Avaray geschickt veränderten Passe des englischen Gesandten, den d'Avaray von der Frau von Balbi erhalten, sorgfältig verkleidet, den Pallast Luxemburg, seine Residenz, durch einen wenig bekannten und daher von der Nationalgarde nicht besetzten Ausgang. Eine Remise führte ihn zu dem von d'Avaray besorgten Reisewagen, der ihrer zwischen der Münze und dem Collège des quatre Nations wartete und ohne Hinderniß verließen sie Paris und setzten ihre Reise mit Postpferden auf der Straße nach Mons über Soissons, Laon u. Maubeuge fort. Trotz einzelner Unfälle, die gar leichtlich hätten verderblich werden können, dem Zerbrechen einer Radfelge, einem plötzlichen Uebelbefinden, das d'Avaray unterwegs zustieß, einem Zank mit der Postmei-

sterin zu la Capelle, vor allem aber dem äußerst bedenklichen Umstande, daß die Gesellschaft spät Abends vor Maubeuge ankam, wohin kurz zuvor, ohne daß ihnen dies zur Kunde gekommen, das Posthaus, das sich früher außerhalb der Stadt befunden, verlegt worden war, so daß sie, da die Thore der Festung erst am andern Morgen wieder geöffnet wurden, eine Nacht unter augenscheinlicher Gefahr entdeckt zu werden, in dem Orte würden haben zubringen müssen — eine Gefahr der sie jedoch glücklich dadurch entgingen, daß es ihnen gelang durch Bestechung den Postillon zu vermögen, sie auf einem Feldwege, um die Festung herum, über die Gränze zu führen —, kamen sie glücklich nach Mons. Auch der Graf Fersen, derselbe der nachmahls zu Stockholm das tragische Ende genommen und der den König auf seiner Flucht bis nach Bondi begleitet, traf dort beynah zugleich mit Monsieur ein. Letzterer, dem das Detail des Plans der Flucht seines königlichen Bruders durchaus unbekannt geblieben war, indem ihm derselbe nur Montmedy als Ziel seiner Reise angegeben, zweifelte nicht, daß derselbe ebenfalls glücklich seinen Kerkermeistern entflohen sey. Bereits am nächsten Tage setzte er seine Reise nach Namur fort; erst auf dem Wege von dort nach Longwy, wohin der König ihn beschieden, erfuhr er die traurige Nachricht von dessen Verhaftung zu Varennes und kehrte alsbald nach Namur zurück, wo er mit Madame, die gleich ihm glücklich entkommen war, wiederum zusammentraf. Zu Brüssel, wohin er sich demnächst begeben, sah er zum ersten Mahle seinen Bruder, den früher ausgewanderten Grafen von Artois wieder, und trat nun an dessen Statt an die Spitze der Ausgewanderten und der auswärtigen Frankreichs. Schon vor seiner Flucht hatte ihn Ludwig XVI. und zum zweyten Mahle nach seiner Verhaftung zu Varennes und seiner Rückkehr nach Paris, zum Generallieutnant des Königreichs ernannt. Von Brüssel begab sich Monsieur, nebst dem Grafen von Artois, über Lüttich, und Achen, wo er mit Gustav dem 3ten von Schweden zusammentraf, nach Coblentz, wo er bey dem Churfürsten von Trier, seinem Oheim, eine freundliche Aufnahme fand. J'ignore quel sera le sort de ma patrie et le mien; mais quel que soit celui que la providence me destine, elle ne pourra jamais m'ôter autant qu' elle m'a donné en m'accordant un ami comme mon cher d'Avaray — mit diesen, in dem Munde des königlichen Verfassers doppelt merkwürdigen Worten, schließt die interessante Erzählung. F. S.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

56. Stück.
Den 5. April 1824.

Leipzig.

Bey J. A. Barth: Lexicon manuale graeco-latinum in libros Novi testamenti. Auctore Carolo Gottlieb Bretschneider. Tomus primus A—K. X und 632. Tomus secundus Λ—Ω. 668 S. in Octav.

Vor allem müssen wir angehende Theologen unsers Zeitalters glücklich preisen; wie leicht ist ihnen das Studium der Quellen ihrer Wissenschaft gemacht, und wie schwer war es noch vor funfzig Jahren! Zu den Mitteln dieser Erleichterung rechnen wir auch vorzüglich das Buch, welches wir in diesem Blatte anzeigen. Damahls mußte man sich mit Wolf, Schöttgen, Krebs und einigen Observationenschreibern zur Erläuterung der Sprache des N. T. behelfen. Die letztern wurden bald darauf zu mehrerer Bequemlichkeit in eine lexikalische Uebersicht gebracht, und dadurch ein Schatz der mannichfaltigsten Sprachbemerkungen, durch den das Schleußnerische Lexikon auch bey veränderten Gesichtspuncten immer einen großen Werth behalten wird, in allgemeinern Umlauf gesetzt.

Nur je fleissiger man sich dem Gebrauch desselben hingab, desto offenbarer fiel in die Augen, daß man zum Theil Erläuterungen aus Afterquellen schöpfe. Wer den Quintus Calaber erklären will, darf den Homer nicht aus der Hand legen; letzterer muß in Sprache und Sachen der beständige Erläuterer des ersten seyn. So ist das N. T., wenigstens in Ansehung der Sprache, ein Ausfluß aus den Septuaginta, deren Ausdruck von seinen Verfassern zur Darlegung der Ideen ihrer neuen Religion nur neu angewandt, erweitert und bereichert worden ist. Es ist fast unbegreiflich, wie man für diesen Mischling aus Altem und Neuem, aus Griechischem und Ungriechischem, aus Alexandrinischem und Palästinischem die Erläuterungen vom Homer herab aus fast allen classischen Schriftstellern des griechischen Alterthums hat zusammenschleppen mögen. Es war ja doch schon so lange kein Geheimniß mehr, daß die Sprache des N. T. aus Quellen geflossen sey, vor denen den frühern griechischen Classikern eckelte, aus dem Patois von Griechenland, einem Mischling von Macedonischem und andern griechischen Mundarten des gemeinen Lebens, zu einer neuen Schriftsprache nur von dem gesäubert, was darinn zu gemein, zu niedrig, zu uncorrect war. In dieser machten die Septuaginta den ersten Versuch, die Griechische Sprache zur Jüdischen Religionssprache zu erheben, mittelst einer Uebersetzung aus dem Hebräischen, in der jede Kleinigkeit des Hebräischen Originals sichtbar würde. Sollte die neue Religion, die sich aus dem Judenthum entwickelte, Griechisch vorgetragen werden, so konnte sie sich keiner andern Ausdrücke bedienen, als derer, welche ihr in der Septuaginta vorgeprägt waren, aus ihr allein konnte man also nur Erläuterungen der Sprache des N. T. borgen, wenn sie classisch werden sollten. Und diese verschmähte man so lange als Hauptquelle.

Doch reichte auch sie nicht ganz hin und ließ manche Lücken. Die Verfasser des N. T. hatten vieles auszudrücken, wozu der Sprachreichthum der Septuaginta noch mangelhaft war, weil der einer sinnlichen Religion zum Organ einer geistigen dienen sollte; auch war die neuere Griechische Schriftsprache, deren sich die Septuaginta bedienten, nicht überall ganz dieselbe; folglich die Aegyptische nicht ganz die Palästinische, denn nicht in jedes Land trugen Macedonische Heere und Colonien dasselbe und Gleich vieles von der Griechischen Vulgarsprache: auch blieben manche griechische Worte, Wortformen und Redensarten in dem einen Lande geläufiger als im andern: darum mußte auch die Griechische Sprache in Syrien und Palästina in manchem verschieden von der Alexandrinischen seyn. Nun waren die Verfasser des N. T. größtentheils gebohrne Palästiner, und mußten manche Eigenthümlichkeit der Sprache ihres Geburtslandes, an die sie von Jugend auf gewöhnt waren, bey dem Vortrag der neuen Religion mit einmischen, das keine Erläuterung aus den Septuaginta nehmen, sondern sie in einem oder anderem in Palästina einheimischen griechischen Schriftsteller suchen mußte. Dazu konnten nun der Jüdische Geschichtschreiber Josephus, die Apokryphen und Pseudepigraphen des A. T. vortrefflich dienen. Und auf diese Quellen der Spracherläuterung des N. T. hat sich der Verf. des vor uns liegenden Wörterbuchs auf eine in der Natur der Sache fest begründete Weise gehalten und die Erläuterungsquellen der Observationenschreiber nur in subsidium gebraucht, wo besondere Umstände vorwalteten und dazu aufforderten. Bey dem kurzen Gebrauch, den der Rec. erst seit wenigen Wochen von diesem Werke machen konnte, ist es ihm noch nicht ganz deutlich geworden, wie reich die Pseudepigrapha des A. T. an Spracherläuterungen gewesen seyn mögen, die sich nicht auch aus den Septuaginta

schon hätten nachweisen lassen. Seyen sie auch nicht sehr ergiebig gewesen, so wissen wir doch nun, daß sie zu diesem Gebrauch studirt worden und ausgetragen sind: wer Lust hat, Zeit und Geist an so arme und geschmacklose Schreibereyen zu wenden, um Nachlesen zu halten, der mag es thun: andern wird es lieb seyn, zu wissen, daß es kein nothwendiges Bedürfniß mehr ist, dieses Zweckes wegen mit solchen Armseligkeiten seine Geduld auf die Probe zu stellen, da sie schon ein genauer Schriftsteller ausgetragen hat. So hätten wir auch gern dem Verf. die Entschuldigung in der Vorrede erlassen, daß er nicht erst den ganzen Philo zum Gebrauch für sein Lexicon durchstudirt habe. Zwar sind seine Werke, so bald man sich in seinen Zeitgenossen beym Lesen zu verwandeln weiß, nichts weniger als geistlos, und können einen denkenden Kopf wohl unterhalten; aber einem Wörterbuch des N. T. ist er bloß wegen des Briefs an die Hebräer brauchbar, und für dessen Sprache hat schon Carpzov das Wichtigste ausgezeichnet; seine Sprache ist nicht die der Septuaginta und des N. T.; sie ist den alexandrinischen Philosophen nachgebildet und hascht nach alexandrinischer Eleganz: so viel auch der Ausleger des N. T. aus ihm lernen kann, um so viel weniger der bloße grammatische Spracherläuterer; was er in seiner Sprache mit den Septuaginta und dem N. T. gemein hat, das ist aus der späten Griechischen Schriftsprache, und ihrer gemeinschaftlichen Grundlage, und braucht nicht erst aus ihm geholt zu werden.

So müssen wir also dem Verf. in den Schranken, die er seinen Spracherläuterungen gesetzt hat, unsern ganzen Beyfall geben, was für den angehenden Theologen noch den Nebenvortheil hat, daß der Apparat ihrer Quellen nur aus wenigen Hauptwerken besteht, in deren Besitz sich die meisten, denen es um ein gründliches Studium ihrer Wissenschaft zu thun ist, werden setzen können, um

den Sprachbestimmungen des Verf. nachzugehen und mit eigenen Augen zu sehen. Nicht mindern Beyfall verdient die Ausführung dieses neutestamentlichen Wörterbuchs. Ihre Gründlichkeit drückt sich schon in der Achtung und Gerechtigkeit aus, mit welcher der Verf. von den Verdiensten seiner Vorgänger spricht, zu deren Werken er jedesmahl zurückverweiset, wo es eine Abweichung von seinem Plane gewesen wäre, in ihre besondern Untersuchungen umständlich einzugehen; daneben bewährt sich von Artikel zu Artikel, daß der Verf. seit den ersten Zurüstungen zu dieser lexicalischen Ausführung eine Reihe von Jahren im Erforschen, Sammeln und Anordnen der Materialien muß hingebracht haben. So ist es ihm gelungen, manchen Artikeln in Sachen und Sprache eine bessere Gestalt als seine Vorgänger zu geben, wovon wir zum allgemeinen Beleg nur die Artikel ἐνώπιον, ἱερὸν, ἱεροσόλυμα, ἰάκωβος, κύριος, μωσῆς, σάββατον, σιὼν, σοφία, σὺ, Χριστὸς u. s. w. anführen wollen. Und bey dem Reichthum an Materialien, der oft an Ueberfluß gegrenzt haben mag, ist in dem Verf. doch die Idee eines Handwörterbuchs immer so lebendig geblieben, daß er sich von ihm nicht verführen ließ, sie aus den Augen zu verlieren. Leicht hätte sich die Etymologie bey einzelnen Hauptwörtern weiter ausspinnen lassen: aber wäre es auch zweckmäßig gewesen? Die umständlichere etymologische Darstellung eines jeden Worts gehört in ein allgemeines Wörterbuch der Griechischen Sprache; ein Handlexicon des N. T. entlehnt aus jenem das Hauptresultat seiner Forschung, und knüpft daran die besondern Bedeutungen, welche die Sprache des N. T. in sie gelegt hat. Wenn also gleich hie und da eine weitere Fortführung der Etymologie möglich gewesen wäre, so müssen wir doch die Mäßigung des Verf. in etymologischen Ausführungen seinem Zwecke gemäß finden. Wir wollen damit nicht sagen, daß er darin alle Leser

befriedigt haben wird; wie ist das bey der Verschiedenheit der Gesichtspuncte, die sich fassen lassen, möglich? Viele werden vielleicht zufrieden seyn, daß er bey πρίω, πρίζω von der Bedeutung serra seco ausgegangen ist; andere hingegen würden lieber gesehen haben, wenn er bis auf stridorem dentibus edo zurückgegangen wäre, um dadurch auf stridorem serrae dentatae edere, adeoque serra secare geführt zu werden. Ein anderer würde zwar billigen, daß bey τὸ κοινὸν commune voransteht, möchte aber auch verlangen, daß gezeigt worden wäre, wie impurum, inquinatum damit zusammenhänge, (commune 2) omnium usui expositum, 3) ex usu diurno inquinatum). Wer auch mit dem Verf. ganz übereinstimmt, daß die Erklärung der Vulgata von κεχαριτομένη durch gratia plena ganz richtig sey, der würde doch noch wünschen, angeführt zu lesen, daß es eigentlich gratia cumulata sey, da die verba in οῶ immer cumulum ausdrücken. Wer an einem Wörterbuch, das noch so sehr seinem Zweck entspricht, Ausstellungen machen will, wird ohne große Mühe allerley Stoff dazu finden können: besonders wird sich kaum von irgend einem Lexicographen eine völlige Gleichheit in der Ausführung, insonderheit bey der ersten Ausgabe erreichen lassen. Wem ist jedesmahl gegenwärtig, was die Analogie anderer Artikel forderte? So ist bey κατάβα bemerkt vel κατάβηθι, aber bey ἀνάβα fehlt ἀνάβηθι; so steht bey ἦσθα: attice pro ἦς, aber bey ἤτω fehlt, daß es für ἔστω stehe. Es ist nicht mit Stillschweigen übergangen, wenn Griechische Grammatiker einzelne im N. T. vorkommende Formen verwerfen: z. B. Suidas Verwerfungsurtheil bey τεύχειν, die Unterscheidung von ἦν und ἤμην beym Möris Atticista: dagegen ist die wichtige Note des Herodian über ἥμισυς weggeblieben, ob gleich die angeführte Stelle aus dem Testam. XII. Patriarch. dazu eine Veranlassung hätte werden können.

Für die Vollständigkeit der Wörter des N. T. konnte der Verf. bey der Methode, die er bey der Ausarbeitung befolgte, daß die Griechische Concordanz bey jedem Wort zum Grunde gelegt wurde, mit völliger Sicherheit Gewähr leisten. Wir haben auch noch kein Wort gefunden, das vermißt würde. Bey derselben Methode konnte dem Verf. nicht leicht eine Bedeutung nach seiner Erklärung entgehen. Hier aber ist der Ort, wo manche Verschiedenheit der Meinungen in der Feststellung der Bedeutungen und ihrer Anordnung eintreten wird. Wollte man bey der Beurtheilung solche Worte zum Grunde legen, über deren Bedeutungen gestritten wird, und deren Bedeutungen sich in einer langen Reihe fort zu ziehen scheinen, so kann man gar leicht gegen den Verf. ungerecht werden. In der Anordnung spielt der Witz des Etymologen eine bedeutende Rolle: in der Auslegung eines alten Schriftstellers gibt es nur Wahrscheinlichkeiten. Wer dem Verf. über diese Puncte Gerechtigkeit widerfahren lassen will, der muß solche Worte nachschlagen, bey denen kein theologisches Interesse statt hat, und die nach dem Herkommen für sehr vieldeutig angesehen werden, ob sie es gleich vielleicht nicht sind. Wir haben daher die Artikel von πνεῦμα, δικαιοσύνη u. s. w. nicht vergleichen wollen, über die sich die Lexicographen nicht leicht vereinigen möchten. In den verglichenen haben wir alles vollständig und wohl geordnet angetroffen. Wie unter γλῶσσα, unter ῥαδιούργημα und ῥαδιουργία alles in der schönsten Ordnung erschöpft ist, so hätte unter ἐξιστάω und ἐξίστημι bloß noch bey der physischen Bedeutung τοῦ τόπου, und bey der moralischen τῆς φρονήσεως ergänzt werden können. Diesen Fleiß und diese gereinigten Grundsätze, die man in den genannten Artikeln finden wird, haben wir überall, wo wir nachgesehen haben, angetroffen: u. der nachgeschlagenen Artikel waren viele, ob es gleich der Natur dieses Buchs entgegen gewesen wäre, wenn wir es von Artikel

zu Artikel bis ans Ende hätten nachsehen wollen. Es versteht sich von selbst, daß überall, wo Veranlassung dazu gewesen ist, der Hebräische Sprachgebrauch verglichen worden. Bey einigen Wörtern würden wir lieber die Erläuterung unmittelbar aus dem Hebräischen genommen, als sie aus dem Griechischen durch etymologische Künste abgeleitet haben, wie πληροῦν docere, von גמר, κράτος für δόξα von Hebr. עז, οἶνος τοῦ θύμου, יין החמה vinum aestus. Sie waren dem Verf. unstreitig bekannt, aber mit vollem Recht behauptet er seine Selbstständigkeit, wenn sie ihm nicht einleuchteten. So würden wir unbedenklich, gewisse im Griechischen ganz unerhörte Wortbedeutungen, wie ἄφιξις in der Bedeutung discessus, ἀπόκριμα in der Bedeutung sententia lieber auf die mangelhafte Kenntniß der Griechischen Sprache, die ein falsches Wort gegriffen hat, zurückführen, als durch eine gekünstelte Etymologie die angenommene Bedeutung zu rechtfertigen suchen; aber solche individuelle Ueberzeugungen geben kein Recht, sie auch von andern zu fordern, so oft sie auch, wie die öffentlichen Stimmen nur zu häufig wollen, andern sollen aufgedrungen werden. Endlich wünschten wir dieses Handwörterbuch bey neuen Ausgaben, die nicht ausbleiben werden, mit einer Art von Bemerkungen, die so kurz wie möglich, bloß in eine Parenthese beygesetzt würden, vermehrt. Der Hellenistische Sprachgebrauch mußte für den Verf. Hauptsache bleiben: es würde aber sehr instructiv gewesen seyn, wenn neben dem eigenthümlichen Sprachgebrauch des N. T. in einer Parenthese stünde, wie sich der classische Grieche im ähnlichen Fall auszudrücken pflegte. Ὑπό τινα εἶναι de imperio, (der classische Grieche ὑπό τινος oder τινὶ εἶναι); das N. T. ἐκλέγομαι ἐν τινὶ (in einer Parenthese τινά); das N. T. ἐξυπνίζω (in einer Parenthese ἀφυπνίζω) u. s. w. Nun bringe dieses neue Hülfsbuch den biblischen Studien reichen Segen!

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

57. Stück.
Den 8. April 1824.

London.

Bey Phillips: Compendium of finance: containing an account of the origin, progress and present state of the public debts, revenue, expenditure, national banks and currencies of France, Russia, Prussia, the Netherlands, Austria, Naples, Spain, Portugal, Denmark, Norway, Hanover and other German states, U. S. of America, Buenos Ayres, Columbia, Chili, and shewing the nature of the different public Securities, with the manner of making investments therein. Also an historical sketch of the national debt of the british empire. Authenticated by official documents. By Bernard Cohen. 1822. XXXI. u. 264 S. in Octav. Urkunden und Anhang 280 S.

Die Staatspapiere und ihr Handel machen ein Hauptgeschäft auf den Europäischen Märkten, und zwar das gewinnreichste aber auch gefährlichste. Deswegen zieht sich der eigentliche Handel von dem Staatspapierhandel zurück, die Kaufleute schaden ihrem Credit, wenn sie sich damit befassen, und

sie geben sich selten selbst mit der Benutzung der Staatspapiere des Auslandes zu ihren dortigen Zahlungen ab. Der Vortheil von dieser Deckungsweise und das ganze Geschäft im Großen ist in den Händen der Banquiers, den weitern Vertrieb der Staatspapiere besorgen in Deutschland besonders die Juden, und es gibt namhafte Handelsstädte bey uns, worin die Mäkler mit diesem Geschäft so gut als unbekannt sind. Eine solche Kunde, wie sie von Wechseln und Waaren haben müssen, kann übrigens Niemand von den Staatspapieren haben. Er müßte Europa durch und durch kennen, und mehr als das, um von Fabrication, Kosten, Preis, Absatz, Lagerung, Gewinn von Staatspapieren den Ueberschlag wie von anderen Waaren zu machen. So viele dünken sich indeß Politiker und recht große, so viele sind in der Kriegszeit an das Wagen gewöhnt, andere fürchten die Besteurung bey anderer Capitalanlage, und andere, wohl die meisten wollen ihr Vermögen verheimlichen, und kaufmännisch verwerthen, daß kein Verkehr größer und lebhafter ist, als mit Staatspapieren. Er nimmt auch jedes fremde Papier willig auf, wenn sich nur ein namhafter Banquier mit seiner Ausgabe und Zinseinziehung befaßt. Unter diesen Umständen bilden alle Staatspapiere, deren Cours auf den Börsen notirt wird, ein Ganzes und ihr notirter Cours beantwortet für seinen Tag die Frage: welches Staatspapier gewährt nach der herrschenden Meinung die größte Sicherheit vor Verlust und welches die mindeste? indem er in dem niedrigsten Zinssatz für das Kaufgeld eines Staatspapieres die größte Sicherheit, und in dem höchsten Zinssatz die geringste Sicherheit ausspricht. Aber die Gründe für seinen Ausspruch bleibt er schuldig und sie sind doch die Hauptsache. Wer sie klar und genau wüßte, der wüßte auch, wie es mit

dem Course kommen würde, und würde im Kurzen der reichste Herr seyn. Es ist mit dem Aufkauf von Staatspapieren gerade umgekehrt wie mit dem Aufkauf von Waaren, diese machen durch ihre Lagerung Kosten, jene nicht, diese verzehren auf dem Lager Zinsen, jene bringen Zinsen ein. Also: wer wüßte, daß die Staatspapiere steigen würden! — Zu einer Wahrscheinlichkeitsrechnung läßt sich den Speculanten in Staatspapieren wohl verhelfen, wenn man ihnen einen Abriß von dem Finanzzustande der Staaten in Beziehung auf das Schuldenwesen gibt, und damit die Beschreibung, Beurtheilung und Courserklärung der Staatspapiere verbindet. Dieses hat der Verf. bey seinem Finanzhandbuch im Sinne gehabt, und in der That eine Menge von Nachrichten mühsam zusammengebracht, doch nicht alles, was der Titel verspricht, geleistet, und auch seinen Gedanken nicht immer Bestimmtheit und folgerechte Verbindung gegeben. Für unsere Leser sollen aus seiner Schrift nur die letzten Angaben über die Englischen Staatspapiere entnommen werden, worüber als den Coursbarometer aller übrigen Staatspapiere ihnen schon vorlängst eine genaue Beschreibung in diesen Blättern mitgetheilt ist. Sie betrugen am 5. Jan. 1822 in den Händen der Staatsgläubiger:

5 p. C. Navy Annuities .	139.087414 L.	1.	4.
5 — 1797 — 1802. . . .	1.009593 .	13.	11.
4 — consol. Annuities .	74.921105 .	13.	4.
3 — Bank Annuities . .	14.686800 .	—	—
3 — consol. Annuities .	367.606574 .	16.	—
$3\frac{1}{2}$ — Stock	.	.	.
3 — reduced Annuities .	133.410198 .	4.	7.
Der Tilgungsfonds besitzt für 456 Millionen Staatspapiere und hat eine Einnahme von	23.212925 .	4.	$10\frac{1}{2}$
wovon aber nach Abzug seiner Ausgaben zu	17.404762 .	16.	$10\frac{1}{4}$
zur Schuldentilgung . . .	5.808162 .	8.	$\frac{1}{4}$

übrig bleiben, die sich durch die Nebenfonds für die Irländische, Oestr. und Portugiesische Anleihe auf 6.649.514. l. 5¼ vermehren. Vorschrifts- mäßig muß jede Schuld binnen 45 Jahren nach ihrer Entstehung getilgt werden, und es hängt vom Parlamente ab, frühere volle Rückzahlung zu verfügen. Von der ersten Vorschrift ward eine Ausnahme mit den 4 p. C. Staatspapieren gemacht, womit 1822 die 5 p. C. Navy Annuities eingelößt wurden nach dem Fuß von 105 für 100, jedoch mit der Bedingung, daß die 4 p. C. neuen Papiere binnen 7 Jahren nicht eingelöset werden sollten. Nach der zweyten Vorschrift wurden aber die Besitzer der 5 p. C. Papiere baar und voll bezahlt, wenn sie sich den Umtausch, oder die Zinsherabsetzung von 5 auf 4½ Procent nicht gefallen lassen wollten. Ueber die obenerwähnten 3½ Procent Papiere geben die Nachweise, welche dem Parlament vorgelegt worden, keinen Aufschluß. Es sollten 100 Pf. in diesem Stock, 1818, gegen 100 Pf. 3 p. C. und einen baaren Zuschuß von 11 Pf. ausgegeben werden. (da der Cours der 3 p. C. im Jahr 1818 zwischen 73 und 80 schwankte, so wird man sich wohl auf jenen Umtausch nicht eingelassen haben). Der Verf. bemerkt hierauf, daß man während des Krieges für 2 geliehene Pfund 3 in Staatspapieren gegeben habe, daß man nunmehr dahin strebe, der Gegenwart die Last auf Kosten der Zukunft zu erleichtern, indem man den Ablösungsbetrag der Landsteuer nur zum Schein dem Tilgungsfonds abliefere, in der That aber bey ihm aufzehre, weil man von ihm jährlich die Mehrausgabe des Staates decken lasse, indem man auf diese Weise die Schuldentilgung beschränke, verlängere man sie zugleich durch die Verwandlung von Leibrenten in Zeitrenten von 45 Jahren; daß die Staatsschuld sich jährlich vermehre; daß zwar in jeder Rechnungsablage den Zahlen nach, der

Schuldenabtrag sich vergrößert habe, daß aber die Last in der That nicht leichter werde, daß die Einlösung der Staatspapiere den Preis der umlaufenden erhöhe, und bloß die fernere Einlösung erschwere, so sey der Kaufpreis der noch nicht eingelößten Staatspapiere von 800 Millionen um 10 p.C. (jetzt wieder noch um 10 p.C.) also um 80 Millionen gestiegen und um so viel theurer einzulösen. Daher scheine es, daß der Abkauf der Steuern, welche besonders zum Schuldenabtrag angewiesen sind (consolidated fund) zu einem festgesetzten Preise durch Staatspapiere und deren Vernichtung eine wirksamere Verminderung der Schuldenlast seyn und dem arbeitenden Stande wirklich die Steuern erleichtern würde, welche er für die Verzinsung der in einem fortgegangenen Anleihen bezahlen müsse.

Unsere Leser werden hieran ihren Mann kennen lernen, und ohne das jetzige Englische Finanzverfahren, die schwerste und größte Rechnungssache beurtheilen zu wollen, sich überzeugen, daß es mit dem Plane des Verf. nicht geht. Er beklagt sich, daß nicht genug Schulden getilgt werden, und daß durch die Tilgung der Preis der Staatspapiere zu sehr gesteigert: also doch, daß zu viel getilgt werde. Er will die Schuldenlast für die jetzige Generation nicht erleichtert, aber doch vermindert wissen, der arbeitende Stand soll weniger Steuern bezahlen, aber die Land- und Hauseigenthümer, die doch dazu gehören, das Steuercapital entrichten. Das können sie nicht, wenn sie es aber könnten, und mit Staatspapieren bezahlten, so würden dadurch mehr Steuern in der Staatseinnahme als Zinsen in der Staatsausgabe wegfallen, weil die Steuerpflichtigen ohne allen Vortheil die Ablösung der Steuer mit Staatspapieren nicht vornehmen werden. Also muß dieser Ausfall in der Einnahme durch neue Steuern gedeckt werden; und dazu

steigt der Kaufpreis der verminderten Masse von Staatspapieren, erschwert ihre Einlösung, und überträgt eine größere Last auf die folgende Generation: Alles grade wie es der Verf. nicht haben wollte. Nach dem jetzigen Verfahren wird allerdings der größte Theil der Einnahme des Tilgungsfonds zu Staatsausgaben verwandt, aber man leihet nur von ihm, was man sonst mit großen Kosten von den Banquiers leihen müßte, da Niemand von Steuervermehrung im Frieden etwas hören will, am wenigsten von der Einkommensteuer. Der Tilgungsfonds bleibt auch noch stark genug, wie das Steigen der Staatspapiere beweiset, welches ihren ursprünglichen Besitzern einen Capitalgewinn von 30 p. C. bringt, während der Capitalwerth der Grundstücke sinkt. Würde nun vollends die ganze Stärke des Tilgungsfonds auf die Einziehung der Staatspapiere verwandt, so würden durch ihr Steigen die Staatsgläubiger einen solchen unerhörten und anstößigen Gewinn haben, daß es schwerlich wohl damit gehen könnte.

Leipzig.

Bey Hartmann: 1824 auf 32 S. gr. 8. Anrede an seine Zuhörer in den Vorträgen über die Geschichte des Römischen Rechts am Tage nach Haubold's Tode den 15. März 1824, gehalten von D. Ca. Fri. Christian Wenck. Beygefügt ist ein Verzeichniß der Haubold'schen Schriften.

Haubold's Tod ist wohl gewiß der größte Verlust, den die Bearbeitung des Römischen Rechts, in Deutschland und vielleicht überhaupt, seit langer Zeit erlitten hat, besonders wenn man bedenkt, wie Vieles er, bey seinen Kenntnissen, nahmentlich auch der jetzt bey Rechtslehrern immer seltener bis zum fertigen und doch tadellosen Sprechen

und Schreiben gehenden (S. 12.) vertrauten Bekanntschaft mit den Alten, bey seinem rastlosen, auch für Andere (der Unterzeichnete weiß es aus Erfahrung) rastlosen Fleiße, seinen Sammlungen und seinem für alle Entdeckungen so empfänglichen Sinne, noch hätte leisten können. Er nannte sich zwar noch in seinem letzten Briefe, den der Unterzeichnete vor einem Vierteljahre von ihm erhielt, "einen von der zur halben Stuben Tapete heran„gewachsenen Acten-Masse tief Niedergebeugten"; aber diese peinliche Lage hielt ihn nicht ab, um die einzige Barmherzigkeit zu bitten, daß er noch erfahre, wo Mai's Virgilii interpretes zu finden seyen, wie ihn dieses schreckliche Geschäft nicht abhielt, die Bücher zu schreiben und zu bearbeiten, die hier in funfzig Numern aufgezählt sind und bey denen es leicht gewesen wäre, wie auch Herr OHGR. Wenck sagt, die Zahl noch zu vermehren, theils durch neue Auflagen, auch die in Paris jetzt eben erschienene, Haubold selbst vielleicht nie zu Gesicht gekommene, der tabulae chronologicae, theils durch Stücke in andern Werken besonders den West-Gothischen Gajus im jus civile antej, theils durch gelehrte Beurtheilungen von Büchern; wenn man auch das für Haubold, der sich nie genug that, noch nicht zum Drucke Vollendete übergeht. Die Vorlesung selbst ist ein Beweis des wissenschaftlichen Eifers, den man an Herrn OHGR. W. kennt, aber auch der Dankbarkeit und der tiefen Trauer, welche durch die Theilnahme seiner Mitbürger und selbst des edlen Königs, der sich täglich von dem Befinden Haubold's Bericht abstatten ließ, wo möglich noch lebhafter geworden war. Dürfte der Unterzeichnete bey dieser Anzeige auch von sich sprechen, der seit zwey und dreyßig Jahren mit Haubold in einem oft unterbrochenen, aber nie durch irgend eine Empfindlichkeit gestörten Briefwechsel stand, so

würde er bemerken, daß er gerade an demselben Tage, wo H. starb, dem 14. März, vierzehn Jahre vorher Spittler, gerade auch sieben und funfzig Jahre alt, verlor, und daß eben in einer Vorlesung über die Rechtsgeschichte nach Zeiträumen sowohl Herr OHGR. W. beredt, als er selbst beynahe sprachlos, ihren Schmerz über den Tod des Mannes ausgedrückt haben, der sich vor dreyßig Jahren für die entgegengesetzte, früher im Gange gewesene, Behandlung, dieser Kenntnisse, aber freylich ohne einen Schatten von Selbstsucht, mit der fast zu weit getriebenen Achtung fremden Verdienstes, und mit der ungeheucheltsten Bescheidenheit, die ihn so liebenswürdig machte, erklärt hatte.

Hugo.

Prag.

Bey Martin Neureutter: Reise von Cairo nach Jerusalem und wieder zurück, nebst Beleuchtung einiger heiligen Orte, von F. W. Sieber. 1823. 167 Seiten in Octav.

Der Verf. halte sich für seine zum Theil mühselige Reise durch die seligen Gefühle entschädigt, mit welchen er 42 Tage an dem Orte, wo der Heiland gelitten hat, durchlebte. Weder der Geograph noch der Topograph wird ihm großen Dank für dieses Büchlein haben, weil es leer an Ausbeute für sie ist. Eher möchte die geometrische Aufnahme Jerusalems und seiner Umgebungen von Werth seyn, an die er viele Mühe gewendet haben will, worüber wir aber nicht urtheilen können, weil sie bey dem vor uns liegenden Exemplar der Reise weder befindlich noch auf ihrem Titel angezeigt ist.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

58. Stück.
Den 10. April 1824.

Haag.

In der Staats-Buchdruckerey 1823: Récueil de precis, relatives à la liberté illimitée du commerce des grains. Publié par ordre du Roi. 307 Seiten in Octav.

Der niedrige Preis des Getreides hatte bereits im Jahre 1820 den König der Niederlande veranlaßt, den Ständen der verschiedenen Provinzen aufzugeben, die Frage in Berathung zu ziehen: in wie fern es rathsam seyn möchte, durch Gesetze das Minimum des Preises, zu welchem der Ackerbau treibende gehalten seyn sollte, sein Getreide zu verkaufen, und zugleich das Maximum, über welches derselbe nicht steigen sollte, zu bestimmen. Die Stände erklärten sich gegen diese Maaßregel. Se. Majestät ließen darauf den Ständen das Project eines Systems "de credit foncier", so wie solches in West-Preußen eingeführt ist, vorlegen, welches aber, als nicht für die Niederlande geeignet zu seyn, gleichfalls keinen Beifall fand. Der König ernannte nun unterm 7. März 1822 eine Commission, die den Auftrag erhielt, die Maaßregeln zu untersuchen,

wodurch auf der einen Seite der Ackerbau treibende gegen das mit den Productionskosten nicht im Verhältnisse stehende Sinken der Korn-Preise, auf der andern aber auch die verzehrende Klasse bey Mißwachs, gegen zu hohe Preise geschützt werden könnte. Der Bericht dieser Commission ist, nebst andern auf diesen Gegenstand Bezug habenden Acten, nun auf Befehl des Königs dem Publico vorgelegt. Bey der für alle Staaten, und alle Klassen der Staatsbürger hohen Wichtigkeit des Inhalts, halten wir uns zu einer ausführlichen Anzeige um so mehr verpflichtet, als die nämliche Aufgabe die Aufmerksamkeit mehrerer Regierungen und Landstände in Deutschland gerade im gegenwärtigen Augenblick beschäftigt.

Die Commission beantwortet in ihrem Berichte vom 7. März 1822 die verschiedenen Punkte, nach der Ordnung, so wie solche in dem königlichen Schreiben aufgestellt worden, und zwar erklärte sich die Majorität 1. gegen das Project der Immobilisation, d. h. in fruchtbaren Jahren den Ueberschuß des nicht verbrauchten Getreides zur Seite zu legen, nicht nur wegen des großen Capitals, das diese Maasregel erfordern werde, sondern auch in Betreff der großen Administrationskosten. Auch müßte mit diesem Systeme ein Minimum und Maximum verbunden werden, um das ausländische Getreide von den einländischen Märkten zurückzuhalten. Wir finden, daß im Jahre 1821 der Ertrag des producirten Getreides in Ost-Flandern auf 21,000,000 Fl. veranschlagt ward, wovon ungefähr die Hälfte consumirt worden ist. Auf 15 Jahre werden in Flandern im Durchschnitt zwey Mißerndten gerechnet. Diese haben nur dann auf die Kornpreise Einfluß, wenn solche unmittelbar auf einander folgen. Man darf daher nicht rechnen, daß bey schlechten Erndten die Kosten des aufgehobenen Getreides, wieder ersetzt werden möchten. Frankreich, das oftmals des ausländischen Korns

bedarf, hat die Einführung dieses Systems nicht gewagt; auch England nicht, wo die Ausführung desselben am ehesten möglich seyn möchte. Indem die Commission sich gegen dies System erklärt, hat sie die zweyte Aufgabe: wer soll, casu quo, mit der Ausführung beauftragt werden, eigentlich schon beantwortet; sie glaubt aber ihre Meinung dahin abgeben zu müssen, daß es am zweckmäßigsten seyn möchte, solche an Particulär-Societäten, die unter obrigkeitlicher Aufsicht stehen, zu übertragen. [Nach unserer Ansicht hat die Commission in so fern sie das fruchtbare Flandern vor Augen hatte, richtig entschieden; nur würde das Nämliche auf unfruchtbare Länder, und solche die unsichere Erndten haben, — wovon uns Gegenden bekannt sind, in welchen man von drey Erndten eine als schlecht rechnet —, nicht gleichmäßig angewandt werden dürfen]. Auf die dritte Frage: ob es nicht wünschenswerth sey, dem Ackerbau dadurch Erleichterung zu verschaffen, indem man Gelegenheit gebe, das Getreide zu verkaufen, oder dem Ackerbau treibenden Vorschüsse zu leisten, hat die Commission in ihrer Allgemeinheit, sich bejahend entschieden, erklärt aber nachmals, daß dieß nicht vermittelst des Systems des credit foncier, oder des der immobilisation geschehen dürfe. Wie dieser Zweck aber außerdem zu erreichen sey? darüber finden wir keine Vorschläge. Bey der vierten Aufgabe, er betraf das Maximum, das beym Ankauf des aufzuhäufenden (immobilisés) Getreides zum Grunde gelegt werden soll, bemerkt die Commission, daß hier nur von dem Minimum und Maximum für den innern Verkehr, und nicht von dem des ein- oder auszuführenden Getreides, die Rede sey. Die Majorität der Commission war der Meinung, daß jede Provinz, und selbst Districte in selbigen, ihr eigenes Minimum haben müßten, das nach dem Mittelpreis, der in einer der befraglichen Gegenden geherrscht hatte, zu bestimmen wäre. In

Betreff der fünften Frage: Ob die Immobilisation sich nur auf Weitzen, Rocken und Spelz, oder auf alle Erzeugnisse des Ackerbaues erstrecken sollte? entschied die Mehrheit für die letzte Alternative. Die letzte Frage, mit deren Auflösung sich die Commission beschäftigt hat, war: ob, wenn ein Maximum für den innern Verkehr angenommen werden sollte, dieses für alle Provinzen des Königreichs gleich seyn müßte, wofür sich die Mehrheit erklärte.

Nachdem die Commission diese Vorfragen erledigt hatte, gieng sie zu dem Hauptgegenstand des ihr gewordenen Auftrags über: ob der Zustand des Ackerbaus, in Bezug auf die niedrigen Preise des Getreides und den Mangel an Gelegenheit des Verkaufs, die Einwirkung der Regierung erfordere; oder, ob es nicht zweckmäßiger sey, sich nicht in den Getreidehandel zu mischen, sondern ihn seinem gewohnten Laufe zu überlassen? Merkwürdig sind die Ursachen, welchen die Commissäre die geringen Korn-Preise zuschreiben: die Verminderung der Consumtion, nach erfolgtem Frieden; größere Cultur der Aecker, durch Aufbruch von Ländereyen, die bisher nicht als Ackerland benutzt wurden; Anwendung großer Capitalien und mehrerer Menschenhände, die vorher im Kriege beschäftigt waren; der sehr vermehrte Anbau der Kartoffeln; eine vermehrte Einfuhr des Reises; das ausländische Korn, das jetzt von Odessa, Caffa, Tanger u. s. f. auf dem europäischen Märkten erscheint; vorzüglich aber die drey sehr reichen Erndten, die unmittelbar auf einander gefolgt sind. [Sollten diesen nicht noch andere wichtige Ursachen hinzugefügt werden können? z. B. die Abnahme des baaren Geldes, theils durch die Unruhen im spanischen America, theils durch das unmäßige Speculieren in öffentlichen Papieren, wodurch das Geld außer den Umlauf gesetzt, und insbesondere dem Ackerbau entzogen wird, der durch die Continental-Sperre veränderte Gang des Han-

dels, insbesondere des Kornhandels; die große Ver-
vollkommnung, welche der Ackerbau in dem größ-
ten Theile von Europa erfahren hat; das Brennen
des Branteweins aus Kartoffeln u. s. f. — Die
gesegneten Erndten, von denen die Commission re-
det, haben sich nicht über ganz Europa verbreitet;
in vielen Provinzen Deutschlands haben z. B. im
Jahre 1822 Mäusefraß und der Frost das Winter-
korn zerstört, ohne daß dieses Ereigniß oder der spa-
nische Krieg auf die Kornpreise irgend einen Einfluß
gehabt hätte.] Ueber die Frage selbst: ob die Einwirkung
der Regierung erforderlich sey? sind die Meinungen
sehr getheilt gewesen; während mehrere Mitglieder
behauptet haben, der Ertrag des Bodens decke nicht
mehr die Culturkosten und sich auf Beyspiele beriefen,
daß mehrere Ackerbau treibende bereits ihre Ländereyen
uncultivirt liegen ließen, haben andere die Behaup-
tung aufgestellt, daß die jetzigen Preise auch in
frühern Zeiten, während eines langen Friedens nicht
ungewöhnlich gewesen wären, daß wenn es den Acker-
bau treibenden jetzt unerträglich scheine, dieses seinen
Grund in ihrer Verwöhnung durch die seit 1792
geherrschten außerordentlichen Preise, und dadurch
bey ihnen entstandenen Luxus habe; daß, statt diese
Klasse außerordentlich begünstigen zu wollen, es bil-
lig sey, den Consumenten gegenwärtig auch einmahl
die Vortheile der Wohlfeilheit genießen zu lassen.
Der Kaufmann, der Fabrikant, der Handwerker
haben durch die theuern Korn-Preise sehr gelitten,
ohne daß die Regierung auf ihre Erleichterung be-
dacht gewesen sey. [Wer erkennt hier nicht
die Ansicht der Städter; aber uns scheint sie auf
Irrthum gegründet zu seyn. Bleibt der gegen-
wärtige Zustand des Ackerbaues, so wird bald die
Quelle voraus der Consument, — der Städter, der
vom Handel, Gewerben, den Interessen seiner Ca-
pitalien und von Gehalten Lebende, — seinen Wohl-
stand zieht, versiegen; der Landmann wird verar-

nen, aber nicht verhungern; was wird aber das Schicksal der armen Stadtbewohner seyn, wenn ihr Verdienst, als Folge der Armuth des Landmannes aufhört?] Die Bemerkung endlich, daß es den Niederländern wegen Einführung des ausländischen Getreides nicht möglich sey, ihre Producte zu verkaufen, und daß sie solche zum Theil verderben lassen müssen, scheint insbesondere die Mehrheit in der Commission bewogen zu haben, die Nothwendigkeit der Einwirkung der Regierung auszusprechen. Nun aber entstand die Frage: wie? Da in dem königlichen Schreiben die Frage aufgeworfen war: ob die Einführung eines Minimum und Maximum bey der Einfuhr und Ausfuhr, untergeordnet dem Systeme von Korn-Depots, als ein Hinderniß im Betrieb der Freyheit des Korn-Handels betrachtet werden könnte? so glaubte man sich mit selbiger zuförderst beschäftigen zu müssen. Von 11 Mitgliedern entschieden 6, daß diese Maaßregel kein Hinderniß sey, und zwar weil man dem Korn-Händler völlige Freyheit ließe, seinen Handel mit dem Auslande fortzusetzen, die vorgeschlagene Einrichtung werde den auswärtigen Handel eben so wenig hindern, als solches durch die bisher schon bestandene Abgabe auf eingeführtes Korn geschehen sey. — Man schritt nun zur Untersuchung der Aufgabe; ob es rathsam sey ein Maximum und Minimum untergeordnet einem System von Korn-Depots einzuführen? Diese Untersuchung veranlaßte eine sehr interessante Debatte, die den wichtigsten Theil des Commissionsberichts ausmacht. Wir werden hier nur einige der wichtigsten Gründe der Majorität, die die Annahme einer solchen Maaßregel rathsam fand, anführen, indem wir noch in der Folge bey der Inhalts-Anzeige des Mémoire des Hrn. Roell, Gelegenheit haben, auf die der Opposition zurück zu kommen. Die erstern behaupteten: der niedrige Preis des Getreides ent-

fiche von den großen Vorräthen die bereits im Königreiche aufgehäuft seyen, und noch immer durch die unbeschränkte Einfuhr des Getreides aus dem Auslande vermehrt würden; wenn jetzt auch noch einige Ausfuhr sey, so ließe sich im voraus berechnen, daß selbige in kurzer Zeit nicht mehr statt finden würde, denn England habe die Einfuhr an beschränkende Bedingungen geknüpft; Spanien habe sie ganz verboten; der Süden von Europa werde aus dem schwarzen Meere versorgt; Rußland führe viel Korn aus; Schweden habe die Einfuhr verboten, Dänemark sie sehr beschränkt; Amerika habe starke Korn-Ausfuhr, England und Frankreich habe bey Annahme eines Minimum und Maximum Vortheile gehabt. Der Einwurf, daß ein Theil des Königreichs nicht hinreichendes Korn habe, sey nicht richtig, denn sobald das Minimum erreicht sey, könne jeder sich hinreichend versorgen; Belgien könne jedem Mangel in Holland abhelfen, der, ohnehin bey der jetzigen hohen Cultur nicht so sehr zu fürchten sey, als ehemals war. Communication zwischen Belgien und Holland sey nicht nur durch gute Land- sondern auch Wasser-Straßen so sehr erleichtert, daß die Belgier den Holländern zu jeder Zeit mit dem Ueberfluß ihrer Producte und zwar auf eine sicherere und wohlfeilere Art zu Hülfe kommen könnten, als diese aus dem Auslande zu beziehen, möglich sey. Auch müsse man die Besorgniß, Holland werde seinen bedeutenden auswärtigen Kornhandel verlieren, für ungegründet halten; dieser sey ihm durch seine geographische Lage gesichert, so wie Marseille, ohnerachtet des in Frankreich eingeführten Maximum und Minimum, doch der bedeutendste Korn-Marktplatz im Mittelländischen Meere geblieben sey. — Dieses waren die vorzüglichsten Gründe, wodurch sechs Mitglieder der Commission der Meinung waren: man müsse dem König rathen, ein Minimum und Maximum un-

untergeordnet dem Depot-Systeme, einzuführen, wäh-
rend die fünf übrigen Mitglieder sich weigerten,
über diesen Beschluß, als unvereinbar mit der Kö-
niglichen Erklärung von 7. März, über die Frey-
heit des Handels, ihre Stimme abzugeben, indem
sie zu gleicher Zeit erklärten: daß, wenn auch dieses
Hinderniß gehoben werden sollte, sie diese Maasre-
gel doch, als höchst nachtheilig verwerfen müßten.
Die nämliche Majorität entschied sich auch für die
Einführung eines einzigen Minimum und Maximum
in Bezug auf Einfuhr und Ausfuhr des Getreides,
für das ganze Königreich. Dem von dem Präsi-
denten der Commision, Hrn. Staats-Minister Roell,
unterzeichneten Bericht, ist ein ausführlicher Gesetz-
Entwurf über die vorgeschlagenen Maaßregeln, hin-
zugefügt.

Der Präsident der Commission war in der Mi-
norität gewesen; er glaubte sich verpflichtet, die
Gründe seiner abweichenden Meinung dem Könige
noch in einem besondern Schreiben näher zu ent-
wickeln. Wenn wir gleich in mehreren Punkten die
Ansichten des Hrn. Roell nicht theilen, so halten
wir doch sein Mémoire für eine der gründlichsten
Darstellungen der Verhältnisse des Königreichs der
Niederlande, in Bezug auf seinen Ackerbau und
innern und auswärtigen Handel. Der Preis des
Getreides, insbesondere des Brodkorns, sagt Herr
Roell, ist noch nicht zu einem solchen Grade gesun-
ken, daß der Ackerbau nicht dabey bestehen könne;
er ist gegenwärtig noch etwas höher, als er in ei-
nigen Epochen des vorigen Jahrhunderts war [allein
sind die Culturkosten und die Grundabgaben nicht
viel höher gestiegen? hat ein Thaler noch den Werth,
den er vor dreyßig Jahren hatte?] Der Ackerbau
treibende kann nicht größere Ansprüche auf die Un-
terstützung der Regierung machen, als der Consu-
ment.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stück.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

59. Stück.

Den 10. April 1824.

Haag.

Beschluß der Anz. des Récueil de precis, relatives à la liberté illimitée du commerce des grains etc.

Der geringe Preis der Landesproducte trägt vorzüglich zur öffentlichen Wohlfahrt bey. Gefährlich möchte es seyn, die Ackerbau treibenden zu unterstützen, denn wie dürfte man dieses demnächst den Consumenten versagen? [Die englische Regierung hat den Fabrikanten und Manufacturisten während des letzten Krieges große Hülfe angedeihen lassen, ohne daß die Ackerbau treibende Klasse sich darüber beschwerte.] Noch kürzlich sagte der englische Minister im Parlamente bey Vorlegung des Budjets: "Unerachtet der üblen Lage des Ackerbaus, hat die Einnahme in diesem Trimester 600,000 Pfund St. mehr betragen". [Dieser Mehrbetrag, Folge des Friedens, würde noch bedeutender ausgefallen seyn, wenn der Ackerbau geblühet hätte.] Einzelne Ackerbau treibende, denen es an Fonds fehlt, werden bey diesen ungünstigen Zeiten zu Grunde gehen, wie jeder Unternehmer einer mislungenen Speculation; [Kann man mit Recht den Ackerbau eine

Speculation nennen?]; andere werden ihre Stellen einnehmen, und der Ackerbau wird dessen unerachtet seinen Fortgang haben. Eine Erlassung der Grundsteuer, so lange diese schlechten Kornpreise dauern, ist nicht statthaft, denn wodurch soll dieser Ausfall in der Staats-Einnahme gedeckt werden? Es würde auch ungerecht gegen die Staatsgläubiger seyn, die lange Zeit keine Zinsen erhielten [Schlimm genug, daß nicht alle Regierungen so ehrlich dachten, die Verpflichtungen, die sie ihren Staatsgläubigern schuldig waren, zu erfüllen, so bald sie es konnten. Wenn der Nothstand der Ackerbautreibenden auch auf die Gerechtigkeit, oder Mildthätigkeit des Staats keinen Anspruch machen kann, so ist eine andere Frage: ob die eigene Erhaltung des Staats ihn nicht auffordert, den Ackerbau als die Quelle seines Wohlstandes, nicht zu Grunde gehen zu lassen?] Wollte man wirklich in der Grundsteuer eine Remission eintreten lassen, so müßte solche bey guten Erndten und Preisen wieder ersetzt werden. — Die Grundsteuer bleibend herunter zu setzen, kann nicht empfohlen werden; Braband bezahlte unter der österreichischen Herrschaft keine so hohe Grundsteuer, aber einen nachtheiligen, nun aufgehobenen Zehnten; [Die Aufhebung der Zehnten, wohlthätig wie sie für den Ackerbau wirkt, hat bey den eingetretenen wohlfeilen Preisen in mehreren Gegenden der Druck den ehemaligen Zehntpflichtigen sehr vermehrt, die das jährlich zu zahlende Ablösungsgeld mit ihren Producten nicht aufzubringen vermögen und den Zehnten zurück wünschen. Sehr wahrscheinlich findet das nämliche Verhältniß gegenwärtig auch in Belgien statt] Holland bezahlt etwas mehr als bey der frühern Einrichtung. Allein alle gegenwärtigen Besitzer haben ihre Grundstücke, mit den darauf ruhenden Steuern angenommen oder gekauft; sie haben den Betrag derselben in Anschlag gebracht und können sich folglich nicht

beschweren. [Diese Behauptung leidet viele Einwendungen, der Absatz für die Steuern bey Erwerbung des Guts, geschah von der Einnahme, die es damals gab, und nach dem was übrig blieb, ward das Ankaufs-Capital bestimmt, so wie sich die Steuer selbst nach dem damaligen Capital richtete. Wie aber, wenn der Ertrag sich nun so vermindert hätte, daß er nicht einmal zur Deckung der Abgaben hinreichend gefunden wird? Ist dann die Grundsteuer eine billige und in der Folge möglich zu erhebende Auflage? Ein großer Theil der jetzigen Grundbesitzer in den Niederlanden, war schon, vor der hohen Grundsteuer, Eigenthümer seines Grundes und Bodens.] — Das Verbot der Korneinfuhr und die Niederlegung des zur Consumtion nicht nöthigen Getreides würden Maaßregeln seyn, die den Korn-Preis in die Höhe treiben würden. Wer kann diese aber empfehlen? Nachdem Hr. Roell die im Commissionsberichte enthaltenen Gründe gegen die Immobilisation weitläuftig aus einander gesetzt hat, stellt er die Behauptung auf: daß das erste System nicht nur für den Kornhandel sondern für den Ackerbau höchst verderbliche Folgen haben werde. Die Regierung wird früh oder spät, ihre Kornvorräthe losschlagen müssen, und dann sinkt der Preis ohne Rettung. — Er redet dann von dem Systeme des Credit foncier. Der Ackerbau treibende, der Geld bedarf, kann nicht vortheilhafter von dem Staate, als von Privat-Personen leihen; er muß im ersten Fall beweisen, daß die Hälfte seines Grundbesitzes noch ihm gehört und dann muß er 5 Procent zahlen. Unter diesen Bedingungen findet er überall Geld, ja er kann es noch zu bessern Bedingungen negociiren [Dieses gilt wohl nur von dem Königreiche der Niederlande, in den mehrsten deutschen Staaten findet man Schwierigkeiten sogar auf nicht verschuldete Grundstücke Anleihen zu machen.] Wollte die Staatscasse zu bessern Bedingungen für die

Anleiher leihen, so würden sie keine Actionairs finden. [Credit-Anstalten, wie z. B. das Cellische und Mecklenburgische Credit-Institut, haben unleugbar Vorzüge vor den Staats-Anleihe-Cassen; allein es frägt sich: ob die ersteren in der gegenwärtigen Lage des Ackerbaus, ohne Theilnahme des Staats, zu Stande gebracht werden können?] Will man dem Grundbesitzer anleihen, so ist es besser dieses auf den Grundbesitz selbst, als auf das erzielte Getreide zu thun; es ist besser, er verkauft dieses zu den niedrigsten Preisen, als es auf Speculation liegen zu lassen, welches er thun muß, wenn er darauf Anleihen macht. Ein Minimum und Maximum ist mit der Freyheit des Handels unvereinbar und die Erlaubniß einen Depot anzulegen, in welchem der Ausländer sein Korn niederlegen darf, verändert dieses nicht. Denn soll der Handel frey seyn, so muß der Kaufmann seine Güter nach allen Punkten hinschaffen können, wo er Absatz zu finden hofft. Von allen Gütern, die in Magazinen aufgehäuft werden, ist die Anhäufung des Getreides, vielleicht mit der größeren Gefahr verbunden. — Der beste Beweis von den Nachtheilen der vorgeschlagenen Maaßregeln ist das Beyspiel von England und Frankreich. In dem ersten Lande stehen die Kornpreise den unsrigen sehr nahe, in dem letztern sind sie immer weit niedriger als die niederländischen gewesen. [Das Königreich der Niederlande besitzt für den Kornhandel im Innern Vortheile vor allen Ländern in Europa: die eine Hälfte ein fruchtbares Kornland, die andere bey nicht ergiebigem Boden, ist im Besitze großer Reichthümer, Frucht des Handels. Das ganze Königreich stark bevölkert, und gleichsam mit großen volkreichen Städten übersäet. Daneben vortreffliche Land- und Wasserstraßen. Wenn daher die Preise in Frankreich immer unter denen in den Niederlanden geblieben sind, so muß der Grund hiervon zuförderst in den Local-

Verhältnissen beider Länder gesucht werden.] — Hr. Roell sucht nun zu beweisen, daß die freye Ei führung des Getreides in den Niederlanden, nicht Ursache der geringen Kornpreise sey. Die geringen Preise entstehen: 1. aus den Fortschritten des Ackerbaues in ganz Europa, insbesondere in Holland, seit 1816. 2. Wenn hohe Pr ise sind, so häuft man immer größere Vorräthe an, als bey niedrigen, um den Preis in der Höhe zu halten, die Zufuhr aus dem Auslande ist dann doppelt groß. Kommen nun hinter einander gute Erndten, so werden die Vorräthe zu groß für den Absatz. 3. Es ist während mehrern Jahren vieles Korn von schlechter Qualität geerndtet worden. Nun ist jeder bemühet, sich dessen, sey es auch zu den niedrigsten Preisen zu entledigen. 4. Der Anbau der Kartoffeln, so wie die größere Consumtion des Reises, hat die des Korns sehr vermindert. Alle diese Ursachen, welche die geringen Kornpreise veranlassen, sind nur vorübergehend. [Dies ist uns nicht einleuchtend. Ueber die angegebenen vier Ursachen, denen Hr. Roell noch mehrere von weit größerm Umfange hätte hinzusetzen sollen, ist die unter Nr. 4. angegebene Veränderung der Nahrungsmittel nicht vorübergehend. Nach einer genauern Berechnung, die der Verf. dieser Anzeige auf einem Dorfe im Hannoverschen hat anstellen lassen, brauchten 100 Bewohner desselben, gegenwärtig nur die Hälfte der Quantität des Getreides, die sie 30 Jahre zuvor jährlich nöthig gehabt hätten; die Kartoffeln ersetzten die andere Hälfte]. Ein Beweis, daß die wohlfeilen Preise nicht durch die freye Einfuhr aus dem Auslande erzeugt werden, ist, daß auch die Landproducte, die nicht von Außen eingeführt werden, Hafer, Erbsen, Käse, Butter u. s. f gleichfalls im Preise sehr niedrig stehen. [Allein ist es nicht eine schon längst gemachte Erfahrung, daß die Preise aller Lebensbedürfnisse, sich immer eines nach dem andern richten?] Die

Quantität des in die Niederlande eingeführten ausländischen Getreides ist nicht sehr bedeutend, und ein großer Theil von selbigem, liegt noch in den Korn-Magazinen. Der Ankauf des ausländischen Korns wird vorzüglich durch Speculationen des Verkaufs im Auslande erzeugt. Der Ackerbau könnte nicht in seinem gegenwärtigen Flor bleiben, wenn unser ausgedehnter Handel mit dem Auslande, nicht die erforderlichen Fonds herbeyschaffte. [Für Holland sehr wahr, aber auch für Braband? Blühete nicht hier lange Zeit unter der österreichischen Regierung der Ackerbau, ohne vom auswärtigen Handel Unterstützung zu erhalten?] Könnte man durch ein Prohibitiv-System, das Getreide immer zu einem Preise erhalten, daß er den Bedürfnissen des Ackerbau treibenden vollkommen entspräche, so müßte es eingeführt werden; allein die Erfahrung lehrt, daß unerachtet desselben, gute Erndten einen beständigen Wechsel der Preise zur Folge haben. — Hr. Roell räth Sr. Majestät um so mehr, den Ackerbau seinem Schicksal zu überlassen, weil nach allen bisherigen Erfahrungen, eine ungünstige Erndte alle fünf Jahre in Europa eintritt, [nach dem Commissions-Berichte rechnet man in Braband in 15 Jahren nur zwey schlechte Erndten], und folglich die Klagen der Ackerbau treibenden bald von selbst wegfallen werden; weil allem Anscheine nach der Krieg im Orient, sich weiter verbreiten und von langer Dauer seyn werde; weil er es bey der Stimmung der Gemüther im Königreiche, [sollte wohl heißen in Holland] höchst gefährlich halte, Maaßregeln zu verfügen, die den Zweck haben, eine Erhöhung der Getreide-Preise zu veranlassen; weil, wenn man nichts unternehmen kann, das einen sichern Erfolg verspricht, es am besten ist, nichts zu thun [dies sagt schon Larochefoucault in seinen Maximen, ein Grundsatz, der nur zu oft der Trägheit zum Deckmantel dient.]. Er er-

klärt sich ferner gegen die Maaßregeln: die Abgabe von Grund und Boden in Getreide zu erheben, den einzigen Fall, wenn das System der Immobilisation angenommen wird, ausgenommen. — Ein Maximum des Preises bey der Ausfuhr ist eben so nachtheilig, als ein Minimum bey der Einfuhr. In Ländern, in welchen der Getreidehandel frey ist, kann nie eine Hungersnoth eintreten. Sollte wirklich mehrere Jahre allgemeiner Miswachs eintreten, so ist es noch immer Zeit Maaßregeln zu ergreifen. [Wir glauben, daß da, wo starker Kartoffelnbau herrscht, eine Hungersnoth im eigentlichen Sinne des Worts, nicht zu befürchten stehe.] — Man muß den Handel in seinem gewöhnlichen Laufe nicht unterbrechen. Als 1817 in Frankreich wirklich Mangel an Getreide war, wandten sich die Franzosen im nördlichen Frankreich nicht an das ihnen benachbarte Braband, sondern nach Amsterdam, den allgemeinen Kornmarkt. [Weil hier große Korn-Niederlagen waren, und sie folglich am bequemsten und wohlfeilsten kaufen konnten.] Hr. Roell schließt, indem er den Satz aufstellt: il faut établir dans un des articles de notre pacte social, que jamais il ne serait apporté aucune entrave à la liberté du commerce des grains."

Das dritte Actenstück ist: Mémoire, presenté au Roi au nom du commerce d'Amsterdam le 12 Avril 1822. Die Freyheit des Kornhandels war die einzige Ursache, daß das Königreich der Niederlande im J. 1817, keinen Mangel an Getreide litt. Eine Beschränkung dieser Freyheit, würde der Ruin unserer Handlung seyn, und nachtheilig auf den Ackerbau und die Staats-Einnahme wirken; und zwar was den Ruin des Handels anbetrifft: 1. weil dann eine große Zahl von Menschen, die in den Kornhandel ihr Vermögen gesteckt haben, und diejenigen, die von diesem Gewerbe leben, unfehlbar zu Grunde gehen müssen. Der Kornhandel

macht den Hauptzweig der Handlung der Holländer aus. Es ist von allen Zweigen derselben derjenige, der seit 1814 am mehrsten aufgeblühet ist. 2. Ein bedeutender Theil unserer Handels-Marine wird durch die Handelsbeschränkung nicht nur in Verfall gerathen, sondern gänzlich zu Grunde gehen. 3. Wenn durch das Prohibitions-System der Preis des Getreides sich wirklich bedeutend hebt, so können unsere Branntweinbrennereyen und übrigen Fabriken, die vorher Korn verarbeiteten, nicht bestehen. 4. Das große Capital, das jetzt im Kornhandel steckt, würde in auswärtigen Staats-Papieren angelegt werden. Noch mehr wird der Ackerbau leiden. Was hilft es zu producieren, wenn kein Kaufmann vorhanden ist, der das Product kauft? Was durch den innern Verkehr abgesetzt wird, bestimmt keinen Preis; nur der Speculant, der Ankäufe im Großen macht, bestimmt ihn, und gerade weil er im Großen aufkauft, erhält das Getreide einen höhern Werth, als es außerdem haben würde. Ist der Handel beschränkt, so können keine Speculationen im Großen statt finden. Das Handels-Capital wird nun dem Ackerbau entzogen. Das eingeführte ausländische Korn hat nicht die jetzigen niedrigen Kornpreise veranlaßt, sondern die drey auf einander folgenden guten Erndten. Der Beweis ist leicht zu führen, daß, weil der Kornhandel frey ist, die Kaufleute im Stande gewesen sind, den Preis im Innern des Landes auf dem Standpunkt zu erhalten, auf welchem er sich noch befindet. Man vergleiche unsere Kornpreise mit denen in Frankreich und England. Nicht minder sind die Nachtheile, die für die Staats-Einnahme entstehen werden, augenfällig. Nicht nur, weil das eingeführte Korn eine Abgabe von 5 Procent entrichten muß, eine Einnahme, die dann der Staats-Casse entzogen wird, sondern weil in dem Falle die große Klasse derjenigen, die von dem Kornhandel ihren Unterhalt haben, außer Stand gesetzt wird,

zu den öffentlichen Lasten beyzutragen. — Sehr nachtheilig würde die Beschränkung des Kornhandels auf das National-Wohl wirken. Man will diese Maaßregel auf eine irrige Voraussetzung, nämlich: daß die fruchtbaren Jahre von langer Dauer seyn werden, gründen; aber alle Erfahrungen lehren, daß gute und schlechte Erndten mit einander abwechseln. Da die Grundlage falsch ist, [ist dieses genügend erwiesen?] so muß es auch das System seyn; man wird es verlassen müssen, so bald schlechte Erndten eintreten. Wird es dann noch Zeit seyn? Würden die Länder des nördlichen Deutschlands, die jetzt ihr Getreide uns zuschicken, dann im Stande seyn, uns zu versorgen, wenn wir ihnen durch Hemmung des Handels, das Betrieb-Capital, das sie zur Betreibung ihres Ackerbaus im Großen bedürfen, wodurch sie uns einen Ueberschuß erzeugen können, abschneiden? [Die Absicht der Holländischen Kaufleute mag für die Nordischen Länder sehr günstig seyn, allein eine Thatsache ist, daß, wegen der großen Korn-Vorräthe, die in Holland aufgehäuft sind, der Korn-Verkehr zwischen Nord-Deutschland und Holland, fast ganz aufgehört hat?] — Eine Erhöhung der Preise, die nicht künstlich ist, sondern aus der Natur der Sache hervorgeht, kann allein für den Ackerbau und Handlung dauernden Nutzen gewähren.

In dem folgenden Actenstücke, unterzeichnet von den Ministern de Coninck und Falk, sprechen sich beide bestimmt für die Ansicht des Hrn. Roell aus, ohne neue Ansichten zu gewähren. Die Freyheit des Handels hat unsern Handelsleuten immer einen großen Vorzug vor den englischen und französischen gegeben; diese kann nicht mit der Einschränkung des Kornhandels, bestehen. Der niedrige Preis des Getreides ist allen Staatsbürgern, ausgenommen den Ackerbau treibenden, vortheilhaft. [Diese Behauptung ist nicht mit unserer Ansicht übereinstim-

mend. Hat der Landmann kein Geld, so stocken bald alle Gewerbe.] Aber dieser niedrige Preis kann nicht von Dauer seyn. Mehrere interessante Details enthält der am Schlusse des Werks befindliche Bericht des Staatsraths vom 24. Jun. 1825. Wir werden aus selbigem jedoch nur diejenigen Ansichten herausheben, die in dem Vorhergehenden, entweder gar nicht, oder doch nur oberflächlich berührt sind. Der Kornpreis ist bis jetzt noch nicht niedriger, als er in mehreren Provinzen im verwichenen Jahrhundert gewesen ist, daß der Ackerbau treibende gegenwärtig so sehr klagt, entsteht von dem plötzlichen Uebergange von sehr hohen zu sehr niedrigen Preisen. Allein diese Klagen herrschen in ganz Europa; sie müssen daher nicht in besonderer Hinsicht auf das Königreich, sondern aus einem allgemeinen Gesichtspunkte betrachtet werden. Der hohe Kornpreis hat überall eine höhere Cultur erzeugt; Lord Liverpool erwähnt, daß Irland allein jetzt mehr Getreide nach England schickt, als vormals ganz Europa. [Worte von großem Gewichte, die allein schon der Behauptung, die gegenwärtigen niedrigen Kornpreise werden sich bald wieder heben, einen gewaltigen Stoß geben.] Die Commission irrt sich daher, wenn sie behauptet, die Einfuhr des fremden Getreides, veranlasse bey uns die hohen Preise. Aus den aufgestellten Berechnungen ergibt sich, daß bey uns in den Jahren 1815, 16, 17 und 18 nur ein Viertel Rocken mehr eingeführt, als ausgeführt ist, das nämliche Verhältniß hat im Jahre 1819, 20 und 21 statt gefunden. Im Jahre 1822 sind nur 12,258 Last mehr eingeführt. In den Jahren 1815, 16, 17 und 18 ist mehr Weizen ein- als ausgeführt. Seit 1819 ist die Einfuhr viel größer gewesen. Im J. 1819, 20, 21 und 22 sind 63,037 Last mehr eingeführt. Ein einziges Jahr der Miß-Erndte als z. B. das Jahr 1817 ist hinreichend, den ganzen Ueberfluß des Mehr-Eingeführten wegzunehmen. Un-

ten allen Maaßregeln die man zur Unterstützung des Ackerbaus vorschlagen könnte, scheint uns die: auf die Einfuhr und Ausfuhr des Getreides eine Auflage zu legen, welche, je nachdem die Kornpreise steigen oder fallen, erhöhet und vermindert werde, am wenigsten nachtheilig zu seyn. [Wahrscheinlich wird England diese Maaßregel ergreifen.] Allein es ist nicht zu erwarten, daß diese Maaßregel, die keinen großen Erfolg haben kann, weder dem Ackerbau treibenden, noch dem Kaufmanne, der doch immer eine Beschränkung seines Gewerbes darin erblicken wird, Genüge leisten werde. [Der Fall hat hier nicht berücksichtigt werden können, wenn ein auf dem festen Lande liegender Staat, der keinen auswärtigen Kornhandel treibt, von Nachbaren umgeben ist, die die Korneinfuhr mit Abgaben belegen. Soll er nicht das Wiedervergeltungs-Recht ausüben? Dies ist vielleicht das einzige Mittel, die allgemeine Handels-Freyheit zu bewirken. Es läßt sich überhaupt nicht einsehen, warum das Getreide nicht eben so gut, als die übrigen Handlungs-Artikel, mit einer angemessenen Abgabe bey der Einfuhr, belegt werden soll? Wir finden sogar, daß die Stadt Amsterdam, — in dem angeführten Mémoire —, die auf eingeführtes fremdes Getreide gelegte Abgabe von fünf Procent nicht unbillig findet. Was kann in der That billiger seyn, als dem eigenen Producenten doch einige Vortheile vor dem Auswärtigen zu verstatten?] — In Betreff des Vorschlags, die Ackerbau treibenden, durch einen Erlaß von der Grundsteuer zu erleichtern, ist der Staatsrath der Meinung, daß solche nur dann statt finden könne, wenn der Staat durch Ersparungen, das Deficit in der Einnahme decke. [Eine hier nicht untersuchte Aufgabe ist: ob es nicht möglich sey, die Art der Abgaben zu verändern? Nach dem dreyßigjährigen Kriege standen die Kornpreise im Calenbergschen und Göttingischen so niedrig und der

Ackerbau war so gänzlich in Verfall gerathen, daß die directen Abgaben vom Grund und Boden nicht mehr erfolgen konnten; dem gänzlichen Untergange der Landbewohner vorzubeugen, war man gezwungen die directe in indirecte Steuer zu verwandeln. Die Einführung des Licents und der Accise rettete jene Provinzen.] Der Staatsrath beschäftigt sich ferner mit der Aufgabe: ob dadurch, daß während Frankreich und England die freye Korn-Einfuhr nicht verstatteten, aber die Ausfuhr erlauben, die Niederlande in Gefolge ihrer Handels-Freyheit, bey fruchtbaren Erndten nicht Gefahr laufen, mit französischem und englischem Korn überschwemmt zu werden? Wenn diese Gefahr in Wirklichkeit übergehen soll, so setzt dies voraus, daß in beiden Ländern der Kornpreis in ihrem Innern einen so geringen Werth habe, daß das Getreide, nach Abzug der Transportkosten, dennoch einen höhern Marktpreis in den Niederlanden finden könne; oder daß die Regierungen durch künstliche Mittel, als Prämien u. s. f. zur Ausfuhr des Korns reitzen. In diesen Fällen scheint eine verhältnißmäßige Erhöhung der Eingangs-Abgaben auf das ausländische Getreide ein zweckmäßiges Gegenmittel zu seyn. Sollten in den Fällen, daß Frankreich und England ihre Häfen wieder öffnen, Maaßregeln zur Sicherstellung der Consumenten gegen zu hohe Preise, oder gar Mangel getreffen werden? Der Staatsrath glaubt dies nicht nöthig, hält aber doch rathsam, auf das Resultat der Erndten und den Betrag der Ein- und Ausfuhr sorgfältig zu achten, um nicht gleichsam durch den Mangel überfallen zu werden. [Dies deutet doch auf Kornzuschlag in dringenden Fällen. Wie verträgt sich dieses aber mit dem, unter dem Vorwand einer nie zu kränkenden Handels-Freyheit, den Ackerbau treibenden jetzt verweigerten Schutz und Beystand?] Der Staatsrath bezeigt am Ende noch die Besorgniß, daß eine Beschränkung der

Handels-Freyheit auf die Handels-Verhältnisse mit denjenigen Staaten, die noch keine Handels-Beschränkungen bey sich eingeführt haben, nachtheilig wirken könnte. [Aber wäre es nicht möglich, diese Handels-Beschränkungen in Betreff der letztern Staaten nicht einzuführen?]

Man kann den hier angezeigten Abhandlungen das Zeugniß nicht versagen, daß sie mit Sachkenntniß und Ruhe verfaßt sind, wenn gleich der kaufmännische Geist vorherrschend gewesen zu seyn scheint. Verdienstlich wie die Arbeiten der würdigen Männer sind, die der für das Wohl seiner Unterthanen wahrhaft besorgte König, zu Rathe zog, so führen sie doch jene einst so berühmten Dialogen des witzigen Abbé Galliani wieder ins Gedächtniß zurück. Der Abbé beschäftigte den Witz, unsere niederländischen Staatsmänner geben dem Verstande Nahrung; aber die Aufgabe bleibt und bleibt unentschieden wie sie zuvor war. Liegt es etwa in der Natur der Aufgabe, daß sie unauflöslich sey? daß sie zum Nichsthun auffordere? Aus den angegebenen Thatsachen ergibt sich mit ziemlicher Bestimmtheit, daß sowohl die Franzosen als Engländer von ihren Systemen der Beschränkung des Getreide-Handels den erwarteten Nutzen nicht gehabt haben, und daß die Einführung dieser oder ähnlicher Maaßregeln für das Königreich der Niederlande, dessen eine Hälfte die Handlung als die vorzüglichste Nahrungsquelle betrachten muß, nachtheilige Folgen haben werde, die die möglichen Vortheile, übertreffen. Nur in so fern als die Meinungen derer, die sich gegen die Beschränkung des Getreide-Handels nicht allein, sondern überhaupt gegen jede Erleichterung und Begünstigung der Ackerbau treibenden Klasse, bey dem gegenwärtigen Drange der Zeit, aus der Ursache, weil er nur von kurzer Dauer seyn werde, erklären, auch in andern Ländern, deren innere und auswärtige Verhältnisse

verschrieben sind, Wurzel fassen könnten, glauben wir mit wenigen Worten, einige Bedenklichkeiten äussern zu müssen. Die Staats-Oeconomie hat auch ihre Geheimnisse. Wer vermag genügend die Erscheinung der beyspiellosen Preise aller Producte des Ackerbaus zu erklären? Es sind in dem Vorhergehenden mehrere Ursachen angegeben, die auf die niedrigen Preise der Producte des Ackerbaus gewirkt haben. Wir wollen nur bey der, allgemein als richtig anerkannten, Veranlassung, daß der Ackerbau im Allgemeinen und insbesondere der Kartoffelnbau überall große Fortschritte gemacht hat, stehen bleiben, um die Besorgniß als höchst wahrscheinlich aufzustellen, daß diejenigen Länder, die früherhin den Ueberschuß ihrer Erzeugnisse des Ackerbaus über die See verfahren konnten, in der Folge auf den inländischen Markt beschränkt seyn werden. Trift diese Besorgniß in Wirklichkeit [und wer vermag die Wahrscheinlichkeit abzuläugnen?], so darf man den Regierungen nicht, wie jetzt in den Niederlanden geschehen ist, den Rath geben, den Ackerbau seinem Schicksale zu überlassen, und die Hände in den Schooß zu legen. Was geschehen muß? ist eine Aufgabe von großem Umfange, deren Auflösung ungemein große Schwierigkeiten darbietet. Hier wären gleichsam die Ueberschriften der wichtigsten Capitel: Möglichste Erleichterung der Abgaben, zuförderst durch Einschränkung der Staats-Ausgaben, auch der Nothwendigsten und dann durch ein den jetzigen Verhältnissen des Ackerbaus angemessenes Steuer-System. Man kann, wenn der Ackerbau keinen Ueberschuß gibt, und wohl gar Zuschuß erfordert, von dem Grund und Boden keine hohe Abgaben fordern, und darf solche auch nicht auf die eigene Verarbeitung der Erzeugnisse des Ackerbaus, auf das Branntweinbrennen und Bierbrauen legen. Ohne uns in einen Streit mit den Physiocraten einlassen zu wollen, empfehlen wir in dieser Zeit der

großen Noth die Consumptions-Steuern, als Rettungsmittel, ohne dabey auf eine lange Dauer eines Steuer-Systems zu rechnen; denn, nach unserer Ansicht muß sich dieses nach den von Zeit zu Zeit herrschenden Verhältnissen richten, vorzüglich in Staaten die keine abgerundeten Gränzen haben, und daher von den Steuer-Verfügungen der Nachbarn, gewissermaßen abhängig sind. Die Handels-Bilance mit dem Auslande, ist gegen uns; was ist natürlicher, als daß wir zuförderst im Innern den Absatz unserer eigenen Erzeugnisse durch Aufmunterung und Unterstützung der Tuchfabriken, Leinewebereyen, Cichorien- und Tabacksbau, Pferde- und Viehzucht u. s. f. heben und den Eingang der Producte fremder Länder, die uns nicht dringend unentbehrlich sind, durch bedeutende Abgaben zu erschweren suchen. Wir genießen seit beynahe zehn Jahren die Segnungen des Friedens, aber ein geheimer Krieg wüthet heftiger als jemahls gegen unser Eigenthum. Wein, Caffee, Zucker und Thee entlockt uns unser Geld, und ohne kräftige Maaßregeln, dem Uebel Einhalt zu thun, wird bald alles baare Geld bey uns verschwunden seyn. — Man klagt, daß in vielen Gegenden der Ueberschuß des Ackerbaus nicht die Culturkosten decke. Der reiche Gewinn den die Bebauung der Erde in den vorhergehenden Jahren gewährte, hat auch hier einen Luxus erzeugt Früher haben mehrere Regierungen das mit dem Ertrage des Ackerbaus nicht in Verhältniß stehende Gesinde- und Tagelohn, durch Verordnungen mit Erfolge beschränkt — Zweckmäßige Credit-Vereine und Hypotheken-Ordnungen, den gänzlich gesunkenen Kredit der Grundbesitzer wieder zu heben. — O, ihr, Vorsteher des Volks! schwer, schwerer sogar als in den Zeiten des drückende Krieges, ist das euch aufliegende Amt, Hülfsmittel gegen die Bedrängnisse unserer Tage zu finden; vergebens sehet ihr euch nach einem Wegweiser um; die Theorie verläßt euch, und die Erfahrung schweigt. Nur eine richtige Wür-

digung der bestehenden Verhältnisse, verbunden mit daraus gegründeten Vermuthungen für die Zukunft, kann eure Leiterin seyn.

Paris.

Adrien Egron, imprimeur: Recherches historiques sur le luxe chez les Atheniens depuis les temps les plus anciens jusqu'à la mort de Philippe de Macedoine, Mémoire traduit de l'Allemand de Chr. Meiners, Professeur de philosophie à Goettingue, par C. S...t. suivi du traité du Luxe des Dames Romaines par l'Abbé Nadal, revu et corrigé; et des Extraits d'un grand ouvrage intitulé: l'Antiquité pittoresque ou Essai sur l'Etude de l'Antiquité reduite en tableaux, par M. Bayeux. 1823. in 8.

Der erste hier übersetzte Aufsatz ist Meiners bekannte "Geschichte des Luxus bey den Athenern" aus den Memoiren der Societät der Alterthümer von Cassel, die ihr den Preis ertheilt hatte; die zweyte Abhandlung befindet sich im vierten Bande der Mémoires de l'Acad. des Inscr. et Belles-Lettres, die dritte in einem seltnen Buche, Essais académiques, das 1785 ohne Namen des Verf. erschien, und einen Mann von Geschmack und Kenntnissen, wenn auch ohne gründliche Gelehrsamkeit, Bayeux, zum Urheber hat. Der hier daraus mitgetheilte Aufsatz enthält zwey als Beschreibungen von Gemälden abgefaßte antiquarische Darstellungen, die folâtre Lalagé und eine alte Kokette Galla bey ihrer Toilette, in denen jeder einzelne Zug aus alten Dichtern und Schriftstellern genommen ist, ohne daß doch das Ganze eine antike Farbe trägt; dann einige größtentheils aus Virgilischen Stellen zusammengesetzte paysages, auch eine ähnlich componirte Ansicht vom Rom, vom Forum in die via sacra hinein. Etwas Eignes hat der Herausgeber nicht beygefügt außer einigen Noten, welche größtentheils aus Böttigers Sabina genommen sind, die Frankreich auch schon in einer Uebersetzung besitzt. K. O. M.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

60. Stück.

Den 12. April 1824.

Paris.

Bey Louis Tenré: Voyage en Turcomanie et à Khiva, fait en 1819 et 1820, par M. N. Mouraviev, Capitaine d'Etat Major de la Garde de S. M. l'Empereur de toutes les Russies, contenant le Journal de son Voyage, le Recit de la Mission dont il etoit chargé, la Relation de sa Captivité dans la Khivie, la Description géographique, et historique du pays; traduit du Russe par M. G. Lecointe de Laveau, ex-Interprète du Ministre de la guerre en France, membre de la Société des Naturalistes de Moscou; revu par M. M. J. B. Eyries et J. Klaproth. 1823. 398 S. 8.

Der Verfasser führt uns in eine halbe terra incognita. Zur Zeit Peters des Großen war Turkestan noch ein wahres Fabelland, von dessen Gold- und Silber-Gruben im Berge Waisly-Kara man sich geheimnißvoll erzählte: der Fürst Bekewitsch sollte 1716. 1717 die Schätze für seinen Zar heben, und büßte dafür durch den grausamsten Märtyrer-Tod. Nach einer kurzen tragischen

Genanntheit sank das Land wieder in seine alte Ungenanntheit bis ein Kaschmirischer Gelehrter Abdul Kerim (1740) sich an Schah Nadir anschloß und ihn auf seinem Feldzug von Balk am Gihon über Tschardju bis Bokhara und von da zurück nach Meru begleitete. Wäre das Journal von seiner Pilgerreise nach Mecca nicht erst 1799 gedruckt worden, so würde für die Europäer früher einiges Licht in die Finsternisse jener Gegend gefallen seyn; bis dahin mußte man sich mit den Nachrichten behelfen, welche der Englische Capitaine Elton in Russischen Diensten als Militair der Orenburgischen Expedition unter dem General Tätischew, der vier Jahre an den Gränz-Steppen der Bucharei stand, den aus Chiva entsprungenen Sklaven abgefragt, und Hanway bekannt gemacht hat. Sie waren Dankes werth, aber auch diese, zusammengenommen mit den später bekannt gewordenen des Abdul-Kerim, thun den neuesten Bedürfnissen lange nicht Genüge.

Chiva (Charesm der Araber), eine fruchtbare Insel in einem unermeßlichen Sandmeere, von halben Nomaden bewohnt, und ganzen Nomaden umschwärmt, steht hauptsächlich dem freyen Handel der Russen in die Bucharei und das nördliche Indien im Wege: was gäbe es für Mittel die Handelsstraßen in diese Länder freyer und sicherer zu machen? Den Weg zu der Lösung dieser Aufgabe zu bahnen, wurde der Capitaine Muravien vom Major Pondmarev, Commandanten von Elisabetpole, im Auftrag des Generals Jermolov, Statthalters von Georgien, in die Sandwüsten der Turkomanen gesendet. Am 17. Sept. 1819 trat er die Reise durch die Wüste nach Chiva an, und am 12. December kam er wieder an die Ufer des Caspischen Meeres zurück. Wir verfolgen nicht die Beschwerden und Gefahren derselben; sie sind das unabwendbare Schicksal aller derer, die ihr Weg durch

unwirthbare Gegenden roher nomadischer Stämme führt, die von Raub und Plünderung leben. Wir halten uns nur an einige geographische Punkte, nach deren Aufhellung wir uns wißbegierig umsahen, und an die Hauptzüge der gegenwärtigen politischen Verfassung von Chiva.

Vor allem sahen wir uns nach den Ufern des Oxus um, der nach den bestimmtesten Nachrichten der Alten in das Caspische Meer fallen soll, und gegenwärtig demselben nicht zufließt; den die Neuen dagegen sich in den Aral-See ergießen lassen, wohin er aber nach Abdul-Kerim nicht abfließen soll. Nach dem Verf. ist der Oxus der Alten (der Gihon der Araber und der Amu-Derja der gegenwärtigen Zeiten) zum Theil vertrocknet, zum Theil hat er einen andern Weg genommen. Nach ihm hätte er sich ehedem in zwey Mündungen, zwischen denen der große und kleine Berg der Bay Balkan gelegen hätte, ins Caspische Meer gestürzt. Auf einem beygelegten kleinen Kärtchen ist sein altes Bett vor der großen Umkehrung bis dahin, wo gegenwärtig der Amu-Derja fließt, sichtbar gemacht. Des Verf. Beweise sind, natürliche Erscheinungen und Sagen. Man könne noch deutlich die Ufer des alten Bettes durch die Steppen verfolgen: der ehemalige Boden des Flusses sey von ganz anderer Beschaffenheit als der der Steppe, Stellenweis mit Grün, auch mit Rohr überwachsen, auch mit einzelnen Bäumen besetzt, hie und da mit hervorbrechenden Quellen süßen Wassers. Die Karawanen suchten in seinen Tiefen Schutz, und die Turkomanen brächten ihren Raub dahin in Sicherheit. Der Verf. glaubt noch bey dem Brunnen Bech-Dichikis an der Stelle Us-Boi über das ausgetrocknete Bette des Oxus gegangen zu seyn. Die Einwohner sollen noch erzählen, daß vor 500 Jahren ein heftiges Erdbeben die Oberfläche der Gegend umgekehrt und den

Amu-Derja gezwungen habe, einen andern Lauf zu nehmen und sich ein neues Bette zu bilden; sogar sollen sie erzählen, derselbe Fluß, der sich gegenwärtig in den Aral-See ergieße, habe sich ehedem ins Caspische Meer gestürzt. Ganz abgesehen von den Sagen, auf die sich bey einem so rohen Volk ohnehin wenig bauen läßt, so ließe sich zwar in jenen Gegenden das Zurückziehen des Wassers und sein endliches Austrocknen leicht begreifen, und die von dem Verf. im Vorbeyreisen gemachten Erfahrungen machen eine weiter fortgesetzte genauere Untersuchung sehr wünschenswerth, die sich aber in einem so unwirthbaren Lande leider nur so schwer anstellen läßt. Für jetzt ergibt sich nur aus den mitgetheilten Beobachtungen, daß die Gegend ehedem keine solche Wüste wie gegenwärtig war, daß sie Wasser und Cultur hatte, und noch einen unterirrdischen Seeboden habe, der salziges Wasser gibt, so bald man nur nachgräbt und die jetzt verschwundene Cultur würde wieder zurückgerufen werden können, so bald nur menschlicher Fleiß wieder Hand anlegen würde. China wird auch aufhören eine blühende Oase zu seyn, so bald menschliche Faulheit die gezogenen Kanäle verfallen ließe. Ein paar hinter einander folgende Asiatische Genies könnten Wunder thun. Aber die Nachrichten der Alten vom Ausfluß des Oxus in das Caspische Meer bedürfen noch weitere Aufklärung. Schon frühere Hypothesen haben ihm eine doppelte Mündung, wie der Verf. gegeben, und die Alten kennen nur eine: man hat das veränderte Bette des Flusses von seinem vielen Schlamm erklären wollen, der den Ausfluß verstopft habe: dadurch würde zwar sein Austreten über seine Ufer zu Ueberschwemmungen bewirkt worden seyn, aber nicht sein Zurücktreten, um sich ein anderes Bette zu suchen. Sein Schlamm würde bey Ueberschwemmungen den Ursprung der gegenwärtigen

Sandwüsten verhindert haben; und wie paßte sich zu dieser Vorstellung die Tiefe seines trockenen Bettes da, wo es nicht durch zusammen geweheten Sand gefüllt worden? Daß der Jesuit Philipp Avril auf seiner Reise zur Erforschung eines Landwegs nach Sina (1685) aus dem Caspischen Meer auf dem Oxus nach Bochara geschifft sey, ist eine Fabel: denn wenn eine physische Revolution dem Oxus einen andern Lauf gegeben hat, so war es schon vor Abulfeda's Zeit (c. 1300) geschehen, der ja schon den Oxus in den Aral-See abfließen läßt.

Ein anderes geographisches Problem dieser Gegend ist der Aral-See. Die gewöhnliche Vorstellung läßt denselben von zwey Strömen unterhalten werden, von dem Gihon (dem Amu-Derja) und dem Sihon (dem Jaxartes, der mit des Verfassers Sir-Derja einerley ist). Ihr hat zuerst Abdul-Kerim widersprochen; er läßt den Gihon und Sihon im Sand zerrinnen. Was der Verf. angibt, muß in so fern nachstehen, als er nicht bis zum Aral-See gekommen ist, und keine Untersuchung an Ort und Stelle hat anstellen können. Doch ließen sich durch seine Worte beide Vorstellungen vereinigen, falls sie nicht auf einer Etymologie beruhen: tous deux (fleuves) forment à leur embouchure des bras, renfermant une quantité innombrable d'ilots, au delà desquels leurs eaux se réunissent dans un bassin, qui est le lac Aral (lac des îles).

Der größte Theil der Nachrichten des Verf. betrifft den physischen, moralischen und politischen Zustand des Reichs Chiva. Bis S. 229 beschreibt er seine Hin- und Herreise. Im zweyten Theil zuerst ein allgemeines Gemählde vom Lande Chiva (S. 230); dann eine Nachricht von den Kriegen, welche die gegenwärtige Verfassung des Reichs herbeygeführt haben (S. 268); dessen Münze, Auf-

lagen, Finanzen, Industrie und Handel (S. 315); dessen Militair-Macht (S 345); Sitten, Gebräuche, Religion und Civilisation der Usbeken (S. 367). Da der Verf. auf die Naturgeschichte des Landes wenige Rücksicht hat nehmen können, so hat er im Anhang die von der Bucharei mitgetheilt, weil Boden und Klima derselben von dem in Chiva wenig verschieden ist, und daher in beiden Ländern ziemlich gleich seyn werde. Sie besteht aus einem bloßen Namen-Verzeichniß von Mammalien, Vögeln, und Insecten, und hat einen D. Pander zum Verfasser, der als Naturforscher den Staats-Rath Negri unter die Kirghisen nach Bokhara um dieselbe Zeit, in welche die Reise des Verf. fiel, begleitet hat. Ueber die Naturgeschichte der Bucharei hat man Lichtenstein zu Eversmann nachzusehen.

Bey der Benutzung der vom Verf. mitgetheilten Nachrichten muß man nie vergessen, daß ein großer Theil derselben nicht in Beobachtungen bestehen kann, die von ihm selbst gemacht sind, sondern in Wiederhohlungen dessen, was ihm von andern erzählt worden. Denn von seinem Eintritt in Chiva an war er 48 Tage lang ein Gefangener auf einer Burg ohnweit der Residenz, und nur die wenigen Tage, von seiner Audienz beym Chan bis zur seiner Rückreise mit dem ihm aus Chiwa mitgegebenen Gesandten, frey: wie viel von dem, was er erzählt, kann er selbst gesehen, empfunden und erforscht haben. Wenn diese Gesandtschaft nach Chiva eine bleibende Verbindung mit Rußland zur Folge haben sollte, so wird es in Zukunft nicht an bequemeren Gelegenheiten zu genauern Erforschungen fehlen. Wir heben daher nur einiges Wenige zur allgemeinen Uebersicht aus.

Chiva hat viererley Einwohner: 1) um das Land schwärmen Turkomanen herum, rohe Nomaden, 2) Sarter oder Bucharen, die sich bloß mit Han-

del beschäftigen (nach des Verf. Beschreibung, wahre Krämerseelen), 3) Karakalpaken, außer denen, die von ihnen als Nomaden am Amu-Derja ziehen, die Landbauern, der ärmste und geplagteste Theil der Einwohner unter den Freyen, 4) Usbeken, die Kriegercaste, die ehemaligen Eroberer des Landes, die immer unter Waffen geblieben sind, aber von keinem wahren kriegerischen Geiste, aus denen der gegenwärtige Chan des Landes herstammt. Die Usbeken bestehen aus vier verschiedenen Stämmen, die sich ehedem patriarchalisch regiert haben, jeder Stamm durch einen Chef an der Spitze, der Imakh hieß. In dieser Zeit der patriarchalischen Verfassung war das Land vom König der Bucharei abhängig, der von Zeit zu Zeit einen Kirghisen zur Ausübung der obersten Gewalt nach Chiva sendete. Von dieser Abhängigkeit hat es sich in den neuern Zeiten losgemacht; und nun hat auch noch die ehemalige aristokratische Einrichtung unter vier Stammeshäuptern der gegenwärtige Chan, Mohamed-Rahim, 1802 unter schauerlichen Blutbädern abgeschafft und eine ganz despotische Regierung eingeführt. Der gegenwärtige Chan ist ein Mann von Despoten-Talenten, sogar in seiner Art gebildet: denn er kann lesen und schreiben und spricht drey Sprachen. Der Verf. nennt nur fünf Städte, 1) Chiva, die Residenz, 2) Neu-Urghendj, größer als Chiva und die Niederlage des Handels, 3) Chevat, 4) Kiat und 5) Gurlian, die von vielen Dörfern umgeben sind, die den Städten im Handel nichts nachgeben. (Daher mag es kommen, daß in andern Nachrichten Zahl und Namen der Städte verschieden lauten). Der wichtigste Theil des Handels ist der mit Sklaven, und die meisten, welche Zufall, Gewalt und List oft in großer Zahl in die Hände der harten Chiveser bringt, sind Russen, Perser und Kurden: ihr Schicksal ist bejammernswerth ꝛc. ꝛc.

London.

Bey John Murray, Albermale Street: View of the state of Europe during the middle ages, in three volumes, by Henry Hallam Esq. third edition revised and corected Vol. 1. S. XIX u. 549. — Vol. 2. S. VIII u. 483. — Vol. 3. u. 634 nebst einem Index v. S. 601 an.

Die frühere Versäumniß der Anzeige dieses Werks ist nicht mehr gut zu machen, da es bereits in der Urschrift und in Uebersetzungen längst verbreitet ist und ein Urtheil unter den Kennern sich über dessen Werth gebildet hat, dem man im Wesentlichen nicht zu widerstreiten beabsichtigt. Es genüge also die Anzeige dieser dritten Auflage und die Versicherung, wie man auch sonst über das Buch urtheilen möge, daß das Neue welches über die Geschichte der Pyrenäischen Halbinsel vorkommt, zu einer sorgfältigern Prüfung der Quellen auffordert, und daß in Beziehung auf die Englische Geschichte in dieser Zeit auch der Unterrichtete manche Belehrung darin finden werde. G. S.

Lüneburg.

Herr L. Wallis hat durch den dritten Jahrgang seines Almanachs der Georg-Augusts-Universität zu Göttingen auf das Jahr 1823 (auf 212 S. in 12.) unser Andenken auch bey dem Publikum, das in Taschenbüchern seine Unterhaltung sucht, abermahls erneuert: eine Anhänglichkeit, noch im thätigsten Geschäftsleben an den Ort der letzten Bildung, die nur das edelste Bewußtseyn so lebendig erhalten kann. Möge unsern Alma mater jeder Zeit recht reich an solchen Söhnen seyn!

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

61. 62. Stück.
Den 15. April 1824.

Hamburg.

In einem periodischen Blatte, wie das unsrige, das auf wirkliche Fortschritte in den Wissenschaften, ihre Berichtigungen, Bereicherungen und Ergänzungen hauptsächlich zu achten hat, kann selten jeder einzelne berühmt gewordene Namen durch alle seine Entwickelungen fest gehalten und genau verfolgt werden; es bleibt seiner Kritik nur übrig, am Ziel der Tage eines solchen viel genannten Mannes, zur Zeit, wenn alle seine Verdienste vollendet sind, und der Parteygeist für und wider ihn sich gelegt hat, was von ihm gerühmt worden, noch einmahl in Uebersicht zu bringen, und seine wirklichen oder vermeintlichen, vorzüglichen und mittelmäßigen Seiten nach gerechter Schätzung darzustellen. Unsere Anzeigen sind bey den als Schriftsteller berühmt gewordenen Brüdern, den Grafen zu Stolberg, durch Zeit und Umstände in dieses Verhältniß gekommen: sie haben dieselben als hoffnungsvolle Dichter auf den öffentlichen Schauplatz führen helfen, und darauf, ihres letzten Zweckes eingedenk, mehr stillen Antheil an dem Genusse des

Ruhms genommen, in welchem sie bey ihren Zeitgenossen gestanden haben. Jetzt aber bey der Erscheinung ihrer gesammelten Werke, läßt sich in der für unsere Blätter allein schicklichen Kürze von dem sprechen, was sie ihren Zeitgenossen waren.

Bey Perthes und Besser: Gesammelte Werke der Brüder Christian und Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg. Erster Band. 1820. 442 S. Zweyter Band. 1821. 361 S. Dritter Band. 1821. 374 S. Vierter Band. 1821. 332 S. Fünfter Band. 1821. 309 S. in 8. (Mit dem Bildnisse beider Dichter und mit Vignetten geziert).

Diese fünf Bände enthalten Alles, was die Brüder Stolberg vom Jahre 1772 an (wo ihre poetische Laufbahn begann) bis zum Jahre 1819 gedichtet haben. Das etwas stolz klingende Motto aus dem Virgil (Aen. VII. 674): Ceu duo nubigenae quum vertice montis ab alto Descendunt Centauri — welches Boje der ersten Ausgabe ihrer Gedichte vorsetzte, hat der Sammler dieser letzten Ausgabe wohl nur darum beybehalten, um recht lebhaft an die Zeit der ersten Erscheinung dieser Dichtungen zu erinnern. Eine genaue in das Einzelne eingehende Kritik dieser größtentheils längst rühmlich bekannten Poesieen wird man hier nicht erwarten, der Rec. wird sich daher auf eine kurze Charakteristik der hier mitgetheilten verschiedenartigen Dichtungen beschränken, und seine individuelle Ansicht einzelner Stücke unbefangen mittheilen. Die meisten Beyträge sind von dem jüngern Bruder Friedrich Leopold, den wir um der Kürze willen mit F. L., so wie seinen ältern Bruder Christian mit C. bezeichnen wollen. Die beiden ersten Bände dieser Sammlung, welche von keiner Vorrede begleitet sind, enthalten die Oden, Lieder und Balladen beider Brüder, welchen nur eigene Beschränktheit, Mißgunst oder Pedanterey den wahren Dichterberuf absprechen wird, wiewohl der jüngere

Brüder uns noch reicher als der ältere, von den Musen begabt worden zu seyn scheint. Tiefes und edles Gefühl, lebendige Phantasie, warmes und blühendes Kolorit, Kraft und Anmuth der Darstellung zeichnen den größten Theil dieser Poesieen, wovon mehrere durch ergreifende elegische Züge noch anziehender werden, aus. Eben so würdig sind die meisten der besungenen Gegenstände: Natur, Vaterland, Freyheit, Freundschaft, Vergangenheit, edle Entschlafene, höhere Menschenbestimmung. Zu den vorzüglichsten Dichtungen des ersten Bandes gehören wohl folgende: der Harz, von Fr. L. S. 5. Lied eines alten schwäbischen Ritters an seinen Sohn, von F. L. S. 44. Romanze, von F. L. S. 56. Elise von Mannsfeld. Eine Ballade aus dem zehnten Jahrhundert; von Chr. S. 62. Freyheitsgesang aus dem zwanzigsten Jahrhundert, von F. L. S. 87. Der Felsenstrom, von F. L. S. 104. (Ein Gesang voll hoher Begeisterung!) Homer, von F. L. S. 120. (Eine der trefflichsten deutschen Oden!) Hellebeck. Eine Seeländische Gegend, von F. L. S. 135. (Unstreitig eins der gelungensten Stücke dieses Dichters! Begeisterung, tiefes Gefühl, lebendiges Kolorit und homerische Sprache stehen hier im schönen Bunde. In einzelnen, besonders elegischen Stellen, wetteifert der edle Dichter mit Ossian.) Die Antwort an Bürger, von F. L. S. 157. (Diese Ballade, einer altschwäbischen nachgebildet, möchten wir doch mehr der schönen Form und Sprache wegen, loben, als daß wir durchaus den darin herrschenden Geist und manche anstößige und rauhe Stelle billigen könnten. Der ganze Gang der altschwäbischen Ballade, wovon wir vor Kurzem eine neue Nachbildung erhalten haben, hat uns, selbst in der frühern, rauheren Bodmer'schen Nachbildung, mehr als die im Inhalt und Gange des Stücks von Stolberg vorgenommenen Veränderungen, angesprochen. Doch

K (5)

wird sich das Urtheil hier immer nach der Bildung und den individuellen Gefühlen der Leser richten.) An das Meer, von F. L. S. 173. Der wahre Traum, eine Ballade, von Chr. S 183. (Durch einen gedrängten Vortrag und die Verminderung des allzuoft wiederkehrenden thät — thät ich wollen, thät mir's dünken, sich erheben thät, thät besingen, thät's gelingen, thät das Wunder nähren, sehen thät — würde dieses Gedicht sehr gewonnen haben.) Hymne an die Sonne, von F. L. S. 191. Hymnen an die Erde, von F. L. S. 201. (Zwey Gesänge voll hoher Begeisterung! Die letztere insonderheit hat glänzende Stellen!) Die gefühlvolle Grabschrift eines Jünglings, von F. L. S. 225. setzen wir, als eins der kürzesten Gedichte, ganz hierher:

Pflanzet Blumen umher! Zwar schließet der Winter die Blumen,
Aber mit thauender Hand öffnet sie wieder der Lenz.
Weinet mit lächelndem Blick! Ich ruh' im Schooße der Erde,
Er, der die Blumen erweckt, wecket zum Leben auch mich!

Eine, bis auf einzelne unzarte Ausdrücke, minder edle Bilder: "selten kam er nur und kroch, wie ein Dachs aus seinem Loch," und die öftere Wiederholung des Wörtchens thät — gelungene Ballade, von F. L. ist überschrieben: Philipp Erpach und Anna Nassau. S. 244. Schön Klärchen. Ballade von F. L. S. 273. Graf Gleichen, von demselben, S. 298. Der Dichter hat sich in dieser Ballade mehrere Abweichungen von der alten, von Olearius, Sagittarius u. a. als geschichtlich wahr vertheidigten Sage erlaubt. Nach der alte Sage, starb die schöne Sarazenin von dem treuen Kleeblatte zuerst, ohne dem Grafen Kinder geboren zu haben, nach unserm Dichter hingegen

"— entsprossen zwey Kinder ihm jegliches Jahr,
Bis das Alter ihn krönte mit silbernem Haar;
Und als er von hinnen thät scheiden,
Da folgten in Kurzem die Weiber ihm nach, u. s. w."

Der zweyte Band enthält die Oden, Lieder und Balladen beider Bände, in den Jahren 1785-1819 gedichtet. Wenn gleich auch dieser Band noch einzelne treffliche Stücke enthält, so kommt doch der größere Theil dieser späteren Poesieen den frühern nicht an innerem Gehalte bey; manche derselben erheben sich sogar nicht weit über das Gewöhnliche. Verse, wie folgende, finden sich mehrere in diesem Bande:

Schöne Stunden, schnell verschwindet,
Schnell, doch rein genossen, ihr,
Schöne Blumen wart ihr, windet
In des Lebens Kranz sich mir.

Auch besteht ein bedeutender Theil dieses Bandes aus bloßen Gelegenheits-Gedichten. Zu den ausgezeichnetsten Stücken rechnen wir folgende: An Schönborn, welcher mir einen Pindar aus England geschickt hatte, von F. L. S. 78. An den Kronprinzen von Dänemark, Ode; von F. L. S. 103. In dieser feurigen Ode athmet zuglich eine preiswürdige Gesinnung. In den bekannten Zorngedichten, von F. L. die Westhunnen, S. 119. und in der Ode Kassandra, S. 142. athmet keine reine Begeisterung, sondern mehr Unwillen und Leidenschaft, die es auch mit der Wahl der Bilder und Ausdrücke nicht so genau nimmt, wiewohl in dem zweyten Gedichte doch einige gelungene Strophen eine rühmliche Ausnahme machen und den Dichter verkünden. Die spätere Zueignung des Ossian an meinen Bruder, von F. L. S. 228. ist des trefflichen Uebersetzers des kaledonischen Barden, der von dem Geiste seines Urbildes durchdrungen war, würdig. Das Bußlied desselben Theils hingegen, S. 231. würde gut in eine

geistliche Lieder-Sammlung der Brüder-Gemeinde passen; z. B. die Schlußzeilen:

Guter Hirte, komm' erbarme
Mein dich, zeuch mich aus dem Schlamm;
Daß an deiner Brust erwarme
Wieder dein verirrtes Lamm!

Das Sterbelied von Chr. S. 240. schließt sich an unsere besten geistlichen Lieder an. Auch das Lied: der Segen, von demselben Verf. S. 292. verdient alles Lob. Zu den gelungenern Gedichten rechen wir ferner: die Himmel, von Fr. L. S. 244. Unter den durch Deutschlands Wiedergeburt erzeugten Gesängen zeichnen sich mehrere durch Vaterlandssinn, Begeisterung und kräftige schöne Sprache, manche aber auch durch Ueberspannung, aus. Schwülstig und überspannt ist z. B. die Parodie des Chorgesanges: das Traumgesicht Nebukadnezars im Schauspiel Belsazar, von Chr. S. 287. Auch in einigen andern Gesängen herrscht mehr Leidenschaft, als dichterisches Feuer. Zartes Gefühl und süße Wehmuth athmet in dem Gedichte: Andenken des Wandsbecker Boten, von Fr. L. S. 326. Der Gesang: an die heilige Jungfrau, von Fr. L. S. 319. hat uns nicht sonderlich angesprochen, und kommt ähnlichern Gesängen von dem bekannten Dichter Jakob Balde im siebenzehnten Jahrhnnderte gar nicht bey. Folgende Zeilen mögen einen Vorschmack des Ganzen geben:

Ach, im Stroh des niedern Stalles
Von den Menschen, so er schuf,
Unbemerket lag, der Alles
Werden hieß auf Seinen Ruf. u. s. w.

S. 352. finden wir den Schwanengesang von Fr. L.; und den Beschluß dieser lyrischen Blumenlese macht eine gefühlvolle Elegie des älteren Bruders um seinen hingeschiedenen Freund und Bruder, eine süßduftende Blume auf des Sängers Grab! — Angehängt ist diesem Bande ein doppeltes fac

simile von J. G. Jacobi und Friedrich Leopold, und ein fac simile von Christian; beide in Steindruck gut ausgeführt. —

Der dritte Band enthält die Jamben von Friedrich Leopold, und die Insel, von ebendemselben. Die, unter der Aufschrift: Jamben im Jahre 1784 zuerst bekannt gemachten Satiren, worin der Dichter sich als einen zweyten Archilochus ankündigt, der eine Geißel führt, wie jener, der solche selbst "aus lang oder kurzer Sylben Wechselschlag flocht," und der "damit so fürchterlich klatschte, daß man den Knall von Kreta's Eichen (?) bis zum Hellespont und von Rhodus bis Illyrien" hörte, haben uns im Ganzen nicht vorzüglich ansprechen wollen, wenn wir gleich einzelnen gelungenen didaktischen Stellen ihren Werth gern zugestehen. Nur allzuoft vertritt auch hier Leidenschaft und Verdruß die Stelle der Begeisterung, oft sind die Gedanken zu willkürlich an einander gereicht, und bisweilen sind die Bilder und Sprache zu undelicat, wie z. B. gleich in der ersten Satire: die Warnung, wo uns ein Paar Erhenkte, die schöne Neobuka und ihr Vater, vor das Auge geführt werden. Die Tochter

> Hing vor des Vaters Augen zappelnd da
> An einem Feigenbaum; der Vater wählt
> An einer schwanken Pappel gleichen Tod,
> Er starrt und schwankt am Aste hin und her,
> Im eignen Garten scheuer Spatzen Schreck.

Ein ähnliches Loos droht der erzürnte Sänger "dem Narren, der in Deutschland deutsche Dichter richten will." In der vierten Satire: die Quelle sind die Gedanken bisweilen sonderbar an einander gereihet. Kräftige und gelungene Stellen finden sich dagegen in der sechsten Satire: das Kleinod. An F. H. Jakobi. In der neunten Satire: die Schaafpelze, werden die Falschen und heuchlerischen Geistlichen scharf mitgenommen. Zuletzt ergießt sich des Sängers Feuereifer in die Worte:

Zuviel! zuviel! mir kreußt die Gall' ins Blut!
In solchen Händen ist die Lehre nun,
Die donnernd Gott vom hohen Sina gab,
Und welche Gottes Sohn, in Knechtsgestalt
Gehüllt, uns brachte, u. s. w.

Eine der besten Satiren ist die zehnte: der Frohn. An Lichtwehr. Edles Feuer beseelt das Ganze. Bittere Wahrheiten in einer kräftigen, gediegenen Sprache, enthält auch die zwölfte Satire: der Rath. Die funfzehnte Satire: der Unterschied, und die sechszehnte: die Leuchte, gefallen durch Inhalt und Ausdruck. — Den bey weitem größern Raum des zweyten Bandes nimmt eine früherhin einzeln erschienene Schrift: die Insel ein. Eine kurze Andeutung der Ideen des Verfs wird hinreichend seyn. Sophron, der Sohn des Eubulos, des Ministers eines mächtigen deutschen Fürsten, erhält von seinem Vater eine sehr sorgfältige Erziehung; nach dessen Tode machte er, als Naturfreund und Kunstkenner, große Reisen durch Italien, Sicilien, Griechenland, Aegypten, und auf der Rückkehr besuchte er Frankreich und die Schweiz. Mit edlen Freunden und einer liebenswürdigen Gattin, die er in Deutschland fand, ließ er sich in einer schönen Gegend an der Donau nieder. Eine kleine, mit Wald bedeckte Insel gehörte ihnen gemeinschaftlich. Von dieser Insel hat das Buch seinen Titel erhalten. Die freundschaftlichen Unterredungen dieser Gesellschaft machen den Inhalt des ersten Buches aus, welches sich über mancherley philosophische Gegenstände, Tugend, Glückseligkeit, die beste Regierungsform u. s. w. bald ausführlicher, bald kürzer, bald klar und natürlich, bald in einem etwas schwülstigen Vortrage verbreitet. Unter andern theilt Sophron seinen Freunden den Plan von einer Art platonischer Republik mit. Neben manchen sinnreichen Ideen stößt man auch auf einzelne unhaltbare und paradoxe Sätze. (In einer Anmerkung,

S. 196. wird Luther noch "ein großer, in seiner Art einziger Mann" genannt.) Schöne Gedanken über die Bestimmung und Würde der Frauen finden sich S. 195 fg. Ueber die Bestattung der Todten und über die Begräbnißstätten kommt manche beherzigungswerthe Idee vor. Im zehnten Gespräche werden einige große Männer des Alterthums mit Einsicht gewürdigt. Hie und da scheint es der Verf. zu sehr auf auffallende Vergleichungen angelegt zu haben, z. B. S. 252: "Vergleiche Hiob mit Thomson. Der Britte wird dir ein Zeichenschüler scheinen, der mit Talent ein Gemählde copirt; der kühne Araber wird als ein höheres Wesen vor dir stehen, welches deine Augen berührt, daß du die Herrlichkeit Gottes schauest." Das zweyte Buch der Insel enthält Gedichte. Der Verf. will diese Gedichte nicht als echte Perlen von jener einfältigen und edlen Inselpoesie angesehen wissen, deren Ideal er so groß gefaßt hatte. "Höchstens sagt er, sind es Blumen, aus dem milden Boden der Insel auf die rauhe Veste verpflanzt; oder wollet ihr sie als Schattenbilder einer lebenden Naturpoesie ansehen, so werdet ihr meinem Rathe hinlängliches Genüge thun." Recens. möchte diese reizenden Naturscenen, diese Idyllen voll echter, einfacher Poesie, welche stellenweise zu den Mustern in ihrer Art gerechnet werden können, als eine vorzügliche Zugabe zu dieser Schrift betrachten. Auch die hier mitgetheilten lyrischen Stücke haben ihren Werth.

Der vierte Band enthält folgende vier Schauspiele mit Chören: Theseus, von Friedrich Leopold, Balsazar, von Christian, Otanes, von Christian, und der Säugling, von Friedrich Leopold. Diese Schauspiele im Griechischen Geschmacke sind, was die Oeconomie der Handlung betrifft, nicht vorzüglich, gelungener ist der größtentheils kräftige Dialog, in Jamben, auch zeichnen sich darin

mehrere Chöre vortheilhaft aus; im Ganzen aber sind sie mehr zum Lesen, als zur wirklichen Aufführung auf der Bühne geeignet. Das erste Stück: Theseus hat, wenn gleich mehr darin gesprochen, als gehandelt wird, einzelne so schöne und gelungene Stellen, daß man dabey, nicht zu ihrem Nachtheile, an die ersten griechischen Tragiker erinnert wird. Auch möchte man vielen unserer neuesten Schauspieldichter eine so gediegene Sprache wünschen. Uebrigens tritt unser Dichter in dem Berichte vom Schicksale Ariadnes dem Diodor von Sicilien bey, welcher den Theseus von dem Vorwurfe, als habe er die Ariadne in Naxos verlassen, frey spricht. Diodor sagt, Dionysos, der Gott, habe sie in Naxos entführt, Theseus sey darüber in die tiefste Traurigkeit gesunken, und habe zum Zeichen seiner Betrübniß, das schwarze Segel, statt des weißen, aufspannen lassen. Die Aeußerung Plutarchs: "einige Schriftsteller haben Ariadne, nachdem Theseus sie verlassen, den Priester des Dionysos, Onaros, heirathen lassen," gibt wohl das meiste Licht über die Sache selbst. Das Schauspiel Balsazar (nicht Balsazer, wie der Verf. beständig schreibt) steht dem vorigen an Werthe nicht nach. Es schildert die Einnahme Babylons durch den Kyrus, und den Untergang des nichtswürdigen Tyrannen Balsazars, und hat mehrere sehr gelungene Partieen. Unter den Chorgesängen finden sich einige von vorzüglicher Kraft und Schönheit, besonders diejenigen, welche Anspielungen auf die herrlichen Jesaianischen Triumphlieder, Kap. 14. K. 47 u. a. enthalten. Trefflich sind hier die Worte jener althebräischen Gesänge eingeflochten. Auch Otanes, ein Schauspiel mit Chören, verdient Lob in Absicht auf Inhalt und Sprache, wiewohl es ebenfalls mehr zum Lesen, als zur Aufführung geeignet seyn dürfte. Der Inhalt ist aus dem Herodot entlehnt; in dem Ganzen herrscht ein edler Geist, mehrere Chorgesänge sind ausgezeichnet, man-

che Reden jedoch zu ausgedehnt. Der Säugling, ein kleines Schauspiel mit Chören. Eine angenehme dramatische Phantasie über die Kindheit Homers! Einige der auch hier eingestreuten Chorgesänge haben echtlyrischen Schwung; und die Sprache ist bis auf einige Sonderbarkeiten, wie taubliches Gespann, statt Tauben-Gespann — rein und edel. Die diesen Schauspielen angehängten Anmerkungen von S. 289-233. enthalten, neben manchem bekannten, auch manche interessante Notizen, und zeugen von der rühmlichen Belesenheit beider Dichter.

Der fünfte Band enthält den zweyten Theil der Schauspiele mit Chören, sämmtlich von Friedrich Leopold, und die weiße Frau, ein Gedicht in sieben Balladen, von Christian. Das Trauerspiel Timoleon ist dem Freunde des Dichters F. H. Jacobi geweiht. Auch hier zeichnen sich vorzüglich die lyrischen Gesänge aus. Apollons Hain, ein Schauspiel mit Chören, ist dem Dichter Bürger zugeeignet. Bisweilen wird der Scherz dieses Schauspiels, wiewohl es ihm nicht an einzelnen guten Stellen fehlt, doch etwas frostig. Servius Tullius, ein Trauerspiel mit Gesängen, erschien zuerst 1786. Dieses Trauerspiel zeichnet sich vortheilhaft vor den übrigen aus. Titus Livius und Dionysios von Halikarnaß sind die Quellen, woraus der Dichter schöpfte. Die Charactere der handelnden Personen sind zum Theil gut gehalten, die Tendenz des Stücks ist edel, die Sprache rein, kräftig und wohlklingend, die Einmischung der Furien, im Geiste der Alten; nur wird hier zuviel geredet und zu wenig gehandelt, der jambische Dialog streift überdies bisweilen allzusehr an die Prosa, wie z. B. S. 140.

Verweilt noch einen Augenblick und stärkt
Euch noch mit edlem Wermuthswein, die Luft
Ist kalt, und die Versammlung des Senats
Währt nun viel länger, als zuvor; ihr geht
Viel früher hin, und kommt auch später heim.

Dagegen zeichnen sich andere Stellen durch poetischen Inhalt und Sprache aus. Die Anmerkungen zu diesen drey Dramen enthalten manche schätzbare Notizen, die insonderheit dem nichtgelehrten Leser willkommen seyn werden. Den Beschluß des fünften Bandes macht: die weiße Frau; ein zuerst im J. 1814 einzeln erschienenes Gedicht des Grafen Christian, in 7 Balladen. Diese Balladen gründen sich auf eine vaterländische, aus der grauen Ritterzeit ihren Ursprung schöpfende Sage. Auch wird sie vielen Lesern aus Jung-Stillings Theorie der Geisterkunde bereits bekannt seyn. Unser Dichter, ein weitläuftiger Verwandter dieser Dame, wußte der weitverbreiteten Sage eine poetische Seite abzugewinnen. Eigentlich gibt es zwey Damen, welche für die weiße Frau gehalten werden. Von einigen wird die böhmische Gräfin Bertha (Perchta) von Rosenberg, von andern die Gräfin Agnes von Orlamünde dafür erklärt. Unser Dichter erklärt sich, aus mehrern Gründen, für seine Stammesgenossinn, die Gräfin von Orlamünde, und gibt in dem Vorberichte einige historische Notizen von ihr. Poetischen Geist und schöne Sprache wird man diesen Balladen, — die aus achtzeiligen Stanzen bestehen, wovon jede zwey Zeilen im Gefolge hat, die eine Art von Reflexion über den Inhalt der Stanze anstellen, — nicht absprechen. Der Inhalt ist schauderhaft; die schöne Agnes — eine unnatürliche Mutter, — stößt, um den Burggrafen Albrecht den Schönen heirathen zu können, ihren beiden, mit dem Grafen Otto von Orlamünde erzeugten Kindern eine große Nadel durch die Hirnschaale, und tödtet sie, ohne daß eine Wunde zu sehen war. Der Mord kam jedoch an den Tag, die Mörderin ward zu Hof in lebenslängliche Gefangenschaft verurtheilt, und die unschuldigen Kinder wurden in dem Kloster Himmelskron begraben. In der vierten Ballade erklärt der Dichter die schuldlos gemordeten Kinder für Engel in einem seli=

gen Zustande; — eine schöne Stelle! — die schreckliche Stimmung der Mörderin schildert er mit ergreifenden Zügen, und zeigt sie uns in ihrem öden Zwinger zu Hof im Frankenlande;

Und ach! der Trost, den uns gewährt
Des Menschen Aug', ist ihr verwehrt,
Kein Laut aus Menschenkehle
Naht ihrer Jammerhöhle.
Sie muß den Todtenkopf auf zween
Gekreuzten Knochen vor sich sehn!

Doch schließt diese schauerliche Ballade mit den tröstenden Worten:

Allvater waltet, und sein Herz
Ist größer, als ein Menschenherz.

Nach langen bittern Kämpfen starb endlich Agnes im Gefängnisse. Ihr Loos war nun "in wohlgewohntem Kreise, der Ruh entbehrend und büßend, muß sie, nach Gespensterweise, in der Geisterstunde erscheinend umher gehen." Als Gespenst hält sie sich immer mehr an Albrechts Stamm, an das Haus Zollern; in der Brandenburgischen Regentenfamilie hat sie sich oft sehen lassen; es wird ihrer sogar einigemal in Leichenpredigten gedacht, sie pflegte insonderheit nahe Trauer in der fürstlichen Familie zu verkündigen. Um die historische Kritik glaubte sich der Dichter nicht bekümmern zu müssen. Friedrich dem Großen erschien die weiße Frau vor seinem Tode nicht, ob er gleich ihrer gespottet hatte. Als die Königin Luise starb, erschien sie auch nicht; daraus glaubt der Dichter poetisch schließen zu dürfen, daß die Prüfungszeit der weißen Frau zu Ende gegangen, und ihr ein besseres Loos zu Theil geworden sey.

Ist's Ahnungsschauer? bist's, Muse, du?
Mir raunt ein leises Flüstern zu:
Daß nun in mildrer Sphäre
Den Läutrungskelch sie leere.
Viel sind der Stufen, diese steigt
Empor, hinab sich jene neigt.

Auch werden nach der Schlußstrophe die schönen Worte wiederholt: "Allvater waltet, und sein Herz ist größer als ein Menschenherz!" Ein Epilog, im Beginn

des Jahres 1814, macht den Beschluß, und angehängt sind diesem Gedichte erläuternde Anmerkungen. Wenn jedoch der Dichter in seinem poetischen Prologe von "Schüttelköpfen" redet, welchen der Gespenster-Name der weißen Frau groß Aergerniß geben werde, von "einer Zwitterbrut aus Epikurs und Saddoks Schülerzunft, die mit gezuckter Feder Schildwach steht, dort am Fünf-Sinnen-Gränzstein, aufgeschreckt durch jedes Wörtlein, das hinaus sich wagt, u. s. w.", wenn er in einer Anmerkung S. 297. denn noch Apostelgesch. 23, 8. citirt, worin gesagt wird, daß die Sadduzäer keine Engel, keine Auferstehung, keine Geister geglaubt hätten; — so hat er nicht bedacht, daß man wohl eine Auferstehung, Engel und Geister annehmen, und dennoch an der wirklichen Erscheinung der weißen Frau "in weißem Gewand, in weißem Schleier, die bleichen Hände in's Kreuz über den bloßen Busen gelegt, den Blick zur Erde gesenkt, u. s. w." aus guten Gründen zweifeln könne. Möchte er doch zufrieden gewesen seyn, wenn man seine weiße Frau, als Dichtung las! — Das Aeußere dieser Gedichte-Sammlung ist sehr empfehlend, und der Druck — bis auf einige Kleinigkeiten, was in Deutschland selten ist, — sehr correct.

Der sechste, siebente, achte und neunte Band der gesammelten Werke (von 385. 391. 471. 466 S. in 8.), enthalten die Reisen des Grafen Friedrich Leopold durch Deutschland, die Schweiz, Italien und Sicilien. Seitdem er sie angetreten (seit 1791) sind mehr als 30, durch große Umkehrungen aller Art berühmt gewordene Jahre verflossen, und die Länder, die er besucht hat, können daher in Vielem nicht mehr dem Bilde entsprechen, das er von ihnen entwarf. Vorurtheile und Meinungen der Menschen, ihre Hoffnungen und Träume, ihre Sitten und Gewohnheiten sind nicht mehr ganz dieselben; aber was an die Stelle des Alten getreten, ist nach den neuesten Schilderungen nicht viel besser. Dennoch haben diese Reisen ihre interessante

Seite behalten. Wem darum zu thun ist, zu erfahren, was die geläufigsten Ideen waren, mit denen man damahls Reisende empfieng und unterhielt, was immer aus dem, was sie mit Vorliebe erzählen, deutlich genug hervorgeht, wenn man nur die Kunst versteht, es aus den Worten des Erzählenden zu nehmen, der wird zum Nachdenken viel Veranlassung finden. Ueberdies begleitet den Verf. auf seiner Reise eine Dichterphantasie, die ihn bey Schönheiten der Natur und Kunst nicht kalt bleiben läßt, und Lebendigkeit und Begeisterung in seine Schilderungen legt, die ohne diese zuweilen gewöhnliche Leser nicht anziehen würden. Die Reisen stammen endlich aus den Jahren her, wo in dem Verf. die Denk- und Empfindungsart seiner Jugend und des Umgangs mit Jugendfreunden noch die vorherrschende war, folglich bieder, offen, ohne Spur von einem Rückhalt, der nicht in Inneres schauen lassen will; noch ruhete sein Urtheil auf Principien, wie er glaubte, daß man sie nach Geburt und Erziehung bey ihm erwarte, und ist eben darum freymüthig, wenn gleich zuweilen übereilt und überspannt, und darum nicht frey von Widersprüchen und einem Schwanken in verschiedenen Stellen, dessen er sich aber nicht schämte, da es etwas Menschliches ist. — Die Reisen sind zugleich auch gelehrt. Viel Stoff ist aus Büchern des Alterthums genommen, da sie über einen classischen Boden gingen. Solche Stellen ließen sich nicht wohl abscheiden, ob gleich der Alterthums-Gelehrte ihm dessen Verarbeitung gern erlassen hätte, da er dieselben Untersuchungen (wie z. B. die über die Theater) auf seiner Studirstube nach den von dem Vf. benutzten Quellen ungleich vollständiger und ruhiger anstellen könnte, und es ihm mehr um das zu thun ist, was der Vf. an Ort und Stelle gesehen, erfahren und empfunden hat, worin es ihm aber der Alterthumsgelehrte hinter seinem Schreibetisch nicht gleich thun kann. Bey Rom glaubte er von den herrlichen Kunstschätzen im Einzelnen reden

zu müssen, weil es Rom ist, das wie keine andere Stadt sonst in gleicher Fülle von ihnen verherrlicht wird. Sie scheinen ihm aber doch kein Gegenstand seiner Hauptstudien vorher gewesen zu seyn; er hängt dabey mehr von fremden Eingebungen, als von sich selbst ab; er fließt nicht eigentlich von seinen Gefühlen und Betrachtungen über sie über; er ist nicht in ihrer Beschauung versenkt; er spricht nur wie Liebhaber von ihnen begeistert. Aber theilt er diese Lage nicht mit den meisten, die Rom bereisen; und wer folgte ihnen nicht dessen unerachtet mit Vergnügen von Museum zu Museum? — Wo etwa die Aufmerksamkeit der Leser eine neue Belebung nöthig zu haben schien, hat sich die Verlagshandlung ihrer angenommen, durch geschickte Versinnlichung, durch eine Reihe bildlicher nach neuen Originalzeichnungen verfertigten Darstellungen, welche durch die vier Bände der Reisen gehörig vertheilt sind.

Sechster Band (Reisen Th. 1.): 1. Leuchtthurm von Genua (Titel-Vignette); 2. der Zürchersee; 3. die hohle Gasse bey Küßnacht; 4. der Reichenbach bey Meiringen; 5. der Montblanc; 6. die Ansicht von Genua und dessen Umgebungen. Siebenter Band, (Reisen Th. 2): 1. das Pantheon (Titel-Vignette); 2. der Grundriß der Circus in den Bädern des Caracalla; 3. den Umriß eines Gemähldes von Correggio; 4. das Campo vaccino; 5. eine Ansicht von Neapel und dessen Umgebungen. Achter Band, (Reisen Th. 3.) 1. Grotta di Matrimonio (Titel-Vignette); 2. die Tempel von Pästum; 3. einige Umrisse von antiken Statuen. Neunter Band, (Reisen Th. 4.): 1. der Kastanienbaum auf dem Aetna (Titel-Vignette); 2. eine Ansicht der Insel Ischia; 3. einige Umrisse antiker Statuen; 4. eine Reise-Charte von Italien.

Die Anzeige der übrigen Bände wird bey dem Schluß der ganzen Sammlung erfolgen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

63. Stück.

Den 17. April 1824.

Leipzig.

Bey J. C. Hinrichs: Die Staatswissenschaften im Lichte unserer Zeit dargestellt von Karl Heinrich Ludwig Pölitz, ordentlichem Lehrer der Staatswissenschaften an der Universität zu Leipzig. Th. I. Das Natur- und Völkerrecht, das Staats- und Staatenrecht und die Staatskunst. S. I-XXVI und 1-568. 1823. — Th. II. Die Volkswirthschaft, die Staatswirthschaft und Finanzwissenschaft, und die Polizeywissenschaft. S. I.-XII. und 1-365 1823. — Th. III. Geschichte des Europäischen Staaten-Systems aus dem Standpunkte der Politik. S. I.-XVIII. und 1-499. 1824. — in Octav. Jeder dieser Theile ist auch mit einem besondern Titel versehen.

Andere gelehrte Blätter sind den unsrigen, wenigstens in Bezug auf die beiden ersten Theile, längst vorausgeeilt, so daß wir zu deren schnellen Verbreitung Nichts beytragen können. Des Verf. Nahme ist durch die Herausgabe anderer Hand- und Lehrbücher so wohl über die hier der Prüfung unterworfenen, als auch über viele andere Gegen-

stände so bekannt, daß keine neue Empfehlung zu jenem Zwecke nothwendig scheint. Die ihm eigenthümliche Leichtigkeit im Auffassen der von Andern oft mühselig entwickelten Vorstellungen, die Behendigkeit, mit welcher er sie in den Kreis der seinigen aufnimmt, und durch seinen eigenen Geist erweitert, die Klarheit in der Darstellung sind so allgemein anerkannt, daß unsere Zustimmung zu dem von Andern ihm reichlich ertheilten Lobe ganz überflüssig scheint. Da bey dem uns hier verstatteten Raume nicht ins Einzelne eingegangen werden kann, alle unsere abweichende Meinungen hier nicht entwickelt und erhärtet werden können, indem nun einmahl so verschiedene Ansichten im Politischen bestehen; so muß der Rec. beym Allgemeinen stehen bleiben; er gedenkt den Geist, der das Ganze belebt, mit wenig Worten darzustellen, und bey einer verschiedenen Ueberzeugung dem Verf. so wie jedem Dritten die Entscheidung zu überlassen. Das Sittengesetz ist als Grundlage angenommen, meist nach Kantischen Grundsätzen und nach den von seinen Schülern gegebnen Erläuterungen, doch mit Verwerfung der von Einigen unter ihnen fast veranlaßten völligen Trennung des Rechts von der Moral. Der Verf. entlehnt den Staat aus der Erfahrung, und da er nur in ihm einen rechtlich gestalteten Zwang mit Kant anerkennt; so läßt er auf sein Naturrecht ohne Zwang, das Staats- und Staatenrecht u. s. folgen. Die philosophischen Staatswissenschaften endigen, wie schon die abgeschriebenen Titel lehren, mit dem zweyten Theile, worauf mit dem dritten, die geschichtlichen Staatskenntnisse anfangen, dem noch andere folgen werden, welche die Staatenkunde, das positive Europäische Völkerrecht und die Diplomatie enthalten sollen.

Einverstanden damit, daß alle bürgerliche Vereine auf den Ideen von Pflicht und Recht beru-

hen müssen, daß alle menschliche Handlungen danach zu beurtheilen sind, und daß Niemand, der an seine eigene sittliche Würde glaubt, es bestreiten werde, scheint es uns doch, daß diese hier bewirkte Trennung zwischen Staatsrecht und Politik auch ihre Nachtheile habe, daß man die Natur des Menschen, die nach einem unbegreiflichen Geheimnisse aus zwey so verschiedenen Anlagen besteht, stets auch dann vor Augen behalten müsse, wenn man ausführbare politische Ideale entwerfen will. Die Mittel, im bürgerlichen Vereine die Herrschaft des Sittengesetzes und des Rechts möglichst aufrecht zu erhalten, sind bey den verschiedenen Völkern verschieden. Jene gänzliche Trennung kann dazu führen, daß man von der einen Seite als Ideal aufstellt, was, ob es so oder anders gestaltet werde, willkürlich ist, von der andern Seite aber, die vernünftige Natur allein oder vornehmlich nur im Auge behaltend, Ideale entwirft, die auf diesem Gebiete noch weit höher gesteigert werden könnten, wenn man die Gebrechen, die aus der gesammten Natur der Menschen hervorgehen und die dadurch gesteckten Grenzen bey deren Entwerfung nicht beachtet. Unser Verf. lenkt nach dem Entwurfe seines Ideals im Staatsrechte, bey der Staatskunst wiederum ein, und Niemand wird ihm Schuld geben können, daß er ein Uebertreiben in der Annäherung an sein Ideal fordere, oder daß er das Vorhandene gewaltsam zerstören wolle. Sein politisches Ideal lautet meist Dem gemäß, was in den neu gebildeten sogenannten constitutionellen Staaten Europa's schriftlich festgesetzt worden ist, obwohl, ungeachtet der Gleichheit oder Aehnlichkeit der Worte, die Sitte der Völker, ihre Gewohnheit, ihr früheres Leben in der Wahrheit hier ganz andere Folgen als dort herbey geführt haben. Statt solcher buchstäblichen Nachahmung würde es angemessener gewesen seyn, in jedem bürgerlichen Gemeinwesen die sei-

nen eigenthümlichen Verhältnissen zusagenden Verbesserungen zu treffen, um ohne Ueberspringung der Mittelstufen, die wahre Freyheit fester zu begründen und in dem Volke Wurzel schlagen zu lassen. Ein höheres Ideal, der öffentlichen Freyheit als das hier gegebene auf Volksvertretung beruhend, welches eine eingeschränkte Monarchie beabsichtigt, läßt sich, wenn es allein darauf ankommt, leicht, nach den republikanischen Formen entwerfen, ob aber diese oder auch nur jene wirklich anwendbar seyen, das hängt von ganz Anderm ab, obwohl der unumschränkte Alleinherrscher eben sowohl, als das beschließende Stimmenmehr in einer Volksherrschaft der Beurtheilung nach den ewigen Gesetzen von Recht und Pflicht unterworfen bleiben. Den Bündnern und den Nord-Amerikanern wird das Ideal unserer constitutionellen Monarchien wenig zusagen, es ist nicht zu erwarten, daß der Präsident bey den Letztern ein Veto oder das Recht eines nothwendigen Antrags zu einem Gesetze jetzt erhalten werde; in andern Verhältnissen kann Anderes zum Heil des Ganzen gefordert werden, selbst in den N. A. V. Staaten. Jene Gebote der practischen Vernunft leiden keine Ausnahme, aber unter ihnen behalten Ueberlegung, Klugheit, Beachtung des Vorhandenen und Gegebenen ihren freyen Spielraum. Die Persönlichkeit wird man gern als ein unveräußerliches Menschenrecht zugeben; auch Anderes; wenn aber hier als von der Vernunft geboten die gleiche Vertheilung des älterlichen Vermögens unter die Kinder gefordert, oder behauptet wird, daß jeder Beamte im Staate seine feste Besoldung haben, alle Sporteln dagegen zu verwerfen wären, und alle Frohnen — unter Voraussetzung des rechtlichen Grundes solcher Dienstleistungen — verwerflich seyen; so scheint uns dadurch die Willkür unnöthig beschränkt und Das, was unter Umständen zuträglich oder auch nachtheilig seyn kann,

ausschließend empfahlen zu werden. Unter Voraussetzung der höchsten Gebote von Pflicht und Recht, die keine Minderung zulassen, scheint uns das Politische oder das Rathsame nur unter großer Beschränkung allgemein empfohlen werden zu können, das Wesentlichste bleibt da, wo die Willkür durch jene Gebote nicht beschränkt ist, das Vortheilhafte und Nachtheilige unter verschiedenen Umständen zu erwägen, und das Schwierige ist ein diesen angemessenes wahrhaft practisches Ideal zu entwerfen, während es die Pflicht bleibt, den bürgerlichen Verein, den Verhältnissen gemäß, zu vervollkommnen.

Es lassen sich Zustände denken, und sie sind in der Wirklichkeit zum Segen mancher Völker vorhanden, daß man unentgeldlich die angesehensten Aemter bekleidet; es lassen sich auch leicht höhere und edlere Antriebe zur Erfüllung der Amtspflichten als so handgreiflicher Lohn denken. Sporteln, die fest bestimmt sind, bey welchen durch bekannte Mittel Die, welche sie entrichten und empfangen getrennt bleiben, so daß der Uebergang von ihnen zur Bestechung vermieden wird, können als ganz empfehlenswerth unter Umständen erscheinen, da der sie Entrichtende genau in dem Verhältnisse zur Erhaltung der Anstalt beyträgt, als er sich ihrer bedient, und da sie hinwieder die öffentlichen Diener zu Fleiß und Thätigkeit antreiben können, während sie unter andern Verhältnissen verderblich seyn mögen. Die geforderte ganz gleiche Vertheilung des älterlichen Vermögens unter die Kinder, beschränkt den Aeltern die Mittel gute zu belohnen, schlechte zu züchtigen, den schwachen und gebrechlichen besondere Hülfe zu geben. Bey unsern Bauerhöfen hat sich, aus dem Bedürfniß hervorgegangen, etwas ganz Anderes gebildet, welches selbst von den Kindern, die von dem Erbe derselben zunächst ausgeschlossen sind, wenn sie Alles erwägen, wie uns die Erfahrung gezeigt hat, nicht getadelt wird. Dienstleistungen, die aus ei-

nem rechtlich eingegangenen Vertrage gefordert werden, kann man an sich nicht verwerfen, und unter Umständen können sie auch dem Verpflichteten zuträglicher als eine Geld- oder andere Abgabe seyn. Hiermit wollen wir weder alle Frohnen, alle Sporteln, alle Arten der Erbrechte in den Schutz nehmen, sondern nur an diesen Beyspielen unsere Ansicht verdeutlichen, und der Willkür, dem prüfenden Verstande, der Klugheit überlassen, was ihnen verbleiben muß und mit dem Sittengesetze vereinbar ist. Eben dieß macht alles Politische so schwer, weil Jenes ganz allgemein lauten muß und formal ist, das ihm nicht widerstreitende Zuträgliche aber so mannichfaltig verschieden gestaltet seyn kann; der Unterschied zwischen diesen Verhältnissen, zwischen den Ideen von Pflicht und Recht und dem in der Wirklichkeit Zuträglichen, den man oft bildlich mit dem zwischen der reinen und angewandten Mathematik verglichen hat, bleibt stets sehr bedeutend. Kommt es nur auf die Entwerfung eines Ideals an, ohne die gesammte Natur der Menschen vor Augen zu haben, so möchte man wegen des Eigenthums Dem zu folgen geneigt seyn, was Viele der Vortrefflichsten unter den Waldensern, Herrnhuthern, selbst Wiedertäufern beabsichtigt, und was, wie man sagt, neuerlich den Harmoniten gelungen seyn soll; man wäre aller ekelhaften Erscheinungen des Eigennutzes und der daraus hervorgehenden Verbrechen überhoben; denn gerechtfertigt könnte es als Ideal doch wohl eben so gut aus der Vernunft werden, als diese oder jene Privat- oder Erbrechte. Die Menschen aber wie sie nun einmahl sind vor Augen behaltend, möchten wir einen Versuch der Art weder empfehlen, noch da wo Anderes besteht, für ausführbar halten, vielmehr besorgen wir, daß das größte Uebel daraus hervorgehen würde: aber auf jenem Gebiete ließe sich dieß Ideal doch rechtfertigen.

Dieß Wenige mag hinreichen um unsere etwas verschiedene Ansicht zu verdeutlichen, es wird nicht nöthig seyn, andere aus dem Buche entlehnte Beyspiele auf ähnliche Weise durchzugehen.

Unter Staatenrecht versteht unser Verf. das, was man sonst etwa allgemeines angewandtes Naturrecht nannte, er nennt es aber also, weil nur im Staate ein rechtlich gebildeter Zwang zur Handhabung des Rechts angenommen werden könne. Allein mit dem veränderten Nahmen wird die Sache nicht geändert, sie bleibt wie zuvor. Der so genannt rechtlich gestaltete Krieg, bleibt eben Krieg, den der Ohnmächtige bey allem Rechte, das er hat, nicht mit Glück führen kann. Für die kleinen, schwachen Völker gibt es bey der Kränkung ihres Rechts keine Hülfe ähnlich der des Richters in den einzelnen Staaten, der auf friedlichem Wege auch dem Armen Recht spricht und ihm dazu verhilft. Kant's Idee ist, als solche, vollkommen gegründet; ob sie je ausführbar seyn werde, steht dahin; ob bey einer Verbindung unter mehrerern Mächtigen und Ohnmächtigen zu solchem Zwecke, wie aus dem sogenannten Gravitations-System und Anderm noch wohl erinnerlich ist, die Uebermacht des Mächtigsten unter den sociis nicht unter rechtlichem Schein die wahre Freyheit der Völker noch weit mehr gefährden werde, als unter dem von Kant bezeichneten rechtlosen Zustande, ist nicht leicht zu entscheiden. Wir mögen uns freuen, daß die Kriege unter uns menschlicher geführt werden, daß menschlichere Gewohnheiten in den Verhältnissen unter den Völkern aufgekommen sind, die in unsern Sitten ihre Gewähr finden, wir mögen uns freuen, daß sich ein Europäisches System gebildet hat, worin es Mittel gibt, die, von dem Schwachen mit Klugheit gebraucht, ihm einige Hülfe gewähren können — wir mögen uns freuen, daß die Verachtung des Rechts in unsern Tagen an dem Mächtigsten gestraft ward:

allein ein rechtlich gestalteter Krieg, müßte doch vom Ausspruch der richtenden Macht des Völker-Vereins, als Mittel der Ausführung, nicht von der Willkür Einzelner abhängen, obwohl wir auch in diesem Verhältnisse die Thaten selbst der Mächtigsten nach den ewigen moralischen Gesetzen beurtheilen.

Der Staatskunst werden in dem vorliegende Werke bey Weitem engere Schranken, als bisher zu geschehen pflegte, angewiesen, dagegen eine davon getrennte Volks- und Staatswirthschaft vorgetragen, die selbstständig bestehen. Sonst haben Andere unter Jener die gesammte Verfassungs und Verwaltungslehre begriffen, Staatswirthschaft und Polizey mit eingeschlossen, und, so weit sie es verstanden, auch von der Rechtspflege darin gehandelt, die Lehre aber von Dem, worin der Reichthum der Völker bestehe, wie er sich mehre und vertheile, einem besondern Vortrage etwa vorbehalten. Vom Strafrechte wird im philosophischen Staatsrechte hier gehandelt. Das Privatrecht ist bey der Politik ganz ausgefallen, Das, was man Volkswirthschaft nennt, ist dagegen aufgenommen worden, doch gehört sie vielleicht streng genommen nicht in den Kreis der Staatswissenschaften, wiewohl die Lehre unentbehrlich ist, um die Staatswirthschaft gehörig zu führen. Unser Verf. erklärt sich so heftig gegen den größern Umfang, den man der Politik gibt, daß dem Rec. ganz ängstlich dabey geworden ist, und er kaum seine Ansicht vorzutragen wagt. Deutlich ist ihm nicht, ob der Verf. besondere Vorträge über diese einzelnen Theile beabsichtigt, oder nur Unterabtheilungen; in dem letztern Falle höbe sich der Streit. In wie ferne besondere Vorträge für die verschiedenen angeführten Theile auf unsern höhern Lehranstalten sich empfehlen lassen, mag von deren Einrichtung und dem Bedürfnisse der Zuhörer abhängen. Die im engern Sinne philosophischen Vorträge beschäftigen sich

auch mit der philosophischen Rechtslehre; daran kann sich der Politiker schließen. Da aber unsere Staatsmänner sämmtlich aus den Rechtsgelehrten genommen werden, — welches gewiß sein sehr Gutes hat, damit man nicht, wie in andern Ländern geschehen, aus allgemeinen Ideen über wohlerworbenes Recht leichtfüßig hinausgehe —; so möchte für sie, da die lehrbegierige Jugend auch noch manche technische Kenntnisse sich sonst zu erwerben hat, eine Zusammenziehung eher als eine solche Zerstückelung oder Ausdehnung sich vertheidigen lassen.

Dem, was im zweyten Bande, in welchem von der Natur und den Bestandtheilen des Volksreichthums, der Staatswirthschaft und den Finanzen vorgetragen wird, kann man die Deutlichkeit nicht abstreiten. Der Verf. folgt hier vorzüglich Hrn. Reg. Rath Lotz, dessen Werk in diesen Blättern schon erwähnt worden ist. Wenn die Kürze des Vorgetragenen hier zuweilen auffallen sollte, Manche auch der Meinung seyn möchten, daß die schwierigsten Punkte kaum berührt, zuweilen ganz übergangen wären; so mögen sie bedenken, daß der mündliche Vortrag dieß Alles ersetzen könne.

Unter der Polizey-Wissenschaft wird sowohl die Sicherheits- als Wohlfahrts-Polizey nach einer bekannten Eintheilung abgehandelt, und unter der Letztern wird von der Kirche dem Unterricht, u. f. geredet. Bey den vielen Schriften, die immer von Neuem unter uns über den Begriff und Umfang der Polizey erscheinen, haben wir uns doch darüber noch nicht vereinigen können. Bey uns ward nahmentlich in einer frühern Zeit besonders unter dem Ausdruck allgemeine Landes-Policey, die gesammte innere Verwaltung, mit Ausnahme der Zweige derselben, die sich auf die Rechtspflege, die bewaffnete Macht und die Finanzen bezogen, verstanden. In diesem ausgedehnten Sinne wird aber das Wort nicht von andern Europäischen Völkern genommen,

vielmehr verstand man eigentlich nur Das darunter, was man bey uns mit der Benennung Sicherheits-Polizey zu bezeichnen pflegte. In unserer Zeit scheint man auch Diesem sich mehr in Deutschland zu nähern, und die Art der neuen Bildung unserer Staaten scheint ihm zu entsprechen. Nicht willkürliche Begriff-Bestimmungen, sondern der Gebrauch wird entscheiden. Man hat in größern Staaten wohl einen besondern Minister für den Cultus und den Unterricht, und gesteht man diese Verwaltungs-Zweige nicht dem Polizey-Minister zu, wenn man einen hat. Wollte man auch unter der Polizey-Gewalt das allgemeine Oberaufsichtsrecht begreifen, welches freylich keiner Regierung abzustreiten ist, so wird doch jeder Vorstand eines Zweiges der Verwaltung diese in demselben und mit Recht üben, und dem Polizey-Minister sie nicht zugestehen, der in Wahrheit dadurch ihrer Aller Herr werden würde. Man thut daher wohl am Besten die Polizey auf die Erhaltung der Sicherheit und Ordnung, die Abwendung oder das Vorbauen der Gefahren, die Leben und Eigenthum bedrohen, auf die Erhaltung äußerer Sitte, Bequemlichkeit, Anständigkeit und Aehnliches zu beschränken. Immerhin bleibt ihr aber, was das Erste betrifft, eine so ausgedehnte Gewalt, daß man diese möglichst einigen Schranken und einer Aufsicht unterwerfen sollte. Am Wenigsten möchten wir dieser Gewalt, die sich nur zu leicht an durchgreifende Willkür gewöhnt, auch noch Religion, und Unterricht unterwerfen. Wir wollen Nichts gegen den Tadel, der hier vom Verf. abgezeichneten geheimen Polizey einwenden; ganz das Gegentheil; aber das wahrhaft Verderbliche lag im Mißbrauche dieser Gewalt, da leider mehrere Zweige der Polizey in einem andern Sinne stets geheim bleiben müssen. Die Gerichtsbarkeit der Polizey, die unser Verf. ausnehmend ausdehnt, und einen

ihm ganz eigenthümlichen Begriff von Dem, was ein von der Polizey zu strafendes Vergehen, und was Verbrechen sey, aufstellt, möchten wir der Freyheit wegen sehr beschränken, und ihr nur ein bestimmtes Maß geringer Ordnungsstrafen zugestehen, alles Andere aber den Gerichten zuweisen. Wenn das Ergreifen der Verdächtigen der Polizey nicht abgestritten werden kann, so sollte ihr doch das im Verhaft Behalten, ohne Einwilligung der Richter, untersagt seyn, und sie sollte verbunden bleiben, die Verhafteten ihnen anzuzeigen. Das Uebel ist, daß man der Polizey-Behörde in ihrem wichtigsten und der Freyheit gefährlichsten Geschäfte keine genaue Verhaltungsregeln mittheilen kann, daß ihrem richtigen Urtheile so Vieles überlassen bleiben muß. Man hat deßhalb, um eine Aufsicht darüber zu haben, das Haupt der Polizey dem Justiz-Minister oder dem Minister des Innern untergeordnet, wo doch mehr Achtung für Recht, mehr Schonung etwa zu erwarten stand; auch wissen wir, wie der größte aller Polizey-Minister, Fouché, seinen Herrn selbst durch seine Polizey-Kunststücke auf die Englischen Schiffe gebracht hat, und wir wissen, obwohl andere Gebrechen damit verbunden sind, daß die V. St. v. N. A. und Gr. Britannien keine besondere Polizey-Minister haben.

Die Geschichte des Europäischen Systems, welche den Anfang des geschichtlichen Theils der Staatskenntnisse im dritten Bande macht, ist auf die Urkunden gegründet, die in den Anmerkungen nachgewiesen werden, und dem Vortrage so wie den dabey geäußerten Urtheilen kann der Rec., so weit er darin gelesen hat, seinen ungetheilten Beyfall nicht versagen, ihm hat das Ganze sehr zweckmäßig geschienen. Bey aller Aufmerksamkeit können bey Werken dieser Art kleine Fehler kaum vermieden werden, die sowohl Schreib- als Druckfehler seyn können; der Gebrauch läßt diese berichtigen. Aber

Aehnliches unternommen hat, wird aus eigener Erfahrung wissen, wie bey dem größten Fleiße unbemerkt solche Kleinigkeiten durchschlüpfen. Bleiben wir beym Allgemeinen, wie wir müssen, auch hier stehen. Der Verf. theilt die Geschichte in zwey Zeiträume, vom Anfange der Bildung des E. Systems bis z. J. 1789 dem Anfange der Fr. Umwälzung, dann von da bis jetzt. Die Gründe, die dazu vermocht haben, sind leicht zu erkennen und vielleicht finden sie in der Folge, durch die bedeutenden in dem letztern Zeitraume eingetretenen Ereignisse noch mehr Beyfall. Uns scheint jedoch eine Theilung in drey Hauptabschnitte durch die wesentliche Verschiedenheit des Grundes der Begebenheiten auch nicht verwerflich: 1. vom Ende des funfzehnten bis in die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts, wo der Kampf um das Gleichgewicht mit dem Streit über die Kirchenverbesserung zusammenwirkt; 2. von da bis z. J. 1740, wo das Bestreben um das Gleichgewicht aufrecht zu erhalten mehr und allein hervortritt; 3. Von da bis jetzt, weil der Glaube an das Gleichgewicht schon früher abgenommen hatte als im J. 1789, weil die Eroberungslust immer ungescheuter hervortat, und die innern Umwälzungen auch in dieser frühern Zeit, in der obwohl falsch verstandenen, Amerikanischen Freywerdung ihren Ursprung zum Theil nahmen. Alle Theile sind ausgezeichnet durch eine Auswahl der Literatur; da nicht alle Werke angeführt werden konnten, so möchte die Auswahl von Andern, vielleicht zuweilen anders gewünscht werden, das Verdienst bleibt nichts desto weniger.

Nach der außerordentlichen literarischen Thätigkeit des Verf. zu urtheilen, ist es wohl keinem Zweifel unterworfen, daß die noch rückständigen Theile, über Staatenkunde, positives Völkerrecht u. s. bald nachfolgen, und wir brauchen nicht hinzuzufügen, daß damit auch unsere Wünsche werden befriedigt werden. G. S.

Bonn.

Bey Marcus: Horae physicae Berolinenses, collectae ex symbolis v. v. d. d. H. Linkii, C. A. Rudolphi, W. F. Klugii, C. G. Neesii ab Esenbeck, Fr. Ottonis, A. a Chamisso, Fr. Hornschuchii, D. a Schlechtendal, et C. G. Ehrenbergii. Edi curavit C. G. Nees ab Esenbeck. Cum tabb. aen. XXVII. 1820. — 122 Seiten in Folio.

Vorliegende Sammlung zoologischer und botanischer Abhandlungen unterscheidet sich von den Schriften vieler naturhistorischer Societäten nur dadurch, daß sie das Werk nicht einer bestehenden und regelmäßig fortwirkenden, sondern einer bloß für den Augenblick zusammengetretenen Gesellschaft von Naturforschern ist, welche der rege Eifer des Herausgebers bey seinem kurzen Aufenthalte zu Berlin zu verbinden wußte, um dem Motto der Gesellschaft, deren Präsident er ist — nunquam otiosus — auch hier nachzuleben, und Sr. Excellenz dem Minister Freyherrn von Altenstein ein würdiges Zeichen dankbarer Verehrung zu widmen.

Es finden sich hier folgende Abhandlungen: S. 1. Link, epistola de Algis aquaticis in genera disponendis. Denselben Grundsatz, welchen der Verf. früher bey der Eintheilung der Pilze mit so trefflichem Erfolg durchführte — id genere differre, quod structura differat, minime vero quod figura tantum, hujus enim differentia species dignoscuntur — denselben Grundsatz hat er hieb auf die Algen angewandt, und das Schema eines Systems dieser Pflanzen gegeben, welches im Ganzen dem von Agardh befolgten ziemlich nahe kommt. Die Grundzüge desselben zu wiederholen, fehlt uns der Raum. Bemerkenswerth ist vornehmlich die Beobachtung der Fructificationsorgane an Zonaria Pavonia, wozu die Abbildung tab I. — S. 9. Rudolphi, adnotationes helminthologicae: Non

multa sed multum, vorzüglich über Strongylus armatus, welchen der Verf. vor kurzem das Glück hatte in der Begattung zu finden, in welchem Zustande das Thier tab. II. dargestellt ist. — S. 15. Klug, Proscopia, novum Insectorum orthopterorum genus. Eine ausgezeichnete, vom Grafen Hoffmannsegge aufgestellte Gattung aus Brasilien, verwandt mit Phasma und Truxalis und zwischen beiden in der Mitte stehend, deren Character gegeben, und wovon funfzehn Arten beschrieben und ganz oder nach einzelnen Theilen auf tab. III. und IV. abgebildet werden. — S. 26. Otto, plantae rariores quae in Horto Regio Berolinensi a mense Januario ad ultimum Majum anni 1819 floruere. Ein überaus reichhaltiges Verzeichniß, dessen Werth der Verf. durch verschiedne botanische Bemerkungen über einige Saxifragen, Melaleuken u. m. a. noch zu erhöhen gewußt hat. — S. 39. Nees ab Esenbeck, Sylloge observationum botanicarum. Tab. V-XI. Der Verf. beschreibt hier, vornehmlich aus Otto's Herbarium, eine Reihe ganz neuer oder doch wenig bekannter Pflanzen, von denen mehrere zu eignen Gattungen erhoben werden. Zu letztern gehört Kaulfussia amelloides vom Kap, verwandt mit Cineraria amelloides. Plocaria candida, eine neue Lichenengattung, ist wohl noch ein problematisches Gewächs. Bey Tristegis glutinosa (Suardia picta Scarank) werden die höhern Organe folgendermaaßen beschrieben: Calyx duplex: exterior squamaeformis; interior bivalvis, valvula exteriori emarginata, nervo medio in apiculam exeunte, interiori bifida nervo in setam longiorem protenso; Corolla bivalvis, valvula exteriori basi trinervi interiorem obsolete binervem apice truncato-denticulatam amplectente; Nectarium nullum, etc. In einer Anmerkung am Schluß der Abhandlung wird aber, was hier innerer Kelch hieß, für Korolle, was Ko-

volle hieß, für Lodicula erklärt. Ref. hat dieses Gras genau nach untersucht, und findet den angegebenen Bau desselben völlig naturgemäß, mit der einzigen Ausnahme, daß die Valvel des äußern Kelches etwas verzeichnet ist. Um so weniger glaubt Ref. der letzten Deutung der Theile desselben beypflichten zu können. Die beiden obern Valveln sind ganz analog gebildet der sogenannten Korolle der Gräser, d. h. sie stehen in verschiedener Höhe einander gegenüber, und die obere verräth durch die gerade Zahl ihrer Nerven eine Neigung sich zu spalten, wodurch in diesem Valvelnpaar die erste Andeutung der Dreytheiligkeit erscheint. Mit der Lodicula hingegen können sie nicht verglichen werden, weil sie nicht neben, sondern über einander stehen, weil sie unter einander selbst nicht gleichförmig gebildet sind, und weil, wenn man sie dennoch dafür nehmen wollte, wenigstens die zur Zweytheiligkeit hinneigende Valvel die äußere seyn müßte, was nicht der Fall ist. Eben so wenig sind die beiden folgenden Valveln der sogenannten Korolla anderer Gräser analog, da die innere sowohl als die äußere einen deutlichen, ja sogar an der Spitze vortretenden Mittelnerv zeigt, was bey der innern sogenannten Korollenvalvel anderer Gräser nie, beym sogenannten Kelch derselben stets der Fall ist. Da es hier nicht bloß auf den Bau der einzelnen Pflanze, sondern auf die Deutung der Organe bey den Gräsern überhaupt, worüber die Meinungen noch so schwankend sind, anzukommen schien, glaubte Ref. sich bey dem Gegenstande etwas länger aufhalten zu dürfen. — S. 55. Hornschuch, Musci frondosi exotici herbarii Wildenowiani, tum Capenses a b. Bergio lecti, tum alii quidam, ex Australasiae aliisque orbis terraquei plagis a L. de Chamissone relati. Mehrere sehr ausgezeichnete Formen, durch gedrängte Beschreibungen

und Zeichnungen von Sturm, Tab. XII. XIII. erläutert. — S. 69. Ad. de Chamisso ex plantis in expeditione Romanzoffiana detectis genera tria nova: Zuerst Romanzoffia unalaschcensis, Tab. XIV. deren natürliche Verwandtschaft dem Verf. zweifelhaft geblieben. Er sagt davon: Genus inter Primulaceas, Saxifrageas, Gentianeas, Droseraceas ambiguum. Sollte nicht die nächste Verwandtschaft mit den Scropularinen statt finden? Dafür spricht der Frucht- und Saamenbau; die ungleiche Länge der fünf Staubfäden ist wenigstens eine Andeutung der Didynamie; die Regelmäßigkeit der Korolle wie des Kelchs, die eigenthümliche Infloreszenz (racemi ante anthesin spiraliter retorti), die abwechselnde Stellung der Blätter, die scheidenartige Erweiterung des Blattstiels, dies alles ist zwar nicht Norm der Familie, findet sich aber einzeln in unbezweifelten Gliedern derselben wiederholt. Dann Eschholzia californica, Tab. XV. mehr verwandt mit Glaucium. Endlich Euxenia grata, Tab. XVI. wozu aber schon das Synonym Ogiera triplinervis Cass. gehört. — S. 77. Ehrenberg, Enumeratio Fungorum a viro cl. Ad. de Chamisso sub auspiciis Romanzoffianis in itinere circa terrarum globum collectorum. Dazu Tab. XVII - XX. — S. 105. F. L. de Schlechtendal, genus Cymbaria revisum et emendatum. Beschreibung und Abbildung (Tab. XXI.) der bekannten und einer neuen Art, welche, obgleich verschieden durch die Zahl der Kelchzähne, durch Gestalt und Richtung der Oberlippe, doch gewiß sehr mit Recht nicht als Gattung unterschieden wird. Daß der Verf. Pallas Namen statt seines eignen hinter die neue Art gesetzt, da doch Pallas sie nicht selbst bekannt gemacht, gehört jetzt leider zu den seltnen Zügen des Verdienstes. — S. 111. Nees ab Esenbeck, plantarum Canariensium a b. Smithio in itinere suo collectarum species quatuor novae, descriptionibus, iconibus et adnotationibus L. a Buch de locis earum natalibus, illustratae. Dem Pflanzengeographen ein sehr willkommener Beytrag. Hierzu Tab. XXII - XXVI. — S. 117. Ehrenberg, de Coenogonio, novo lichenum genere, ex penu viri cl. Chamissonis desumto. Ein wunderbares Gewächs, von allen bekannten Lichenen dadurch abweichend, daß die Membran des Thallus aus locker zusammengeflochtenen Fiebern besteht. Diese Fäden erinnern uns an die Algen, der Habitus des ganzen Gewächses an die Pilze; die Apothecien sollen die einer Lecidea seyn. Abbildung Tab. XXVII.

E. M.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

64. Stück.
Den 19. April 1824.

Krakau.

Bey Ambr. Grabowski: Glinski trajedyia w 5 aktach wierszem przez F. Wezyka. Zdodatkiem rozprawy I o Poezyi dramatyczney. Mit dem Motto: Virtutem videant, intabescantque relicta. Persius. 87 S. 8. — Ebend. Barbara Radziwillowa trajedyia w 5 aktach przez F. W. Zdodatkiem rozprawy 2 giey o Poezyi dramatyczney. 102. S. 8. — Ebend. Boleslaw smikly trajedyia w 5 aktach przez F. W. Zdodaniem rozprawy trzeciey o poezyi dramatyczney. Mit dem Motto: Discite iustitiam moniti, et non temnere Divos. Virgil. 87. S. 8. — 1823.

Die dramatischen Werke des Grafen Wezyk haben in Polen ein bedeutendes Aufsehen gemacht, und verdienen deshalb eine beurtheilende Anzeige. Ehe wir von der ersten Tragödie Glinski reden, müssen wir uns auf eine Behauptung beziehen, welche der Verf. in seiner Abhandlung über die dramatische Kunst S. 76 aufstellt. Hr. W. leugnet darin, daß es ausschließlich tragische und ko-

M (3)

mische Sujets gebe; er behauptet, daß eine geschickte Feder sie nach Belieben wenden und wesentlich an eine dieser beiden Gattungen anknüpfen könne; er citirt dabey die Abschiedsworte der Berenice, welche auf eine tragische und rührende Weise dargestellt sind rc. Wir können um so weniger seiner Meinung seyn, da nach der Meinung aller Kunstverständigen ein Gegenstand, um tragisch zu seyn, wichtige Motive darstellen muß, welche zugleich hinlängliche Kräfte haben, um heftige Leidenschaften zu erwecken, vorzüglich aber Resultate, welche Geschlechter und Nationen interessiren und für dieselben entscheidend sind. Dergleichen Gegenstände sind die mythologischen, religiösen und historischen, welche man mit unterscheidender Strenge auswählt; dergleichen auch die Bilder gewisser furchtbarer Leidenschaften, welche das menschliche Herz erschüttern, und deren furchtbare Folgen sich in ihrem ganzen Schrecken darstellen, mit einem Worte, nach Schillers Ausdruck, das große gigantische Schicksal, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt. Dergleichen Gegenstände wirken kräftig auf den Geist aller Klassen von Zuschauern; jeder andere, der aus dessen Kreise herausgeht, bietet größere Schwierigkeiten dar, und vermindert die Wirkung einer Tragödie. Dieß ist so wahr, daß der Wunsch, häusliche Scenen bürgerlicher Gegenstände mit Interesse darzustellen, so rührend sie auch an und für sich seyn mögen, dieselben in eine neue Gattung verwiesen hat, welche eigends als Nachtrag zur Tragödie geschaffen wurde, um die verschiedenen Arten dramatischer Werke unter einander zu verbinden. Man sieht leicht, daß wir das bürgerliche Trauerspiel bezeichnen, eine Gattung, welche von mehreren Schriftstellern als Ausartung betrachtet wird, dem man aber das große Verdienst nicht nehmen kann, die Scene dem größern Theile der

Zuschauer zu nähern, und gewisse Lehren genauer auf ihn zu beziehen. Der Verf., treu seinem erwähnten Grundsatze, hat die Geschichte des Glinski zum Gegenstand seiner Tragödie gewählt, wiewohl diese Geschichte nur einen untergeordneten Rang in den polnischen Annalen einnimmt, und als Resultat den Tod eines Verräthers darstellt, welcher einen Patrioten mit in sein Verderben zieht. Abgesehen von dieser leitenden Idee, mit welcher Rec. nicht gänzlich einverstanden seyn kann, muß man nur um so mehr das große Talent bewundern, mit welchem der Verf. die Scenen eines etwas undankbaren Stoffes verbunden hat.

1) Glinski, ein Mann von Ansehen und Reichthum, hat sich große Verdienste um sein Vaterland erworben. Getrieben durch Stolz und Herrschsucht, gedenkt er das Großherzogthum Litthauen an sich zu reißen, findet aber Widerstand an der mächtigen Zabrzezinskischen Familie. Die Rachsucht treibt ihn über Recht und Pflicht hinaus; er greift das Zab. Haus an, tödtet seinen Gegner, und zieht dadurch die Ahndung des Gesetzes auf sich. Er wendet sich nun zum Basilius Czar von Moskau, seinem Verwandten, und beredet ihn zum Angriffe auf Litthauen; das Russische Heer unter Glinski's Anführung bemächtigt sich vieler Städte und Schlösser. Smolensk vertheidigt sich hartnäckig, Basilius verspricht dem Glinski diese Stadt zum Eigenthum; sie wird durch Verrath erobert, aber nun behielt Basilius dieselbe für sich. Nun reuet den Glinski seine That; da kommt der junge Trepka, der die Absicht hatte, den Glinski entweder zu tödten oder von der Gemeinschaft mit dem Czar zu entfernen. Der Anblick eines Landmannes, der sich dem Dienste des Vaterlandes weihete, erweckt in ihm das Gefühl: Virtutem videant intabescantque relicta. (Persius). Schon will er mit dem tugendhaften Trepka, welcher die Tochter des Glinski liebt, ins Va-

terland heimkehren, da entdeckt Basilius ihr Vorhaben, und Beide sterben in dem Augenblick, wo sie sich ein grosses Verdienst um das Vaterland zu erwerben gedachten. Rec. sah einzelne Scenen dieses Stückes, noch vor dem Abdrucke in einer Privatgesellschaft aufführen, und mußte die tragische Kraft der Situationen bewundern. Mehrere Stellen sind wahrhaft erhaben z. B. Seite 55 die Anrede des Glinski an die Soldaten, welche ihn verhaften wollen, und welche er an seine Wohlthaten und an ihre gemeinsamen Thaten erinnert.

2) Barbara Radzivill. Die Regierung Sigismunds I. war voll von Empörungen der Großen gegen das königliche Ansehen. Sein Sohn Sigismund August führte die junge Wittwe Barbara Radzivill nach Willna. Der König und die Nation waren dieser Verbindung entgegen, und zwangen den jungen Fürsten, sie zu verheimlichen. Endlich erlaubte der Tod Sigismunds I. seinem Sohne, sie öffentlich zu erklären, und erweckte bey ihm zugleich die Hoffnung, die Krönung seiner Geliebten zu bewirken. Sigismund August berief in dieser Absicht eine allgemeine Versammlung nach Krakau, unter dem Vorwande, dort die Huldigung der Herzöge von Preußen und Pommern anzunehmen. Mehrere Große in Verbindung mit der Königin Mutter widersetzten sich dieser Krönung. Tarnowski, Maivjowski und einige andere Große unterstützten den König. Man sucht die junge Königin in Schrecken zu setzen; endlich will sie nicht nur auf die Krone Verzicht leisten, sondern sie beschwört auch den König, sie zu seinem und des Volkes Heile zu verstoßen. Die unerschütterliche Festigkeit des Sigismund August überwindet alle Schwierigkeiten und er läßt seine Gemahlin krönen. Aber die Königin Mutter findet Mittel, die Königin unmittelbar vor der Krönung in ihre Zimmer zu locken, und sie durch einen ihrer Vertrauten zu vergiften. Hierauf entdeckt sie

es dem Könige durch ein Billet im Augenblicke ihrer Abreise nach Neapel. Dieser fast ganz historische Gegenstand hat den Stoff zu einer Tragödie des Hr. W., einer andern des Felinski, und einem Romane der Frau von Choiseul geliefert. In der Tragödie des Felinski findet man eine junge Prinzessin von Polen und eine Prinzessin von Preußen, ganz überflüssige Personen. Außerdem scheint Felinski ohne Rücksicht auf die Leitung des Stücks, alles den Schönheiten des Details aufgeopfert zu haben; auch verstand dieser so beredte polnische Dichter seinen handelnden Personen so erhabene Gedanken, in so melodischen Versen, in den Mund zu legen, daß der Zuschauer und Leser sich entwaffnet fühlen, und die Fehler des Werkes verzeihen. W. getreuer den Regeln der dramatischen Kunst, hat ein ganz regelmäßiges Stück geliefert, was zugleich vortrefflich versificirt ist; er hat selbst die Wahrscheinlichkeit ein wenig dem Wunsche aufgeopfert, genau die Einheit der Zeit und des Ortes zu beobachten. Sein Stück liefert in dem Zeitraume von 24 Stunden Begebenheiten, die gewiß mehr als 6 Wochen ausfüllten; auch läßt er den Kmita, einen erklärten Rebellen, in das Zimmer der Königin treten, um sie zur Verweigerung der Krone zu zwingen, eine unwahrscheinliche Scene, in welcher nachher Sigismund August erscheint, um ihm zu verzeihen. Hiervon abgesehen ist die Barbara Radziwill von W. ein vortreffliches Stück, welches sich auf dem Theater erhalten wird. In der Abhandlung, welche diesem Stücke folgt, kommt der Verf. auf die Behauptung der ersteren Abhandlung zurück. Er gesteht, daß ein tragischer Gegenstand wichtig, edel und einfach seyn müsse. Er trifft mit A. W. Schlegels dramatischen Ansichten häufig überein. Diese zweyte Abhandlung kann sehr nützlich werden für junge polnische Schriftsteller. Die Versification der Tragödie Barbara R. ist elegant und con-

els, es hält schwer, ein besonderes Stück auszuwählen unter so vielen schönen. Vortrefflich ist besonders 1) die Erzählung der Barbara über den Anfang ihrer Liebe zum Könige, und 2) die Antwort des Königs auf die Vorstellungen der Senatoren gegen seine Heirat.

3) Boleslas der Kühne. Die Verwicklung dieses Stückes besteht darin, daß Boleslas, vermählt mit der Königin Wislawa, auf einem Kriegszuge gegen die Russen sich in die Gemahlin eines seiner Generale verliebt, die Angelegenheiten des Krieges verabsäumt, geschlagen und zur Flucht gezwungen wird. Er wendet den Rest seiner Truppen dazu an, das Schloß seines Generals Mscislaw zu verwüsten, um ihm seine Gemahlin Christine, den Gegenstand seiner Liebe, zu entreißen. Boleslas glaubt das Herz dieser Frau zu gewinnen, indem er die Wislawa verstößt, den Mscislaw umbringt, und sein Volk unterdrückt. Der Bischof Stanislas von Krakau macht dem Könige Vorstellungen; erfüllt von einem prophetischen Geiste sagt er ihm große Unglücksfälle vorher, er rettet den Mscislaw, befreyt die gefangene Königin, erregt das Volk, und der König tödtet ihn mit eigener Hand in der Kirche zu Skalka an der Spitze seiner Garden. Aber anstatt die Früchte seiner Verbrechen zu genießen, wird der excommunicirte König wahnsinnig, erblickt Phantome, verläßt die Krone und sein Reich, und irrt in fremden Ländern umher. Die Tragödie ist gut versificirt. Die darauf folgende Abhandlung beweiset viel Gelehrsamkeit und Scharfsinn.

Breslau.

1823: Bruchstücke aus Eilharts von Hobergen Tristan und Isolde, ergänzt aus der Dresdener Handschrift. Herausgegeben durch Hoffmann von Fallersleben. 10 Seiten in Octav.

Dieser Abdruck vier alter Pergamentblätter liefert einen Beytrag zu der Geschichte unserer mittelhochdeutschen Poesie, der nicht unbeachtet bleiben darf. Wo diese Blätter gefunden worden, wo sie jetzt zu finden sind, wird nicht erwähnt. Sie werden in das Ende des zwölften oder den Anfang des dreyzehnten Jahrhunderts gesetzt; und die Sprach- und Schreibeformen stehen mit dieser Annahme nicht in Widerspruch. Aus der Vergleichung mit zwey weit jüngern, und — wie dieß gewöhnlich der Fall ist — schlechtern Handschriften, von denen die eine zu Dresden, die andere zu Heidelberg aufbewahrt wird, ergibt sich, daß diese Blätter zu dem Gedichte des Herrn Eilhart von Hobergen gehörten, der in den Schlußzeilen der eben erwähnten Handschriften so deutlich als der Verf. dieses Tristans angegeben wird, daß die Behauptung, Eilhart von Hoberge — oder wie sonst der Name durch Lese- oder Schreibe-Fehler entstellt seyn mag — sey der Dichter eines altfranzösischen Tristans, gar keiner Widerlegung bedarf. Was aber aus den jüngern, in spätere Sprache umgeschriebenen Handschriften nicht entnommen werden konnte, wann und wo Herr Eilhart lebte, das ergibt sich aus diesen alten Blättern. Die Sprache, die darin herrscht, zeigt nemlich erstens, daß dieser Tristan beträchtlich älter ist als der in die Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts fallende Tristan des Meisters Gotfrit von Straßburg. Wörter, wie diu trugene, der scime; Reime, wie habite sagite, legite redite, gebe wesin, waerist plegist, lieb niet, beliben nidin, u. m., weisen offenbar auf das zwölfte Jahrhundert zurück. Gotfrit selbst erwähnt im Anfange seines Gedichtes frühere Bearbeiter der Geschichte Tristans; einer der Dichter, auf die sich jene Zeilen beziehen, war also ohne Zweifel Eilhart. — Zweytens ergibt sich aus diesen alten

Mittern, daß Eilhart ein Niederdeutscher war, aber in hochdeutscher Mundart schrieb. Auch diese, für die Geschichte unserer frühern Poesie im Allgemeinen wichtige Bemerkung wird durch die Reime bewiesen. Eilhart schrieb hochdeutsch, denn er reimt frowin scowin (Frauen schauen); aber gar oft verführt ihn, eben so wie den spätern Heinrich von Veldeke, seine Muttersprache zu niederdeutschen Formen, dergleichen nicht nur innerhalb der Zeilen (wo sie von dem Abschreiber herrühren könnten), sondern, für ein so kleines Bruchstück häufig genug, auch in den Reimen vorkommen. So scheint ihm der Reim frowin truwin geläufiger als der so eben angeführte; und nuwe luwe (mhd. niuwe lihe) gehuot stuont, hobe (mhd. hove) gelobe, heren (mhd. herren) ere verrathen unwidersprechlich einen Niederdeutschen.

Sehr glücklich trifft nun mit diesem Funde des Hrn. Hoffmann eine Bemerkung des Hrn. Hofr. Spangenberg zusammen, welche derselbe in dem neuesten Stücke des Neuen Vaterländ. Archives (B. 4. H. 2. S. 346) mitgetheilt hat. Ein Eilhart von Oberge (vermuthlich von demselben Geschlechte, von dem unsere jetzigen Grafen von Oberg abstammen), Dienstmann Heinrichs des Löwen, erscheint in den Jahren 1189 bis 1207 in mehreren in den Origines Guelf. abgedruckten Urkunden als Zeuge. Höchst wahrscheinlich ist dieser mit unserm Dichter eine und dieselbe Person. Hr. Hofr. Spangenberg fügt die Vermuthung bey, daß Eilhart Heinrich den Löwen nach England begleitet und dort die Bekanntschaft des viel besprochenen Thomas von Ercildoune gemacht habe. Wir begnügen uns, fürs erste, dankbar mit der Bestätigung desjenigen, was wir aus dem aufgefundenen Bruchstücke ableiteten, und bemerken nur noch beyläufig zu S. 348 des N. Archives, daß Ulrichs von Türheim Gedicht bereits 1821 von Hrn. von Groote herausgegeben wurde (vgl. unsere Anzeigen v. J. 1822. S. 961).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

65. Stück.

Den 22. April 1824.

Berlin.

Bey Mittler: Grundlegung zur Physik der Sitten, ein Gegenstück zu Kants Grundlegung zur Metaphysik der Sitten; mit einem Anhange über das Wesen und die Erkenntnißgränzen der Vernunft, von Dr. F. E. Beneke. 1822. (XVI u. 354 Seiten gr. 8.). Schutzschrift für meine Grundlegung zur Physik der Sitten, herausgegeben von Dr. F. E. Beneke. Leipzig bey Reclam. 1823. (56 S. gr. 8.).

Die erste Schrift, welche in Briefform abgefaßt ist, "der lebendigsten und beweglichsten, weil man aus ihr mit gleicher Leichtigkeit, ohne als pedantisch zu erscheinen, in den Ton der streng systematischen Untersuchung, und in die noch lebendigere Form des Gespräches kann übergehn," unterwirft die wichtigsten Streitfragen der Sittenlehre einer neuen, ausführlichen Untersuchung. In den fünf ersten Briefen stellt der Verf. seine Ansichten von der Theorie des Sittlichen und Unsittlichen im Allgemeinen dar, und bahnt sich für ihre Entwickelung durch die Widerlegung entgegengesetzter Behauptungen den

Weg. Die Grundlage für die sittlichen Urtheile nicht nur, sondern auch für die Sittenlehre, bildet nach ihm das Gefühl; und er stimmt also in so fern mit Jacobi überein; geht aber über denselben hinaus, indem er für die Sittenlehre, als Wissenschaft, trotz der Gefühlbegründung, eine mathematisch-bestimmte Begriff- und Urtheilbildung fodert. Die Gefühle nämlich können eben sowohl, wie die Vorstellungen, zu Begriffen gebildet, und diesen Gefühlbegriffen, und den sie enthaltenden Urtheilen, der höchste Grad der Schärfe mitgetheilt werden, welcher überhaupt der Begriffbildung möglich ist. Die Sittenlehre ist dann nichts anders, als die systematische Sammlung und Durchbildung des auf diese Weise begründeten Wissens; dessen Urtheile in sofern allgemeingültig sind, als ja diese Gefühlbegriffe, und mit ihnen auch die durch sie begründeten Urtheile, und die in ihnen enthaltenen Gefühle, wenn sie zu vollkommenster Klarheit ausgebildet worden sind, jedem eines tieferen Denkens Fähigen müssen mitgetheilt werden können. Für die Erringung der Allgemeingültigkeit also kommt es nur darauf an, den Begriffen und Gefühlen des Sittlichen und Unsittlichen, durch eine scharfe psychologische Zergliederung, und die darauf beruhende genetische Erklärung, die geforderte Deutlichkeit zu geben. Dies nun ist die Hauptaufgabe, welche sich der Verf. bey dieser Schrift gestellt hat. Ehe er jedoch ihre Lösung beginnt, sucht er im dritten Briefe das Ungenügende der Kantischen Bestimmung des Sittlichen aus der Allgemeingültigkeit der Maxime, im vierten die Nothwendigkeit zu zeigen, daß man die innere Erfahrung als das Erkenntnißprincip der Sittenlehre anerkenne, indem er die sogenannte Construction à priori, als der Unmündigkeit der Wissenschaft gehörig, verwirft. Der fünfte Brief begründet dann die Nothwendigkeit, auch für das Gebiet des Sittlichen, in seinem ganzen Um-

fange, einen streng-ursachlichen Zusammenhang anzuerkennen, indem er das Widersprechende der sogenannten metaphysischen Freyheit darthut, und den Begriff derselben von dem der sittlichen Freyheit scheidet, deren Hoheit und Würde der Verf. in gleichem Maaße, wie nur irgend ein Verehrer der metaphysischen Freyheit, anerkennt und verehrt.

Vom sechsten Briefe bis zum zwanzigsten entwickelt dann der Verf. seine Theorie des Sittlichen und Unsittlichen; und zwar die des letzteren zuerst, da sich ja der sogenannte kategorische Imperativ des Sittengesetzes zunächst diesem entgegenstellt. Er geht dabey von der Bemerkung aus, daß keine ursprüngliche Lustempfindung, kein ursprünglicher Trieb, welcher Art sie auch seyen, an und für sich den Charakter des Unsittlichen an sich tragen. Vielmehr werden sie unsittlich nur durch einen gewissen Grad der Stärke, vermöge dessen sie die Vernunft, oder die edleren Lustempfindungen und Triebe, beschränken oder unterjochen, oder durch Vermittelung etwas zur Lust und zum Triebe machen, was ursprünglich nicht diesen Charakter an sich trägt. Das Anwachsen zu dieser Macht aber wird ihnen dadurch möglich, daß die menschlichen Seelenthätigkeiten, bey ihrem Zurücktreten in das relative Unbewußtseyn, nicht gänzlich vernichtet, sondern aufbehalten werden für eine künftige Wiedererweckung, bey welcher dann die gleichartigen Thätigkeiten zu Einer Masse zusammenfließen, und als Eine Thätigkeit mit vielfacher Kraft wirken. Daß dieß bey den Vorstellungen der Fall sey, hat man längst, wenigstens größtentheils, anerkannt; aber dasselbe findet sich auch bey den Lustempfindungen und Begehrungen, welche demnach mit um so größerer Stärke erweckt werden, eine je größere Menge erweckungfähiger gleichartiger Thätigkeiten die Seele von früher her in sich hält,

Indem nun diese Menge in jeder Seele, nach ihrer ursprünglichen Anlage und ihrem Verhältnisse zur Außenwelt, und für jede Gattung von Lustempfindungen und Begehrungen, verschieden sich bildet, entstehen die mancherley Abweichungen von der wahren Norm des Beurtheilens und Handelns, welche aus der gleichmäßigen Ausbildung aller Gattungen von Lustempfindungen und Begehrungen hervorgehen würde; und zwar durch eine zu häufige oder zu seltene Erzeugung der Lustempfindungen, die falsche Werthgebung oder Beurtheilung der Güter; durch eine zu häufige Erzeugung der Begehrungen, die unsittliche Begierde, welche, in der Vorstellung nachgebildet, und gegen den von der unsittlichen Begierde freyen Seelenzustand gehalten, das Gefühl der Verachtung weckt, mit dem die Seele jedes unverdorbenen Menschen die Unsittlichkeit vorstellt. Nach diesem allgemeinen Schema lassen sich alle Abweichungen von der Norm des sittlichen Gesetzes construiren, und die Behauptungen von angeborener Sittlichkeit und Unsittlichkeit, oder von einem jeder Seele einwohnenden bösen Princip ꝛc. auf das Bestimmteste widerlegen. Die Sittlichkeit aber setzt der Verf. in die gleichmäßige Ausbildung aller ursprünglich in der menschlichen Seele angelegten Lustempfindungen und Triebe, in welcher demnach jedes Gut, von dem niedrigsten bis zu dem höchsten, zu dem wir uns, wenn auch nur in Gedanken, emporzuschwingen vermögen, nach seinem wahren Werthe beurtheilt und erstrebt wird. Die Vorstellung dieser Seelenstimmung, gegen den gewöhnlichen Seelenzustand gehalten, wirkt das Gefühl des Sittlichen, welches bald mehr Gefühl des Schönen, bald mehr Gefühl des Erhabenen ist, Gefühl die Unschuld oder der kämpfenden Sittlichkeit. Das sittliche Gesetz ist nichts anderes, als eine die Seelenstimmungen dieser Art, eigene oder fremde, in der Vorstel-

lung nach- oder vorbildende Einbildungsthätigkeit. — Dieser Hauptuntersuchung hat der Verf. manche andere Untersuchungen eingeflochten: über das Verhältniß der sittlichen und unsittlichen Seelenstimmungen zu den äußeren Handlungen, im Handeln selbst und in der Beurtheilung; über das Verhältniß dieser Theorie des Sittlichen zu der Theorie von Recht und Unrecht; über ihr Verhältniß zu dem Denk- und Sprachgebrauche des gewöhnlichen Lebens, und zu früheren philosophischen Theorien, vorzüglich denen der Stoiker, Smith's und Kants rc. — Als ein besonderer Anhang werden, auf Veranlassung der Untersuchung über den Begriff der praktischen Vernunft, vier Briefe "über das Wesen und die Erkenntnißgränzen der Vernunft" mitgetheilt, in welchen der Verf. zu zeigen sucht, wie sich alle Vorzüge, deren sich der Mensch als vernünftiges Wesen rühmt, aus der eigenthümlichen Beschaffenheit seiner Sinnlichkeit psychologisch ableiten lassen, in welcher demnach der Keim, auch für die erhabensten geistigen Thätigkeiten, schon vollständig vorhanden ist. Auch die höheren Gefühle und Erkenntnisse lassen sich daraus ohne eine andere Voraussetzung entwickeln, so daß also das Sinnliche und Geistige in der menschlichen Seele, nicht außer und neben, sondern, vom ersten Anfange bis zur höchsten Spitze ihrer Ausbildung, in und mit einander gegeben sind. Die Erkenntnißgränzen der Vernunft werden sehr einfach durch den Satz bestimmt, daß wir, was mit seinem Seyn übereinstimmend von uns erkannt werden soll, in dieser Einstimmung in unserem Seyn nachbilden, und also, in und mit dieser Erkenntniß, werden müssen; ein jedes Ding also nur in so weit übereinstimmig mit seinem Seyn von der menschlichen Vernunft aufgefaßt werden kann, als diese mit demselben in ihrem Seyn übereinstimmig ist, oder werden kann.

Es ist bekannt, welches Schicksal dieses Buch dem Verf. zugezogen hat. Aber nicht den Beweggründen, welche dies Schicksal veranlaßt haben, soll die zweyte der angezeigten Schriften zunächst begegnen (diese Beweggründe sind dem Verf. nie in so weit bekannt geworden, daß er dies hätte unternehmen können); sondern gegen diejenigen Vorwürfe soll ihm diese Schrift zum Schutze dienen, welche seiner Ansicht von der Sittenlehre von Seiten des reinen sittlichen Gefühls und der gebildeten sittlichen Beurtheilung gemacht werden könnten. Mit dem Gefühle werden ja neue philosophische Entwickelungen gewöhnlich früher, als mit dem Verstande, gemessen; das Gefühl aber kann nur zu leicht, durch die Gewohnheit auf einen gewissen Typus beschränkt, selbst das Bessere verwerfen und verdammen; und diese Schrift ist demnach bestimmt, das reine sittliche Gefühl zu überzeugen, daß ihm die in der Grundlegung zur Physik der Sitten mitgetheilten Untersuchungen auf keine Weise feindlich und verderblich, sondern vielmehr freundlich und fördernd sind. Daher sogleich im ersten der in dieser Beziehung aufgestellten Sätze die Versicherung, daß, in Bezug auf die sittliche Beurtheilung, die Grundlegung zur Physik der Sitten zum nichts klüger seyn wolle, als das reine sittliche Gefühl, sondern die Urtheile des letzteren ohne allen Rückhalt anerkenne, und sich nur die Aufgabe setze, dieselben zu höherer Klarheit zu entwickeln. Dies aber geschieht (wie im Folgenden ausgeführt wird) keinesweges dadurch, daß an die Stelle desselben irgend etwas Anderes, von diesem Gefühle Verschiedenes, gesetzt wird, sondern allein durch die Zergliederung dieses Gefühls in seine einfachsten Bestandtheile, und durch die Nachweisung der Art, wie diese Bestandtheile, und wie das aus ihnen zusammengesetzte Ganze, entstanden sind. Wodurch dann zugleich auch die Scheidung des reinen moralischen Gefühls vom

unreinen vermittelt wird. In so fern nun, nach dem so eben Entwickelten, die Sittenlehre die Natur und den Ursprung des Sittlichen und Unsittlichen untersucht (ihr Seyn und ihr Gewordenseyn), heißt sie Naturlehre oder Physik der Sitten, nach einem dem gewöhnlichen sich leicht anschließenden Sprachgebrauche; und ihre Gesetze, oder die Gesetze des Sittlichen, werden aus der Erfahrung erkannt; wodurch jedoch keineswegs die Idealität derselben geleugnet wird: denn auch die Ideale, mag das in ihnen Vorgestellte noch so weit über die äußere Erfahrung hinaus liegen, sind ja Glieder des der inneren Erfahrung offen liegenden Naturgebietes. Nach diesen mehr die Methode seiner Sittenlehre treffenden Sätzen, vertheidigt der Verfasser die auf den Inhalt sich beziehenden Behauptungen. Als das eigentliche Object der sittlichen Beurtheilung nennt die Grundlegung zur Physik der Sitten zwar ganz allgemein die innere That, schließt aber dadurch die äußeren Handlungen auf keine Weise von der Beurtheilung aus, oder beschränkt auch nur dieselbe: denn jeder äußeren That muß ja doch eine innere zum Grunde liegen, nach welcher sie demnach vollständig beurtheilt werden kann. Die Grundlegung zur Physik der Sitten hebt ferner aus den verschiedenen Gattungen der sittlichen Unvollkommenheit die Verderbtheit des Willens unter dem Namen "Unsittlichkeit" besonders hervor, behauptet aber damit keineswegs, daß es außer der Verderbtheit des Willens keine andere sittliche Verderbtheit gebe, oder daß diese jener nachstehe, sondern stellt auch die übrigen Gattungen der sittlichen Verderbtheit nach ihrem eigenthümlichen Charakter dar. Den Schluß endlich macht der Beweis, daß durch die aufgestellte Behauptung, die Entstehung des Sittlichen und Unsittlichen könne nach strengem Naturzusammenhange abgeleitet und begriffen werden, zwar die sogenannte metaphysische Freyheit, aber weder die Zurechnung, noch die moralische Freyheit,

geläugnet oder auch nur beschränkt wird. — Möchten diese Untersuchungen die unpartheyische Prüfung finden, deren Hoffnung den Verfasser bey ihrer Ausarbeitung belebte und stärkte! F. C. B.

Kopenhagen.

Bey Schubothe: Dr. Friedr. Münters Sendschreiben an den Herrn G. H. und Prof. D. Fr. Creuzer über einige Sardische Idole. Eine Beylage zur zweyten Ausgabe der Religion der Karthager, mit zwey Kupfertafeln. 1822. 28 S. in Quart. Diese kleine, aber sehr inhaltsreiche Schrift gibt erstens eine gedrängte Notiz von Sardiniens Bevölkerung — die Jolaer oder Ilienser hält der Verf. für Tyrrhener; zu diesen kommen Africaner und von Tartessos her Phönicier mit Iberern vermischt, dann die Karthagischen Eroberer — und den daselbst herrschenden größtentheils Phönicischen Götterdiensten — des Baal, der Astarte, auf deren Verehrung auch die Nurachen, wir wissen nicht ob mit hinlänglichem Grunde, bezogen werden, jene runden aus polygonen Steinmassen kyklopisch aufgemauerten Thürme, die schon den Alten als eine Eigenthümlichkeit Sardiniens aufgefallen waren, weiter des Melkarth, mit dem vielleicht der Sardus pater, Σαρδοπάτωρ, zusammenfiel, u. des Jolaos, eines Heros, den der Verf. aus dem Namen der Stadt Jol entstanden glaubt, die sich in Mauretanien und wahrscheinlich als Colonie davon in Sardinien findet. — Nach diesen vorläufigen Erörterungen kommt der Verf. zu dem eigentlichen Gegenstande der Schrift, sieben Sardischen Idolen in der Sammlung von Cagliari, von denen er sich Nachbildungen in Terracotta verschafft hat und hier genaue Zeichnungen mittheilt. Sie sind ausnehmend roh und ungeschlacht, und gerade das ist ein Hauptgrund dafür, daß sie Götter darstellen, indem das Bedürfniß, ein Bild für den Cultus zu haben, in der Regel allein auch die ungeschickte Kunst zu Darstellungen anregen konnte. Von den Deutungen, die von den einzelnen versucht werden, kann nach dem Stande der Vorkenntnisse keine große Evidenz erwartet und gefordert werden, am meisten kommt diese der Erklärung des ersten Idols zu — einer Figur mit Mondshörnern, einem Hundekopf, über den Leib gekreuzten Händen und Thierbrüsten darunter, in welcher der Vf. eine Astarte erkennt. Wenn er aber hinzufügt, es sey damit zugleich die Aegyptische Isis gemeint als Göttin des Hundsterns: so fällt diese Vermuthung schon dadurch zusammen, daß wir bestimmt wissen, das Bild des Sirius war bey den Aegyptern kein Hund, sondern eine Kuh. K. O. M.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

66. Stück.
Den 24. April 1824.

Königsberg.

Universitäts-Buchhandlung: Historisch-antiquarische Untersuchungen über Aegypten oder die Inschrift von Rosette aus dem Griechischen übersetzt und erläutert von Dr. Wilhelm Drumann, ordentl. Professor der Geschichte zu Königsberg und Königl. Bibliothecar daselbst. 1823. VIII u. 271.

Der Hauptgesichtspunkt, welchen der Verf. dieses Werkes bey der Betrachtung des darin behandelten Schriftdenkmals nimmt, ist der: Die Hierarchie der Aegyptischen Priester, von den Saitischen Königen, den Persern und Macedoniern immer mehr eingeschränkt, ihrer alten Privilegien und Besitzungen zum großen Theile beraubt und im Wesen fast vernichtet, gab bey alle dem ihre Hoffnung auf Wiederkehr der alten Macht und Herrlichkeit niemals ganz auf, und wußte mit großer Schlauheit Momente abzuwarten und zu benutzen, in denen sie ihr Ansehen wieder nach irgend einer Seite hin zu vergrößern hoffen durfte. Einen solchen fand sie endlich in den Zeitumständen der

Regierung Ptolemäos des Fünften oder Epiphanes. Dieser König unterzog sich einer Cäremonie, welche seine Vorgänger sämmtlich verschmäht zu haben scheinen, zu der aber der Wunsch rieth, die durch Unterdrückung der Empörer von Lykopolis gewonnene Ruhe im Lande dadurch zu befestigen, daß die Priesterschaft gewonnen, dem Volke durch ein prächtiges Schauspiel imponirt würde: er ließ sich im neunten Jahre seiner Regierung, im 14ten seines Alters, zu Memphis von den zusammengerufenen Priestern Aegyptens die alt-pharaonische Königsweihe ertheilen, welche Feyerlichkeit in Alexandrien ἀνακλητήρια (vermuthlich, weil der Hof nach Memphis hinauf geladen wurde), von den Priestern dagegen παράληψις τῆς βασιλείας genannt wurde, indem sie mit einer absichtlichen Begriffsverwirrung die eigentlich sehr unwesentliche Weihe an die Stelle der schon vorher gegangenen Thronbesteigung setzten. Zugleich befreyte er die Priesterschaft von manchem Druck und mancher Beschränkung, der sie sich bisher hatte fügen müssen. Dafür nun danken die sämmtlichen, jetzt in ein Collegium versammelten Priester, die aus allen Gegenden Aegyptens nach Memphis gekommen sind, in dem erhaltenen Lobdecrete: welches sie mit manchem schlauen Kunstgriffe, dergleichen der neue Herausgeber besonders hervorzuheben pflegt, so einzurichten suchen, daß sie auf der einen Seite dem Herrscher schmeicheln und seinen Ansichten und Wünschen sich anbequemen, auf der andern aber auch die Wichtigkeit ihres Cultus und Amts möglichst hervorheben, und wie mit dessen Bestehn das Heil des Landes und seiner Regierung aufs innigste verbunden sey, merken lassen. — Ref. will diese Ansicht, die er nach des Verf. Sinne angegeben zu haben hofft, durch nichts Weiteres anfechten als den Zweifel: ob dies Monument nicht vielleicht dadurch, daß es das ein-

zige der Art auf uns überkommene ist, mehr Epoche gemacht zu haben scheint, als es in der Wirklichkeit machte. Daß vorher bei den Historikern von Aegyptens Priestern wenig die Rede ist, kann nicht befremden; die Griechen geben uns fast nur die Hofgeschichte, und kümmern sich wenig um die innern Verhältnisse der Landeseinwohner, an denen indeß die fremden Könige nicht zu viel rütteln durften, wenn nicht das künstlich zusammengefügte und nun schon fast versteinerte Ganze völlig auseinander brechen sollte. Zinspflichtig waren freylich auch die Ländereien der Priester geworden, da sie unter den Pharaonen gänzlich frey gewesen waren, und die königlichen Officianten legten oft auch den Tempelschätzen sehr willkührliche Contributionen auf, wie uns die Inschrift des Obelisks von Philä lehrt; aber dadurch wurden die Verhältnisse der Priester zu den Landeseinwohnern nicht geändert. Schon daß dieselben der Regierung mit einer solchen Würde und solchem geistlichen Stolz entgegen treten, beweiset daß ihr Ansehn bis dahin immer fortgedauert, und keineswegs auf längst erloschnen Ansprüchen beruht. Ptolemäos Epiphanes erleichterte nun erstens diese Steuern, und that zweytens viel für Wiederherstellung alter Tempel und Erbauung neuer; auch dies nicht zuerst, da wenigstens schon Ptolemäos Euergetes I. dem Osiris zu Kanobos ein Heiligthum erbaut hatte, wie die erste Inschrift bey Letronne meldet. — Ehe Ref. sich zu den Bemerkungen des Verf. über einzelne Stellen der Inschrift wendet, sucht er bey demselben eine Ansicht der Disposition und Anordnung im Ganzen, aber findet dafür nur die Klage, daß das Verschiedenartigste durcheinandergeworfen sey. Warum er in diese nicht einstimmt, muß er durch einige Bemerkungen über Form und Inhalt des Denkmals rechtfertigen. Die erste ist durchaus die Griechischer Decrete, wodurch eine Stadt, ein

Monarch, ein Privatmann belobt werden soll. Unter der Regierung des Ptolemäos u. s. w. sprachen die in Memphis versammelten Priester das Psephisma aus, welches alsdann in einem Satze abgefaßt mit ἐπειδὴ beginnt, den Nachsatz mit ἀγαθῇ τύχῃ ἔδοξεν τοῖς ἱερεῦσι einführt, und auch der Schlußformel ὅπως γνώριμον ᾖ etc. nicht entbehrt, die freylich sonst gewöhnlich zwischen Vordersatz und Nachsatz gestellt wird. Der Vordersatz enthält nun die Gründe der im Nachsatz zuerkannten Ehrenbezeugungen, eine Aufzählung von Ptolemäos Wohlthaten. Und zwar stehen zuerst die Handlungen der Liberalität und Freygebigkeit, die der König dem Lande, besonders den Tempeln und ihren Unterthanen angedeihen lassen, die allgemeinern voran im Perfect, die mehr speciellen Data alsdann im Aorist, wie daß er die aufgesummten Rückstände der Steuern erließ, die wegen Nichtbezahlung derselben Eingekerkerten oder Angeklagten in Freyheit setzte (denn in bestimmter Beziehung hierauf sind οἱ ἐν φυλακαῖς ἀπηγμένοι zu nehmen, nicht allgemein, wie Herr Drumann thut), die Einkünfte der Tempel, wie sie unter Ptolemäos Philopator waren, bestehen ließ, und die Abgaben derselben auf den Ansatz bey Anfang der letzten Regierung zurückbrachte u. s. w. Alsdann folgt von den Worten ὁμοίως δὲ καὶ τὸ δίκαιον πᾶσιν ἀπένειμε das Lob der Gerechtigkeit des Königs, namentlich der strafenden, wobey die Eroberung von Lykopolis und Züchtigung der Empörer erzählt wird. An diese wird als gleichzeitig (καθ' ὃν καιρὸν παρεγενήθη) die Erwähnung der Weihe in Memphis angeknüpft, und gleich darauf wieder von einigen Wohlthaten gegen die Priesterschaft geredet, daß ihr der König z. B. achtjährige Rückstände der Steuern an Geld und Getreide und den Werth der nicht an den Schatz gelieferten Byssusgewänder u. dgl. erlassen habe,

obgleich oben schon ganz Aehnliches und Verwandtes angeführt worden war. Diese Trennung des Zusammengehörigen meint Ref. durch die Annahme erklären zu können, daß die zuletzt bezeichneten Erlassungen zu den Handlungen der Huld und Gnade gehörten, womit der König seine Weihe zu Memphis bezeichnen wollte. Von den zunächst folgenden Handlungen, in welchen der König seine Observanz gegen den Aegyptischen Cult, namentlich den Apisdienst, zu erkennen gibt, scheint es zuerst, als wenn sie sich auch an jene Feyerlichkeit angeschlossen hätten; allein sie beziehen sich doch auf die Regierung im allgemeinen, wie besonders der Satz: τά τε τίμια τῶν ἱερῶν καὶ τῆς Αἰγύπτου διατετήρηκεν. — Einigemal fehlen, vermuthlich durch Schuld des Steinschneiders, Verbindungspartikeln, welche hineingebracht werden müssen; wie Zeile 10 etwa τά τε πρὸς θεοὺς und Z. 27 τούς τ' ἀφηγησαμένους geschrieben werden muß, wo der Herausgeber nichts bemerkt. Der Commentar, welcher den größten Theil des Bandes einnimmt, folgt der Inschrift Schritt für Schritt, und erläutert Alles, was Cultus, Verfassung, Geschichte betrifft, mit ungemeiner Sachkenntniß und einem reichen Material von Beweis- und Parallelstellen, das nur manchmal auch über zu bekannte Gegenstände ausgebreitet wird. Wozu wird doch S. 232 über die Uräos-Schlange am Kopfputze der Isis die Beschreibung einer Mumie angeführt? Was über die Geschichte der Religionen vorkommt, deutet auf einen zu einseitigen Standpunkt, doch ist über Vermischung des Griechischen und Aegyptischen und die priesterliche Umdeutung manches Treffende gesagt. Wir geben nur noch einige Bemerkungen über den ersten Abschnitt der Inschrift. Zeile 1 construirt der Herausgeber: τοῦ τὴν Αἴγυπτον καταστησαμένου καὶ τὰ πρὸς τοὺς θεοὺς, εὐσεβοῦς. Aber man muß καὶ τὰ πρὸς τ. θ. εὐσεβοῦς, wie Z. 10 τὰ πρὸς θεοὺς

εὐεργετικῶς διακείμενος, zusammen nehmen. Daß Z. 2 βασιλέως beybehalten und vertheidigt worden ist, ist ohne Zweifel mit Recht geschehen. Die Bemerkung zu Z. 4, daß in diesem Denkmale der Gott immer Φϑα nie Φϑὰς heiße, ist seltsam; da ja nur der Genitiv vorkommt, der nicht anders gebildet werden konnte als Φϑᾶ. Z. 5. Daß die ἀϑλοφόρος der Berenike sich auf einen Olympischen Sieg der Königin beziehe, wüßten wir uns nicht zu erklären; Böckhs Erklärung, daß sie in Spielen der Berenike die Preise austheilte, scheint uns unbedenklich vorzuziehen. Ueber die Aegyptischen Priesterclassen ist manches Gute bemerkt, aber daß die Pterophoren mit den Pastophoren eins und dasselbe seyen, ist eine wenig plausible Annahme, da πτερὸν bey den Griechen wohl die den Tempel umgebende Säulenreihe, u. bey dem Aegyptischen Tempel nach Strabo 17 S. 805 gewisse Flügelgebäude bedeutet, aber niemals einen Tempel oder eine Capelle für sich, was eine Glosse des Hesych nicht beweisen könnte, wenn sie es auch besagte.

K. O. M.

Hannover.

Ueber Schulpflichtigkeit und Schulzwang nebst einer kurzen Geschichte des Schulwesens zunächst in Absicht der Hannöverischen Lande. Von Johann Carl Fürchtegott Schlegel, Rath und Consistorial-Secretär. 1824. 150 S. in 8.

Eine neu aufgestellte Theorie über dasjenige, was in den Hannöverischen Landen in Beziehung auf Schulpflichtigkeit und Schulzwang Recht und Gesetz ist, gab dem Hr. Verf. nicht nur die Veranlassung sondern einen wahren und eigentlichen Beruf, die neue Untersuchung darüber anzustellen, deren Resultat er in dieser Schrift dem Publico mitgetheilt hat. Die neue Theorie weicht sehr merklich von derjenigen ab, welche von Hrn. Schl.

in seinem klassischen Hannöverischen Kirchenrecht vorgetragen wurde. Sie ist aber von einem unserer gelehrtesten praktischen Juristen, der zugleich der allgemein geachtete Chef von einem unserer Tribunale ist, in Schutz genommen worden, und sie weicht gerade in Puncten von ihr ab, die am häufigsten in eine rechtliche Discussion kommen, und eine richterliche Entscheidung erfordern können. Nach der neuen Theorie sollen nehmlich unsere Verordnungen und Gesetze über Schulpflichtigkeit und Schulzwang bloß auf unser Landvolk, also auf unsere Bauern, und solche Personen sich erstrecken welche zu der Classe von diesen gezählt werden können. Bloß diese sollen verpflichtet seyn, ihre Kinder in eine bestimmte ihnen angewiesene Schule zu schicken; jedoch auch nur so weit dazu verpflichtet seyn, daß sie dem Lehrer der ihnen angewiesenen Schüler das ihm gebührende Schulgeld entrichten müssen, wenn sie es sonst ihrer Convenienz gemäßer finden, ihre Kinder einer andern Schule zum Unterricht anzuvertrauen. Den gebildeteren Ständen soll es hingegen frey stehen, durch häuslichen Unterricht für die zweckmäßige Bildung ihrer Kinder zu sorgen, ohne verpflichtet zu seyn, den Schullehrer ihres Kirch- oder Schulsprengels durch Erlegung des ihm sonst gebührenden Schulgeldes zu entschädigen. Dagegen behauptet aber Hr. S. die schon in seinem Kirchenrecht aufgestellte Ansicht, daß die durch unsere Gesetze eingeführte Schulpflichtigkeit nicht nur auf unsere unteren Volksclassen, sondern auf alle Landesunterthanen sich erstrecke, und zugleich einen würklichen Schulzwang begründe, der nicht bloß durch eine willkührliche und freywillige Entschädigung des Parochial-Schul-Lehrers, sondern in vielen Fällen bloß durch eine Dispensation der über unsere Schulordnungen wachenden Behörde gehoben werden könne, oder doch der Ordnung nach gehoben werden sollte. Diese Ansicht vertheidigt er zwar zuerst S. 63-67. auch gegen die allge-

meinen Einwürfe, die schon zu Zeiten dagegen erhoben wurden, daß ein solcher Schulzwang eine Kränkung der elterlichen Rechte bey der Erziehung ihrer Kinder, eine sehr unnöthige Beschränkung der natürlichen Freyheit und eine höchst unangemessene Einrichtung in Beziehung auf unsere gebildete Stände sey; mit Recht aber machte er es sich dann zum Hauptgeschäft S. 67 - 130 den Beweis zu führen, daß diese Ansicht durch den allgemeinen Zweck unserer Gesetzgebung über das Schulwesen, daß sie durch den Geist aller darüber vorhandenen Gesetze, daß sie selbst durch den Buchstaben der meisten und die davon angenommene gleichförmige Auslegung unserer Consistorien und sonstigen Staatsbehörden auf das vollkommenste begründet werde. Dieß ist durch die Vergleichung und Zusammenstellung unserer verschiedenen Provinzial-Schulordnungen, der Calenbergischen, Cellischen, Lüneburgischen, Brem- und Verdischen, Hildesheimischen und Osnabrückischen unumstößlich dargethan, und es ist noch zum Ueberfluß durch die Analogie mehrerer Schulordnungen von andern protestantischen Ländern bestätigt; ein glücklicher Zufall half ihm aber noch unerwartet zu einem Beweis, daß seine Ansicht auch die von unserer höchsten Staatsbehörde autorisirte ist, denn nach dem schon vollendeten Drucke seiner Schrift kam ihm noch ein von dem Königl. Cabinets-Ministerio unter dem 27. Febr. dieses Jahrs an die Landdrostey zu Stade erlassenes und als Beylage hier angehängtes Rescript zu, worin sie nicht nur völlig bestätigt, sondern auch in Beziehung auf die übrigen Provinzen der hiesigen Lande bestätigt ist. Als eine noch schätzbarere Zugabe zu dieser Schrift kann man indessen ihre ganze erste Abtheilung ansehen, worin S. 1 - 60 ein kurzer Abriß der Geschichte des protestantischen und zwar zunächst des hannöverischen Schulwesens gegeben ist, denn diese Geschichte wirft nicht nur voraus auf den behandelnden Hauptgegenstand ein mehrfaches Licht, sondern sie enthält eine Menge von Notizen und Bemerkungen, die für den Litterator und für den Historiker eben so anziehend als belehrend sind.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

67. Stück.

Den 24. April 1824.

Turin.

De Medulla spinali nervisque ex ea prodeuntibus, annotationes anatomico-physiologicae, auctore Carolo Francisco Bellingeri, Regii Domus Medico. 1823. 135 Seiten in groß Quart, nebst fünf Kupfertafeln in großem Folio, aus dem 28sten Bande der Schriften der K. Academie der Wiss. zu Turin besonders abgedruckt.

Sectio I. Observationes anatomicae. Vier Jahre lang untersuchte Hr. B. das Rückenmark mit besonderer Aufmerksamkeit, weil unter andern über die Gestalt der grauen Substanz im Inneren derselben die Zergliederer sehr verschiedener Meinung seyen. Lieutaud und Rachetti verglichen sie mit zwey halben Monden, Winslow mit einem Hufeisen, Huber mit dem Zungenbein, Monro und Haller mit Kreuzen, Gall mit dem Buchstaben H. Zur genauen Untersuchung bediente sich der Verf. der Verhärtung des Rückenmarkes mittelst rauchender Salpetersäure. In dem gleich über dem ersten Paare der Halsnerven durchschnittenen Rückenmarke, erscheint die graue Substanz etwas näher nach vorn

als hinten gelagert; und die Wölbungen ihrer beiden Bogen ganz nahe an einander, die vordern Hörner sind dicker, kürzer und weniger von einander entfernt als die hintern. Der vordere Sulcus ist nie so tief, daß er wie der hintere die graue Substanz erreicht. Auf diesem Durchschnitte erkennt man das Bestehen des Rückenmarkes aus sechs markigen Strängen; von diesen sind die zwey Seitenstränge die dicksten (restiformes), dünner die beiden hintern (cerebellosi), die dünnsten die beiden vorderen (cerebrales). Der Durchschnitt zwischen dem vierten und fünften Halsnerven zeigt die graue Substanz am meisten vorwärts liegend und am dicksten. Hier ist auch die Zusammenfügung des Rückenmarkes aus sechs Strängen am augenscheinlichsten. Bisweilen (S. 11. quandoque. S. 85. in omnibus pariter medullis) zeigen sich noch zwischen den vordern Furchen ein Paar Furchen, welche bis zur Erreichung der grauen Substanz eindringen und fasciculos intermedios posteriores bilden, so daß alsdann sich acht Stränge im Ganzen unterscheiden lassen. Nach unten zu vermehrt sich die graue Substanz verhältnißmäßig, so, daß sie der Marksubstanz an Quantität gleich kommt, und die Gestalt eines Andreaskreuzes annimmt. Zehn Durchschnittsflächen des Rückenmarks sind genau beschrieben und abgebildet. Eben so genau wird aus einem Ochsen die Gestalt, Menge und Lage der grauen Substanz, und das Eindringen der Longitudinal-Furchen, welches die Anzahl und Größe der Markstränge des Rückenmarkes bestimmt beschrieben und abgebildet. Auf der Durchschnitts-Fläche des Ochsen-Rückenmarkes über dem ersten Halsnerven-Paare, fand er im Centro der grauen Substanz ein Löchlein, welches ein Kanälchen im Rückenmarke verräth. Im Menschen dagegen zeigte sich nichts von einem Kanale. Aus dem Ochsen sind noch neun solcher Durchschnitts-Flächen beschrieben und abgebildet.

Beschaffenheit der grauen Substanz im Rückenmarke
ines Böckleins auf vier solcher Durchschnittsflächen.
Beschaffenheit der grauen Substanz im Rückenmarke
er Vögel. Aus einer Krähe, und einem Hünchen
bgebildet. Das Rückenmark der Vögel besteht
benfalls aus sechs Strängen und gleicht in der Be-
haffenheit seiner grauen Substanz, und Furchen
nd Stränge gar sehr dem der Säugthiere. Art.
. Vergleichung der innern Struktur des Rücken-
iarks des Menschen und der Thiere. Die Form
er grauen Substanz, ist in allen Rückenmarken,
nd in allen ihren Stellen im Allgemeinen die näm-
che dem Buchstaben H gleichende, ihre Lage aber
t verschieden, im Menschen mehr nach vorn, im
chsen, Böcklein und in Vögeln mehr nach hinten,
i der untern Lenden- und der oberen Kreuzbein-
egend zeigt sich allemal eine andere Richtung ent-
eder gegen den Mittelpunct oder ein wenig hin-
rwärts, in den Vögeln aber mehr vorwärts. Be-
indig sind im Menschen und den genannten Thie-
n die vordern Hörner der grauen Substanz dicker
id kürzer als die hintern und nicht bis an die Pe-
pherie reichend. Von den Furchen ist allemal die
ittlere vordere zwar stärker als die mittlere hin-
re, doch nie so wie die hintere die graue Sub-
inz erreichend. Die übrigen Seiten-Furchen be-
eisen, daß alle Rückenmarke aus sechs Strängen
stehen. Im Menschen und den genannten Thie-
n sind die seitlichen Stränge fast überall die dickern,
i Menschen die hintern dicker als die vordern,
e Lenden- und Kreuzbein-Gegend ausgenommen,
Thieren dagegen sind im Allgemeinen die vor-
rn Stränge dicker als die hintern, die obern Cer-
:al- und die Lumbal- und Sacralgegend im Och-
t ausgenommen. Cap. 2. De Medulla spinali,
a matre, et nervorum radicibus spoliata.
ach den zur Vorbereitung des Rückenmarks an-
gebenen Handgriffen, wird die vordere Fläche des

Ochsen-Rückenmarks, und die auf ihr außer den die Stränge abtheilenden Furchen noch wahrnehmbaren Risse (scissurae) beschrieben, welche durch die sich in sie begebenden Fortsetzungen der Gefäßhaut entstehen, so wie die Puncte, welche theils Mündungen von Gefäßen, theils herausgerissene Nervenfädchen verrathen. Cap. 3. De pia matre et de modo originis nervorum spinalium. Der größte Theil der Fäden der hinteren Nerven-Wurzeln des Rückenmarkes entspringt direct aus den hintern Hörnern der grauen Substanz. Nur in die vordere, nicht in die hintere Furche des Rückenmarks begibt sich, der ganzen Länge nach, eine hin sich erstreckende dicke Falte der Gefäßhaut, um es mit Nahrung zu versorgen. Die markige Substanz scheint in allen Strängen aus mannichfaltig verwebten Fasern zu bestehen. Die Filamente der vordern Wurzeln der Rückenmarks-Nerven kommen theils oberflächlich, theils tief aus den markigen Strängen, vielleicht selbst bis aus der grauen Substanz, und werden sodann von der Gefäßhaut bekleidet, welche gleichsam eigene Kanälchen für sie bildet. Auf dieselbe Art entstehen auch die hintern Wurzeln der Rückenmarks-Nerven, desgleichen der Beynerve (accessorius), welcher ebenfalls tief aus dem Marke der seitlichen Stränge entspringt: immerito Gall asseruit omnia fila nervea etiam in medulla spinali a cinerea substantia oriri. Cap. 4. De loco originis nervorum spinalium. Im Ochsen sey der Ursprung sowohl der vordern als der hintern Wurzeln der Rückenmarks-Nerven dreyfach; nämlich der vordern Wurzel aus dem vordern Strange; der hinteren aus dem seitlichen Strange, aus der grauen Substanz und aus dem hintern Strange. Der Beynerve dagegen bezieht seine bloß einfache Wurzeln lediglich aus dem seitlichen Strange. Auf eine ähnliche Weise entspringen die Rückenmarks-Nerven in Vögeln; die hinteren Wurzeln entsprin-

en überall direct aus der grauen Substanz. Cap. De medulla spinali, pia matre, et nervorum adicibus praedita. Sehr genau werden die ana- omischen Unterschiede zwischen den vordern und den intern Wurzeln der Rückenmarks-Nerven beschrie- en und abgebildet. Cap. 6. De origine nervi ccessorii ad par vagum. Nach dem Verf. ent- pringt der Beynerve im Menschen stets aus dem eitlichen nie aus dem hintern Strange des Rücken- markes, ein wenig über den Wurzeln des siebenten Halsnervens. Im Ochsen zeigt sich keine Verbin- ung zwischen dem Beynerven und den hintern Wur- eln der Rückenmarks-Nerven, aber wohl im Men- chen, doch gehören diese Filamente zum Theil oder gänzlich nicht eigentlich dem Beynerven, sondern nä- heren sich nur dem Stamme desselben und verstär- ken die hintere Wurzel des ersten Halsnerven. Sectio II. Animadversiones physiologicae in medullam spinalem. Das Rückenmark werde größtentheils vom kleinen Gehirne gebildet. Cap. 1. Usus fa- sciculorum omnium medullae spinalis. Die fa- sciculi laterales des Rückenmarkes dienten den fun- ctionibus organicis, weil aus ihnen die zu diesen Functionen dienenden Nerven entsprängen, die fa- sciculi anteriores dagegen, welche mit dem großen Gehirne, und die fasciculi posteriores, welche mit dem kleinen Gehirne direct communicirten, dienten einzig den animalischen Functionen. Cap. 2. De functionibus radicum anteriorum, et posterio- rum nervorum spinalium. Gegen seinen Colle- gen Rolando müsse er bemerken, filamenta ea quae a fasciculis anterioribus originem habent moti- bus voluntariis inservire aestumo, eoquod nem- pe a cerebri productionibus exoriantur, von den cruribus cerebri nämlich entspringen. Der Dritte der Sechste und der Zwölfte oder Zungenfleisch- Nerve, welche offenbar dem Willen untergeordnet sind, wie auch pathologische Erscheinungen bewei-

sen. Selbst der Beynerve liefere einen Beweis für die Meinung, daß die seitlichen Stränge des Rückenmarkes den organischen oder Instincts-Functionen dienten, weil er sich mit einem Aste zum Stimmnerven (oder n. pneumogastricus) geselle. Ferner glaubt der Verf. daß die Fäden der vordern Wurzeln des Rückenmarkes, welche aus den seitlichen Strängen entspringen diejenigen seyen, welche zur Bildung des Sympathischen Nerven beytragen, obgleich dieser Umstand noch genauere anatomische Untersuchung erfordere. Vermuthlich befänden sich in den Gliedmaßen Nervenfäden, welche einzig zur Empfindung dienten, und dem Willen gehorchten während andere Fäden bloß zu den organischen Functionen gehörten. Der Verf. kann daher der Behauptung Magendies, daß die hintern Wurzeln der Rückenmarks-Nerven auf Bewegungen keinen Einfluß hätten, nicht gänzlich beystimmen. Unter anderen ingeniösen ätiologischen Erörterungen des Verf. ist eine der vorzüglichsten, für welche er auch Leichenöffnungen anführt, causa opisthotoni frequentius haeret in cerebello, causa vero emprosthotoni in cerebro. Cap. 3. De functionibus nervi spinalis ad par vagum accessorii. Sowohl der innere als der äußere Ast des Beynerven dienen zu organischen instinctmäßigen Functionen. Man könnte seinen äußern zum Kopfnicken gehenden Ast nervus humilitatis et patientiae nennen. Cap. 4. De usu substantiae cinereae et albidae. Ueber diesen dunkeln Gegenstand äußert der Verf. die Vermuthung, daß ihm die graue Substanz zur Empfindung, die weiße Substanz dagegen zu den Bewegungen zu dienen schiene. Erklärung der sehr genau gezeichneten und klar gestochenen fünf Kupfertafeln, machen den Beschluß dieses die Kenntniß des Rückenmarkes fördernden Werkes, womit wir folgende Anzeige verbinden.

Paris.

De la Moelle Epinière et de ses Maladies; ouvrage couronné par la Société R. de Médecine de Marseille. 1823. par C. P. Olivier, D. M. 1824. 404 Seiten in Octav, mit 2 Steindrucktafeln.

Die Vorrede bemerkt, daß sich unser gegenwärtiges Zeitalter durch eine Bearbeitung der pathologischen Anatomie vortheilhaft auszeichne. Eine genaue und oft wiederholte Untersuchung des Rückenmarkes im Menschen hätten den Verf. veranlaßt, mehrere neue Bemerkungen über die Anatomie desselben zu machen, welche man bis jetzt nicht gehörig studirt hätte. Die gegenwärtige Arbeit sey nur ein Entwurf einer künftigen vollständigeren Monographie; weil bereits auch seine Inaugural-Dissertation, Paris 1823. Essais sur l'anatomie et les vices de conformation de la moelle épinière davon gehandelt habe. Chap. 1. Développement de la moelle épinière. Tiedemann, Wenzel, Döllinger, Carus, Serres und Desmoulins, welche sich um diesen wegen der Weiche des Rückenmarkes in Embryonen schwierigen Gegenstand verdient machten, hätten ihm zu Führern bey seiner Beschreibung gedient. Bellingeri, der erst 1823 erschien, konnte der Verf. nicht benutzen. Ch. 2. De la moelle épinière ou rachidienne. Der Verf. bemerkte oft in alten Leuten an der festen Haut des Rückenmarkes zu hinterst der ganzen Länge nach, ein etwas blasseres oder gelberes gleichsam marmorirtes Ansehen, das Fett, welches er bisweilen zwischen der dura membrana und dem Knochenkanale des Rückgraths antraf, käme von einer transsudation cadavérique, weil an dieser tiefliegenden und deshalb lange warm bleibenden Stelle, das Fett ziemlich lange seine Flüssigkeit behielte. In der Gefäßhaut des Rückenmarks fand er häufig an ihrem

obersten Theile schwarze Pünktchen. Die Venen des Rückenmarkes würden auswärts dünner nicht dicker oder weiter, und schienen dadurch zu verrathen, daß sie keine Klappen hätten. In einem hirnarmen monströsen Kinde, welches 20 Stunden lebte, sah der Verf. aus dem Rückgraths-Kanale, bey jeder Einathmung ein Luftbläschen herauskommen. Gall's Erdichtung, daß das Rückenmark aus coadunirten Ganglien bestehe, wird gründlich widerlegt, auch gezeigt, daß der von ihm durch gewaltsames Lufteinblasen künstlich hervorgebrachte Kanal, in der Mitte des Rückenmarks, schlechterdings im natürlichen Zustande weder im Menschen noch im Pferde existire. Seconde Partie. Examen des fonctions de la moelle épinière. Die sich gerade zu widersprechenden Aeußerungen Hallers, hinsichtlich der Nerven des Herzens habe Niemand bemerkt, S. 62. Il est étonnant que les physiologistes modernes n'aient pas remarqué cette dissidence d'opinion; je ne connais du moins personne qui l'ait indiquée. Allein Dr. Behrends (Ludwig script. neurol. min. im dritten Bande) hat doch umständlich dies gezeigt. Das Herz, schließt der Verf., kann ohne ein vorhandenes Rückenmark wirken, allein wenn ein Rückenmark da ist, so ist ihm das Herz untergeordnet. Viel directer wirke das Rückenmark auf die Respiration wenigstens in den Säugthieren. Racchettis Behauptung, das Rückenmark, welchem er eine Art Intelligenz zuschreibt, regiere die verschiedenen zur Ernährung gehörenden organischen Operationen, sey nichts als eine ingeniöse Hypothese. Auch ist der Verf. keineswegs der Meinung mit Ch. Bell und Magendie, daß die hinteren Wurzeln der Rückenmarke lediglich zur Sensation und die vorderen Wurzeln dagegen allein zu Bewegungen dienten; die innige Verbindung im Innern des Rückenmarkes zwischen den vordern und den hintern Wurzeln der Nerven sey die Ursache der nicht vollstän-

digen Isolirung dieser beiden Functionen, la substance grise est le siège spécial où réside le principe d'action de la moelle épinière. Troisième Partie. Considérations générales sur les maladies de la moelle épinière. Nach des Verf. eigenen so wie nach anderer Autoren Untersuchungen ist das Rückenmark ein Organ, welches nicht oft angegriffen wird, z. B. vom Krebse desselben hat man kaum ein Beyspiel außer allenfalls demjenigen, welches Hr. Guersent und Pinel Grandchamp dem Verf. mittheilten. Die amyélencéphalie existiere eigentlich nur scheinbar, weil Hirn und Rückenmark im Embryo gleich anfänglich vorhanden waren, nur in ihrer Ausbildung gehemmt wurden. Atélomyélie, oder Unvollkommenheit des Rückenmarkes. Obs. 1. Sehr genaue Beschreibung und Zergliederung eines fast hirnlosen, neugebornen Mädchens welches 20 Stunden lebte. Nur vermißten wir die Beschaffenheit der Nebennieren. Obs. 2. Mangel des Hirns nebst der ganzen Länge nach gespaltenem Rückgrathe. Obs. Monströses Hirn einer 30jährigen Blödsinnigen. In den Beschreibungen von Kindern mit zwey Köpfen habe man gewöhnlich der Beschaffenheit des Rückenmarkes nicht gedacht. Obs. 4. Broliks meisterhafte Beschreibung einer spina bifida, und bey dieser Gelegenheit treffende Bemerkungen über die Gradationen oder Varietäten derselben, und daß die Unvollkommenheit der Wirbelsäule nicht nothwendig von der des Rückenmarkes abhingen. En général les imperfections que peut présenter la colonne vertébrale ne dependent pas nécessairement de celle de la moelle. Selten nur ist die Anstechung einer spina bifida glücklich abgelaufen. Ch. 2. L'Atrophie de la moelle épinière. In einem Blödsinnigen fand der Verf. das Rückenmark um die Hälfte, in einem Greise um wenigstens ein Drittel schmäler als gewöhnlich. Ueberhaupt nähme das Rückenmark in alten Leuten auf-

fallend am volume ab, wodurch die Schwäche ihrer Bewegungen sich erklären lasse. Obs. 5. In einem achtjährigen Kinde, welches am Beinfras der acht obersten Rückenwirbel gelitten hatte, fand man das Rückenmark in dieser Gegend vier Zoll lang unterbrochen. Laennec beobachtete, seinen mündlichen Vorlesungen zufolge, eine so voluminöse hypertrophie des Rückenmarks, daß sie den Kanal des Rückgrathes gänzlich ausfüllte und zugleich verhärtet schien. Ch. 3. Plaies et contusions de la moelle épinière. Obs. 6. 7. 8. Verletzungen des Rückenmarks beobachtet von Petit, Louis und Boyer. Obs. 9. 10. Beschädigungen des Rückenmarks, durch Fallen von einer Höhe. Obs. 11 bis 18. Beobachtungen über Verrenkungen, Stoß-, Stich-, und Schußwunden des Rückenmarks, theils eigene, theils aus Schriften entlehnte. Ch. 4. Compression de la moelle épinière. Obs. 19 bis 21. Sehr interessante Krankengeschichten, mit Leichenöffnungen von Personen, deren Rückenmark gewaltig zusammengedrückt war. Obs. 22. nebst einer Abbildung, von einer ¾ betragenden Verengung des Knochenkanales fürs Rückenmark, durch einen Vorsprung des Zahnfortsatzes des zweyten Halswirbelbeines. Obs. 23. Eine ähnliche angeborne Verengung des Rückenmarkloches im Schädel auch abgebildet, welche im Leben gar keine Beschwerden gemacht hatte. Obs. 24 und 25. Zusammendrückung des Rückenmarkes durch Aneurysmata. Obs. 26. Hr. Tyrrel zu London entfernte mittelst des Trepans und anderer Sägen, beträchtliche Stücke des neunten und zehnten Rückenwirbels, welche in einem Lastträger durch einen Fall beschädigt worden waren. Ungefähr drey Zoll des Rückenmarks wurden dadurch bloßgelegt. Die verlorne Empfindungsfähigkeit kehrte für einen Augenblick wieder, auch ward dem unwillkührlichen Abgange des Kothes und Harnes dadurch abgeholfen, allein die Lähmung blieb, und der Patient starb

den 12ten Tag an einer Bauchfellentzündung. Ch. 5. Commotion de la moelle épinière. Obs. 27. Contusion des Rückgrathes. Obs. 28. In einer Frau die sich zum Fenster hinaus gestürzt hatte, sah der Verf. außer Knochenbrüchen in den Gliedmaßen und dem Rückgrathe den ersten linken nervus dorsalis in der Brusthöle an einer Pl. 2 abgebildeten birnförmigen Geschwulst von der Größe eines Hünereys haften. 29. 30. Tödliche Fälle von Erschütterung des Rückenmarks. 31. 32. Außer diesen zwey eigenen nicht tödlichen Fällen werden ähnliche aus anderen Schriftstellern angeführt. Ch. 6. Epanchemens rachidiens. Obs. 33. Blutergießungen im Gehirn und in der Scheide des Rückenmarkes, nach einem Rappierstiche durch das linke Schläfebein. 34. 35. als Folge der Apoplexie. 36. Blutergießung in der Substanz des Hirnknotens mit einer Abbildung. 37. Blutergießung in der Substanz des Rückenmarkes, welche dadurch ganz zerstört ward. 38. Hydrorachis. Nicht immer ist der Wasserkopf mit hydrorachis verbunden, wie den Verf. davon mehrere Leichenöffnungen überzeugten. Mit Zuverlässigkeit lasse sich die Existenz solcher Ergießungen im Leben nicht erkennen. 39. Eine wichtige Beobachtung, welche eine Möglichkeit der Heilung einer hydrorachis, wenigstens nach einer arachnitis aiguë zu beweisen scheint. Derivativa scheinen in diesem Falle nützlich. Pneumatorachis ou exhalation gazeuse dans l'arachnoïde rachidienne. So zahlreiche Beyspiele von Gas-Ansammlungen in verschiedenen Theilen des thierischen Körpers man auch bey Schriftstellern findet, so habe doch noch keiner einer solchen, in der arachnoidea des Rückenmarkes gedacht, und doch fand der Verf. gar nicht selten die Lendenportion der von der festen Hirnhaut gebildeten Scheide des Rückenmarks, mehr oder weniger aufgebläht von einer geruchlosen, ungefärbten, gasartigen Flüssigkeit (fluide gazeux),

welche wohl nicht ausschließlich der Fäulniß zuge-
schrieben werden konnte, weil er sie in ganz frischen
Leichen antraf, wenn sie in einer großen Anzahl
seit einigen Tagen aufgehobener Leichen nicht exi-
stirte, doch bemerkte er nicht, daß diese Gasentwi-
ckelung besonders als Folge gewisser Krankheiten
statt gehabt hätte, und erzählt als Beweise acht Fälle
im Einzelnen. Schwer sey es zu erklären, warum
sich dieses Emphysem bloß im untern Theile des
gedachten Schlauches fände. Nur Bonnet und Spie-
lenberg gedächten ähnlicher Fälle. Diese pneumato-
se könne abhängen von der Fäulniß, von dem in
ausgetretenen Flüssigkeiten enthaltenen Gase oder
von einer exhalation vitale. Ch. 7. De l'arachni-
tis rachidienne. Aeußerst selten zeigt sich die
Entzündung der Hüllen des Rückenmarkes bloß auf
den im Rückgrath befindlichen Theil derselben ein-
geschränkt. Sehr wahr bemerkt der Verf. S. 297.
Jusqu'à présent les recherches anatomiques n'ont
pu faire découvrir des vaiseaux dans l'arachnoï-
de et cependant tous les auteurs parlent de
son inflammation. Er habe freylich mehreremale
partielle Injectionen der arachnoidea wahrgenom-
men, welche bey einer oberflächlichen Untersuchung
ihren Sitz in der arachnoidea selbst zu haben schei-
nen konnte. Mais, en la separant de la dure-
mére, il était facile de reconnaître que les vais-
seaux injectés étaient situés au dessous de la
membrane séreuse, dont la tenuité et la trans-
parence extrêmes en laissaient distinguer les
ramuscules les plus déliés. Hr. Ribes sey glei-
cher Meinung. (Somit wären die Zweifel, welche
Ref. Anz. 1823. S. 1889 und 1893 gegen die Rich-
tigkeit von Parent-Duchatelets Arachnitis äußer-
te, von dessen eigenen Landsleuten gerechtfertiget.)
Obs. 40. Entzündete Gefäßhaut des Rückenmarkes.
41. Eiterartige Exsudation zwischen der Schleim-
haut und der Gefäßhaut des Rückenmarkes. 42.
Eine sehr beschränkte arachnitis eines vierjährigen

rabens hatte einen tödlichen tetanus bewirkt. 43. ntzündung der Häute des Rückenmarks in der ndengegend. Pathognomonische Zeichen der Entndung des Rückenmarks sind, eine allgemeine Zummenziehung des hintern Muskeln des Rückens d Schmerzen im Rücken. Verläuft sehr schnell dlich; die eigentlichen besondern Ursachen derselben d unbekannt Allgemeine und örtliche Blutwegehme, Bäder, und die strengste Diät seyen anzuthen. Ch. 8. De l'inflammation de la moelle inière proprement dite, ou myélite. Von aln Theilen des Rückenmarkes, welche erweicht wern, ist der in den Lenden befindliche derjenige, lcher am öftesten davon befallen wird, nächst dien der im Rücken befindliche, wahrscheinlich weil ese beiden Theile die meiste gefäßreiche graue Subunz enthalten Obs. 44. Erweichung im untern heile des Hirnknotens. 45. Erweichung der Cercal-Portion des Rückenmarks. Gewöhnlich ergreift ese Erweichung des Rückenmarkes zu Anfang nur ne Seite, selten sogleich die ganze Dicke desselben. bs. 46. Erweichung des untern Theils des Rükenmarkes nach einem Falle. 47. Erweichung des rderen Theils des Rückenmarkes. Ein sehr lehricher Fall, weil er beweiset, daß die vordern Wurln der Rückenmarks-Nerven zur Bewegung, die interen zur Empfindung dienen. 48. Eweichung er rechten Hälfte des Rückenmarks; Lähmung der nken Seite bewirkend. 49. Erweichung der Lenen-Portion des Rückenmarks ohne Lähmung. Ein hr seltener Fall. 50. Verhärtung der Cervicalortionen des Rückenmarks. Folge von Entzündung; erursachte Gefühllosigkeit, und Unfähigkeit zur Beegung. Ch. 9. Tissus morbides développés dans es membranes de la moelle épinière, ou dans 'epaisseur de sa membrane. Bis jetzt habe man n den Hüllen des Rückenmarkes von Transformaionen nur Knorpelung und Verknöcherung, und on neuen Productionen nur Tuberkeln und Hyda-

tiden wahrgenommen. Ob Lecats Krebs auch hieher gehöre, läßt sich nicht entscheiden, weil man zu seiner Zeit, es mit der Benennung Krebs nicht so genau nahm. Sehr treffend werden die knorpelichen Plättchen beschrieben, welche man sehr oft in der arachnoïdea des Rückenmarkes antrifft, Esquirols und Chaussiers concrétions osseuses möchten wohl nichts anders als eben diese Plättchen gewesen seyn. Obs 52. 53. Tuberkeln in der Arachnoidea des Rückenmarkes. 54 bis 58. Geschwülste im Rückenmarke. 59. 60. 61. Blasenbandwürmer in den Hüllen des Rückenmarkes. Diese Hydatiden, oder von Laennec sogenannte Acephalocystes sah man sogar in großer Menge, aus einer Geschwulst des Rückens, in der Gegend der Nieren herauskommen. Chap. 10. Des maladies qui dependent, suivant quelques auteurs, de l'altération de la moelle rachidienne, ou de ses enveloppes. So suchte man im Rückenmarke die Ursache der Lähmungen, wenn nicht zugleich Auge, Nase, oder Zunge litten, der Epilepsie, des Veitstanzes, des Tetanus, des Trismus neugeborner Kinder, der Wasserscheu, der adynamischen Krankheiten, der bösartigen Fieber, der Rückenschmerzen bey Coliken, der Schmerzen bey Hämorrhoiden, bey Scirrhus und Krebs des Mastdarms, der Paraplegien bey der Ruhr und der Schmerzen bey der Bleycolik. Die nux vomica erregt, des Hrn. Verfassers Erfahrung zufolge, heftige Schmerzen in den gelähmten Gliedern, ohne die geringste Veränderung in der Lähmung der Bewegung zu bewirken, wie Obs. 65. umständlich darthut. Blausäure leiste zur Beruhigung der Nerven großen Nutzen. Erklärung der beiden Steintafeln. Pl. I. Abbildung von ein Paar verengten Löchern fürs Rückenmark im Grundbeine. Pl. II. Fig 1. Durchschnittsfläche des Rückenmarks eines Pferdes. Durchschnittsflächen des Rückenmarks des Menschen in der Gegend der Lenden, des Rückens, und des Halses. Fig. 2. Nette Abbildung der vordern Flä-

je des Halsstückes des menschlichen Rückenmarks, n dessen erstem Dorsal-Nerven, die in der 23. Obs. beschriebene Geschwulst statt fand. Fig. 3. Ein Theil des Hirnknotens, in welchem sich eine Narbe zeigte. Der Verf dieses, seiner Gründlichkeit wegen, sehr schätzbaren Werkes, bewährt eine ungemeine Bekanntschaft selbst mit den kleinern seinen Gegenstand betreffenden Schriften der Deutschen.

Basel.

Vergleichende Bemerkungen über die Familien-Verwandtschaft der Indischen Sprachen, in besonderer Beziehung auf 33 beygefügte orientalische Uebersetzungsproben des Gebets des Herrn. Nach den neuesten Mémoires der Indischen Bibelübersetzer. Herausgegeben von M. Gottlieb Blumhard, Inspector der Missionsschule in Basel. 1819. 94 S. 8.

Was hier von den Bestrebungen die Bibel in sämmtliche Indische Sprachen zu übersetzen (in zwey ist schon die ganze Bibel, in 6 das A. T., in 12 sind die 3 Evangelien übertragen) von der geringen Schwierigkeit diese Sprachen zu lernen, von der Art der Uebersetzung, durch Pundits mit sorgfältiger Revision, von den schon weit gediehenen Vorbereitungen zum Druck, (man wird jedoch den Devanagari Character bey den meisten brauchen) von den Vortheilen der Uebersetzungen, Druckkosten ꝛc. gesagt wird, übergeht Rec. um so mehr, je weniger er, selbst bey den außerordentlichen Anstrengungen der dortigen Missionaren, hofft, daß das Christenthum in Indien große Ausbreitung finden werde, wo der Castenunterschied, die Macht der Brahminen und andre örtliche Verhältnisse ihr eigenthümliche Hindernisse entgegen stellen. Aber groß und einleuchtend ist der Gewinn für die Glottik, wovon diese kleine Schrift einen angenehmen Beweis gibt. Sie zeigt an den Wörtern die im Vater Unser vorkommen, daß fast alle Sprachen Indiens mit dem Sanscrit verwandt sind; das Ben-

galische hat am meisten Sanscrit; das Hindische ist die Sprache der muhammedanischen Höfe und Läger und der Städte, und hat eine Zumischung von Persischem. Gleichwohl sind von 32 Wörtern (im V. U.) nur sechs persisch. Diese Vergleichung wird durch 28 Dialecte durchgeführt, und selbst die Sprachen werden berührt, die westlich vom Indus (Afghanisch und Bulokschi oder Balludschi) zum Persischen Stamm gehören, und im Osten Khassi und Burmanisch, wo schon der Einfluß des Sinesischen merkbar wird. Die Indischen Sprachen haben $\frac{9}{10}$ der Wörter mit einander gemein, und alle denselben innern Bau. Auch die südlichen Halbinseln haben die Hälfte ihres Wörtervorrathes aus dem Sanscrit, das übrige vermuthlich aus dem sogenannten Hochtamulischen. In einem Anhange sind nun außer dem Sanscrit von 32 Indischen Sprachen und dem Sinesischen Proben gegeben, von jeder das Verbum Substantivum im Präsens und Präteritum, mit vorgesetzten Fürwörtern, und dann das beliebte V. U. übersetzt. Für jede Sprache ist eine Octavseite. Das ist nun freylich wenig, und man möchte wünschen, daß die sprachkundigen Britten aus ihrem reichen Vorrath etwas mehr mitgetheilt hätten, nur einen halben Bogen für jede Sprache: indessen auch die karge Gabe, die einen Ueberblick so vieler bisher ganz unbekannten Sprachen gewährt, nimmt man mit Dank an. Schade, daß dabey die unbequeme englische Orthographie, wo oo-u, ou-au, j-dtsch lautet, gebraucht worden. Daß in der Sanscritprobe S. 61. das Pronomen mit dem Zeitwort zusammengezogen ist, uhumusmi etc. statt ahom asmi etc. (Die Vff. befolgen überall die Aussprache durch u) kann leicht irren. Eine Kupfertafel gibt 16 Proben der für die Bibelübersetzungen gefertigten Typen, wo nur die Persischen, zumal für das Hindostani zu klein und undeutlich ins Auge fallen. Das Birmanische hat hier doch eine eigene Schrift, da es nach S. 28. jetzt immer mit Sungscrit (so schreiben die Vff.) oder Devanagari geschrieben werden soll.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

68. Stück.

Den 26. April 1824.

Berlin.

Bey Dümmler 1824: auf IV u. 112 S. gr. 8. Juris Romani antejustinianei fragmenta Vaticana e codice palimpsesto eruit Ang. Maius. Prostant Romae et Berolini ap. F. Duemler.

Unter diesem Titel, wo Rom wohl nicht so viel heißt, der Verleger habe da auch eine Handlung, sondern die Ausgabe sey nach der zu Rom erschienenen, aber mit Bewilligung von Msg. Mai veranstaltet, und wo Romani fast nur um der Herzens Härtigkeit unserer Zeitgenossen willen da steht, die jus civile für irgend ein Civilrecht nehmen, denn im Lateinischen kommt Romani ungefähr so heraus, wie wenn man statt *King's Bench* bey uns schriebe: *the King's of England Bench*, ist in Erfüllung gegangen was oben S. 153 vermuthet war, daß nähmlich die Berliner Ausgabe auch schon im Buchhandel zu haben seyn werde. Die im Nahmen des Verlegers Lateinisch geschriebene kurze Nachricht meldet, es fehlte außer der Vorrede des Römischen Herausgebers (mit welcher der Unterzeichnete schon lange, wenigstens

nach dem Pariser Nachdrucke, hätte dienen können) noch Einiges, dieß würde mit den Bemerkungen von Savigny, Haubold (eheu!), Schrader, Dirksen, Mühlenbruch, Barkow, Bluhme und Andern, nebst einer neuen Vorrede, erscheinen. Was dem Unterzeichneten der Geist eingegeben hat, steht theils, so weit es die Ordnung der sieben oder eigentlich nur sechs Lehren betrifft, in diesen Anzeigen, und damit hängt denn Einiges von Dem zusammen, was in der neunten Ausgabe der Rechtsgeschichte, die gerade zugleich mit diesen Palimpsesten gedruckt worden ist, über Diese vorkommt. In der Art, die Stellen anzuführen, ist die in dieser Ausgabe, nicht in der Römischen und nicht in der Pariser, vorbereitete nach Paragraphen, deren 341 sind und worunter der §. 35. fast anderthalb Seiten, drey und vierzig Zeilen, der Handschrift, §. 249. gar noch mehr beträgt, von der neuen Rechtsgeschichte durchaus nicht befolgt, ob sich gleich voraus sehen läßt, sie wird von den Besitzern dieser Ausgabe oder derer, die auf diese folgen, also von Deutschen Schriftstellern und Lehrern bald allgemein angenommen werden. Die Paragraphen sind ja sogar bey Gajus schon ganz gewöhnlich, wo doch jede Seite der ursprünglichen Handschrift gezählt ist, und wo man, für diese Art zu citiren, fürchten, für die Kenntniß des Römischen Rechts selbst, hoffen mußte, bey der zweyten Benützung der Handschrift würde noch manches hinzukommen, was die Paragraphenzahl störe. Wenigstens hätte aber doch hier wie bey Gajus die Zahl der Paragraphen beym Columnentitel angegeben werden sollen, denn wer beym Aufschlagen bey den zwey erwähnten langen Paragraphen, wo eine ganze Lex, was man eine Lex nennen kann, wenn man die der Fragmente noch Rescripte so nennen will, ein einziger Paragraph seyn soll, (auf S. 8 und 9. und

S. 62 und 63 stößt, der weiß gar nicht, ob der Paragraph, den er, der Zahl nach sucht, weiter vorne oder weiter hinten steht. Bey Etwas, was ein einziges Mahl geschrieben vorhanden ist, ist die Zahl der Seiten und der Zeilen der einzigen Handschrift gewiß eine viel sicherere Angabe, als die so gewöhnlich am Rande angegebene Seitenzahl einer Hauptausgabe bey einem alten Schriftsteller; aber freylich dachte weder Ranconnet noch Taurellius daran, diese Zahlen beyzusetzen, Ersterer vielleicht um deswillen nicht, weil er damahls noch hoffen durfte, seine Handschrift von Ulpian oder vom Theodosischen Codex würde nicht die einzige alte bleiben, wie wir nun hierin nach beynahe drey Jahrhunderten, man möchte sagen: leider, unserer Sache viel mehr gewiß sind. Die Seitenzahl der ersten Handschrift hätte bey diesem Palimpsesten weit eher an dem Rande bemerkt werden sollen, als die Seitenzahl der zweyten zum Theil aus diesem Pergamente etwa im achten Jahrhundert gemachten Handschrift, einem Stücke aus Cassian von den Egyptischen Einsiedlern, collationes patrum, mit welcher man außer der Vaticanischen Bibliothek doch Nichts anfangen kann, und die es genug gewesen wäre, in der Vorrede zu bemerken. Statt S. 60 b. womit ex emto et vendito anfängt, hätte man setzen sollen: 1 und so fort bis S. 8, statt S. 88 b. und 87 b. als den ersten Seiten, worauf de usu fructu steht, da das alte Blatt von Oben nach Unten durchschnitten ist, hätte wieder S. 1 an den Rand gesetzt werden sollen und so fort bis S. 10 und so denn weiter bey den vier andern Lehren de dotibus bis S. 4, de excusatione bis S. 14, de donationibus bis S. 16 und de cognitoribus bis S. 4, die Hälften, die sich nicht zusammen finden, natürlich wie ganze Seiten, einzeln gerechnet. Es steht nun dahin, ob Dieses noch in den zu erwartenden Bogen dieser Ausgabe geschieht; eine Seite

wäre dazu hinreichend und Diese könnte man mit der Inhaltsangabe verbinden, die bey dem Pariser Nachdrucke fehlt. Merkwürdig ist es, daß bey einer so entsetzlich lückenhaft erhaltenen Handschrift, wie die des ungenannten Sammlers von Stellen aus Rechtsgelehrten und Kaiserlichen Rescripten und Leges ist, doch, allem Ansehen nach, nie in derselben Lehre eine Seite oder auch nur eine ganze Zeile, zwischen dem Ersten und dem Letzten, was wir davon haben, fehlt.

Ein anderer Wunsch, der bey den folgenden Bogen zu erfüllen seyn möchte, ist die Vergleichung der theils in den Anmerkungen angeführten theils der seitdem aufgefundenen vielen Stellen aus Dem, was wir schon hatten, mit diesen Palimpsesten. Freylich kann diese jeder Leser für sich anstellen, aber daß es nicht jeder thun wird, der doch gerne und mit Nutzen die Abweichungen beider Lesarten von einander, etwa so wie die des Theodosischen Codex und der Novellen dazu in dem hiesigen Corpus Juris, vor sich gehabt hätte, wird Niemand leugnen. Msg. Mai hat sich bisher nicht mit dem Römischen Rechte beschäftigt, das sieht man schon aus seiner Art, die Stellen des Corpus Juris anzuführen, was das sonst so bekannte ff auf S. 2. Anm. 4. sagen soll, weiß der Unterzeichnete nicht, S. 4. Anm. 1. heißt es §., dem Ursprunge des Zeichens nach allerdings richtig, aber wie kurz ist es her, daß man dieses weiß? Die ihm sehr nahe Hülfe Dessen, von welchem der Unterzeichnete gerade auch Dieses gelernt hat, und dessen Bekanntschaft mit unsern bisherigen Quellen, hat Msg. M. erst sehr spät benutzt. Da muß also eine in Deutschland und von Rechtsgelehrten besorgte Ausgabe noch Vieles nachholen. Gesetzt auch, was weder Msg. M. noch den uneigennützigen Freunden des Römischen Rechts lieb seyn kann, ein großer Theil des Fundes zeigt sich nicht als neu, sondern nur als eine bald mehr bald

weniger übereinstimmende, auf jeden Fall aber von den im sechszehnten Jahrhundert gemachten Compilationen ganz unabhängige, Gestalt Dessen, was wir schon hatten, so ist doch schon diese Sonderung viel werth und es bleibt genug übrig, daß wir uns auch dieser, wieder nicht blos zufällig gemachten wenigstens gewiß nicht blos zufällig so bald benutzten, Entdeckung freuen dürfen. Das Wichtigste des ganz Neuen ist Was wir nun über die Lex Cincia wissen, die nicht nur ganz anders aussieht, als vor fünf Jahren eine der beiden aufgestellten Meynungen, die behauptende und die bezweifelnde, annahm, sondern die nun auch, was Niemand ahnete, der älteste Beleg, wohl gar der Ursprung, der Auszeichnung von mancipii res ist.

Daß mit S. 92 die Blätter und Hälften von Blättern aus dem Werke ohne Nahmen aufhören, war schon oben S. 153 bemerkt, dann kommen zwölf Seiten Vergleichungen von Stellen aus den drey letzten Büchern des Theodosischen Coder, also freylich nichts so ganz Neues, wie was jeden Posttag von Turin durch Peyron auch aus den fünf ersten, die wir nicht mehr echt haben, zu erwarten ist. Die wichtigsten Verbesserungen sind wohl bey c. 3. Th. C. 14, 4. daß vor numerariae exactionis hinzukommt: suariis autem celebrandae und bey c. 53. Th. C. 15, 1. die Ergänzung des pa... tamen, hinter welchem denn auch statt ipsisque es heißen muß ipsis, quae. Außerdem sind einige gute Lesarten in der Handschrift theils bestätigt, theils neu angegeben, freylich aber auch viele schlechte oder doch unbedeutende. Hierauf folgen zwey Hälften von Seiten und zwey ganze Seiten aus der Burgundischen Lex Romana von Tit. 28 (11) zu Ende bis Tit. 36 (35) zu Anfang. Endlich noch Auszüge aus dem Theodosischen Coder vom neunten Buche Tit. 2... 16., unbedeutend, da wir den vollständigen Coder an dieser Stelle haben und es nicht an Auszügen fehlt. Die

zwey letzten Seiten, Zusätze von Msg. Mai zu dem Vorhergehenden. Hugo.

Halle.

Rengersche Verlagsbuchhandlung: Kirchenhistorisches Archiv von Carl F. Stäudlin, H. G. Tzschirner und J. S. Vater für 1824. 1. Heft 1823. 132. S. kl. 8.

I. "Anordnung und Fortsetzung der Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts nach der Zeitfolge von Stäudlin." Der Verfasser hat schon früher in dieser Zeitschrift einen Grundriß der Kirchengeschichte dieses Jahrhunderts geliefert, welcher theils nach den Materien, theils nach der Zeit geordnet war, und bis in den October 1822 reichte. Er versprach damals, ihn künftig fortzusetzen; das war natürlich so zu verstehen, daß es erst alsdann geschehen werde, wenn wieder ein gewisser Zeitraum verflossen sey, der Stoff genug zur Fortsetzung darbiete, und daß einstweilen Beyträge dazu in einzelnen Aufsätzen werden gegeben, was dann auch schon geleistet worden ist. In chronologischer Ordnung aber konnte die Fortsetzung schon jetzt eintreten. Der Verf. hat aber noch mehr gethan, er hat eine chronologische Uebersicht der Kirchengeschichte vom Anfange des Jahrhunderts an bis zu gegenwärtiger Zeit geliefert, damit man die Reihe der Begebenheiten nun auch bloß in ihrem Zeitverhältnisse erblicke und ein Hülfsmittel für die Kirchengeschichte gewonnen werde. Es ist auch Manches hier angeführt, was in dem "Grundrisse" fehlt, wo es mehr auf Auswahl und zweckmäßige Zusammenstellung, als auf Angabe alles Einzelnen ankam. Manche chronologische Data, die man leicht verliert oder nur mit großer Mühe auffindet, sind hier und zwar oft bis auf Monate und Tage aufbewahrt. Auch einige literarische Nachweisungen, die im Grundrisse fehlten, sind nachgehohlt. Eine eigentliche synchronistische Geschichte sollte es nicht seyn, sondern nur etwas mehr, als eine Zeit-

Tafel, welche im December 1823 endiget. II. "Zur Geschichte der Behandlung des neutestamentlichen Texts in der ältesten Kirche von Vater." Die Grundlinien der Geschichte des neutestamentlichen Texts, die sich in J. M. A. Scholz Biblisch-Kritischer Reise in Frankreich, der Schweiz, Italien, Palästina und im Archipel in den Jahren 1818 - 21. Leipz., 1823. finden, werden hier, so weit es zum Zwecke des Aufsatzes gehört, ausgezogen und hernach geprüft. Die Prüfung bezieht sich auf die Fragen 1) ist es erwiesen oder auch nur wahrscheinlich, daß mit dem Schlusse des dritten Jahrhunderts eine ganz andere, auf Gewissenhaftigkeit und Achtung gegründete Behandlung des neutestamentlichen Texts in der Kirche allgemein statt gefunden habe? 2) Ist es wahrscheinlich, daß die Verallgemeinerung Aegyptischer Lesarten nach den Abendländern eine Folge der durch Constantin den Großen und Constantin nach den Abendländern gekommenen Handschriften gewesen sey und zeigt sich nicht noch länger Vertrauen zu dem Texte, wie er fortdauernd in Aegypten galt? 3) Ist es factisch, daß der Bezirk des Constantinopolitanischen Patriarchats so früh zugleich Bezirk des Kleinasiatischen Textes, und dieser zugleich zu Constantinopel gewöhnlich gewesen sey? 4) ist der Zusammenhang zwischen Constantinopel und Syrien eben so alt, um auf die Uebereinstimmung des in beiden Gegenden herrschenden Textes die Gewähr seiner Ursprünglichkeit zu gründen? III. "Kleiner Beytrag zu des Fabricius Codex apocryphus N. T. von G. Veesenmeyer, Professor in Ulm." Der Befehl des Herodes zu dem Bethlehemitischen Kindermorde von neuer Hand, Ebräisch und Deutsch wird in beiden Sprachen gegeben; hernach der bekannte Brief des Lentulus über Christus, aber unter dem Namen des Pilatus, mit Anmerkungen, ein Leben der Maria und Jesu, eine Anekdote vom Apostel Petrus, alles aus handschriftlichen Papieren. Zuletzt werden noch einige Nachträge zu Fabricii Codex pseudepigraphus V. T. geliefert. IV. "Ueber die kirchliche Geschichte und Geographie von Island, vorzüglich nach den neuesten Eng-

lischen Reisebeschreibungen von Stäudlin". Island ist gewiß eines von denjenigen Ländern, welches durch die Wunder der Natur, die es in sich schließt, durch seine politische Geschichte und Verfassung, durch seine frühe und schätzbare Literatur u. in religiöser und kirchlicher Hinsicht am ausgezeichnetsten und interessantesten ist. Manchen mag das Nähere, ihn selbst näher oder entfernter Berührende mehr anziehen und interessiren, aber das Entferntere, Eigenthümlichere, von uns und unseren Umgebungen mehr Abweichende hat seinen besonderen, oft größeren Reiz. Der Verf. läßt sich nicht auf die ganze kirchliche Geschichte und Geographie von Island ein, sondern hebt gewisse Hauptpuncte und Eigenthümlichkeiten aus. Zuerst handelt er von den über diesen Gegenstand überhaupt schon vorhandenen Schriften, wo er mit den Sagas anfängt und mit Mackenzies Reisebeschreibung endiget, hernach von der ersten Entdeckung und Bevölkerung dieser Insel und von der damit zusammenhängenden Einführung des Christenthums, von der weiteren Ausbreitung desselben und deren Wirkungen auf Cultur, Kenntnisse und Character, vom Einflusse des Papstthums, von der Einführung der Buchdruckerkunst und der Reformation, von der großen Anzahl theologischer Werke, welche seit dieser Zeit daselbst erschienen sind, von der Festigkeit, mit welcher man dort bey dem lutherischen Lehrbegriffe beharrte, von der kirchlichen Eintheilung, von den Bischöfen, von dem kirchlichen Patronate, von dem Zustande und der Lage der Prediger, von den Kirchengebäuden, von der Erziehung und den Schulen, von der geistigen und sittlichen Bildung hohem Grade unter den Isländern, von den Unterweisungen und Uebungen derjenigen, die sich zum geistlichen Stande vorbereiten, vom Gottesdienste, den Predigten, von dem vertraulichen Verhältnisse der Prediger mit ihren Gemeinen, von den verschiedenen Isländischen Bibelübersetzungen, von der dortigen Bibel- u. Tractaten-Gesellschaft, von den Unterstützungen durch die Londner Bibelgesellschaft. Die Nachrichten sind nicht nur aus Mackenzies sondern auch aus Hendersons Reisebeschreibung geschöpft. V. "Anton Arnauld und Peter Nicole von dem Prediger Hesekiel zu Halle." Aus des Grafen Lanjuinais Etudes biographiques et literaires. à Paris 1823. im Auszuge mit einigen Anmerkungen übersetzt. Es sind ausgesuchte Züge, welche das Leben, den Geist, den Character und die Schriften dieser beiden merkwürdigen Männer betreffen; in der bekannten gründlichen und interessanten Manier des Grafen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

69. Stück.
Den 29. April 1824.

Warschau.

Krótki rys historyi i literatury Polskiey od naydawnieyszych czasow do roku 1806 doprowadzony, przez T. Szumskiego. 1824. 374 Seiten in 8.

Es ist fast unglaublich, was man in unsern Tagen sich Alles zu schreiben erlaubt. Die polnische Sprache, behauptet man, ist seit Jahrhunderten den Künsten und Wissenschaften fremd geblieben. Kein einziges Werk über Oeconomie, Handwerke, Naturgeschichte, Taktik, Moral finde sich in dieser Sprache, welches den Bedürfnissen dieser Nation, den schnellen Fortschritten der Wissenschaften im Auslande entspreche. Wollten nur diese Herren, welche so grundlose Behauptungen äußern, zunächst die Sprache erlernen, welche freylich etwas schwierig ist, aber als Königin aller Slavischen Dialecte reichlich für die aufgewandte Mühe belohnt; wollten sie dann nur ein Werk, wie das oben angeführte, durchblättern, und später die Büchercataloge von Warschau, Krakau, Wilna und Lemberg etwas durchmustern. Gewöhnlich denkt man sich,

daß einige Uebersetzungen, Broschüren und einige mittelmäßige Poesien den Reichthum der polnischen Litteratur ausmachen. Gegen dergleichen Vorstellungen ist das oben angezeigte Werk gerichtet dessen Inhalt wir liefern. Man gesteht ein, daß das ehemalige Königreich Polen, während seiner Existenz, riesenmäßige Schritte in den Wissenschaften gemacht hat, welche keinen Zweifel übrig lassen über die Leichtigkeit der Nation, mit jeder übrigen zu wetteifern. Freylich ist Polen nicht reich an Originalwerken über Oeconomie, Technologie, Naturgeschichte, Mathematik und Tactik, aber es hat viele und gute Uebersetzungen, und wiewohl man dieß Land als abergläubisch verschrieen hat, so haben doch die Uebersetzungen der Bibel von Leopolita, Radziwill, Wujek, Budny, Sklenian, Czechowicz und andern ein ausgezeichnetes Verdienst. Grundfalsch ist die Behauptung, daß es darüber hinaus nichts Wichtiges gebe. In der Moral gibt es viele gute und selbst ausgezeichnete Werke. In Beziehung der schönen Wissenschaften möge dem Kenner die Erinnerung an das zu Warschau erschienene Werk: Wybor Pisar'zow polskich genügen, welches aus einer Menge von Bänden besteht, und doch nur eine Auswahl aus classischen Schriftstellern enthält; leicht wird man sich dann überzeugen, daß die Sarmaten auf diesem weiten Felde, in vielen Perioden der Blüte und Reife, Meisterwerke aufzuzeigen haben, welche sich mit denen der gebildetsten alten und neuen Völker vergleichen lassen. Ihre bessern Dichter sind zugleich ausgezeichnet philosophische Köpfe, wie die griechischen und römischen es in so hohem Grade waren, und wie Mehrere bey den neueren Nationen es nicht sind. Kasimir der Große, der ausgezeichnetste unter den Königen von Polen, Sigismund August, Johann Sobieski, August II. und Johann Zamoyski thaten Vieles für die Wissenschaften. Bekannt ist

as Privilegium Sigismunds I. vom Jahre 1535, urch welches die Professoren der Krakauer Universität, nach 20jähriger Dienstzeit, für sich und ihre Nachkommen den Adelstand erhielten. Die Universität Wilna erhielt dasselbe Privilegium im Jahre 676, und wir erwähnen diese Einrichtung unter ndern zum Flor der Wissenschaften berechneten ur deshalb, weil in unsern Tagen der Kaiser Alexander dieselbe nachgeahmt hat. War nicht auch St. Leszczynski ein vortrefflicher König? Erhob nan nicht Männer, welche sich durch Gelehrsamkeit uszeichneten, zu den größesten Ehrenstellen? z. B. Krasicki wurde Erzbischof von Gnesen, in welcher Eigenschaft er bekanntlich den ersten Platz und die rste Stimme nach dem Könige hatte. Selbst Cardinäle durften ihm nicht vorschreiten, und während eines Interregnums hatte er die Macht, die Zügel der Regierung zu fassen.

Wiewohl man nicht leugnen kann, daß die polnische Sprache große Veränderungen im 18. Jahrhunderte erlitten hat, so bleiben doch die alten Schriftsteller, und namentlich diejenigen aus dem Zeitalter der beiden Sigismunde, bis auf diesen Tag Muster des polnischen Styls. Wenn man Krasicki, Naruszewicz, Kniaznin, Niemcewicz, Karpinski &c. als Klassiker nie genug rühmen kann, so ist es doch schwer, die neueste Litteratur mit einem Johann Kochanowski, Skarga, Wujek, Bialobrzeski, Gornicki u. A. in Vergleichung zu stellen. Ohne Widerrede gehört noch zu den classischen Schriftstellern der Piorist Kopczynski, welcher sich auch durch seine Grammatik große Verdienste um die Muttersprache erworben hat, und Franz Dmochowski, bekannt durch seine metrische Uebersetzung der Iliade. Berühmt sind die beiden alten Historiker Dlugosz und Kromer, und der liebenswürdige Dichter des 16ten Jahrhunderts, Stanislas Grochowski, welcher sich vorzüglich durch sanfte und zarte Empfindun-

gen auszeichnete, so wie durch die graziöse Bildung der Verse; ferner Simon Simonides und der unermüdliche Albertrandi (vergl. Hall. Litteratz. 1809). Simon Simonides Bendónski geb. zu Lemberg im Jahre 1557 war Sekretair und Freund des Grafen Johann Zamoyski, und zeichnete sich gleich sehr durch polnische und lateinische Gedichte aus. In Hinsicht seiner Idyllen kann man ihn den polnischen Theokrit nennen Zimorowicz und Gawinski folgen ihm nur von fern, so wie unter den Neuern Naguczewski. Selbst die Idyllen des Naruszewicz lassen sich in Hinsicht der Lieblichkeit mit denen des Simonides nicht vergleichen. Diese Ansicht über Grochowski und Simonides ist die aller wahren Kenner.

Auch Tomaszewski zeichnete sich durch sein didactisches Gedicht Rotnictwo (der Ackerbau) vortheilhaft aus. Groß ist die Anzahl vortrefflicher Geschichtschreiber in Polen. Berühmt ist die Geschichte der polnischen Nation (Historya narodu polskiego) von Naruszewicz, welcher den Tacitus so vortrefflich übersetzt hat. Dieser Bischof und der Erzbischof Krasicki sind berühmte Nahmen. Die gebildetsten Staaten haben wenige solche Geistliche aufzuweisen. Auch von lebenden Schriftstellern ließe sich die ehrenvollste Erwähnung thun. Besonders zeichneten sich unter dem hohen Adel mehrere z. B. Thadaeus Czacki rühmlich aus, noch andere in diesem Stande waren Beschützer und Kenner der Wissenschaften. Wer kennt nicht die Nahmen eines Grafen Joseph von Tercżyn — Ossolinski, dessen Bibliothek eine der seltensten wegen des Reichthums an polnischen Werken ist, eines Czartoryski u. A.? Unter den ehrwürdigen Alten war Johann Zamoyski, eben so berühmt als Staatsmann, als Krieger (gleich dem Sobieski und Chodkiewicz), denn als Gelehrter und Privatmann, eine merkwürdige Erscheinung für alle Zeiten; ein mit Kraft und ganz

besonderem Schwunge ausgerüsteter Geist, größer als alles, was ihm umgab, und fast größer als sein Zeitalter.

Mehrere polnische Wörter, und unter ihnen besonders die Nomina propria, sind, besonders für ein deutsches Organ, schwer auszusprechen. Aber diese Sprache ist die reichste und gebildetste unter den Slavischen Dialecten, sie ist weit harmonischer und für den Gesang geeigneter als z. B. die Deutsche, wie die polnischen Opern beweisen; aber außerdem bemerkt man in ihr, nebst Energie und Reichthum, eine hohe Majestät, eine stolze Fülle der Phrasen, die größte Leichtigkeit sich an jedes Gefühl und an jede Vorstellung anzuschließen, die herrlichste Oekonomie im innern Baue. So ist diese Sprache sehr glücklich für den Dichter gebildet, indem kein Artikel, kein schleppendes Hülfswort, keine fesselnde Wortverbindung den freyen Aufschwung lähmt. Sie hat, so zu sagen, so viel Ausdrücke, als der menschliche Geist Vorstellungen besitzt, und eine vorzügliche Gefügigkeit, die verschiedensten Bilder der Seele zu mahlen und die einzelnen Nüancen oft durch einzelne Buchstaben auszudrücken. Weder im Lateinischen, Französischen, Italiänischen und Deutschen, noch im Griechischen und Englischen findet sich z. B. ein Wort, welches die verschiedene Stufen des Feueranzündens so bezeichnet, wie im Polnischen z. B. b. palić, spale, zapale, podpale etc. Dasselbe läßt sich an der vergangenen und künftigen Zeit in allen Verbis sagen. Wenige Sprachen verstehen auf eine so liebliche und schmeichelnde Weise Diminutiven zu bilden, und ihre Bedeutung dann bis zum Ausdrucke der Verachtung zu verstärken, in einem einzigen Worte die Wiederholungen oder Handlungen auszudrücken, beide Genera in der vergangenen und zukünftigen Zeit zu bilden. Zugleich ist sie in Hinsicht der Participien noch glücklicher gebildet als die Deutsche, und alle

neueren Sprachen, ausgenommen die Russische; das lexicalische Studium derselben ist also sehr belehrend für philosophische Etymologie. Außerdem hat sie den Vortheil der Bildung und Zusammensetzung neuer Wörter, wodurch sie die feinsten Ideen der Franzosen, Engländer und Deutschen wiedergeben kann. Auch gibt es wenige ausgezeichnete Werke, vorzüglich in der französischen Litteratur, welche nicht sehr glücklich ins Polnische übersetzt wären. Skarga kannte sehr wohl den bildenden Reiz seiner Sprache, so wie später Krasicki noch weiter in diesen Geist eindrang, und dadurch ein classisches Muster des Styls wurde. Demnach kann Niemand darüber erstaunen, daß Polen, bey so glücklichen Eigenschaften seiner Sprache, schon im 16ten Jahrhundert Uebersetzungen des Anakreon, Horaz und Virgil hatte, daß die beiden Uebersetzungen der Metamorphosen des Ovid von Zebrowski und Otwinowski herrliche Denkmäler, besonders des Reichthums dieser Sprache, sind. Przybylski übersetzte die Tristia. Die Ableitungen polnischer Wörter aus dem Hebräischen sind gezwungen, aber viele Ungrische finden sich in dieser Sprache. Die Sprache der Letten und Litthauer nähert sich dem Polnischen; einige Wörter wurden unmittelbar aus dem Böhmischen, Russischen und Deutschen genommen, deren Ursprung sich sogleich offenbart. Dennoch sind mehrere deutsche Wörter, die sich ins Polnische eingeschlichen haben, nicht mehr erkennbar. Wie blühete Polen schon im 15ten und 16ten Jahrhundert. Kochanowski bemächtigte sich der Harfe Davids, Sarbiewski der Leier des Horaz.

Exprimit veras natura pectore voces! Die Klagen des Orpheus (Zale Orfeusza) des Kniaznin kann man nicht ohne Thränen lesen. Wie strahlen die Nahmen des Niemcewicz, Wengierski, Karpinski und Woronicz! In der politischen Beredtsamkeit zeichnet sich Ignatz Potocki aus. Seine Reden auf dem Reichstage sind den besten Englischen

zu vergleichen. Auch besitzt Polen mehrere ausgezeichnete Kanzelredner. Außerdem hat diese Nation auf dem Felde der Wissenschaften, vor vielen andern, noch dieß Verdienst, daß das Terrain derselben wohl angebaut, aber nicht überschwemmt ist. Der größte Theil dessen, was Polen in diesen Gattungen besitzt, ist ausgezeichnet, und das Uebrige gut. Doch ist die Zahl der polnischen Schriftsteller nicht gering Linde benutzte zu seinem Wörterbuche fast 800 Schriftsteller! Dieses Wörterbuch ist eine bleibende Wohlthat für die gesammte Slavische Nation, denn außer Knapski und Trotz, bedeuten die übrigen sehr wenig.

Leipzig.

Bey C. H. Reklam: Naturhistorische Bemerkungen, gesammelt auf einer Reise im Norden von Europa, vorzüglich in Island, in den Jahren 1820 bis 1821 von F. A. Thienemann, Med. Doct. 1. Abth. Säugthiere, mit 22 illuminirten u. schwarzen Kupfertafeln. VIII u 160 S. in 8. 1824.

Auch unter dem Titel: Reise in dem Norden Europas, vorzüglich in Island ꝛc. von F. A. L. Thienemann und G. B. Günther ꝛc.

Von der Reise selbst wird der Verf. nach dem Vorbericht erst in der zweyten Abtheilung Bericht geben; die dritte soll die ausführliche Beschreibung und nöthigen Abbildungen der Vögel, Fische, Mollusken, Crustaceen, Insekten, Pflanzen und Mineralien enthalten. — Die von dem Verf. untersuchten und beschriebenen Thiere sind folgende: 1. der Schneefuchs Canis lagopus. Die Farbe des Haares ist bey diesem Thiere eben so veränderlich, wie bey dem Lepus variabilis, und der weiße und blaue Fuchs sind bloß als Varietäten ein und derselben Species zu betrachten. Alter, Geschlecht und Jahreszeit scheinen keinen Einfluß auf diese Abänderungen in den Farben zu haben. Der Verf. berichtigt die Linnéische Diagnose: C. cauda recta,

apice concolore, dahin: C. auribus truncatis, extrema caudae apice discolore, und der sibirische Schneefuchs C. Isatis, auribus ovato-acuminatis, brevioribus caudae apice discolore ist also für eine ganz verschiedene Species zu betrachten. Dagegen ist der weiße Fuchs in Grönland, Spitzbergen und Lappland nicht verschieden. Von den Robbenarten beschreibt der Verfasser folgende: Phoca barbata; scopulicola. nov. sp.; littorea; annellata; leucopla nov. sp.; groenländica und Halichoerus Nilsson = hispida Schreberi. Die Phoca cristata, oder Cystophora borealis Nilsson erwähnt der Verfasser nur beyläufig, wahrscheinlich weil er sie nicht selbst untersuchen konnte. Zuletzt beschreibt er noch eine kleine, nur drey Zoll lange isländische Maus, M. islandicus nov. sp., die in den mehrsten Verhältnissen zwischen M. sylvaticus und musculus in der Mitte steht. Die Beschreibungen der sämmtlichen, aufgeführten Thierarten sind sehr vollständig und liefern für die vergleichende Zergliederungskunde viele schätzbare Beyträge. Von dem Fleiß der beiden Reisenden zeigen 70 mitgebrachte Präparate. Minder reichhaltig sind die Bemerkungen über die Sitten- und Lebensart der beschriebenen Thiere, was seinen Grund in den örtlichen Schwierigkeiten, die sich der Beobachtung entgegenstellen, aber auch in dem verhältnißmäßig kurzen Aufenthalt in jenen unwirthbaren Gegenden haben mag. Die Farbe des Felles wechselt auch bey den Robbenarten nach dem Alter sehr auffallend, so daß davon keine zuverlässigen Merkmale herzunehmen sind. Ueberdem verblassen die Farben bey dem Trockenwerden des Felles und verlieren gar sehr von ihrem eigenthümlichen Fettglanze. Die Paarung geschieht bey den meisten Arten im Herbst, das Werfen im Frühjahr auf dem Eis. Alle Jungen sind mit einem weichen, wolligen Haar bekleidet. Der Verf. glaubt jedoch nicht alle in den nordischen Meeren vorkommenden Arten beschrieben zu haben.